This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494892 2

NFG

not want

G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Zweiter Band.

G. E. Lessing's

gesammelte Werke

in zwei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1864.

PUBLIC LIBRARY
172828

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Erster Theil. 1766	1
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. 1771	65
Hamburgische Dramaturgie. Erster Band	104
Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Band	192
Über Wenzels Apollodor. 1768	275
Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter. 1774	276
Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel	292
Theologische Streitschriften	314
Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer	394
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tausend Ducaten, oder Judas Ischariot dem Zweiten	409
Die Erziehung des Menschengeschlechts	412
Briefe von Lessing	421
Einige Worte über Gotthold Ephraim Lessing und seine Schriften	512

Transfer from Circ. Dept. Muhlenberg Branch NOV 23 1988

Laokoon

oder

über die Gränzen der Malerei und Poesie.

Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Puncte der alten Kunstgeschichte.

Erster Theil.

1766.

Υλη και τροποις μιμησεως διαφερουσι.
Πλουτ. ποτ. Αθ. κατα Π. ἠ κατα Σ. ἐνδ.

Vorrede.

Der erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruht das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Waage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes in ihren verlorenen Schriften von der Malerei die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredtsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sicherern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte, dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, (*Υλῃ και τροποις μιμησεως*) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge

von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectaneen zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten seyn werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist als das Baumgartensche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Puncte der alten Kunstgeschichte tragen weniger zu meiner Absicht bei, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife; so wie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Herr Winkelmann in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. „So wie die Tiefe des „Meeres, sagt er,[1] allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche „mag auch noch so wüthen, eben so zeigt der Ausdruck in „den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine „große und gesetzte Seele."

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln „und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz „allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, „an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst „zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert „sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der „ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, „wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des „Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches „und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der „Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch „den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt „und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet „wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an „die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, „das Elend ertragen zu können."

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über „die Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die „Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem „Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und „Weltweise in einer Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand, und „blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen „ein, u. s. w."

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu seyn, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu seyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächst dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von

[1] Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. S. 21. 22.

hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederſchreiben, in welcher ſie ſich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß ſein Leiden ſo verſchiedene Eindrücke bei uns zurückgelaſſen. — Die Klagen, das Geſchrei, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen ſtörte, erſchollen nicht minder ſchrecklich durch das öde Eiland; und ſie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieſes Stückes ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus ſieht man, ſagen die Kunſtrichter,[1] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun geweſen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich deßfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieſes. Die jammervollen Ausrufungen, das Winſeln, die abgebrochenen *ἀ, ἀ, φεῦ, ἀτταταῖ, ὤμοι, μοῖ!* die ganzen Zeilen voller *παπαῖ, παπαῖ*, aus welchen dieſer Aufzug beſteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Abſetzungen declamirt werden mußten, als bei einer zuſammenhängenden Rede nöthig ſind, haben in der Vorſtellung dieſen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben ſo lange dauern laſſen, als die andern. Er ſcheint dem Leſer weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen ſeyn.

Schreien iſt der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrei zu Boden. Die geritzte Venus ſchreit laut;[2] nicht um ſie durch dieſes Geſchrei als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn ſelbſt der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, ſchreit ſo gräßlich, als ſchrieen zehntauſend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere ſich entſetzen.[3]

So weit auch Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche Natur erhebt, ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieſes Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Thaten ſind es Geſchöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menſchen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt wiſſen über unſern Mund und über unſere Augen beſſer zu herrſchen. Höflichkeit und Anſtand verbieten Geſchrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des erſten rauhen Weltalters hat ſich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch ſelbſt unſere Urältern waren in dieſer größer, als in jener. Aber unſere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen ſehen, unter den Biſſen der Nattern lachend ſterben, weder ſeine Sünde noch den Verluſt ſeines liebſten Freundes beweinen, ſind Züge des alten nordiſchen Heldenmuthes.[1] Palnatoko gab ſeinen Jomsburgern das Geſetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht ſo der Grieche! Er fühlte und fürchtete ſich; er äußerte ſeine Schmerzen und ſeinen Kummer; er ſchämte ſich keiner der menſchlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entſprang, das wirkten bei ihm Grundſätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kieſel, die ruhig ſchlafen ſo lange keine äußere Gewalt ſie weckt, und dem Steine weder ſeine Klarheit noch ſeine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle freſſende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenſchaft in ihm verzehrte, wenigſtens ſchwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geſchrei, die Griechen hingegen in entſchloſſener Stille zur Schlacht führt, ſo merken die Ausleger ſehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, dieſe als geſittete Völker ſchildern wollen. Mich wundert, daß ſie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteriſtiſche Entgegenſetzung nicht bemerkt haben.[2] Die feindlichen Heere haben einen Waffenſtillſtand getroffen; ſie ſind mit Verbrennung ihrer Todten beſchäftigt, welches auf beiden Theilen nicht ohne heiße Thränen abgeht; *δακρυα θερμα χεοντες*. Aber Priamus verbietet ſeinen Trojanern zu weinen; *οὐδ' εἶα κλαιειν Πριαμος μεγας*. Er verbietet ihnen zu weinen, ſagt die Dacier, weil er beſorgt, ſie möchten ſich zu ſehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieſes beſorgen? Warum ertheilt nicht auch Agamemnon ſeinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne, indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſchlichkeit vorher erſticken müſſe. *Νεμεσσῶμαί γε μεν οὐδεν κλαιειν*, läßt er an einem andern Ort[3] den verſtändigen Sohn des weiſen Neſtors ſagen.

Es iſt merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerſpielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, ſich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinſte Theil des Unglücks iſt, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet, der ſterbende Herkules. Und auch dieſen läßt Sophokles klagen, winſeln,

[1] Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.
[2] Iliad. E. v. 343. *Ἡ δε μεγα ἰαχουσα* —
[3] Iliad. E. v. 859.

[1] Th. Bartholinus de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.
[2] Iliad. H. v. 421.
[3] Odyss. Δ. 195.

weinen und schreien. Dank sey unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules, die lächerlichsten unerträglichsten Personen auf der Bühne seyn würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter [1] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlorenen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer, als den Philoktet und Herkules, wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affect, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht seyn, warum dem ungeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen, sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrückt.

II.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Gränzen gesetzt und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will," sagt ein alter Epigrammatist [1] über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sey so ungestalten wie möglich; ich will dich doch „malen. Mag dich schon niemand gern sehen: so soll man „doch mein Gemälde gern sehen; nicht in so fern es dich „vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst „ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß."

Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, [2] lebte in der verächtlichsten Armuth. [3] Und Pyreicus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätte, Esel und Küchenkräuter mit allem dem Fleiße eines niederländischen Künstlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reiz hätten und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, [4] des Kothmalers; obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und selbst vom Junius, [5] gehalten wird. Es verdammte

[1] Chataubrun.

[1] Antiochus. (Antholog. libr. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieses Epigramm einem Piso bei. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

[2] Jungen Leuten, befiehlt daher Aristoteles, muß man seine Gemälde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, so viel wie möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. libr. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieser Stelle anstatt Pauson, Pausanias gelesen wissen, weil von diesem bekannt sey, daß er unzüchtige Figuren gemalt habe (de Umbra poetica, comment I. p. XIII.). Als ob man es erst von einem philosophischen Gesetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reizungen der Wollust zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunst (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um seine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.), welche den Unterschied, den Aristoteles daselbst zwischen dem Polygnotus, Dionysius und Pauson angiebt, darin setzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen und Pauson Thiere gemalt habe. Sie malten allesammt menschliche Figuren, und daß Pauson einmal ein Pferd malte, beweist noch nicht, daß er ein Thiermaler gewesen, wofür ihn Herr Boden hält. Ihren Rang bestimmten die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, und Dionysius konnte nur deßwegen nichts als Menschen malen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu sklavisch folgte, und sich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu malen, ein Religionsverbrechen gewesen wäre.

[3] Aristophanes Plut. v. 602. et Acharnens. v. 854.

[4] Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.

[5] De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiste des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder Olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine Ikonische gesetzt.[1] Der mittelmäßigen Portraits sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden. Denn obschon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, so muß doch die Aehnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaße er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.

Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich in gewissen alten Erzählungen, die man geradezu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Aristomenes, des Aristodamas, Alexanders des Großen, des Scipio, des Augustus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerschaft allen, als ob sie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit;[2] und die schönen Bildsäulen und Gemälde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wohl haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey.

Und dieses festgesetzt, folgt nothwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müssen.

Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maaßes von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.[1]

[1] Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

[2] Man irrt sich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer medicinischen Gottheit hält. Justinus Martyr (Apolog. II. pag. 55. Edit. Sylburg.) sagt ausdrücklich: πυρα παντι των νομιζομενων παρ' ὑμιν θειων. ὁφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringste Beziehung auf die Gesundheit haben.

[1] Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken, man übersehe die noch jetzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde, und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, sie doch lieber von den Münzen erborgen sollen, (Seguini Numis pag. 178. Spanhem. de Praest. Numism. Dissert XIII. p. 639. Les Césars de Julien, par Spanheim p. 48.) als daß er sie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem sie ganz gewiß nicht sind. Er sagt in seinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.). „Obschon die Furien in den Werken der alten Künstler etwas sehr seltenes „sind, so findet sich doch eine Geschichte, in der sie durchgängig von „ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des Meleager, als in „dessen Vorstellung auf Basreliefs sie öfters die Althäa aufmuntern „und antreiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben „ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben. Denn auch „ein Weib würde in ihrer Rache so weit nicht gegangen seyn, hätte „der Teufel nicht ein wenig zugeschürt. In einem von diesen Bas„reliefs, bei dem Bellori (in den Admirandis) sieht man zwei Weiber, „die mit der Althäa am Altare stehen, und allem Ansehen nach Fu„rien seyn sollen. Denn wer sonst als Furien hätte einer solchen „Handlung beiwohnen wollen? Daß sie für diesen Charakter nicht „schrecklich genug sind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das „Merkwürdigste aber auf diesem Werke ist die runde Scheibe, unten „gegen die Mitte, auf welcher sich offenbar der Kopf einer Furie zeigt. „Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, so oft sie eine üble That „vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich jetzt zu richten, alle „Ursache hatte ꝛc." — Durch solche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer sonst, fragt Spence, als Furien, hätte einer solchen Handlung beiwohnen wollen? Ich antworte: die Mägde der Althäa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid sagt: Metamorph. VIII. v. 460. 461.

Protulit hunc (stipitem) genitrix, taedasque in fragmina poni
Imperat, et positis inimicos admovet ignes.

Dergleichen taedas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beide Personen in den Händen, und die eine hat eben ein solches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben so wenig. Es ist ein Gesicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel soll es der Kopf des Meleagers selbst seyn (Metamorph. l. c. v. 515.).

Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz ſchleuderte; bei dem Künſtler nur der ernſte.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo dieſe Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben ſo verkleinernd als entſtellend geweſen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umſtehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllte, iſt bekannt, und es ſind viele artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagte dieſer,[1] in den traurigen Phyſiognomien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener,[2] daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ſey. Ich für mein Theil ſehe hier weder die Unvermögenheit des Künſtlers, noch die Unvermögenheit der Kunſt. Mit dem Grade des Affects verſtärken ſich auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts; der höchſte Grad hat die allerentſchiedenſten Züge, und nichts iſt der Kunſt leichter, als dieſe auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Gränzen, welche die Grazien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wußte, daß ſich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich ſind. So weit ſich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm ſeine Compoſition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, ließ er errathen. Kurz, dieſe Verhüllung iſt ein Opfer, das der Künſtler der Schönheit brachte. Sie iſt ein Beiſpiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunſt treiben, ſondern wie man ihn dem erſten Geſetze der Kunſt, dem Geſetze der Schönheit, unterwerfen ſoll.

Inscius atque absens flamma Meleagros in illa
Uritur: et caecis torreri viscera sentit
Ignibus: et magnos superat virtute dolores.

Der Künſtler brauchte ihn gleichſam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunct der nämlichen Geſchichte, welcher den ſterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori ſelbſt (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentſchieden, ob es Parzen oder Furien ſind. Ein Oder, welches genugſam zeigt, daß ſie weder das eine noch das andere ſind. Auch Montfaucons übrige Auslegung ſollte genauer ſeyn. Die Weibsperſon, welche neben dem Bette ſich auf den Ellbogen ſtützt, hätte er Caſſandra und nicht Atalanta nennen ſollen. Atalanta iſt die, welche, mit dem Rücken gegen das Bette gekehrt, in einer traurigen Stellung ſitzt. Der Künſtler hat ſie mit vielem Verſtande von der Familie abgewendet, weil ſie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das ſie ſelbſt unſchuldiger Weiſe veranlaßt hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

[1] Plinius lib. XXXV. sect. 36. Cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, et tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

[2] Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

Und dieſes nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache klar, die ich ſuche. Der Meiſter arbeitete auf die höchſte Schönheit, unter den angenommenen Umſtänden des körperlichen Schmerzes. Dieſer, in aller ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn alſo herabſetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, ſondern weil es das Geſicht auf eine ekelhafte Weiſe verſtellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man laſſe ihn ſchreien, und ſehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil ſie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun iſt es eine häßliche, eine abſcheuliche Bildung geworden, von der man gern ſein Geſicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unluſt erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenſtandes dieſe Unluſt in das ſüße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oeffnung des Mundes, — bei Seite geſetzt, wie gewaltſam und ekel auch die übrigen Theile des Geſichts dadurch verzerrt und verſchoben werden, — iſt in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigſte Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewies wenig Geſchmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgeriſſenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.[1] Muß ein Gott ſchreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes ſeine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemälde des Timanthes ſollte geſchrieen haben.[2] Weit ſchlechtere Meiſter aus den Zeiten der ſchon verfallenen Kunſt laſſen auch nicht einmal die wildeſten Barbaren, wenn ſie unter dem Schwerte des Siegers Schrecken und Todesangſt ergreift, den Mund bis zum Schreien öffnen.[3]

Es iſt gewiß, daß dieſe Herabſetzung des äußerſten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl an mehrern alten Kunſtwerken ſichtbar geweſen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande von der Hand eines alten unbekannten Meiſters war nicht der Sophokleiſche, der ſo gräßlich ſchrie, daß die Lokriſchen Felſen und die Euböiſchen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finſter, als wild.[4] Der Philoktet des Pythagoras Leontinus ſchien dem Betrachter ſeinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringſte gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wiſſe, daß dieſer Meiſter eine Bildſäule des Philoktet gemacht habe? Aus

[1] Antiquit. expl. T. I. p. 50.

[2] Er giebt nämlich die von dem Timanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit ſo an: Calchantem tristem, moestum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreier Ajax müßte eine häßliche Figur geweſen ſeyn, und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beſchreibungen dieſes Gemäldes ſeiner gedenken, ſo werde ich ihn um ſo viel eher für einen Zuſatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus ſeinem Kopfe bereichern wollen.

[3] Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

[4] Plinius libr. XXXIV. sect. 19.

einer Stelle des Plinius, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstümmelt ist sie. [1]

III.

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Gränzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sey ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe fürs erste unbestritten in ihrem Werthe oder Unwerthe lassen: sollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen seyn, warum dem ungeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maaß halten, und ihn nie aus dem höchsten Puncte der Handlung nehmen müsse.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspuncte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunct dieses einzigen Augenblickes nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Gränze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich unintereſſantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick seyn können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich seyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder graut. La Mettrie, der sich als einen zweiten Demokrit malen und stechen lassen, lacht nur die erstenmale, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck, aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach, oder zerstört das leidende Subject. Wenn also auch der geduldigste standhafteste Mann schreit, so schreit er doch nicht unablässlich. Und nur dieses scheinbare unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindlicher Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoons vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden und Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheint Timomachus Vorwürfe des äußersten Affects am liebsten gewählt zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellt, daß er jenen Punct, in welchem der Betrachter das Aeußerste nicht sowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortrefflich verstanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpft. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft geht weit

[1] Eundem, nämlich den Myro, liest man bei dem Plinius, (libr. XXXIV. sect. 19.) vicit et Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon, qui Olympiae ostenditur: et Libyn puerum tenentem tabulum, eodem loco, et male ferentem nudum. Syracusis autem claudicantem: cujus hulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darin offenbar von einer Person gesprochen, die wegen eines schmerzhaften Geschwürs überall bekannt ist? Cujus hulceris u. s. w. Und dieses cujus sollte auf das bloße claudicantem und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines solchen Geschwürs bekannter zu seyn als Philoktet. Ich lese also anstatt claudicantem, Philoctetem oder halte wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beides zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. Sophokles läßt ihn σιβον κατ' ἀναγκαν ἰρπειν, und es mußte ein Hinken verursachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit große und häufige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen, und so diesem flüchtig überhingehenden Grade der äußersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur empört. Der Dichter, [1] der ihn deßfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Dürstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? „Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue Creusa „da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker mit „dir auch im Gemälde!“ setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen. [2] Ajax erschien nicht wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet dasitzt, und den Anschlag faßt, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax, nicht weil er eben jetzt raset, sondern weil man sieht, daß er geraset hat; weil man die Größe seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man sieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müssen, und finde, daß sie allesammt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst, und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern, so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen steht, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln seyn kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weiß. Oft vernachlässigt er dieses Mittel gänzlich, versichert, daß wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst wo nicht eine schöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigsten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmt ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon schreit, wem fällt es dabei ein, daß ein großes Maul zum Schreien nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht seyn, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthigt hiernächst den Dichter, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf, und führt sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreien; was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bei uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreit, aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien, und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so that der Dichter eben so wohl, daß er ihn schreien ließ?

Aber Virgil ist hier bloß ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen seyn? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemands Geschrei; einen andern dieses Geschrei selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deßwegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloß einen schreienden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreien. Je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt

[1] Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Αιει γαρ διψας βρεφεων φονον. ἡ τις Ιησων
Δευτερος, ἡ Γλαυκη τις παλι σοι προφασις;
Ελθε και εν κηρῳ παιδυκτονε —

[2] Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

denn es iſt unwiderſprechlich, daß ſie es in der erden, wenn wir ſo laute und heftige Aeuße- es Schmerzes vernehmen. Zudem iſt der körper- nerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, wel- re Uebel erwecken. Unſere Einbildung kann zu ihm unterſcheiden, als daß die bloße Erblickung etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht n bloß willkürlichen, ſondern in dem Weſen unſe- ündungen ſelbſt gegründeten Anſtand übertreten enn er den Philoktet und Herkules ſo winſeln und ſo ſchreien und brüllen läßt. Die Umſtehenden möglich ſo viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern ſcheinen. en uns Zuſchauern vergleichungsweiſe kalt vor- und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl s wie das Maaß des unſrigen betrachten. Hierzu , daß der Schauſpieler die Vorſtellung des körper- merzes ſchwerlich oder gar nicht bis zur Illuſion nn; und wer weiß, ob die neuern dramatiſchen icht eher zu loben als zu tadeln ſind, daß ſie dieſe weder ganz und gar vermieden, oder doch nur n leichten Kahne umfahren haben.

manches würde in der Theorie unwiderſprechlich wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das l durch die That zu erweiſen. Alle dieſe Betrach- nd nicht ungegründet, und doch bleibt Philoktet den Meiſterſtücken der Bühne. Denn ein Theil trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur in- ſich über den andern Theil hinweggeſetzt, hat er en erreicht, von welchen dem furchtſamen Kunſt- me dieſes Beiſpiel nie träumen würde. Folgende ngen werden es näher zeigen.

ie wunderbar hat der Dichter die Idee des körper- merzes zu verſtärken und zu erweitern gewußt! Er ne Wunde — (denn auch die Umſtände der Ge- nn man betrachten, als ob ſie von ſeiner Wahl ab- hätten, in ſo fern er nämlich die ganze Geſchichte, r ihm vortheilhaften Umſtände wegen, wählte) — , ſage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche , weil ſich von jener eine lebhaftere Vorſtellung ißt, als von dieſer, wenn ſie auch noch ſo ſchmerz- Die innere ſympathetiſche Gluth, welche den Me- rzehrte, als ihn ſeine Mutter in dem fatalen hrer ſchweſterlichen Wuth aufopferte, würde daher theatraliſch ſeyn, als eine Wunde. Und dieſe ar ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als na- Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein ſtär- all von Schmerzen hatte ſeine geſetzte Zeit, nach jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden rfiel, in welchem ſich ſeine erſchöpfte Natur erholen en nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet ſeyn. Was kann man ſich von einem ſo gewöhnlichen Zufalle außerordentliches verſprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgeſetzt; wie kam es, daß er nur bei dem Philoktet ſo ſchreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt ohne zu tödten, iſt noch dazu weit unwahrſcheinlicher, als alles das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüſtet hat.

2. So groß und ſchwerlich er aber auch die körperlichen Schmerzen ſeines Helden machte, ſo fühlte er es doch ſehr wohl, daß ſie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband ſie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für ſich betrachtet nicht beſonders rühren konnten, die aber durch dieſe Verbindung einen eben ſo melancholiſchen Anſtrich erhielten, als ſie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Dieſe Uebel waren völlige Beraubung der menſchlichen Geſellſchaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgeſetzt iſt. [1] Man denke ſich einen Menſchen in

[1] Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieſer Verbindung betrachtet, ſo ſcheint ihn die hülfloſe Einſamkeit deſſelben ganz beſonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geſelligen Griechen. Ueber eine von den hierher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie iſt die: (v. 201—205.)

Ἴν' αὐτὸς ἦν πρόσουρος, οὐκ ἔχων βασιν.
Οὐδέ τιν' ἐγχωρῶν.
Κακογείτονα παρ' ᾧ ϛόνον ἀντίτυπον
Βαρυβρῶτ' ἀπυκλαυ-
σείεν αἱματηρόν.

Die gemeine Winsheim'ſche Ueberſetzung giebt dieſes ſo:

Ventis expositus et pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Ueberſetzung des Th. Johnſon nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man ſollte glauben, er habe dieſe veränderten Worte aus der gebundenen Ueberſetzung des Thomas Naogeorgus entlehnt. Denn dieſer (ſein Werk iſt ſehr ſelten, und Fabricius ſelbſt hat es nur aus dem Oporin'ſchen Bücherverzeichniſſe gekannt) drückt ſich ſo aus:

— ubi expositus fuit
Ventis ipse, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum
Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn dieſe Ueberſetzungen ihre Richtigkeit haben, ſo ſagt der Chor das Stärkſte, was man nur immer zum Lobe der menſchlichen Geſellſchaft ſagen kann: Der Elende hat keinen Menſchen um ſich, er weiß von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen böſen Nachbar hätte! Thomſon würde ſodann dieſe Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüſte Inſel von Böſewichtern ausgeſetzten Meliſander ſagen läßt:

Cast on the wildest of de Cyclad isles
Where never human foot had marked the shore

dieſen Umſtänden, man gebe ihm aber Geſundheit, und Kräfte, und Induſtrie, und es iſt ein Robinſon Cruſoe, der auf unſer Mitleid wenig Anſpruch macht, ob uns gleich ſein Schickſal ſonſt gar nicht gleichgültig iſt. Denn wir ſind ſelten mit der menſchlichen Geſellſchaft ſo zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir außer derſelben genießen, nicht ſehr reizend dünken ſollte, beſonders unter der Vorſtellung, welche jedes Individuum ſchmeichelt, daß es fremden Beiſtandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menſchen die ſchmerzlichſte unheilbarſte Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden laſſen, die ſein Uebel, ſo viel in ihren Kräften ſteht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unſtreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieſes Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achſel und verweiſen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Fälle zuſammen kommen, wenn der Einſame auch ſeines Körpers nicht mächtig iſt, wenn dem Kranken eben ſo wenig jemand anders hilft, als er ſich ſelbſt helfen kann, und ſeine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann ſehen wir alles Elend, was die menſchliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zuſammenſchlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an ſeiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entſetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt vor uns, und kein Mitleid iſt ſtärker, keines zerſchmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches ſich mit Vorſtellungen der Verzweiflung miſcht. Von dieſer Art iſt das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am ſtärkſten empfinden, wenn wir ihn auch ſeines Bogens beraubt ſehen, des einzigen, was ihm ſein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzoſen, der keinen Verſtand, dieſes zu überlegen, kein Herz, dieſes zu fühlen, gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armſeligen Geſchmacke ſeiner Nation alles dieſes aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Geſellſchaft. Er läßt eine Prinzeſſin Tochter zu ihm in die wüſte Inſel kommen. Und auch dieſe iſt nicht allein, ſondern hat ihre Hofmeiſterin bei ſich; ein Ding, von dem ich nicht weiß, ob es die Prinzeſſin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelaſſen. Dafür läßt er ſchöne Augen ſpielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der franzöſiſchen Heldenjugend ſehr luſtig vorgekommen ſeyn. Nichts hingegen iſt ernſthafter als der Zorn ſchöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Beſorgung, der arme Philoktet werde ohne ſeinen Bogen auf der wüſten Inſel bleiben und elendiglich umkommen müſſen. Der Franzoſe weiß einen gewiſſern Weg zu unſern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne ſeine Prinzeſſin abziehen müſſen. Dieſes hießen denn auch die Pariſer Kunſtrichter über die Alten triumphiren, und einer ſchlug vor, das Chataubrunſche Stück la Difficulté vaincue zu benennen. [1]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzelnen Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlaſſene Kranke iſt; wo er Hoffnung hat, nun bald die troſtloſe Einöde zu verlaſſen und wieder in ſein Reich zu gelangen; wo ſich alſo ſein ganzes Unglück auf die ſchmerzliche Wunde einſchränkt. Er wimmert, er ſchreit, er bekommt die gräßlichſten Zuckungen. Hierwider geht eigentlich der Einwurf des beleidigten Anſtandes. Es iſt ein Engländer, welcher dieſen Einwurf macht; ein Mann alſo, bei welchem man nicht eine falſche Delicateſſe argwohnen darf. Wie ſchon berührt, ſo giebt er ihm auch einen ſehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenſchaften, ſagt er, mit welchen andere nur ſehr wenig ſympathiſiren können, werden

These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A sound so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein großer vortrefflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bei ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eigenen ſehen wollte, welcher die Worte des Dichters ſo umſchreibt: *Οὐ μονον ὅπου καλον οὐκ εἶχε τινα των ἐγχωριων γειτονα, ἀλλα οὐδε κακον, παρ᾽ οὐ ἀμοιβαιον λογον ζηταζων ἀκουσεται.* Wie dieſer Auslegung die angeführten Ueberſetzer gefolgt ſind, ſo hat ſich auch eben ſowohl Brumoy, als unſer neuer deutſcher Ueberſetzer daran gehalten. Jener ſagt: sans société, même importune; und dieſer: „jeder Geſellſchaft, auch der beſchwerlichſten beraubt.“ Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, ſind dieſe: Erſtlich iſt es offenbar, daß wenn *κακογειτονα* von *τιν᾽ ἐγχωριον* getrennt werden, und ein beſonderes Glied ausmachen ſollte, die Partikel *οὐδε* vor *κακογειτονα* nothwendig wiederholt ſeyn müßte. Da ſie es aber nicht iſt, ſo iſt es eben ſo offenbar, daß *κακογειτονα* zu *τινα* gehört, und das Komma nach *ἐγχωριων* wegfallen muß. Dieſes Komma hat ſich aus der Ueberſetzung eingeſchlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechiſche Ausgaben (z. E. die Wittenbergiſche von 1585 in 8., welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erſt, wie gehörig, nach *κακογειτονα* ſetzen. Zweitens, iſt das wohl ein böſer Nachbar, von dem wir uns *χορον ἀντιτυπον, ἀμοιβαιον* wie es der Scholiaſt erklärt, verſprechen können? Wechſelsweiſe mit uns ſeufzen, iſt die Eigenſchaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz alſo, man hat das Wort *κακογειτονα* unrecht verſtanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectiv *κακος* zuſammengeſetzt ſey, und es iſt aus dem Subſtantiv *το κακον* zuſammengeſetzt; man hat es durch einen böſen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Böſen erklären ſollen. So wie *κακομαντις* nicht einen böſen, das iſt, falſchen, unwahren Propheten, ſondern einen Propheten des Böſen, *κακοτεχνος* nicht einen böſen, ungeſchickten Künſtler, ſondern einen Künſtler im Böſen bedeuten. Unter einem Nachbar des Böſen verſteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen als wir behaftet iſt, oder aus Freundſchaft an unſeren Unfällen Antheil nimmt, ſo daß die ganzen Worte *οὐδ᾽ ἐχων τιν᾽ ἐγχωριον κακογειτονα* bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu überſetzen ſind. Der neue engliſche Ueberſetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meinung geweſen ſeyn, indem er den böſen Nachbar in *κακογειτων* auch nicht findet, ſondern es bloß durch fellow-mourner überſetzt:

Expos'd to the inclement skies,
Deserted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
To sooth his sorrow and divide his care.

[1] Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

anstößig, wenn man sie zu heftig ausdrückt.[1] „Aus diesem „Grunde ist nichts unanständiger und einem Manne un„würdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerhef„tigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern weint „und schreit. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem „körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß jemand einen „Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, „so fahren wir natürlicherweise zusammen, und ziehen „unsern eigenen Arm oder Schienbein zurück; und wenn „der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn ge„wissermaßen eben so wohl, als der, den er getroffen. „Gleichwohl aber ist es gewiß, daß das Uebel, welches wir „fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene „daher ein heftiges Geschrei erregt, so ermangeln wir nicht, „ihn zu verachten, weil wir in der Verfassung nicht sind, „eben so heftig schreien zu können, als er." — Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Spekulation kaum möglich ist, einen einzelnen Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreien hören. Aber nicht immer, nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn selbst unter den Leiden Proben seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bei dem Philoktet. Die moralische Größe bestand bei den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Größe behält Philoktet bei allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes austramt. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheint er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen." Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Seneca'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles seinen empfindlichen

[1] The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part I. sect. 1. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebaut, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen schreit, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrei zu erfordern scheint. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreienden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu seyn pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebaut. Dadurch nämlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftigt, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrei, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sey so schwach oder so stark es will, entsteht oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekommt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherei nicht häufen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheint, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich, und um so viel rührender, da sie von der bloßen Menschlichkeit bewirkt wird. Bei dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran.[1] Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nämlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrei über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserei, in der er nach nichts als nach Rache schnaubt. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winseln müssen.[1] Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejahen wagen. Wenn ich fände, daß es unsere Schauspieler nicht könnten, so müßte ich erst wissen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre; und wenn es auch diesem nicht gelänge, so würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Deklamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani,[2] und von den neuern den Montfaucon[3] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen seyn, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so

[1] Act. II. Sc. III. De mes déguisemens que penserait Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

[1] Trach. v. 1088. 89.

— — ὅστις ὥστε παρθένος
Βεβρυχα κλαυσιν — —

[2] Topographiae Urbis Romae libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Agesander et P. ydorus et Athenodorus Rhodii) ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur etc.

[3] Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il semble qu'Agesandre, Polydore et Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayant travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui répondait à l'incomparable déscription qu'a fait Virgile de Laocoon etc.

g den Künstler, als der Künstler den Dichter nach-
nt, sondern beide haben aus einerlei älteren Quelle
)pft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere
le seyn können. [1] Denn als die Werke dieses griechi-
Dichters noch vorhanden waren, war es schulkundig,
is decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung
Zerstörung Iliums, sein ganzes zweites Buch, aus
nicht sowohl nachgeahmt, als treulich übersetzt habe.
nun also Pisander auch in der Geschichte des Laokoon
ls Vorgänger gewesen, so brauchten die griechischen
ler ihre Anleitung nicht aus einem lateinischen Dichter
len, und die Muthmaßung von ihrem Zeitalter grün-
h auf nichts.

indeß, wenn ich nothwendig die Meinung des Mar-
und Montfaucon behaupten müßte, so würde ich ihnen
de Ausflucht leihen. Pisanders Gedichte sind verloren;
ie Geschichte des Laokoon von ihm erzählt worden,
ich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrschein-
daß es mit eben den Umständen geschehen sey, von
en wir noch jetzt bei griechischen Schriftstellern Spuren
t. Nun kommen aber diese mit der Erzählung des
ls im geringsten nicht überein, sondern der römische
er muß die griechische Tradition völlig nach seinem
ünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des
on erzählt, so ist es seine eigene Erfindung; folglich,
die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren,
nnen sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt
nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen
ucht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen;
der Zorn der Minerva, welchen sich dieser dadurch
t, äußert sich bei ihm ganz anders. Die Erde erbebt
dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angst über-
ihn; ein brennender Schmerz tobt in seinen Augen;
Gehirn leidet; er rast; er erblindet. Erst, da er blind
nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes
athen, sendet Minerva zwei schreckliche Drachen, die
sloß die Kinder des Laokoon ergreifen. Umsonst strecken
die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde
r kann ihnen nicht helfen; sie werden zerfleischt und
chlangen schlupfen in die Erde. Dem Laokoon selbst
ht von ihnen nichts; und daß dieser Umstand dem
Quintus [1] nicht eigen, sondern vielmehr allgemein an-
genommen müsse gewesen seyn, bezeugt eine Stelle des
Lykophron, wo diese Schlangen [2] das Beiwort der Kinder-
fresser führen.

War er aber, dieser Umstand, bei den Griechen all-
gemein angenommen, so würden sich griechische Künstler
schwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und schwer-
lich würde es sich getroffen haben, daß sie auf eben die
Art wie ein römischer Dichter abgewichen wären, wenn sie
diesen Dichter nicht gekannt hätten, wenn sie vielleicht nicht
den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu
arbeiten. Auf diesem Puncte, meine ich, müßte man be-
stehen, wenn man den Marliani und Montfaucon ver-
theidigen wollte. Virgil ist der erste und einzige, [3] welcher

saturnal. lib. V. cap. 2. Quae Virgilius traxit a Graecis,
mne me putatis quae vulgo nota sunt? quod Theocritum
erit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod
is Georgicis, tempestatis serenitatisque signa de Arati
menis traxerit? vel quod eversionem Trojae, cum Sinone
t equo ligneo, caeterisque omnibus, quae librum secun-
sciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui
Graecos poetas eminet opere. quod a nuptiis Jovis et Ju-
incipiens universas historias, quae mediis omnibus sae-
sque ad aetatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam
coactas redegerit, et unum ex diversis hiatibus temporum
effecerit? in quo opere inter historias caeteras interitus
Trojae in hunc modum relatus est. Quae fideliter Maro
etando, fabricatus est sibi Iliacae urbis ruinam. Sed et
talia ut pueris decantata praetereo.

[1] Paralip. lib. XII. v. 398—408. et v. 439—474.

[2] Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron scheint nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησου δικλας.

[3] Ich erinnere mich, daß man das Gemälde hierwider anführen könnte, welches Cumolp bei dem Petron auslegt. Es stellte die Zerstörung von Troja, und besonders die Geschichte des Laokoon, vollkommen so vor, als sie Virgil erzählt; und da in der nämlichen Gallerie zu Neapel, in der es stand, andere alte Gemälde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, so ließe sich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechisches Gemälde gewesen sey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Historicus halten zu dürfen. Diese Gallerie, und dieses Gemälde, und dieser Cumolp haben, allem Ansehen nach, nirgends als in der Phantasie des Petrons existirt. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer beinahe schülermäßigen Nachahmung der Virgilischen Beschreibung. Es wird sich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzustellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199—224.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat
Laocoon, ductus Neptuno sorte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
Sanguineae exsuperant undas: pars cetera pontum
Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffecti sanguine et igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: et jam
Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus et incertam excussit cervice securim.

Und so Cumolp: (von dem man sagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen sey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Versen eben so viel Antheil, als ihre Einbildung)

Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta,
Undaque resultat scissa tranquillo minor.
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit.

sowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieses gleichfalls, da sie es doch als Griechen nicht hätten thun sollen: also ist es

Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altae, lateribus spumas agunt:
Dat cauda sonitum; liberae ponto jubae
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit aequor, sibilisque undae tremunt.
Stupüere mentes. Insulis stabant sacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues corusci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberum funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Jam morte pasti, membraque ad terram trahunt.
Jacet sacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge sind in beiden Stellen eben dieselben, und verschiedenes ist mit den nämlichen Worten ausgedrückt. Doch das sind Kleinigkeiten, die von selbst in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung, die feiner, aber nicht weniger sicher sind. Ist der Nachahmer ein Mann, der sich etwas zutraut, so ahmt er selten nach, ohne verschönern zu wollen; und wenn ihm dieses Verschönern, nach seiner Meinung, geglückt ist, so ist er Fuchs genug, seine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben diese eitle Begierde zu verschönern, und diese Behutsamkeit Original zu scheinen, entdeckt ihn. Denn sein Verschönern ist nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil sagt: sanguineae jubae; Petron: liberae jubae luminibus coruscant. Virgil: ardentes oculos suffecti sanguine et igni; Petron: fulmineum jubar incendit aequor. Virgil: sit sonitus spumante salo; Petron: sibilis undae tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Großen ins Ungeheure, aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundenen Knaben sind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinsetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennt. Petron malt dieses Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio sibi
Uterque fratri transtulit pias vices
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menschen, von Kindern, diese Selbstverläugnung? Wie viel besser kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459—461.) welcher bei Erscheinung der schrecklichen Schlangen, sogar die Mütter ihrer Kinder vergessen läßt, so sehr war jedes nur auf seine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἔνθα γυναικες;
Ὀιμωζον, και που τις ἑων ἐπελησατο τεκνων.
Αὐτη ἀλευομενη ζυγεφον μορον — —

Zu verbergen sucht sich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenständen eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt sich Mühe, die Größe der Schlangen recht sichtbar zu machen, weil von dieser Größe die Wahrscheinlichkeit der folgenden Erscheinung abhängt; das Geräusch, welches sie verursachen, ist nur eine Nebenidee, und bestimmt, den Begriff der Größe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht diese Nebenidee zur Hauptsache, beschreibt das Geräusch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Größe so sehr, daß wir sie nur fast aus dem Geräusche schließen müssen. Es ist schwerlich zu glauben, daß er in diese Unschicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus seiner Einbildung geschildert, und kein Muster vor sich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläßig jedes poetische Gemälde, das in kleinen Zügen überladen, und in den großen fehlerhaft ist, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag sonst so viele kleine Schönheiten haben als es will, — das Original mag sich lassen angeben können oder nicht.

wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des Virgils gethan haben.

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts historisches weiter daraus schließen will, so glaube ich wenigstens, daß man sie als eine Hypothese kann gelten lassen, nach welcher der Kritiker seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrei habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist unstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeugt. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Künstlern? Montfaucon will ihn bei dem Dichter nicht finden. [1] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerksam genug gelesen.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen sie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheint eine Stelle des Donatus [2] zu bezeugen. Wie viel weniger wird

[1] Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite différence entre ce que dit Virgile, et ce que le marbre représente. Il semble, selon ce que dit le poète, que les serpens quittèrent les deux enfans pour venir entortiller le père, au lieu que dans ce marbre ils lient en même tems les enfans et leur père.

[2] Donatus ad. v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo et simulachri vestigiis tegi potuisse, quos supra et longos et validos dixit, et multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac liberorum, et fuisse superfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieser Stelle aus den Worten mirandum non est, entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachsatz mangelt. Denn da die Schlangen so außerordentlich groß waren, so ist es allerdings zu verwundern, daß sie sich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieses Schild nicht selbst sehr groß war, und zu einer kolossalischen Figur gehörte. Und die Versicherung hievon mußte der mangelnde Nachsatz seyn, oder das non hat keinen Sinn.

er den Künstlern entwischt seyn, in deren verständiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur so wohl als den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts als diese Freiheit der Arme fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und doch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieses Bild füllt unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Gesichte. Dem ungeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Hauptheile so frei seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibs, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich dem ungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn [1] mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeigt, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebt die Weisheit der Künstler eben so sehr als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheint er mit beiden seinen Söhnen völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer, nackend vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. [2] Wenn die alten

[1] In der prächtigen Ausgabe von Drydens englischem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieser die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals fast gar nicht geführt. Wenn ein so mittelmäßiger Künstler anders eine Entschuldigung verdient, so könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloße Erläuterungen, nicht aber als für sich bestehende Kunstwerke zu betrachten sind.

[2] So urtheilt selbst De Piles in seinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarquez, s'il vous plaît, que les Draperies tendres et légères n'étant données qu'au sexe féminin, les anciens Sculpteurs ont évité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes: parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons déjà dit, qu'en Sculpture on ne pouvait imiter les étoffes et que les gros plis faisaient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette vérité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon lequel selon la vraisemblance devrait être vêtu. En effet, quelle apparence y a-t-il qu'un fils de Roi, qu'un Prêtre d'Apollon se trouvât tout nud dans la cérémonie actuelle d'un sacrifice; car les serpens passèrent de l'Isle de Ténédos au rivage de Troye, et surprirent Laocoon et ses fils dans le tems même qu'il sacrifiait à Neptune sur le bord de la mer comme le marque Virgile dans le second livre de son Eneide. Cependant les Artistes, qui sont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvaient pas leur donner de vêtemens convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressemblerait à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été et qui sont toujours l'admiration des siècles. C'est

Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja, sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdrucks. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdruck auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmt haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheint vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinübertragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit selbst zu denken. Und diese ihre eigene Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst eben so groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: Der Dichter soll den Künstlern nachgeahmt haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten.[1] Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit seyn sollte. Es mußte aus der Zeit seyn, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu seyn verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde des Virgils ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; bloß aus Erwägung der weitern Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten seyn. Ich will sagen: wenn nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedient, in dem Werke des Dichters von eben so guter Wirkung seyn können? Unstreitig; denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft durch das Auge, schön. Das nämliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkürliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nämliche Wohlgefallen, obschon nicht in dem nämlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir

pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus fâcheux, que celui d'aller contre la vérité même.

[1] Maffei, Richardson, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Malerei S. 37. Richardson, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beifüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgils, gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

etzung, Virgil habe die Künstler nachgeahmt, eiflicher wird, als mir das Widerspiel derselben t. Wenn die Künstler dem Dichter gefolgt sind, mir von allen ihren Abweichungen Rede und ben. Sie mußten abweichen, weil die nämlichen ichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten ver- n würden, die sich bei ihm nicht äußern. Aber ste der Dichter abweichen? Wenn er der Gruppe d jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, as nicht immer noch ein vortreffliches Gemälde ben? [1] Ich begreife wohl, wie seine für sich selbst arbeitende Phantasie ihn auf diesen und jenen Zug bringen können; aber die Ursachen, warum seine Beurtheilungskraft schöne Züge, die er vor Augen gehabt, in diese andere Züge verwandeln zu müssen glaubte, diese wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünkt sogar, wenn Virgil die Gruppe zu seinem Vorbilde gehabt hätte, daß er sich schwerlich würde haben mäßigen können, die Verstrickung aller drei Körper in einen Knoten gleichsam nur errathen zu lassen. Sie würde sein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß sie nicht auch in seiner Beschreibung mehr vorstechen sollte. Ich habe gesagt: es war jetzt die Zeit nicht, diese Verstrickung auszumalen. Nein; aber ein einziges Wort mehr würde ihr in dem Schatten, worin sie der Dichter lassen mußte, einen sehr entscheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artist ohne dieses Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bei dem Artisten gesehen hätte, nicht ohne dasselbe gelassen haben.

Der Artist hatte die dringendsten Ursachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geschrei ausbrechen zu lassen. Wenn aber der Dichter die so rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunstwerke vor sich gehabt hätte, was hätte ihn eben so unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anstande und großmüthiger Geduld, welche aus dieser Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entspringt, so völlig unangedeutet zu lassen und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geschrei seines Laokoons zu schrecken? Richardson sagt: Virgils Laokoon muß schreien, weil der Dichter nicht sowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entsetzen bei den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardson nicht erwogen zu haben scheint, daß der Dichter die Beschreibung nicht in seiner eigenen Person macht, sondern sie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug bestürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geschrei, sondern der Mangel aller Gradation bis zu diesem Geschrei, auf welche das Kunstwerk den Dichter natürlicher Weise hätte bringen müssen, wenn er es, wie wir voraussetzen, zu seinem Vorbilde gehabt hätte. Richardson fügt hinzu: [1] die Geschichte des Laokoon solle bloß zu der

Inserere, aspicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, vestrae jacuerunt artis honores
Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti
Gratia parta recens. Quanto praestantius ergo est
Ingenio, aut quovis extendere fata labore,
Quam fastus et opes et inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poëmatum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieses Gedicht, nebst andern des Sadolets, seiner bekannten Sammlung (Delic. Poët. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibt; allein sehr fehlerhaft. Für bini (v. 14.) liest er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. s. w

[1] De la Peinture, Tome III. p. 516. C'est l'horreur que les Troïens ont conçue contre Laocoon, qui était nécessaire à Virgile pour la conduite de son Poëme; et cela le mène à cette

[1] mich deßfalls auf nichts entscheidenderes berufen, als cht des Sadolet. Es ist eines alten Dichters würdig, hr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, so ier ganz einrücken zu dürfen.

DE LAOCOONTIS STATUA
IACOBI SADOLETI CARMEN.

terrae e cumulo, ingentisque ruinae
s, iterum reducem longinqua reduxit
a dies; aulis regalibus olim
, atque tuos ornabat, Tite, penates.
imulacrum artis, nec docta vetustas
spectabat opus, nunc celsa revisit
n tenebris redivivae moenia Romae
num summumve loquar? miserumne parentem
a geminam? an sinuatos flexibus angues
aspectu? caudasque irasque draconum
ue et veros, saxo moriente, dolores?
l haec animus, mutaque ab imagine pulsat
non parvo pietas commixta tremori.
bini spiris glomerantur in orbem
colubri, et sinuosis orbibus errant,
multiplici constringunt corpora nexu.
sufferre valent, crudele tuendo
casusque feros: micat alter, et ipsum
a petit, totumque infraque supraque
et rabido tandem ferit ilia morsu.
n refugit corpus, torquentia sese
latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
e acri. et laniatu impulsus acerbo,
tum ingentem, crudosque evellere dentes
, laevam impatiens ad terga Chelydri
ntendunt nervi, collectaque ab omni
vis frustra summis conatibus instat.
fuit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est.
is lapsu crebro redeunte subintrat
, intortoque ligat genua infima nodo.
surae, spirisque prementibus arctum
et, obsepto turgent vitalia pulsu,
jue atro distendunt sanguine venas.
is in natos eadem vis effera saevit
ue angit rapido, miserandaque membra
: jamque alterius depasta cruentum
uprema genitorem voce cientis.
:tu orbis, validoque volumine fulcit
uc nullo violatus corpora morsu,
at adducta caudam divellere planta.
l adspectum miseri patris, haeret in illo.
im ingentes fletus, lachrymasque cadentes
a dubio retinet timor. Ergo perenni
im statuistis opus jam laude nitentes,
magni (quanquam et melioribus actis
aeternum nomen, multoque licebat
genium venturae tradere famae)
ad laudem quaecunque oblata facultas
hanc rapere, et summa ad fastigia niti.
um lapidem vivis animare figuris
& vivos spiranti in marmore sensus

pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten; der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzelnen Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem maleriſchen Augenpuncte betrachten wollen, aus welchem ſie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerſtörung ſind bei dem Dichter keine Gemälde neben einander; ſie machen beide kein Ganzes aus, das unſer Auge auf einmal überſehen könnte oder ſollte; und nur in dieſem Falle wäre es zu beſorgen, daß unſere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beider Beſchreibungen folgen auf einander, und ich ſehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch ſo ſehr gerührt hätte. Es ſey denn, daß die folgende an ſich ſelbſt nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Urſache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beſchäftigen in dem Kunſtwerke die Hände und verſtricken die Füße. So ſehr dem Auge dieſe Vertheilung gefällt, ſo lebhaft iſt das Bild, welches in der Einbildung davon zurückbleibt. Es iſt ſo deutlich und rein, daß es ſich durch Worte nicht viel ſchwächer darſtellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu
— — — — — — — —
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das ſind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch maleriſcher gekommen wären, wenn ein ſichtbares Vorbild ſeine Phantaſie befeuert hätte, und die alsdann gewiß beſſer geweſen wären, als was er uns jetzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſe Züge füllen unſere Einbildungskraft allerdings; aber ſie muß nicht dabei verweilen, ſie muß ſie nicht aufs reine zu bringen ſuchen, ſie muß jetzt nur die Schlangen, jetzt nur den Laokoon ſehen, ſie muß ſich nicht vorſtellen wollen, welche Figur beide zuſammen machen. Sobald ſie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgiliſche Bild an zu mißfallen, und ſie findet es höchſt unmaleriſch.

Wären aber auch ſchon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, ſo wären ſie doch bloß willkürlich. Man ahmt nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieſes thut, iſt der Vorſatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man alſo nicht nachgeahmt habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl dieſen und jenen Theil. Gut; doch welches ſind denn dieſe einzelnen Theile, die in der Beſchreibung und in dem Kunſtwerke ſo genau übereinſtimmen, daß ſie der Dichter aus dieſem entlehnt zu haben ſcheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter ſowohl als dem Artiſten die Geſchichte. Außer dem Hiſtoriſchen kommen ſie in nichts überein, als darin, daß ſie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verſtricken. Allein der Einfall hierzu entſprang aus dem veränderten Umſtande, daß den Vater eben daſſelbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Dieſe Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, ſcheint Virgil gemacht zu haben; denn die griechiſche Tradition ſagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Anſehung jener gemeinſchaftlichen Verſtrickung auf einer oder der andern Seite Nachahmung ſeyn ſoll, ſo iſt ſie wahrſcheinlicher auf der Seite der Künſtler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn es der Künſtler iſt, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorſatz den Dichter nachzuahmen noch dabei beſtehen kann, indem ihn die Beſtimmung und die Schranken ſeiner Kunſt dazu nöthigten; iſt es hingegen der Dichter, welcher dem Künſtler nachgeahmt haben ſoll, ſo ſind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider dieſe vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche ſie dem ungeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunſtwerk älter ſey, als die poetiſche Beſchreibung.

VII.

Wenn man ſagt, der Künſtler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künſtler nach, ſo kann dieſes zweierlei bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenſtande ſeiner Nachahmung, oder ſie haben beide einerlei Gegenſtände der Nachahmung, und der eine entlehnt von dem andern die Art und Weiſe es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beſchreibt, ſo ahmt er dem Künſtler, welcher dieſes Schild gemacht hat, in der erſten Bedeutung nach. Das Kunſtwerk, nicht das, was auf dem Kunſtwerke vorgeſtellt worden, iſt der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, und wenn er auch ſchon das mit beſchreibt, was man darauf vorgeſtellt ſieht, ſo beſchreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes und nicht als die Sache ſelbſt. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmt hätte, ſo würde dieſes eine Nachahmung von der zweiten Gattung ſeyn. Denn er würde nicht dieſe Gruppe, ſondern das, was dieſe Gruppe vorſtellt, nachgeahmt, und nur die Züge ſeiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Déscription pathétique de la déstruction de la pátrie de son Héros. Aussi Virgile n'avait garde de diviser l'attention sur la dernière nuit, pour une grande ville entière, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

er ersten Nachahmung ist der Dichter Original, ıdern ist er Copist. Jene ist ein Theil der allge- ıchahmung, welche das Wesen seiner Kunst aus- ıd er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein ıer Künste oder der Natur seyn. Diese hingegen gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der ɔft ahmt er ihre Nachahmungen nach und giebt Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies ingliche Züge seines eigenen.

indeß Dichter und Künstler diejenigen Gegen- sie mit einander gemein haben, nicht selten aus ichen Gesichtspuncte betrachten müssen: so kann hlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen bereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. reinstimmungen können bei zeitverwandten Künst- Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhan- zu wechselsweisen Erläuterungen führen! allein Erläuterungen dadurch aufzustutzen suchen, daß dem Zufalle Vorsatz macht, und besonders dem jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue jenes Gemälde andichtet, heißt ihm einen sehr en Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn , sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht. ist die Absicht und der Fehler eines berühmten Werks. Spence schrieb seinen Polymetis [1] mit ischen Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten ɔaft mit den übergebliebenen Werken der alten einen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter ı, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse nerklärte alte Kunstwerke herzuholen, hat er öfters rreicht. Aber dem ungeachtet behaupte ich, daß für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträg- h seyn muß.

natürlich, daß, wenn Valerius Flaccus den ge- Blitz auf den römischen Schilden beschreibt,

primus radios, miles Romane, corusci
ɔinis et rutilas scutis diffuderis alas)

Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die g eines solchen Schildes auf einem alten Denk- ke. [2] Es kann seyn, daß Mars in eben der schwe- tellung, in welcher ihn Addison über der Rhea Münze zu sehen glaubte, [3] auch von den alten Waffenschmieden auf den Helmen und Schilden vorgestellt wurde, und daß Juvenal einen solchen Helm oder Schild

rste Ausgabe ist von 1747; die zweite von 1755 und führt Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement ɔe Works of the Roman Poets, and the Remains of Artists, being an Attempt to illustrate them mutually nother. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. Lon- d for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen R. Tindal Werke gemacht hat, ist bereits mehr als einmal gedruckt

Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50. ge es kann seyn. Doch wollte ich zehn gegen eins wetten, ist. — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik,

als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf seine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 103—107.)

Tunc rudis et Grajas mirari nescius artes
Urbibus eversis praedarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, caelataque cassis
Romuleae simulacra ferae mansuescere jussae
Imperii fato, gemmas sub rupe Quirinus,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et hasta,
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke großer Künstler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwei Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars seyn soll; aber was soll das Beiwort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meint, das Bild sey auf dem Schilde gewesen, und da das Schild an dem Arme hänge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Construction; denn das zu ostenderet gehörige Subject ist nicht miles sondern cassis. Brittannicus will, alles was hoch in der Luft stehe, könne hangend heißen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar perdentis dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bei dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese. (S. dessen Reisen durch. Uebers. Seite 219.) „Da die römischen Soldaten sich „nicht wenig auf den Stifter und kriegerischen Geist ihrer Republik „einbildeten, so waren sie gewohnt, auf ihren Helmen die erste Ge- „schichte des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt und „von einer Wölfin gesäugt worden. Die Figur des Gottes war vor- „gestellt, wie er sich auf die Priesterin Ilia, oder wie sie andere „nennen, Rhea Sylvia, herabläßt, und in diesem Herablassen schien „sie über der Jungfrau in der Luft zu schweben, welches denn durch „das Wort pendentis sehr eigentlich und poetisch ausgedrückt wird. „Außer dem alten Basrelief beim Bellori, welches mich zuerst auf „diese Auslegung brachte, habe ich seitdem die nämliche Figur auf „einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius ge- „schlagen worden." — Da Spence diese Entdeckung des Addison so außerordentlich glücklich findet, daß er sie als ein Muster in ihrer Art und als das stärkste Beispiel anführt, wie nützlich die Werke der alten Artisten zur Erklärung der classischen römischen Dichter gebraucht werden können: so kann ich mich nicht enthalten, sie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Fürs erste muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addison wohl schwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er sich nicht zugleich erinnert hätte, bei dem alten Scholiasten, der in der letzten ohn einen Zeile anstatt fulgentis, venientis gefunden, die Glosse gelesen zu haben: Martis ad iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber diese Lesart des Scholiasten nicht an, sondern man nehme die an, welche Addison selbst annimmt, und sage, ob man sodann die geringste Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man sage, ob es nicht ein wahres Hysteronproteron von ihm seyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und sodann erst von dem Abenteuer, dem sie ihr Daseyn zu danken haben? Die Rhea ist noch nicht Mutter, und die Kinder liegen schon unter dem Felsen. Man sage, ob eine Schäferstunde wohl ein schickliches Emblema auf dem Helme eines römischen Soldaten gewesen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Ursprung seines Stifters stolz, das zeigten die Wölfin und die Kinder genugsam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraschung der Rhea mag auf noch so viel alten Marmorn und Münzen zu finden seyn, paßt sie darum auf das Stück einer Rüstung? Und welches sind denn die Marmor und Münzen,

in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anspielte, welches bis auf den Addison ein Räthsel für alle Ausleger gewesen. Mich dünkt selbst, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!

und seine Procris diese Aura für den Namen einer Nebenbuhlerin hält, daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lüfte personifirt und eine Art weiblicher Sylphen unter dem Namen Aurae verehrt haben.[1] Ich gebe es zu, daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermessäule vergleicht, man das Aehnliche in dieser Vergleichung schwerlich finden dürfte, ohne eine solche Säule zu sehen, ohne zu wissen, daß es ein schlechter Pfeiler ist, der bloß das Haupt, höchstens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir

auf welchen sie Addison fand, und wo er den Mars in dieser schwebenden Stellung sah? Das alte Basrelief, worauf er sich beruft, soll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches seine Sammlung der schönsten alten Basreliefs ist, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch sonst wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Alles kommt also auf die Münze an. Nun betrachte man diese bei dem Addison selbst. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelschneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu stellen, so steht er ein wenig höher. Das ist es alles; schwebendes hat sie außer diesem nicht das geringste. Es ist wahr, in der Abbildung, die Spence davon giebt, ist das Schweben sehr stark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Oberntheile weit vor, und man sieht deutlich, daß es kein stehender Körper ist, sondern daß, wenn es kein fallender Körper seyn soll, es nothwendig ein schwebender seyn muß. Spence sagt, er besitze diese Münze selbst. Es wäre hart, obschon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unsere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Besten seiner Leser für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu sehen glaubte, durch seinen Künstler so verstärken zu lassen, daß uns eben so wenig Zweifel deßfalls übrig bliebe, als ihm selbst. So viel ist gewiß, daß Spence und Addison eben dieselbe Münze meinen, und daß sie sonach entweder bei diesem sehr verstellt, oder bei jenem sehr verschönert seyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieses vermeintliche Schweben des Mars. Diese nämlich: daß ein schwebender Körper, ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit ist, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Auch die neue Malerei erlaubt sich dieselben nie, sondern wenn ein Körper in der Luft hangen soll, so müssen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen scheinen, und sollte es auch nur eine bloße Wolke seyn. Wenn Homer die Thetis von dem Gestade sich zu Fuß in den Olymp erheben läßt, Τὴν μὲν ἀρ' Οὐλυμπονδε ποδες φερον (Iliad. Σ v. 148.) so versteht der Graf Caylus die Bedürfnisse der Kunst zu wohl, als daß er dem Maler rathen sollte, die Göttin so frei die Luft durchschreiten zu lassen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91), so wie er sie ein andermal auf einen Wagen setzt (p. 191), obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr sagt. Wie kann es auch wohl anders seyn? Ob uns schon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menschlichen Figur denken läßt, so hat er doch alle Begriffe eines groben und schweren Stoffes davon entfernt, und ihren menschenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Gesetzen unserer Bewegung ausnimmt. Wodurch aber könnte die Malerei die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menschen so vorzüglich unterscheiden, daß unser Auge nicht beleidigt würde, wenn es bei der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bei der andern? Wodurch anders, als durch verabredete Zeichen? In der That sind ein paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von diesem ein mehreres an einem andern Orte. Hier ist es genug, von den Vertheidigern der Addison'schen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die so frei und bloß in der Luft hange. Sollte dieser Mars die einzige in ihrer Art seyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umstand überliefert, der ein dergleichen Schweben in diesem Falle nothwendig macht? Beim Ovid (Fast. lib. 1) läßt sich nicht die geringste Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen solchen Umstand könne gegeben haben. Denn es finden sich andere alte Kunstwerke, welche die nämliche Geschichte vorstellen, und wo Mars offenbar nicht schwebt, sondern geht. Man betrachte das Basrelief beim Montfaucon (Suppl. T. I. p. 183), das sich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Palaste der Mellini befindet. Die schlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert sich ihr mit leisen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückstreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns entweder zurückbleiben oder sachte zu folgen befehlen. Es ist vollkommen die nämliche Stellung, in der er auf der Münze erscheint, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führt. Man findet öfter berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copirt, als daß es auch nicht hier könnte geschehen seyn, wo der Stempelschneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und sie daher besser mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieses nun zusammen genommen, wie viel Wahrscheinlichkeit bleibt dem Addison noch übrig? Schwerlich mehr, als so viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine bessere Erklärung, wenn diese nichts taugt? Es kann seyn, daß sich schon eine bessere unter den vom Addison verworfenen Erklärungen findet. Findet sich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters ist verdorben; sie mag es bleiben. Und sie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte z. E. diese seyn, daß pendentis in seiner figürlichen Bedeutung genommen werden müsse, nach welcher es so viel als ungewiß, unentschlossen, unentschieden heißt. Mars pendens wäre alsdann so viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes sunt, sagt Servius, (v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere possunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,

würde diesen Sinn haben, daß der alte römische Soldat das Bildniß des gemeinschaftlichen Gottes seinem dem ungeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt gewesen sey. Ein sehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eigenen Tapferkeit, als zur Frucht des parteiischen Beistandes ihres Stammvaters macht. Dem ungeachtet: non liquet.

[1] „Ehe ich, sagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208), mit „diesen Aurae, Luftnymphen, bekannt ward, wußte ich mich in die „Geschichte von Cephalus und Procris beim Ovid gar nicht zu finden. „Ich konnte auf keine Weise begreifen, wie Cephalus durch seine Aus„rufung Aura venias, sie mochte auch in einem noch so zärtlichen „schmachtenden Tone erschollen seyn, jemanden auf den Argwohn „bringen können, daß er seiner Procris untreu sey. Da ich gewohnt „war, unter dem Worte Aura nichts als die Luft überhaupt oder „einen sanften Wind insbesondere zu verstehen, so kam mir die Eifer„sucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller„ausschweifendste gemeiniglich zu seyn pflegt. Als ich aber einmal ge„funden hatte, daß Aura eben sowohl ein schönes junges Mädchen, „als die Luft bedeuten könnte, so bekam die Sache ein ganz anderes „Ansehen, und die Geschichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige „Wendung zu bekommen." Ich will den Beifall, den ich dieser Entdeckung, mit der sich Spence so sehr schmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt lassen, daß auch ohne sie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich ist. Man darf nämlich nur wissen, daß Aura bei den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beim Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil sie sich einer männlichern Schönheit rühmte, als selbst der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermessenheit schlafend den Umarmungen des Bacchus preis gegeben ward.

weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erweckt.[1] — Erläuterungen von dieser Art sind nicht zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich seyn sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding und nicht als Nachahmung vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, dem zu folge sich auch Uebereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn Tibull die Gestalt des Apollo malt, wie er ihm im Traum erschienen: — Der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmt; glänzendes Weiß und Purpurröthe mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die jetzt ihrem Geliebten zurückgeführt wird: — warum müssen diese Züge von alten berühmten Gemälden erborgt seyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen seyn, mag tausend und tausendmal seyn copirt worden, war darum die bräutliche Schaam selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Maler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen, als in der Nachahmung des Malers?[1] Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Esse erhitztes Gesicht roth, brennend nennt: mußte er es erst aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet?[2] Oder wenn Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibt, und sie mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führt: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Procession schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstracta zu wirklichen Wesen zu machen?[3] Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieses vortreffliche poetische

[1] Juvenalis Saty. VIII. v. 52—55.

— — — — At tu
Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermae:
Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechischen Schriftsteller mit in seinen Plan gezogen gehabt hätte, so würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte äsopische Fabel beigefallen seyn, die aus der Bildung einer solchen Hermessäule ein noch weit schöneres und zu ihrem Verständnisse weit unentbehrlicheres Licht erhält, als diese Stelle des Juvenals. „Merkur," erzählt Aesopus, „wollte gern erfahren, in welchem Ansehen er bei den Menschen stünde. Er verbarg seine Gottheit und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Statue des Jupiters, und fragte den Künstler, wie theuer er sie halte? Eine Drachme: war die Antwort. Merkur lächelte; und diese Juno? fragte er weiter. Ungefähr eben so viel. Indem ward er sein eigenes Bild gewahr, und dachte bei sich selbst: ich bin der Bote der Götter; von mir kommt aller Gewinn; mich müssen die Menschen nothwendig weit höher schätzen. Aber hier dieser Gott? (Er wies auf sein Bild.) Wie theuer möchte wohl der seyn? Dieser? antwortete der Künstler. O, wenn ihr mir jene beide abkauft, so sollt ihr diesen oben drein haben." Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte also auch nicht die Absicht haben, seine Eigenliebe zu kränken, sondern es mußte in der Beschaffenheit der Statuen selbst gegründet seyn, warum er die letztere so geringschätzig hielt, daß er sie zur Zugabe bestimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen sie vorstellte, konnte dabei nichts thun, denn der Künstler schätzt seine Werke nach der Geschicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche sie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Wesen, welche sie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn sie weniger kosten sollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und so war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Person dieser Götter: die Statue des Merkurs hingegen war ein schlechter viereckigter Pfeiler, mit dem bloßen Brustbilde desselben. Was Wunder also, daß sie oben drein gehen konnte? Merkur übersah diesen Umstand, weil er sein vermeintliches überwiegendes Verdienst nur allein vor Augen hatte, und so war seine Demüthigung eben so natürlich, als verdient. Man wird sich vergebens bei den Auslegern und Uebersetzern und Nachahmern der Fabeln des Aesopus nach der geringsten Spur von dieser Erklärung umsehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, die das Mährchen geradezu verstanden, das ist, ganz und gar nicht verstanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darin liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerlei Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was sonst in dieser Fabel anstößig seyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künstler seinem Jupiter setzt. Für eine Drachme kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachme muß also hier überhaupt für etwas sehr geringes stehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt p. 70.)

[1] Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.
[2] Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8 Polymetis Dial. VIII. p. 81.
[3] Lucretius de R. N. lib. V. v. 736—747.

It Ver, et Venus, et Veneris praenuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante via!
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, et comes una
Pulverulenta Ceres; et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur simul Evius Evan:
Inde aliae tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Volturnus et Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems sequitur, crepitans ac dentibus Algus.

Spence erkennt diese Stelle für eine von den schönsten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigstens ist sie eine von denen, auf welche sich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm diese Ehre schmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man sagt: Diese ganze Beschreibung scheint nach einer alten Procession der vergötterten Jahreszeiten nebst ihrem Gefolge gemacht zu seyn. Und warum das? „Darum," sagt der Engländer, „weil bei den Römern ehedem dergleichen Processionen mit ihren Göttern überhaupt „eben so gewöhnlich waren, als noch jetzt in gewissen Ländern die „Processionen sind, die man den Heiligen zu Ehren anstellt; und weil „hiernächst alle Ausdrücke, welche der Dichter hier braucht, auf eine „Procession recht sehr wohl passen." (come in very aptly, if applied to a procession.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beiwörter, welche der Dichter den personificirten Abstracten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß sie das Wesen von ihm und nicht von dem Künstler haben, der sie ganz anders hätte charakterisiren müssen. Spence scheint übrigens auf diesen Einfall von einer Procession durch Abraham Preigern gekommen zu seyn, welcher in seinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters sagt: Ordo est quasi Pompae cujusdam, Ver et Venus, Zephyrus et Flora etc. Allein dabei hätte es auch Spence nur sollen bewenden lassen. Der Dichter führt die Jahreszeiten gleichsam in einer Procession auf; das ist gut. Aber er hat es von einer Procession gelernt, sie so aufzuführen; das ist sehr abgeschmackt.

Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flusses, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielt hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellt wird? [1] — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen?

Ich bedaure, daß ein so nützliches Buch, als Polymetis sonst seyn könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigenthümlicher Phantasie Bekanntschaft mit fremder unterzuschieben, so ekel, und den classischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wässerigen Auslegungen der schalsten Wortforscher nimmermehr seyn können. Noch mehr bedaure ich, daß Spencen selbst Addison hierin vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben so wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist. [2]

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Malerei mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubt, daß beide Künste bei den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebote stehen, welche die Malerei nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmalerischen Schönheiten den malerischen vorzuziehen: daran scheint er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bei dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistentheils Hörner. Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. [3] Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

> -- Tibi, cum sine cornibus adstas,
> Virgineum caput est: — —

heißt es in der feierlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid. [1] Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen, und zeigte sich ohne Hörner, wenn er in seiner jungfräulichen Schönheit erscheinen wollte. In dieser wollten ihn nun auch die Künstler darstellen, und mußten daher alle Zusätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein solcher Zusatz wären die Hörner gewesen, die an dem Diadem befestigt waren, wie man an einem Kopfe in dem königl. Kabinet zu Berlin sehen kann. [2] Ein solcher Zusatz war das Diadem selbst, welches die schöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben so selten vorkommt, als die Hörner, ob es ihm schon, als seinem Erfinder, von den Dichtern eben so oft beigelegt wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem seine Anspielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes; dem Künstler hingegen wurden sie Hinderungen, größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube, eben darum den Beinamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er sich sowohl schön als schrecklich zeigen konnte, so war es wohl natürlich, daß die Künstler diejenige von seiner Gestalt am liebsten wählten, die der Bestimmung ihrer Kunst am meisten entsprach.

Minerva und Juno schleudern bei den römischen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence. [3] Er antwortet: es war ein besonderes Vorrecht dieser zwei Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erst in den Samothracischen Geheimnissen erfuhr; weil aber die Artisten bei den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu diesen Geheimnissen selten zugelassen wurden, so wußten sie ohne Zweifel nichts davon, und was sie nicht wußten, konnten sie nicht vorstellen. Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten diese gemeinen Leute für ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimnissen unterrichtet seyn konnten? Stunden die Artisten auch bei den Griechen in dieser Verachtung? Waren die römischen Artisten nicht mehrentheils geborene Griechen? Und so weiter.

Statius und Valerius Flaccus schildern eine erzürnte Venus, und mit so schrecklichen Zügen, daß man sie in diesem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten sollte. Spence sieht sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus um. Was schließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt ist, als dem Bildhauer und Maler? Das hätte er daraus schließen sollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundsatz angenommen, daß in einer poetischen Beschreibung nichts gut sey, was unschicklich seyn würde, wenn

[1] Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.

[2] In verschiedenen Stellen seiner Reisen und seines Gesprächs über die alten Münzen.

[3] Polymetis Dial IX. p. 129.

[1] Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.

[2] Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.

[3] Polymetis Dial. VI p. 63.

es in einem Gemälde oder an einer Statue vorstellte.[1] lich müssen die Dichter gefehlt haben. „Statius und lerius sind aus einer Zeit, da die römische Poesie schon ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren verbten Geschmack, und ihre schlechte Beurtheilungskraft. i den Dichtern aus einer bessern Zeit wird man derichen Verstoßungen wider den malerischen Ausdruck ɔt finden."[2]

So etwas zu sagen, braucht es wahrlich wenig Unterungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius des Valerius in diesem Fall annehmen, sondern nur allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und igen Wesen, wie sie der Künstler vorstellt, sind nicht g ebendieselben, welche der Dichter braucht. Bei dem stler sind sie personifirte Abstracta, die beständig die iche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erlich seyn sollen. Bei dem Dichter hingegen sind sie liche handelnde Wesen, die über ihren allgemeinen :akter noch andere Eigenschaften und Affecten haben, e nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen en. Venus ist dem Bildhauer nichts als die Liebe; uß ihr also die sittsame verschämte Schönheit, alle die n Reize geben, die uns an geliebten Gegenständen icken, und die wir daher mit in den abgesonderten riff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von m Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, mit mehr Majestät als Scham, ist schon keine Venus, ern eine Juno. Reize, aber mehr gebieterische, männ, als holde Reize, geben eine Minerva statt einer us. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus, von e und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer rspruch; denn die Liebe als Liebe zürnet nie, rächet nie. Bei dem Dichter hingegen ist Venus zwar auch Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem :akter, ihre eigene Individualität hat, und folglich Triebe des Abscheues eben so fähig seyn muß, als der eigung. Was Wunder also, daß sie bei ihm in Zorn Wuth entbrennt, besonders wenn es die beleidigte e selbst ist, die sie darein versetzt?

Es ist zwar wahr, daß auch der Künstler, in zusammenten Werken, die Venus oder jede andere Gottheit, r ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Wesen, ut wie der Dichter einführen kann. Aber alsdann en wenigstens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht rsprechen, wenn sie schon keine unmittelbare Folgen lben sind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttn Waffen; diese Handlung kann der Künstler sowohl der Dichter vorstellen. Hier hindert ihn nichts, per as alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen, vielmehr wird sie eben dadurch in seinem Werke um so viel kenntlicher. Allein wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Gestalt mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft, und auf einer finstern Wolke stürmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. Es ist nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieser das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus ist, so nahe, so genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieses thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
Virginibus Stygiis, nigramque similima pallam.[1]

Eben dieses thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem
Ceston, et Idalias procul ablegasse volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitasse sorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, et saeva formidine cuncta replerit
Limina. —[2]

Oder man kann sagen: der Dichter allein besitzt das Kunststück, mit negativen Zügen zu schildern, und durch Vermischung dieser negativen mit positiven Zügen zwei Erscheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus, nicht mehr das Haar mit güldnen Spangen geheftet, von keinem azurnen Gewande umflattert, ohne ihren Gürtel, mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewaffnet, in Gesellschaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artist dieses Kunststückes entbehren muß, soll sich seiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst seyn will, so sey sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester, und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können.

Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und

Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be in a poetical description, which would appear absurd, if painted in a statue or picture.

Polymetis Dial. VII. p. 74.

[1] Argon. aut. Lib. II. v. 102—106.

[2] Thebaid. Lib. V. v. 61—64.

Anbetung bestimmt, konnte nicht allezeit so vollkommen seyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehrt.

Bacchus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypsipile ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete,[1] mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freie Künstler, der seinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg; und wenn wir unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden,[2] so ist dieses vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten sind, in welchen er wirklich verehrt worden. Es ist ohnedem höchst wahrscheinlich, daß auf diese letzteren die Wuth der frommen Zerstörer in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vornehmlich gefallen ist, die nur hier und da ein Kunstwerk schonte, welches durch keine Anbetung verunreinigt war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken sich Stücke sowohl von der einen als von der andern Art finden, so wünschte ich, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beilegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdient diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bei den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sah; ob ich schon dadurch nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts von jenem so viel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nämlich als Künstler nicht, freiwillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler nämlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Aergerniße der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammt, woraus sie gezogen worden.[1]

[1] Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265—273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyaei
Induit, et medium curru locat; aeraque circum
Tympanaque et plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, et nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant in der letzten ohn einen Zeile scheint übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht so klein gemacht, als sich Spence einbildet.

[2] Der so genannte Bacchus in dem mediceischen Garten zu Rom (beim Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254) hat kleine, aus der Stirne hervorsprossende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der That sind solche natürliche Hörner eine Schändung der menschlichen Gestalt, und können nur Wesen geziemen, denen man eine Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilte. Auch ist die Stellung, der lüsterne Blick nach der über sich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anständiger, als dem Gotte selbst. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen sagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) *Ἐβουλετο δε και Αλεξανδρος Αμμωνος υἱος εἰναι δοκειν, και κερασφορος ἀναπλαττεσθαι προς των ἀγαλματοποιων, το καλον ἀνθρωπου ὑβριαι απευδων κερατι.* Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorstellen sollte: er war es gern zufrieden, daß die menschliche Schönheit in ihm mit Hörnern beschimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Ursprungs zu seyn glaubte.

[1] Als ich oben behauptete, daß die alten Künstler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind. In dem zu Cerynea fand Pausanias dergleichen von Holz; sie waren weder groß, noch sonst besonders merkwürdig; es schien, daß die Kunst, die sich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildsäulen ihrer Priesterinnen, die in der Halle des Tempels standen, einbringen wollen, als welche von Stein, und von sehr schöner Arbeit waren (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.). Ich hatte eben so wenig vergessen, daß man Köpfe von ihnen auf einen Abraxas, den Chifletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beim Licetus zu sehen glaube (Dissertat. sur les Furies par Bannier, Mémoires de l'Académie des Inscript. T. V. p. 48.). Auch sogar die Urne von hetruriſcher Arbeit beim Gorius (Tabl. 154. Musei Etrusci.), auf welcher Orestes und Pylades erscheinen, wie ihnen zwei Furien mit Fackeln zusetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunstwerken, von welchen ich alle diese Stücke ausschließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht sowohl als die übrigen davon auszuschließen, so dient es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu bestärken, als zu widerlegen. Denn so wenig auch die hetruriſchen Künstler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, so scheinen sie doch auch die Furien nicht sowohl durch schreckliche Gesichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attribute ausgedrückt zu haben. Diese stoßen mit so ruhigem Gesichte dem Orestes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß sie fast scheinen, sie nur im Scherze erschrecken zu wollen. Wie fürchterlich sie dem Orestes und Pylades vorgekommen, läßt sich nur aus ihrer Furcht, keineswegs aber aus der Bildung der Furien selbst abnehmen. Es sind also Furien, und sind auch keine; sie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Vorstellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt sind; nicht mit der Stirne, die wie Catull sagt: expirantis praeportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoßischen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben (Bibliothek der sch. Wiss. V. Band S. 30.). Der Herr von Hagedorn rieth hierauf auch den Künstlern schon an, sich diese Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemälden so vorzustellen (Betrachtungen über die Malerei S. 222.). Allein Herr Winkelmann hat hernach diese seine Entdeckung selbst wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anstatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden (Descript. des Pierres gravées p. 84.). Ohne Zweifel erkennt er also die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maßaura, die Spannheim für Furien ausgiebt (Les Césars de Julien p. 44.) nicht dafür, sondern für eine Hecate triformis; denn sonst fände sich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führt, und es ist sonderbar,

Gegentheils kann man sich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunst zu groß vorstellen. Spence giebt hiervon ein sonderbares Beispiel. Er fand beim Ovid, daß Vesta in ihrem Tempel unter keinem persönlichen Bilde verehrt worden, und dieses dünkte ihm genug, daraus zu schließen, daß es überhaupt keine Bildsäulen von dieser Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Vesta, sondern eine Vestalin vorstelle.[1] Eine seltsame Folge! Verlor der Künstler darum sein Recht, ein Wesen, dem die Dichter eine bestimmte Persönlichkeit geben, das sie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das sie in Gefahr kommen lassen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was sie sonst von ihr erzählen, verlor er, sage ich, darum sein Recht, dieses Wesen auch nach seiner Art zu personifiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehrt ward? Denn Spence begeht dabei noch diesen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewissen Tempel der Vesta, nämlich von dem zu Rom sagt,[2] auf alle Tempel dieser Göttin ohne Unterschied, und auf ihre Verehrung überhaupt ausdehnt. Wie sie in diesem Tempel zu Rom verehrt ward, so ward sie nicht überall verehrt, so war sie selbst nicht in Italien verehrt worden, ehe ihn Numa baute. Numa wollte keine Gottheit in menschlicher oder thierischer Gestalt vorgestellt wissen, und darin bestand ohne Zweifel die Verbesserung, die er in dem Dienste der Vesta machte, daß er alle persönliche Vorstellung von ihr daraus verbannte. Ovid selbst lehrt uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildsäulen der Vesta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Priesterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben.[3] Daß sogar in den Tempeln, welche die Göttin außer der Stadt in den römischen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art gewesen, als sie Numa verordnet, scheinen verschiedene alte Inschriften zu beweisen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird.[1] Auch zu Korinth war ein Tempel der Vesta ohne alle Bildsäule mit einem bloßen Altare, worauf der Göttin geopfert ward.[2] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Vesta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens.[3] Die Jasseer rühmten von einer, die bei ihnen unter freiem Himmel stand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf sie falle.[4] Plinius gedenkt einer sitzenden von der Hand des Scopas, die sich zu seiner Zeit in den Servilianischen Gärten zu Rom befand.[5] Zugegeben, daß es uns jetzt schwer wird, eine bloße Vestalin von einer Vesta selbst zu unterscheiden, beweist dieses, daß sie auch die Alten nicht unterscheiden können, oder wohl gar nicht unterscheiden wollen? Gewisse Kennzeichen sprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium lassen sich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beilegt, kommt ihr vielleicht nur als der Erde zu, oder Codinus wußte selbst nicht recht, was er sahe.[6]

daß eben diese auch in bloßen ungebundenen Haaren erscheint, die an den andern mit einem Schleier bedeckt sind. Doch gesetzt auch, es wäre wirklich so, wie es dem Herrn Winkelmann zuerst vorgekommen, so würde es auch mit diesem geschnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der hetrurischen Urne hat, es wäre denn, daß sich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Gesichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geschnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, schon mit zur Bildersprache, und ihre Figuren mögen öfter eigensinnige Symbole der Besitzer, als freiwillige Werke der Künstler seyn.

[1] Polymetis Dial. VII. p. 81.

[2] Fast. lib. VI. v. 295—98.

Esse diu stultus Vestae simulacra putavi:
Mox didici curvo nulla subesse tholo.
Ignis inexstinctus templo celatur in illo.
Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienste der Vesta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daselbst erbaut hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60.) sagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

[3] Fast. libr. III. v. 45. 46.

Sylvia fit mater: Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus.

Auf diese Weise hätte Spence den Ovid mit sich selbst vergleichen sollen. Der Dichter redet von verschiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward sie in Italien unter persönlichen Vorstellungen verehrt, so wie sie in Troja war verehrt worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienst mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Vestamque potentem
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

sagt Virgil von dem Geiste des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Vesta selbst, oder ihrer Bildsäule ausdrücklich unterschieden. Spence muß die römischen Dichter zu seinem Behufe doch noch nicht aufmerksam genug durchgelesen haben, weil ihm diese Stelle entwischt ist.

[1] Lipsius de Vesta et Vestalibus cap. 13.

[2] Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

[3] Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

[4] Polyb. Hist. libr. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

[5] Plinius lib XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Diese Stelle muß Lipsius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) schrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzelnen Stücke des Scopas sagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben sollen. Er merkt selbst an, daß auf den Münzen die Vesta eben so oft stehend als sitzend erscheine. Allein er verbessert dadurch nicht den Plinius, sondern seine eigene falsche Einbildung.

[6] Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit Venet. p. 12. *Την γην λεγουσιν Εζιαν, και πλαττουσι αὐτην γυναικα, τυμπανον βαςαζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ' ἑαυτην συγκλειει.* Svidas: aus ihm, oder beide aus einem ältern, sagt unter dem Worte *Εζια* eben dieses. „Die Erde wird unter dem Namen Vesta als eine Frau gebildet, welche ein Tympanon trägt, weil „sie die Winde in sich verschlossen hält." Die Ursache ist ein wenig abgeschmackt. Es würde sich eher haben hören lassen, wenn er gesagt hätte, daß ihr deßwegen ein Tympanon beigegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; *ηχημα αὐτης τυμπανοειδες εἰναι.* (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. id. de facie in orbe Lunae.) Wo sich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beiden geirrt hat. Er wußte vielleicht, was er die Vesta tragen sah, nicht besser zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte sich nichts anders dabei gedenken, als das Instrument, welches wir eine Heerpaule nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeigt, wie wenig er über die Gränzen der Poesie und Malerei muß nachgedacht haben.

„Was die Musen überhaupt betrifft, sagt er, so ist es „doch sonderbar, daß die Dichter in Beschreibung derselben „so sparsam sind, weit sparsamer, als man es bei Göttin„nen, denen sie so große Verbindlichkeit haben, erwarten „sollte." [1]

Was heißt das anders, als sich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, sie es nicht in der stummen Sprache der Maler thun? Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen; dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: Urania hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehen;

Ipsa dia positis lethum praedixerat astris
Urania — [2]

warum soll er, in Rücksicht auf den Maler, dazu setzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter sich erfunden haben?

Ebendieselbe Befremdung äußert Spence nochmals bei den moralischen Wesen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menschlichen Lebens vorsetzten. [3] „Es verdient angemerkt zu werden, „sagt er, daß die römischen Dichter von den besten dieser „moralischen Wesen weit weniger sagen, als man erwar„ten sollte. Die Artisten sind in diesem Stücke viel reicher, „und wer wissen will, was jedes derselben für einen Auf„zug gemacht, darf nur die Münzen der römischen Kaiser „zu Rathe ziehen. [4] — Die Dichter sprechen von diesen „Wesen zwar öfters, als von Personen; überhaupt aber „sagen sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übri„gem Ansehen sehr wenig." —

Wenn der Dichter Abstracta personifirt, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisirt.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personificirten Abstractis Sinnbilder geben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder weil sie etwas anders sind, und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnt, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bei dem Dichter sind keine allegorische Wesen, sondern bloß personificirte Abstracta.

Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler, hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibt, warum soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Noth nichts weiß?

Was Spencen so sehr befremdet, verdient den Dichtern als eine Regel vorgeschrieben zu werden. Sie müssen die Bedürfnisse der Malerei nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müssen die Mittel, welche die Kunst erfunden hat, um der Poesie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die sie neidisch zu seyn Ursache hätten. Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern ausziert, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedient sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.

So wie diese Regel durch die Befolgung der Alten bewährt ist, so ist die geflissentliche Uebertretung derselben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Wesen der Einbildung gehen in Maske, und die sich auf diese Maskeraden am besten verstehen, verstehen sich meistentheils auf das Hauptwerk am wenigsten: nämlich, ihre Wesen handeln zu lassen, und sie durch die Handlungen derselben zu charakterisiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künstler ihre Abstracta bezeichnen, eine Art, die des poetischen Gebrauchs fähiger und würdiger ist. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegorisches haben, sondern als Werkzeuge zu betrachten sind, deren sich die Wesen, welchen sie beigelegt werden, falls sie als wirkliche Personen handeln sollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule, an welche sich die Standhaftigkeit lehnt, sind lediglich allegorisch, für den Dichter also von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, ist es schon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit ist. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulkans, sind ganz und gar keine Sinnbilder, sind bloße Instrumente, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, die wir ihnen zuschreiben, nicht hervorbringen können. Von dieser Art sind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beschreibungen etwa noch einflechten, und die ich deßwegen zum Unterschiede jener

Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
Agricolae —

(Virgilius Georgic. lib II v 444. Und einem solchen Rade scheint mir das, was sich an der Vesta des Fabretti zeigt (Ad Tabulam Iliadis p. 234), und dieser Gelehrte für eine Handmühle hält, sehr ähnlich zu seyn.

[1] Polymetis Dial. VIII. p. 91.
[2] Statius Theb. VIII. v. 554.
[3] Polym. Dial. X. p. 127.
[4] Ibid. p. 134.

allegorischen, die poetischen nennen möchte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas ähnliches! [1]

[1] Man mag in dem Gemälde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichste Gemälde bei allen alten Dichtern ist: (Lib. I. Od. 35.)

Te semper anteit saeva Necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahenea; nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum —

man mag, sage ich, in diesem Gemälde die Nägel, die Klammern, das fließende Blei, für Mittel der Befestigung oder für Werkzeuge der Bestrafung annehmen, so gehören sie doch immer mehr zu den poetischen, als allegorischen Attributen. Aber auch als solche sind sie zu sehr gehäuft, und die Stelle ist eine von den frostigsten des Horaz. Sanadon sagt: J'ose dire que ce tableau pris dans le détail serait plus beau sur la toile que dans une ode héroïque. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, et de plomb fondu. J'ai cru en devoir décharger la traduction, en substituant les idées générales aux idées singulières. C'est dommage que le Poëte ait eu besoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, ist nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attribute ein attirail patibulaire sind; denn es stand nur bei ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die festesten Bindemittel der Baukunst zu verwandeln; sondern, weil alle Attribute eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht sind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beibringen will, eine größere Anstrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig sind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein paar Versehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhaftesten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorstellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer," sagt er, „nannten sie Fides; und wenn sie „sie Sola Fides nannten, so scheinen sie den hohen Grad dieser Eigen„schaft, den wir durch grundehrlich (im Englischen downright honesty) „ausdrücken, darunter verstanden zu haben. Sie wird mit einer freien „offenen Gesichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vor„gestellt, welches so fein ist, daß es für durchsichtig gelten kann. „Horaz nennt sie daher, in einer von seinen Oden, dünnbekleidet, und „in einer andern, durchsichtig." In dieser kleinen Stelle sind nicht mehr als drei ziemlich grobe Fehler. Erstlich ist es falsch, daß Sola ein besonderes Beiwort sey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beiden Stellen des Livius, die er desfalls zum Beweise anführt (Lib. I. §. 21. Lib. II. § 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausschließung alles übrigen. In der einen Stelle scheint den Kritikern das soli sogar verdächtig und durch einen Schreibfehler, der durch das gleich darneben stehende solenne veranlaßt worden, in den Text gekommen zu seyn. In der andern aber ist nicht von der Treue, sondern von der Unschuld, der Unsträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweitens: Horaz soll in einer seiner Oden der Treue das Beiwort dünnbekleidet geben, nämlich in der oben angezogenen fünfundzwanzigsten des ersten Buchs:

Te spes, et albo rara fides colit
Velata panno

Es ist wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß selten, was wenig vorkommt, und ist das Beiwort der Treue selbst, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter gesagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte soll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchsichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unsern gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen zu sagen pflegen: ich wünschte, Sie könnten mein Herz sehen. Und dieser Ort soll die Zeile der achtzehnten Ode des ersten Buchs seyn:

Arcanique Fides prodiga, perlucidior vitro.

Wie kann man sich aber von einem bloßen Worte so verführen lassen? Heißt denn Fides arcani prodigus die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr: die Treulosigkeit? Von dieser sagt Horaz, und nicht von der Treue, daß sie durchsichtig wie Glas sey, weil sie die ihr anvertrauten Geheimnisse eines jeden Blicke bloßstellt.

XI.

Auch der Graf Caylus scheint zu verlangen, daß der Dichter seine Wesen der Einbildung mit allegorischen Attributen ausschmücken solle. [1] Der Graf verstand sich besser auf die Malerei als auf die Poesie.

Doch ich habe in seinem Werke, in welchem er dieses Verlangen äußert, Anlaß zu erheblicheren Betrachtungen gefunden, wovon ich das Wesentlichste, zu besserer Erwägung, hier anmerke.

Der Künstler, ist des Grafen Absicht, soll sich mit dem größten malerischen Dichter, mit dem Homer, mit dieser zweiten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichsten Schildereien die von dem Griechen behandelte Geschichte

[1] Apollo übergiebt den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach seinem Vaterlande zu bringen. (Iliad. *II.* v. 681—682.)

Πεμπε δε μιν πομποισιν αμα κραιπνοισι φερεσθαι
Υπνῳ και Θανατῳ διδυμαοσιν.

Caylus empfiehlt diese Erdichtung dem Maler, fügt aber hinzu: il est facheux, qu'Homère ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnait de son temps au Sommeil; nous ne connaissons, pour caractériser ce Dieu, que son action même, et nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la première est d'un médiocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas présent, où même les fleurs me paraissent déplacées, surtout pur une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Eneide de Virgile, avec des observations générales sur le Costume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meisten mit seiner großen Manier streiten. Die sinnreichsten Attribute, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bei weitem nicht so vollkommen charakterisirt, bei weitem kein so lebhaftes Bild bei uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Diesen Zug suche der Künstler auszudrücken, und er wird alle Attribute entbehren können. Die alten Künstler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter sich vorgestellt, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit übereinander geschlagenen Füßen. Denn so wollte ich die Worte des Pausanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) αμφοτερους διεσταμμενους τους ποδας, lieber übersetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoin in seiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was sollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geschlagene Füße hingegen sind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beim Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artisten sind von dieser Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bei den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch ist allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzustellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künstler also hier rathen müssen, ob er in Vorstellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen solle. Doch er scheint sich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönt, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbei auch bedacht, wie unschicklich diese moderne Idee in einem homerischen Gemälde seyn dürfte? Und wie hat ihm das Skelhafte derselben nicht anstößig seyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorstellt, das mit dem einen Arme auf einem Aschenkruge ruht (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike sey. Den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten. Selbst ihre Dichter haben ihn unter diesem widerlichen Bilde nie gedacht.

darbiete, und wie so viel vollkommener ihm die Ausführung gelingen müsse, je genauer er sich an die kleinsten von dem Dichter bemerkten Umstände halten könne.

In diesem Vorschlage vermischt sich also die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Maler soll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmt hat, sondern er soll es auch mit den nämlichen Zügen nachahmen; er soll den Dichter nicht bloß als Erzähler, er soll ihn als Dichter nutzen.

Diese zweite Art der Nachahmung aber, die für den Dichter so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem Homer eine solche Folge von Gemälden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden gewesen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus diesen Gemälden sein Werk genommen hätte: würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kommt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrückt?

Die Ursache scheint diese zu seyn. Bei dem Artisten dünkt uns die Ausführung schwerer, als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünkt uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verstrickung des Laokoon und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm das Verdienst, welches wir bei diesem seinem Bilde für das schwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnt, so würde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgeht. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegen einander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmt zu haben, als ohne dasselbe. Der Maler, der nach der Beschreibung eines Thomsons eine schöne Landschaft darstellt, hat mehr gethan, als der sie gerade von der Natur kopirt. Dieser sieht sein Urbild vor sich; jener muß erst seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubt. Dieser macht aus lebhaften sinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus schwanken und schwachen Vorstellungen willkürlicher Zeichen.

[illegible]rlich aber die Bereitwilligkeit ist, dem Künstler der Erfindung zu erlassen, eben so natürlich [illegible]auigkeit gegen dasselbe bei ihm entspringen müssen. Denn da er sahe, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, daß sein größtes Lob von der Ausführung abhange, so ward es ihm gleichviel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht sey, ob sie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publicum geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische eintheilen, so geht doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[1] Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile und ihrer Lage unter einander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth:

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.[2]

Anrieth, sage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als besser und edler an sich selbst.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich seyn würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren. Diesen Vortheil hat auch der Maler, wenn uns sein Vorwurf nicht fremd ist, wenn wir mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Composition erkennen, wenn wir auf eins, seine Personen nicht bloß sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hangt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamem Nachsinnen und Rathen nöthigt, so erkaltet unsere Begierde gerührt zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wenn er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabei denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man beides zusammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmste bei weitem nicht ist, was wir von dem Maler verlangen; zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 159 u. f.
[2] Ad Pisones v. 128—130.

entschließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche allen seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordere, suchen dürfen; sondern man wird sie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmerung unseres Vergnügens, zu seyn scheint, als eine weise und uns selbst nützliche Enthaltsamkeit an dem Artisten zu loben geneigt seyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nutzen, als er es erwartet. Geschähe es jedoch, so würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig seyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum so gelehrt seyn soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? Daß ihm alle Scenen der Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemälde geben können, bekannt und geläufig seyn sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler besser gethan hätten, wenn sie seit Raphaels Zeiten, anstatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so lasse man das Publicum in seinem Gleise, und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu seyn, was es seyn soll.

Protogenes hatte die Mutter des Aristoteles gemalt. Ich weiß nicht wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rath eine bloße Schmeichelei gewesen sey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunst erwog, allen verständlich zu seyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu malen; Thaten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraussehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich seyn würden. Doch Protogenes war nicht gesetzt genug, diesem Rathe zu folgen; impetus animi, sagt Plinius, et quaedam artis libido, [1] ein gewisser Uebermuth der Kunst, eine gewisse Lüsternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er malte lieber die Geschichte eines Jalysus, [2] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man jetzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was sie vorgestellt haben.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen: sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben; bei ihr ist alles sichtbar, und auf einerlei Art sichtbar.

Wenn also der Graf Caylus die Gemälde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemälden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen Theil nehmen, nicht angiebt und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemälde betrachten, darin entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemäldes sie nicht sehen, wenigstens sie nicht nothwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß nothwendig sowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das schlimmste dabei ist nur dieses, daß durch die malerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebt.

Z. E. Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Götter unter sich selbst handgemein werden: so geht bei dem Dichter [1] dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubt der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freies Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlungen so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Malerei aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene nothwendige Theile der Maaßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maaßstab, den das Auge gleich darneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

[1] Lib. XXXV. sect. 36. p. 700. Edit. Hard.

[2] Richardson nennt dieses Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemälde die Aufmerksamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortrefflich seyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müsse. „Protogenes, sagt er, hatte in seinem berühmten Gemälde Jalysus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit so vieler Kunst ausgemalt, daß es zu leben schien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu sehr an sich zog, so löschte er es gänzlich wieder aus.“ (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardson hat sich geirrt. Dieses Rebhuhn war nicht in dem Jalysus, sondern in einem andern Gemälde des Protogenes gewesen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des Plinius entsprungen ist, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beim Meursius fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula sc., in qua Ialysus, Satyrus erat, quem dicebant Anapauomenon, tibias tenens. Deßgleichen bei dem Herrn Winkelmann selbst. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mal. und Bildh. S. 56.) Strabo ist der eigentliche Währmann dieses Histörchens mit dem Rebhuhne, und dieser unterscheidet den Jalysus, und den an eine Säule sich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn saß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750. Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699.) haben Meursius und Richardson und Winkelmann deßwegen falsch verstanden, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwei verschiedenen Gemälden daselbst die Rede ist: dem einen, dessenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es stand; und dem andern, welches Protogenes während dieser Belagerung malte. Jenes war der Jalysus, und dieses der Satyr.

[1] Iliad. Φ. v. 385.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff wagt, tritt zurück und faßt mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, großen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Gränzsteine hingewälzt hatten.

Η δ' ἀναχασσαμένη λίθον εἵλετο χειρὶ παχείῃ,
Κείμενον ἐν πεδίῳ, μέλανα, τρηχύν τε, μέγαν τε,
Τὸν ῥ' ἄνδρες πρότεροι θέσαν ἐμμεναι οὖρον ἀρούρης.

Um die Größe dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Gränzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleudert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Größe des Steines proportionirt seyn, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreimal größer ist als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreimal größern Stein schleudern können. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steins nicht angemessen sehn, so entsteht eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemälde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworfen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte sieben Hufen. Unmöglich kann der Maler dem Gotte diese außerordentliche Größe geben. Giebt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger. [1]

[1] Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 158—185) nachgeahmt, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheint nämlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, die sie von dem Ida abreißen, gegeneinander schleudern; aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter, und stieben wie Sand um sie her.

— — — *Οι δε κολωνας;*
Χερσιν ἀποῤῥηξαντες ἀπ' οὐδεος Ιδαιοιο
Βαλλον ἐπ' ἀλληλους· αἱ δε ψαμαθοισι ὁμοιαι
Ρεια διεσπιδναντο· θεων περι δ' ἀσχετα γυια
Ῥηγνυμενα δια τυτθα — — —

Eine Künstelei, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöht unsern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche sie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu sehen, die sich mit Erdklößen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunstrichter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in ihr bestes Licht zu setzen. Indeß will ich nicht läugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind.

Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine Menschen zu Göttern erheben und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Malerei vollführt diese Herabsetzung. In ihr verschwindet vollends alles, was bei dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzt. Größe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für seine Götter in Vorrath hat, als er seinen vorzüglichsten Helden beilegt, [1] müssen in dem Gemälde auf das gemeine Maaß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerlei Wesen, die weiter an nichts als an äußerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Malerei bedient, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllt. Diese Wolke scheint aus dem Homer selbst entlehnt zu seyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kommt,

Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Größe des Homers geziemen, als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrei der Götter, welches hoch bis in den Himmel, und tief bis in den Abgrund ertönt, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschüttert, von den Menschen nicht gehört wird, dünkt mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu seyn. Das Geschrei war größer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehörs fassen konnten.

[1] In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlaufen hat, diese Assertion in Abrede seyn. Nur dürfte er sich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellt, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürliche Maaße weit übersteigt. Ich verweise ihn also, außer der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworfenen Mars, der sieben Hufen bedeckt, auf den Helm der Minerva (*Κυνεην εκατον πολεων πρυλεεσσ' ἀραρυιαν.* Iliad. *Ε.* v. 744), unter welchem sich so viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus (Iliad. *Ν.* v. 20.); vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beschreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. *Σ.* v. 516—19.)

— — *Ηρχε δ' ἀρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη*
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε εἱματα ἑσθην
Καλω και μεγαλω δυν τευχεσιν, ὡς τε θεω περ,
Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ' ὑπολιζονες ἡσαν.

Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die sie über den großen Helm der Minerva geben zu müssen glauben. (S. die Clarkisch-Ernestische Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die Homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Größe denkt, in welcher man sie, in Gesellschaft der Sterblichen, auf der Leinwand zu sehen verwöhnt wird. Ist es indeß schon nicht der Malerei vergönnt, sie in diesen überstrigenden Dimensionen darzustellen, so darf es doch die Bildhauerei gewissermaßen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meister, so wie die Bildung der Götter überhaupt, also auch das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnt haben. (Herodot. lib. II. p 130. Edit. Wessel.) Verschiedene Anmerkungen über dieses Kolossalische insbesondere, und warum es in der Bildhauerei von so großer, in der Malerei aber von gar keiner Wirkung ist, verspare ich auf einen andern Ort.

aus der ihn keine andere als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel oder in Nacht verhüllen, und so davon führen; als den Paris von der Venus,[1] den Idäus vom Neptun,[2] den Hektor vom Apollo.[3] Und diesen Nebel, diese Wolke wird Caylus nie vergessen, dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemälde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart für unsichtbar machen seyn soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisirt und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen steht. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Gränzen der Malerei herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes, symbolisches Zeichen, das den befreiten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen. Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrückt, noch dreimal nach dem dicken Nebel mit der Lanze stoßen: τρις δ' ηερα τυψε βαδειαν.[4] Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Einen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllt ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anstatt das Object unsichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt.[5] In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllt; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äußerste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

[1] Iliad. Γ. v. 381.
[2] Iliad. Ε. v. 23.
[3] Iliad. Υ. v. 444
[4] Ibid. v. 446.
[5] Ibid v. 321.

Den Homerischen Nebel aber haben sich die Maler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat oder gebraucht haben würde: bei Unsichtbarwerdungen, bei Verschwindungen; sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemälde erkennen soll, was die Personen des Gemäldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weiß ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathsversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden;[1] sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkürliches und kein natürliches Zeichen bei den Malern ist; dieses willkürliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben könnte, denn sie brauchen es eben sowohl, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen: würden wir wohl aus diesen Gemälden, — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters seyn, — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem malerischen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten

[1] Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdann, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282, wo Juno und der Schlaf ηερα εσσαμενω sich nach dem Ida verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wollusttrunkenen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen.

Πως κ' εοι, ειτις νωϊ θεων αλιγενεταων
Ευδοντ' αθρησειε; — — —

Sie fürchte sich nicht von den Menschen gesehen zu werden, sondern von den Göttern. Und wenn schon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf sagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν' ανδρων
Οψεσθαι· τοιον τοι εγω νεφος αμφικαλυψω
Χρυσεον.

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben, sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sey. So auch, wenn Minerva sich den Helm des Pluto aufsetzt, (Iliad. Ε. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerlei Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht, oder unter der Gestalt des Stheneles erblicken, sondern lediglich, damit sie Mars nicht erkennen möge.

Stücke. Es sey das Gemälde der Pest,[1] Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wieder herstellen, was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und schoß seine Pfeile unter „das Heer der Griechen. Viele Griechen starben und ihre „Leichname wurden verbrannt." Nun lese man den Homer selbst:

Βη δε κατ' ουλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ωμοισιν εχων, αμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' αρ' οϊζοι επ' ωμων χωομενοιο,
Αυτου κινηθεντος· ο δ' ηϊε νυκτι εοικως·
Εζετ' επειτ' απανευθε νεων, μετα δ' ιον ηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' αργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον επωχετο, και κυνας αργους.
Αυταρ επειτ' αυτοισι βελος εχεπευκες εφιεις
Βαλλ'· αιει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt mit Bogen und Köcher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellt — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist eben so unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob sie schon nur der allerkleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Gallerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[2] Ein goldener offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architectur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Contraste, welche Mannichfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ηγορωωντο
Χρυσεῳ, εν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ηβη
Νεκταρ εφυσσοι· τοι δε χρυσειοις δεπαεσσι
Δειδεχατ' αλληλους, Τρωων πολιν εἰσορωωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemälde, als nur eben in diesen vier Zeilen. So sehr sich, sagt er, das vierte Buch durch die mannichfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere, und durch die Kunst auszunimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt: so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu setzen können: so reich es auch sonst an dem ist, was man poetische Gemälde nennt. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das von dem Anrücken des griechischen Heeres? Als das von dem beiderseitigen Angriffe? Als das von der That des Ulysses, durch die er den Tod seines Leucus rächt?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemälde des Homers keine Gemälde für die Artisten geben? daß der Artist Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemälde seyn würden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeigt? Was sonst, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wenn ihrer auch noch so viele, wenn sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das malerische Talent des Dichters nichts schließen läßt.

XIV.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler seyn: so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierstein der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen.[1]

[1] Iliad. *A.* v. 44—53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.
[2] Iliad. *A.* v. 1—5. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

[1] Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poëme fournissait d'images et d'actions, plus il avait de supériorité en Poésie Cette réflexion m'avait

Fern sey es, diesem Einfalle auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit seyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges seyn, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorene Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deßwegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzt die mannichfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten eben so unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahiren lassen. [1]

conduit à penser que le calcul des différens Tableaux, qu'offrent les Poëmes, pouvait servir à comparer le mérite respectif des Poëmes et des Poëtes. Le nombre et le genre des Tableaux que présentent ces grands ouvrages, auraient été une espèce de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du mérite de ces Poëmes et du génie de leurs Auteurs.

[1] Was wir poetische Gemälde nennen, nannten die Alten Phantasien, wie man sich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illusion, das Täuschende dieser Gemälde heißen, hieß bei ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Ileur. Steph. p. 1351.) gesagt: die poetischen Phantasien wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden: Αἱ ποιητικαὶ φαντασιαι διὰ τὴν ἐναργειαν ἐγρηγορότων ἐνυπνια εἰσιν. Ich wünschte sehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunst hätten sich dieser Benennung bedienen, und des Worts Gemälde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erspart haben, deren vornehmster Grund die Uebereinstimmung eines willkührlichen Namens ist. Poetische Phantasien würde kein Mensch so leicht den Schranken eines materiellen Gemäldes unterworfen haben; aber sobald man die Phantasien poetische Gemälde nannte, so war der Grund zur Verführung gelegt.

XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Klassen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäciliustag ist voller musikalischen Gemälde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernt, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte. [1] Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Senne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mit sammt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne naht sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen schlägt tönend auseinander, die Senne schwirrt, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieser seyn. Obschon beide Vorwürfe, als sichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig sind: so

[1] Iliad. Δ. v. 105.

Αυτικ' ἐουλα τοξον ἐϋξοον — — — —
Και το μεν εὐ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιῃ
Αγκλινας — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ' ἑλετ' ὠκα
Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ' ὀδυναων,
Αἰψα δ' ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀϊστον — —
Ειλκε δ' ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ' ἰαχεν, ἀλτο δ' ὀϊστος
Οξυβελης, καθ' ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

XVI.

Doch ich will versuchen die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler, da wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu thun sieht, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probierstein des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die

Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beiſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen, da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte. [1]

Ἠβη δ' ἀμφ' ὀχέεσσι θοὸς βάλε καμπύλα κύκλα,
Χάλκεα ὀκτάκνημα, διδηρεφ ἀξονι ἀμφίς·
Των ἑτέρου χρυσέη ἴτυς ἄφθιτος, αὐτὰρ ὑπερθεν
Χάλκε' ἐπίσσωτρα, προσαρήροτα, θαῦμα ἰδέσθαι·
Ἠλήμιναι δ' ἄργυρον εἶδι περίδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Δίφρος δε χρυσέοισι και ἀργυρέοισιν ἱμᾶσιν
Ἐντέταται· δύο δε περίδρομοι ἀντύγες εἶσι·
Του δ' ἐξ ἀργύρεος ῥυμὸς πέλεν· αὐτὰρ ἐπ' ἀκρῳ
Δῆσε χρύσειον καλὸν ζυγὸν, ἐν δε λέπαδνα
Καλ' ἐβαλε, χρύσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefel, den Degen; und ſo iſt er fertig und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franſe gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen. [2]

— — — Μαλακον δ' ἑνδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αὐ μεγα βαλλετο φαρος.
Ποσσὶ δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Ἀμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Εἱλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen, was thut ſodann Homer? Malt er uns außer den goldnen Nägeln nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigsbeſchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Maler hinter ſich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Scepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun iſt es der Commandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus, u. ſ. w.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιζος κοπε τευχων·
Ηφαιστος μεν δωκε Διῖ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αὐταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ.
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ.
Αὐταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων.
Ατρευς δε θνησκων ἑλιπε πολυαρνι Θυεστῃ.
Αὐταρ ὁ αὐτε Θυες Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν. [1]

So kenne ich endlich dieſes Scepter beſſer, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers dieſe Stelle als die vollkommenſte Allegorie von dem Urſprunge, dem Fortgange, der Befeſtigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menſchen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läſe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung das unentbehrlichſte iſt, die Abſtellung der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte König ein Sohn der Zeit (*Ζευς Κρονιων*), ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur (*Διακτορῳ Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (*Πελοπι πληξιππῳ*) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker (*ποιμην λαων*), ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (*πολυαρνι Θυεστῃ*) der Weg gebahnt worden, das was bisher das Vertrauen ertheilt, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ungeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärkt werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bei ſeinem Scepter ſchwört, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die

[1] Iliad. *E.* v. 722—731.
[2] Iliad. *B.* v. 43—47.

[1] Iliad. *B.* v. 101—108.

Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. [1]

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν ουποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, επειδη πρωτα τομην εν ὀρεσσι λελοιπεν,
Ουδ' αναθηλησει· περι γαρ ῥα ε χαλκος ελεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αυτε μιν υιες Αχαιων
Εν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οι τε θεμιζας
Προς Διος ειρυνται — — — —

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen; jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinem blinden Zorne, einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deßwegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können. [2]

— — — Τυξον ενξοον, ιξαλου αιγος
Αγριου, ὀν ῥα ποτ' αυτος, υπο ζερνοιο τυχησας,
Πετρης εκβαινοντα δεδεγμενος εν προδοκῃσι
Βεβληκει προς στηθος· ὀ δ' υπτιος εμπεσε πετρῃ.

Του κερα εκ κεφαλης εκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ασκησας κεραοξοος ηραρε τεκτων,
Παν δ' εν λειηνας, χρυσεην επεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht bloß auf einander folgend, sie sind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst finden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beispiel zu haben, wie weitläufig und doch poetisch man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und gegentheils das Exempel des Homers bei mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es ist wahr, da die Zeichen der Rede willkürlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers eben so wohl auf einander folgen lassen kann, als sie in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in so ferne sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich seyn; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu seyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter soll immer malen; und nun wollen wir sehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Malerei schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu seyn bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel

[1] Iliad. *A.* v. 234—239.
[2] Iliad. *Δ* v. 105—111.

Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig, es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück, welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beispiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann. [1]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst nach der Natur malt. Malt, aber ohne alle Täuschung malt. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemälde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemälde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter seyn soll, so müssen keine einzelne Theile darin vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt scheinen, unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, „daß die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und düster seyn würde?“ [1] Sie bleibt unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilt, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspuncte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schaale dient, als auf diese Schönheit selbst und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die bloßen Zeilen,

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß diese Zeilen in Ansehung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsetzlich verläugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur für sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon auf einander folgen, dennoch willkürliche Zeichen sind; sondern ich spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich geht, und dieses Täuschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kömmt, und indem jenes in dieses aufgelöst wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuschende nicht ankommt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu thun hat, und nur auf deutliche und so viel möglich vollständige Begriffe geht, können diese aus der Poesie ausgeschlossene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Prosaist, sondern auch der dogmatische Dichter (denn da, wo er dogmatisirt, ist er kein Dichter), können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert

[1] S. des Herrn v. Hallers Alpen.

[1] Breitingers kritische Dichtkunst Th. II. S. 807.

z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbau eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvae
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtae sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut juga detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro proprior; quaeque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus etc. [1]

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Außer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu malen:

— — — — Lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. [2]

Der männliche Pope ſah auf die maleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit großer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Faſtgebot auf lauter Brühen. [3] Von dem Herrn von Kleiſt kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Eklogen, mehreren deutſchen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben. [1]

XVIII.

Und dennoch ſollte ſelbſt Homer in dieſe froſtigen Ausmalungen körperlicher Gegenſtände verfallen ſeyn? —

Ich will hoffen, daß es nur ſehr wenige Stellen ſind, auf die man ſich deßfalls berufen kann; und ich bin verſichert, daß auch dieſe wenige Stellen von der Art ſind, daß ſie die Regel, von der ſie eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen, vielmehr beſtätigen.

Es bleibt dabei: die Zeitfolge iſt das Gebiet des Dichters, ſo wie der Raum das Gebiet des Malers.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpuncte in ein und eben daſſelbe Gemälde bringen, ſo wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabiniſchen Jungfrauen, und derſelben Ausſöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geſchichte des verlorenen Sohnes, ſein liederliches Leben und ſein Elend und ſeine Reue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters, den der gute Geſchmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal überſehen muß, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, dem Leſer nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet des

[1] Georg. lib. III. v. 51 et 79.

[2] De A. P. v. 16.

[3] Prologue to the Satires. v. 340.
That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.
Ibid. v. 148.
— — — — who could take offence,
While pure Description held the Place of Sense?
Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uses PURE equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a picturesque imagination is to brighten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in a prism for the sake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commentator ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo nichtig als von der andern erſcheint.

[1] Poétique Française. T. II. p. 501. J'écrivais ces réflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont éxecuté ce que j'avais conçu; et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au détail de peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champêtre.

, wobei der Dichter viel Imagination ohne allen
verſchwendet.

ch, ſo wie zwei billige freundſchaftliche Nachbarn
icht verſtatten, daß ſich einer in des andern inner-
eiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wohl
if den äußerſten Gränzen eine wechſelſeitige Nach-
rrſchen laſſen, welche die kleinen Eingriffe, die der
des andern Gerechtſame in der Geſchwindigkeit ſich
eine Umſtände zu thun genöthigt ſieht, friedlich von
Theilen compenſirt: ſo auch die Malerei und Poeſie.
) will in dieſer Abſicht nicht anführen, daß in großen
hen Gemälden der einzige Augenblick faſt immer um
erweitert iſt, und daß ſich vielleicht kein einziges an
1 ſehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur
imen die Bewegung und Stellung hat, die ſie in
ugenblicke der Haupthandlung haben ſollte; die eine
e etwas frühere, die andere eine etwas ſpätere. Es
s eine Freiheit, die der Meiſter durch gewiſſe Fein-
in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Ver-
ig oder Entfernung ſeiner Perſonen, die ihnen an
is vorgeht, einen mehr oder weniger augenblicklichen
zu nehmen erlaubt. Ich will mich bloß einer An-
g bedienen, welche Herr Mengs über die Draperie
phaels macht.[1] „Alle Falten, ſagt er, haben bei
hre Urſachen, es ſey durch ihr eigen Gewicht, oder
die Ziehung der Glieder. Manchmal ſieht man in
, wie ſie vorher geweſen; Raphael hat auch ſogar
ſem Bedeutung geſucht. Man ſieht an den Falten,
i Bein oder Arm vor dieſer Regung vor oder hinten
ben, ob das Glied von Krümme zur Ausſtreckung
gen oder geht, oder ob es ausgeſtreckt geweſen, und
ümmt.“ Es iſt unſtreitig, daß der Künſtler in die-
lle zwei verſchiedene Augenblicke in einen einzigen
nen bringt. Denn da dem Fuße, welcher hinten
en und ſich vor bewegt, der Theil des Gewands,
auf ihm liegt, unmittelbar folgt, das Gewand
enn von ſehr ſteifem Zeuge, der aber eben darum
alerei ganz unbequem iſt: ſo giebt es keinen Augen-
in welchem das Gewand im geringſten eine andere
machte, als es der jetzige Stand des Gliedes erfor-
ondern läßt man es eine andere Falte machen, ſo iſt
vorige Augenblick des Gewandes und der jetzige des
3. Dem ungeachtet, wer wird es mit dem Artiſten
u nehmen, der ſeinen Vortheil dabei findet, uns
eiden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird
ht vielmehr rühmen, daß er den Verſtand und das
gehabt hat, einen ſolchen geringen Fehler zu be-
um eine größere Vollkommenheit des Ausdruckes zu
n?

eiche Nachſicht verdient der Dichter. Seine fortſchrei-
Nachahmung erlaubt ihm eigentlich, auf einmal nur

edanken über die Schönheit und über den Geſchmack in der
S. 69.

eine einzige Seite, eine einzige Eigenſchaft ſeiner körper-
lichen Gegenſtände zu berühren. Aber wenn die glückliche
Einrichtung ſeiner Sprache ihm dieſes mit einem einzigen
Worte zu thun verſtattet; warum ſollte er nicht auch dann
und wann ein zweites ſolches Wort hinzufügen dürfen?
Warum nicht auch, wenn es die Mühe verlohnt, ein drit-
tes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe geſagt, dem
Homer ſey z. E. ein Schiff, entweder nur das ſchwarze
Schiff, oder das hohle Schiff, oder das ſchnelle Schiff,
höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Zu verſtehen
von ſeiner Manier überhaupt. Hier und da findet ſich
eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzuſetzt:
Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκταχνημια,[1] runde, eherne,
achtſpeichigte Räder. Auch das vierte: ἀσπιδα παντοσε
ἰσην, καλην, χαλκειην, ἀξηλατον,[2] ein überall glattes,
ſchönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum
tadeln? Wer wird ihm dieſe kleine Ueppigkeit nicht viel-
mehr Dank wiſſen, wenn er empfindet, welche gute Wir-
kung ſie an wenigen ſchicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters ſowohl, als des Malers eigentliche Recht-
fertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorange-
ſchickten Gleichniſſe von zwei freundſchaftlichen Nachbarn
hergeleitet wiſſen. Ein bloßes Gleichniß beweiſt und recht-
fertigt nichts. Sondern dieſes muß ſie rechtfertigen: ſo wie
dort bei dem Maler die zwei verſchiedenen Augenblicke ſo
nahe und unmittelbar an einander gränzen, daß ſie ohne
Anſtoß für einen einzigen gelten können; ſo folgen auch hier
bei dem Dichter die mehreren Züge für die verſchiedenen
Theile und Eigenſchaften im Raume in einer ſolchen ge-
drängten Kürze ſo ſchnell aufeinander, daß wir ſie alle auf
einmal zu hören glauben.

Und hierin, ſage ich, kommt dem Homer ſeine vor-
treffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht
allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zuſammen-
ſetzung der Beiwörter, ſondern ſie hat auch für dieſe ge-
häufte Beiwörter eine ſo glückliche Ordnung, daß der nach-
theiligen Suſpenſion ihrer Beziehung dadurch abgeholfen
wird. An einer oder mehreren dieſer Bequemlichkeiten fehlt
es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die
franzöſiſche, welche z. E. jenes Καμπυλα κυκλα, χαλκεα,
ὀκταχνημια umſchreiben müſſen: „die runden Räder, welche
„von Erz waren und acht Speichen hatten,“ drücken den
Sinn aus, aber vernichten das Gemälde. Gleichwohl iſt
der Sinn hier nichts, und das Gemälde alles; und jener
ohne dieſes macht den lebhafteſten Dichter zum langweilig-
ſten Schwätzer. Ein Schickſal, das den guten Homer unter
der Feder der gewiſſenhaften Frau Dacier oft betroffen hat.
Unſere deutſche Sprache hingegen kann zwar die Homeri-
ſchen Beiwörter meiſtens in eben ſo kurze gleichgeltende
Beiwörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung
derſelben kann ſie der Griechiſchen nicht nachmachen. Wir

[1] Iliad. E. v. 722.
[2] Iliad. M. v. 296.

ſagen zwar „die runden, ehernen, achtſpeichigten“ — — aber „Räder“ ſchleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verſchiedene Prädikate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein ſchwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem erſten Prädikate, und läßt die andern nachfolgen; er ſagt: „runde Räder, eherne, achtſpeichigte.“ So wiſſen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erſt mit dem Dinge und dann mit ſeinen Zufälligkeiten bekannt. Dieſen Vortheil hat unſere Sprache nicht. Oder ſoll ich ſagen, ſie hat ihn, und kann ihn nur ſelten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides iſt eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennach ſetzen wollen, ſo müſſen ſie im statu absoluto ſtehen; wir müſſen ſagen: runde Räder, ehern und achtſpeichigt. Allein in dieſem statu kommen unſere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müſſen, wenn man ſie als ſolche zu dem nächſten Zeitworte, das von dem Dinge prädicirt wird, zieht, nicht ſelten einen ganz falſchen, allezeit aber einen ſehr ſchielenden Sinn verurſachen.

Doch ich halte mich bei Kleinigkeiten auf, und ſcheine das Schild vergeſſen zu wollen, das Schild des Achilles, dieſes berühmte Gemälde, in deſſen Rückſicht vornehmlich Homer vor Alters als ein Lehrer der Malerei [1] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenſtand, deſſen Beſchreibung nach ſeinen Theilen neben einander dem Dichter nicht vergönnt ſeyn ſoll? Und dieſes Schild hat Homer in mehr als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche deſſelben füllten, ſo umſtändlich, ſo genau beſchrieben, daß es neuern Künſtlern nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf dieſen beſondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer malt nämlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat alſo auch hier ſich des geprieſenen Kunſtgriffes bedient, das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir ſehen nicht das Schild, ſondern den göttlichen Meiſter, wie er das Schild verfertigt. Er tritt mit Hammer und Zange vor ſeinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbſten geſchmiedet, ſchwellen die Bilder, die er zu deſſen Auszierung beſtimmt, vor unſern Augen, eines nach dem andern, unter ſeinen feinern Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Geſichte, bis alles fertig iſt. Nun iſt es fertig, und wir erſtaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugen, der es machen ſehen.

[1] Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

Dieſes läßt ſich von dem Schilde des Aeneas beim Virgil nicht ſagen. Der römiſche Dichter empfand entweder die Feinheit ſeines Muſters hier nicht, oder die Dinge, die er auf ſein Schild bringen wollte, ſchienen ihm von der Art zu ſeyn, daß ſie die Ausführung vor unſern Augen nicht wohl verſtatteten. Es waren Prophezeihungen, von welchen es freilich unſchicklich geweſen wäre, wenn ſie der Gott in unſerer Gegenwart eben ſo deutlich geäußert hätte, als ſie der Dichter hernach auslegt. Prophezeihungen, als Prophezeihungen, verlangen eine dunklere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Perſonen aus der Zukunft, die ſie betreffen, nicht paſſen. Gleichwohl lag an dieſen wahrhaften Namen, allem Anſehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiſte. [1] Wenn ihn aber dieſes entſchuldigt, ſo hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bei dem Virgil ungefähr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt daß wir bei dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeigt,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam. [2]

[1] Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entſchuldigung leiht. Denn auch Servius hat den Unterſchied, der zwiſchen beiden Schilden iſt, bemerkt: Sane interest inter hunc et Homeri Clypeum: illic enim singula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noscuntur: nam et hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret; ibi postquam omnia narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieſes? Darum, meint Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführt, ſondern

— — — — genus omne futurae
Stirpis ab Ascanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es alſo möglich geweſen, daß mit eben der Geſchwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte namhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieſes iſt der Verſtand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul et narrationis celeritas potuisse connecti, et opus tam velociter expediri, ut ad verbum posset occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beibringen konnte, ſo konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus ſelbſt thun; ſondern er mußte es verſparen, bis alles fertig war. Ich wünſchte für den Virgil ſehr, dieſes Raiſonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entſchuldigung würde ihm weit rühmlicher ſeyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römiſche Geſchichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemälden machte Homer ſein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgeht. Scheint es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemälde übertreffen können, ihn wenigſtens in der Anzahl derſelben übertreffen wollen? Und was wäre kindiſcher geweſen?

[2] Aeneid. lib. VIII. 447—454.

den Vorhang auf einmal niederfallen, und versetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bei dem Aeneas anlangt. Sie lehnt sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begafft, und bestaunt, und betastet, und versucht, hebt sich die Beschreibung oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist, und Da ist, Nahe dabei steht, und Nicht weit davon steht man — so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu lassen. Da dieses Gemälde hiernächst nicht Aeneas macht, als welcher sich an den bloßen Figuren ergötzt, und von der Bedeutung derselben nichts weiß,

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben so viel wissen mußte, als der gutwillige Ehemann; sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kommt, so bleibt die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimmt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses oder etwas anderes vorgestellt ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerlei schmeichelhaften Anspielungen seine Materie aufstutzt, aber nicht das große Genie, das sich auf die eigene innere Stärke seines Werks verläßt, und alle äußere Mittel, interessant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas ist folglich ein wahres Einschiebsel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Römer zu schmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kommt, so mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war, diese Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuweben, um sie uns nur bei Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er ein Schild machen soll, das seiner würdig ist. Virgil hingegen scheint ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem das Schild lange fertig ist.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terrasson und andere gegen das Schild des Homers machen, sind bekannt. Eben so bekannt ist das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß diese letztern sich manchmal zu weit einlassen, und, in Zuversicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die eben so unrichtig sind, als wenig sie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange desselben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maaße zeichnen zu lassen. Sein Einfall mit den verschiedenen concentrischen Cirkeln ist sehr sinnreich, obschon die Worte des Dichters nicht den geringsten Anlaß dazu geben, auch sich sonst keine Spur findet, daß die Alten auf diese Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer selbst σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künstlich ausgearbeitetes Schild nennt, so würde ich lieber, um mehr Raum auszusparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es ist bekannt, daß die alten Künstler diese nicht leer ließen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweist.[1] Doch nicht genug, daß sich Boivin dieses Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorstellungen selbst, denen er auf dem sonach um die Hälfte verringerten Raume Platz verschaffen mußte, indem er das, was bei dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild ist, in zwei bis drei besondere Bilder zertheilte. Ich weiß wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen sollen, sondern, anstatt daß er sich bemühte, den Forderungen seiner Gegner ein Genüge zu leisten, hätte er ihnen zeigen sollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beispiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt sagt:[2]

Λαοι δ' εἰν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι ἐνθα δε νεικος
Ὠρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον εἰνεκα ποινης
Ἀνδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν εὐχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημιῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
Ἀμφω δ' ἰεσθην ἐπι ἰζοοι πειραο ἑλεσθαι.
Λαοι δ' ἀμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·
Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Εἱατ' ἐπι ξεστοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀρ' ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemälde angeben wollen: das Gemälde eines öffentlichen Rechtshandels über die streitige Erlegung einer ansehnlichen Geldbuße für einen verübten Todtschlag. Der Künstler, der diesen Vorwurf ausführen soll, kann sich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick desselben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der

[1] — Scuto ejus, in quo Amazonum praelium caelavit intumescente ambitu parmae: ejusdem concava parte Deorum et Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

[2] Iliad. Σ v. 497—508.

Abhörung der Zeugen, oder des Urthelſpruches, oder welchen er ſonſt, vor oder nach, oder zwiſchen dieſen Augenblicken, für den bequemſten hält. Dieſen einzigen Augenblick macht er ſo prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuſchungen aus, welche die Kunſt in Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände vor der Poeſie voraus hat. Von dieſer Seite aber unendlich zurückgelaſſen, was kann der Dichter, der eben dieſen Vorwurf mit Worten malen ſoll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er ſich gleichfalls ſeiner eigenthümlichen Vortheile bedient? Und welches ſind dieſe? Die Freiheit, ſich ſowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunſtwerke auszubreiten, und das Vermögen, ſonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künſtler zeigt, ſondern auch das, was uns dieſer nur kann errathen laſſen. Durch dieſe Freiheit, durch dieſes Vermögen allein kommt der Dichter dem Künſtler wieder bei, und ihre Werke werden einander alsdann am ähnlichſten, wenn die Wirkung derſelben gleich lebhaft iſt; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beibringt, als das andere dem Auge darſtellen kann. Nach dieſem Grundſatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen ſollen, und er würde nicht ſo viel beſondere Gemälde daraus gemacht haben, als verſchiedene Zeitpuncte er darin zu bemerken glaubte. Es iſt wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer ſagt, in einem einzigen Gemälde verbunden ſeyn; die Beſchuldigung und Abläugnung, die Darſtellung der Zeugen und der Zuruf des getheilten Volkes, das Beſtreben der Herolde, den Tumult zu ſtillen, und die Aeußerungen der Schiedsrichter, ſind Dinge, die auf einander folgen und nicht neben einander beſtehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemälde enthalten war, das lag virtute darin, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemälde mit Worten nachzuſchildern, iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemälde herzählen, aber nimmermehr ein Gemälde ſelbſt hervorbringen kann.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemälde der belagerten Stadt[1] in drei verſchiedene Gemälde. Er hätte es eben ſo wohl in zwölfe theilen können, als in drei. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemäldes ſich unterwerfen müſſe: ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemälde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem ἐν μεν ἐπειτ᾽, oder ἐν δε ποιησε, oder ἐν δ᾽ ἐτιθει, oder ἐν δε ποικιλλε Αμφιγυηεις anfängt.[1] Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemälde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkürliche Concentration in einen einzigen Zeitpunct mangelt, als welche der Dichter anzugeben keineswegs gehalten war. Vielmehr hätte er ihn angegeben, hätte er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einfließen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſo würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, ſondern glaubte noch etwas ganz beſonderes zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemälde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Malerei angegeben ſey. Contraſt, Perſpective, die drei Einheiten; alles fand er darin auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß, zu Folge guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Malerei zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Malerei damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt mußten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr als die bloßen Data der Hiſtorienſchreiber weiß. Denn daß die Malerei zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht bloß deßwegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilt, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemälde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemälde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubt. Die zwei großen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen,[2] waren offenbar ohne alle Perſpective. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope

[1] v. 509—540.

[1] Das erſte fängt an mit der 483ſten Zeile, und geht bis zur 489ſten; das zweite von 490—509; das dritte von 510—540; das vierte von 541—549; das fünfte von 550—560; das ſechſte von 561—572; das ſiebente von 573—586; das achte von 587—589; das neunte von 590—605, und das zehnte von 606—608. Bloß das dritte Gemälde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bei dem zweiten, ἐν δε δυω ποιησε πολεις, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt deutlich genug, daß es ein beſonderes Gemälde ſeyn muß.

[2] Phocic. cap. XXV—XXXI.

t, um zu beweisen, daß Homer schon einen Begriff
gehabt habe, beweist weiter nichts, als daß ihm
ur ein sehr unvollständiger Begriff davon bei-
. [1] „Homer, sagt er, kann kein Fremdling in der
ctive gewesen seyn, weil er die Entfernung eines
standes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er
t z. E., daß die Kundschafter ein wenig weiter als
dern Figuren gelegen, und daß die Eiche, unter
i den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bei
gestanden. Was er von dem mit Heerden und
und Ställen übersäeten Thale sagt, ist augen-
ch die Beschreibung einer großen perspectivischen
). Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch
aus der Menge der Figuren auf dem Schilde ge-
werden, die nicht alle in ihrer vollen Größe aus-
t werden konnten; woraus es denn gewissermaßen
tig, daß die Kunst, sie nach der Perspective zu ver-
i, damaliger Zeit schon bekannt gewesen." Die
obachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding
erne kleiner erscheint, als in der Nähe, macht ein
: noch lange nicht perspectivisch. Die Perspective er-
inen einzigen Augenpunct, einen bestimmten natür-
esichtskreis, und dieses war es, was den alten
n fehlte. Die Grundfläche in den Gemälden des
tus war nicht horizontal, sondern nach hinten zu
tig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche
nander zu stehen scheinen sollten, über einander zu
ienen. Und wenn diese Stellung der verschiedenen
und ihrer Gruppen allgemein gewesen, wie aus
i Basreliefs, wo die hintersten allezeit höher stehen
vordersten, und über sie wegsehen, sich schließen
ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschrei-
s Homers annimmt, und diejenigen von seinen
, die sich nach selbiger in Ein Gemälde verbinden
nicht unnöthigerweise trennt. Die doppelte Scene
fertigen Stadt, durch deren Straßen der fröhliche
einer Hochzeitfeier ging, indem auf dem Markte
iger Proceß entschieden ward, erfordert diesem zu
n doppeltes Gemälde, und Homer hat es gar wohl
einziges denken können, indem er sich die ganze
is einem so hohen Augenpuncte vorstellte, daß er
Aussicht zugleich in die Straßen und auf den
durch erhielt.

bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspectivische in den Gemälden nur gelegentlich durch die Scenenmalerei gekommen ist; und auch als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen seyn, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemälden unter den Alterthümern des Herculanums so häufige und mannichfaltige Fehler gegen die Perspective finden, als man jetzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. [1]

Doch ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punct zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns versprochener Geschichte der Kunst die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf. [2]

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewährt; daß es über die menschliche Einbildung geht, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Constantinus Manasses wollte seine kahle Chronik mit einem Gemälde der Helena auszieren. Ich muß ihm für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie thöricht es sey, etwas

zu zeigen, daß dieses nicht zu viel von Popen gesagt ist, i Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. bs. p. 64) in der Grundsprache anführen: That he was r to aerial Perspective, appears in his expressly mark- stance of object from object; he tells us etc. Ich sage, ope den Ausdruck aerial Perspective, die Luftperspective, ve aérienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den gebung der Entfernung verminderten Größen gar nichts nt, sondern unter der man lediglich die Schwächung und g der Farben nach Beschaffenheit der Luft oder des Medii, es wie sie sehen, versteht. Wer diesen Fehler machen n war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wissen.

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 185.

[2] Geschrieben im Jahr 1768.

zu wagen, das Homer so weislich unterlassen hat. Wenn ich bei ihm lese: [1]

Ην ἡ γυνη περικαλλης, εὐοφρυς, εὐχροωτατη,
Ευταρσιος, εὐπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ελικοβλεφαρος, ἀβρα, χαριτων γεμον ἁλσος,
Λευκοβραχιων, τριφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,
Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιζον, αὐτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχρια πυρινη,
Ως ει τις τον ἑλφαιτα βαψει λαμπρα πορφυρα.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την εὐσπιλον Ελενην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sah Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Mönchs sind keine Poesie. Man höre also den Ariost, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert: [1]

Di persona era tanto ben formata,
Quanto mai finger san Pittori industri:
Con bionda chioma, lunga e annodata.
Oro non è, che piu risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
Pietosi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due valette,
La bocca sparsa di natio cinabro,
Quivi due filze son di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

[1] Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit diesem Portrait des Manasses, bis auf die Tautologieen, sehr wohl zufrieden: De Helenae pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führt nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361.) auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und Tzetzes von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kommt ein Zug vor, der ein wenig seltsam klingt. Dares sagt nämlich von der Helena, sie habe ein Mal zwischen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo supercilia habentem. Das war doch wohl nichts schönes? Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesagt hätte. Meines Theils halte ich das Wort nota hier für verfälscht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bei den Griechen μεσοφρυον und bei den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er sagen, liefen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Puncte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, andern nicht (Junius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.). Anakreon hielt die Mittelstraße; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennt, noch völlig in einander verwachsen, sie verliefen sich sanft in einem einzigen Puncte. Er sagt zu dem Künstler, welcher sie malen sollte (Od. 28.):

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Λιαχοπτε, μητε μισγε,
Εχετω δ' ὁπως ἐκεινη
Τι λεληθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἑτην κελαινην.

Nach der Lesart des Pauw, obschon auch ohne sie der Verstand der nämliche ist, und von Henr. Stephano nicht verfehlt worden:

Supercilii nigrantes
Discrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge sic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale esse cernis ipsi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl sodann anstatt des Wortes notam lesen? Vielleicht moram? Denn so viel ist gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit, ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung, den Zwischenraum von einem zum andern, bedeutet

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünscht sich der rasende Herkules beim Seneca (v. 1215), welche Stelle Gronovius sehr wohl erklärt: Optat se medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi, aut rursus distrahi. So heißen auch bei eben demselben Dichter lacertorum morae, soviel als junctura (Schroederus ad v. 762. Thyest.).

[1] Orlando Furioso, Canto VII. St. 11—15. „Die Bildung ihrer „Gestalt war so reizend, als nur künstliche Maler sie dichten können. „Gegen ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar ist kein Gold, das „nicht seinen Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete „sich die vermischte Farbe der Rosen und der Lilien. Ihre fröhliche „Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, war von glattem „Helfenbein. Unter zwei schwarzen äußerst feinen Bögen glänzen zwei „schwarze Augen, oder vielmehr zwei leuchtende Sonnen, die mit „Holdseligkeit um sich blickten und sich langsam drehten. Rings um „sie her schien Amor zu spielen und zu fliegen; von da schien er seinen „ganzen Köcher abzuschießen, und die Herzen sichtbar zu rauben. Weiter „hinab steigt die Nase mitten durch das Gesicht, an welcher selbst der „Neid nichts zu bessern findet. Unter ihr zeigt sich der Mund, wie „zwischen zwei kleinen Thälern, mit seinem eigenthümlichen Zinnober „bedeckt; hier stehen zwei Reihen auserlesener Perlen, die eine schöne „sanfte Lippe verschließt und öffnet. Hieraus kommen die holdseligen „Worte, die jedes rauhe schändliche Herz erweichen; hier wird jenes „liebliche Lächeln gebildet, welches für sich schon ein Paradies auf Erden „eröffnet. Weißer Schnee ist der schöne Hals, und Milch die Brust, der „Hals rund, die Brust voll und breit. Zwei zarte, von Helfenbein „gerundete Kugeln wallen sanft auf und nieder, wie die Wellen am „äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See be„streitet." (Die übrigen Theile würde Argus selbst nicht haben sehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was versteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß stand, übereinstimme.) „Die Arme „zeigen sich in ihrer gehörigen Länge, die weiße Hand etwas länglich, „und schmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre „glatte Fläche. Am Ende dieser herrlichen Gestalt sieht man den klei„nen, trocknen, gerundeten Fuß. Die englischen Mienen, die aus dem „Himmel stammen, kann kein Schleier verbergen." — Nach der Ueberſetzung des Herrn Meinhardt in dem Versuche über den Charakter und die Werke der besten ital. Dichter. B. II. S. 238.)

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben si può giudicar, che corrisponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Mostran le braccia sua misura giusta,
Et la candida man spesso si vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza augusta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la persona augusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo
Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton sagt bei Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meister des Werks. Das Lob des einen ist also nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunstwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieses vergesse man nie, und es werden sich öfters ganz widersprechende Urtheile vergleichen lassen. Eben wie hier. Dolce, in seinem Gespräche von der Malerei, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Ariost ein außerordentliches Aufheben machen;[1] ich hingegen wähle sie als ein Exempel eines Gemäldes ohne Gemälde. Wir haben beide recht. Dolce bewundert darin die Kenntnisse, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeigt; ich aber sehe bloß auf die Wirkung, welche diese Kenntnisse, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce schließt aus jenen Kenntnissen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler sind; und ich aus dieser Wirkung, daß sich das, was die Maler durch Linien und Farben am besten ausdrücken können, durch Worte gerade am schlechtesten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlt die Schilderung des Ariost allen Malern als das vollkommenste Vorbild einer schönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichste Warnung, was einem Ariost mißlingen müssen, nicht noch unglücklicher zu versuchen. Es mag seyn, daß, wenn Ariost sagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, so wie sie nur immer der fleißigste Künstler in der Natur und aus den Antiken studirt, vollkommen verstanden zu haben, dadurch beweist.[1] Er mag sich immerhin in den bloßen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommensten Coloristen, als einen Titian zeigen.[2] Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennt, noch so deutlich schließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilligt.[3] Man mag sogar in seiner herabsteigenden Nase,

Quindi il naso per mezo il viso scende,

das Profil jener alten griechischen, und von griechischen Künstlern auch Römern geliehenen Nasen finden.[4] Was nützt alle diese Gelehrsamkeit und Einsicht unsern Lesern, die wir eine schöne Frau zu sehen glauben wollen, die wir etwas von der sanften Wallung des Geblüts dabei empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältnissen eine schöne Gestalt entspringt, wissen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier diese Verhältnisse sehen? oder erleichtert er uns auch nur im Geringsten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anschauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, la fronte,

Che lo spazio finia con giusta meta;

eine Nase, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und schmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta:

was für ein Bild geben diese allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schüler auf die Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, möchten sie noch etwas sagen, denn ein Blick auf dieses Modell, und sie sehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schnitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand. Aber bei

[1] Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.) Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella Donna, leggano quelle Stanze dell' Ariosto, nelle quali egli discrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

[1] (Ibid.) Ecco, che, quanto alla porportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

[2] (Ibid. p. 182.) Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Tiliano.

[3] (Ibid. p. 180.) Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse; che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano, come l'oro. Was Dolce in dem Nachfolgenden aus dem Athenäus anführt, ist merkwürdig, nur daß es sich nicht völlig so daselbst findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

[4] (Ibid. p. 182.) Il naso, che discente giù, havendo peraventura la considerazione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

„erkennen iſt. Der Artiſt muß ſich beſonders angelegen ſeyn „laſſen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen „Blicken und in allen den Aeußerungen einer ſtaunenden „Bewunderung auf den Geſichtern dieſer kalten Greiſe „empfinden zu laſſen. Die Scene iſt über einem von den „Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes kann „ſich in den freien Himmel oder gegen höhere Gebäude „der Stadt verlieren; jenes würde kühner laſſen, eines „aber iſt ſo ſchicklich wie das andere.“

Man denke ſich dieſes Gemälde von dem größten Meiſter unſerer Zeit ausgeführt, und ſtelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieſes, wo ich ihn ſelbſt fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimaſſen gerührter Graubärte ſchließen ſoll? Turpe senilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, iſt ſogar ein edler Gegenſtand. Den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen ſogleich hinzu:

Αλλα και ως, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτυ.

Ohne dieſen Entſchluß wären es alte Gecke, wären ſie das, was ſie in dem Gemälde des Caylus erſcheinen. Und worauf richten ſie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verſchleierte Figur. Das iſt Helena? Es iſt mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier laſſen können. Zwar Homer giebt ihr denſelben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννησι καλυψαμενη ὀθονησιν
Ωρμαε' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straßen damit zu gehen; und wenn auch ſchon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe ſie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben ſcheint, ſo war es nicht das erſtemal, daß ſie die Alten ſahen; ihr Bekenntniß durfte alſo nicht aus dem jetzigen augenblicklichen Anſchauen entſtehen, ſondern ſie konnten ſchon oft empfunden haben, was ſie zu empfinden bei dieſer Gelegenheit nur zum erſtenmal bekannten. In dem Gemälde findet ſo etwas nicht ſtatt. Wenn ich hier entzückte Alte ſehe, ſo will ich auch zugleich ſehen, was ſie in Entzücken ſetzt; und ich werde äußerſt betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie geſagt, eine vermummte, verſchleierte Figur wahrnehme, die ſie brünſtig angaffen. Was hat dieſes Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier, und etwas von ihrem proportionirten Umriſſe, ſo weit Umriß unter Gewändern ſichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Geſicht verdeckt ſeyn ſollte, und er nennt Schleier bloß als ein Stück ihres Anzuges. Iſt dieſes Worte ſind einer ſolchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: Hélène couverte d'un voile blanc), ſo entſteht eine andere Verwunderung bei mir: er empfiehlt dem Artiſten ſo ſorgfältig den Ausdruck auf den Geſichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Geſichte der Helena verliert er kein Wort. Dieſe ſittſame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtſam ſich nähernd — Wie? Iſt die höchſte Schönheit unſern Künſtlern ſo etwas geläufiges, daß ſie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder iſt Ausdruck mehr als Schönheit? Und ſind wir auch in Gemälden ſchon gewohnt, ſo wie auf der Bühne, die häßlichſte Schauſpielerin für eine entzückende Prinzeſſin gelten zu laſſen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen ſie zu empfinden äußert?

In Wahrheit, das Gemälde des Caylus würde ſich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten.

Homer ward vor Alters unſtreitig fleißiger geleſen, als jetzt. Dennoch findet man ſogar vieler Gemälde nicht erwähnt, welche die alten Künſtler aus ihm gezogen hätten.[1] Nur den Fingerzeig des Dichters auf beſondere körperliche Schönheiten ſcheinen ſie fleißig genutzt zu haben; dieſe malten ſie, und in dieſen Gegenſtänden, fühlten ſie wohl, war es ihnen allein vergönnt, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Außer der Helena hatte Zeuxis auch die Penelope gemalt, und des Apelles Diana war die Homeriſche in Begleitung ihrer Nymphen. Bei dieſer Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede iſt, einer Verbeſſerung bedarf.[2]

[1] Fabricii Biblioth. Grae. Lib. II. cap. 6. p. 345.

[2] Plinius ſagt von dem Apelles: (Libr XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit et Dianam sacrificantium virginum choro mixtam: quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieſer Lobſpruch geweſen ſeyn. Schöne Nymphen um eine ſchöne Göttin her, die mit der ganzen majeſtätiſchen Stirne über ſie hervorragt, ſind freilich ein Vorwurf, der der Malerei angemeſſener iſt, als der Poeſie. Das sacrificantium nur, iſt mir höchſt verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und iſt dieſes die Beſchäftigung, die Homer den Geſpielinnen der Diana giebt? Mit nichten; ſie durchſtreifen mit ihr Berge und Wälder, ſie jagen, ſie ſpielen, ſie tanzen: (Odyss. Z. v. 102—106.)

Οιη δ' Αρτεμις εἰσι κατ' οὐρεος ἰοχεαιρα
Η κατα Τηϋγετον περιμηκετον, ἠ Ερυμανθον
Τερπομενη καπροισι και ὠκειης ἐλαφοισι.
Τῃ δε θ' αμα Νυμφαι, κουραι Διος Αιγιοχοιο,
Αγρονομοι παιζουσι — — — —

Plinius wird alſo nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geſchrieben haben, vielleicht sylvis vagantium, welche Verbeſſerung die Anzahl der veränderten Buchſtaben ungefähr hätte. Dem παιζουσι beim Homer würde saltantium am nächſten kommen, und auch Virgil läßt in ſeiner Nachahmung dieſer Stelle die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 498.)

Qualis in Eurotae ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbei einen ſeltſamen Einfall. (Polymetis. Dial. VIII. p. 102.) This Diana, ſagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of παιζειν, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting;

Handlungen aber aus dem Homer zu malen, bloß weil sie eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu seyn, und konnte es nicht seyn, so lange sich noch die Kunst in den engern Gränzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater, ähnlich, aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge in dem einen sowohl, als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedene, ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bei dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: [1]

Η, και κυανεῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·
Ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπερρώσαντο ἄνακτος,
Κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον·

ihm bei seinem olympischen Jupiter zum Vorbilde gedient, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitum, gelungen sey. Wem dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Künstlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben so erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, übersieht das Wesentlichste, und begnügt sich mit etwas ganz allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas sehr specielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [1] sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennt. Denn es ist gewiß, daß die alten Künstler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden, und besonders das Haar sehr vernachlässigt hatten. Noch Myron war in beiden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, [2] und nach ebendemselben war Pythagoras Leontinus der erste, der sich durch ein zierliches Haar hervorthat. [3] Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künstler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. [4] „Dieser „Apollo, sagt er, und der Antinous sind beide in eben„demselben Pallaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Anti„nous den Zuschauer mit Verwunderung erfüllt, so setzt „ihn der Apollo in Erstaunen, und zwar, wie sich die Rei„senden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas „mehr als menschliches zeigt, welches sie gemeiniglich gar „nicht zu beschreiben im Stande sind. Und diese Wirkung „ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, wenn „man es untersucht, das Unproportionirliche daran auch „einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten Bildhauer, „welche wir in England haben, der neulich dahin reiste, „diese Bildsäule zu sehen, bekräftigte mir das, was jetzt „gesagt worden, besonders daß die Füße und Schenkel, in „Ansehung der obern Theile, zu lang und zu breit sind. „Und Andreas Sacchi, einer der größten italienischen „Maler, scheint eben dieser Meinung gewesen zu seyn, sonst „würde er schwerlich (in einem berühmten Gemälde, wel„ches jetzt in England ist) seinem Apollo, wie er den Ton„künstler Pasquilini krönt, das völlige Verhältniß des „Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine „Copie von dem Apollo zu seyn scheint. Ob wir gleich an „sehr großen Werken oft sehen, daß ein geringerer Theil „aus der Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier „der Fall nicht seyn. Denn an einer schönen Bildsäule ist „ein richtiges Verhältniß eine von ihren wesentlichen „Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder

as that of, Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public: unless it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nämlich jene feierliche Tänze verstanden wissen, welche bei den Alten mit unter die gottesdienstlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meint er, brauche denn auch Plinius das Wort sacrificare: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, sacrificare, of them; which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bei dem Virgil die Diana selbst mit tanzt: exercet Diana choros. Sollte nun dieser Tanz ein gottesdienstlicher Tanz seyn, zu wessen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eigenen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beides ist widersinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernsthaften Person nicht für sehr anständig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechischen Dichtern ganz anders festgesetzt waren? Wenn Horaz von der Venus sagt: (Od. IV. lib. I.)

Jam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Junctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieses auch heilige gottesdienstliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine solche Grille.

[1] Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

[1] Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard.

[2] Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

[3] Ibid. Hic primus nervos et venas expressit: capillumque diligentius.

[4] Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

„mit Fleiß müssen seyn verlängert worden, sonst würde es „leicht haben können vermieden werden. Wenn wir also „die Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, „so werden wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man „bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemei„nen Anblicke gehalten, von dem hergerührt hat, was ein „Fehler in einem Theile derselben zu seyn geschienen." — Alles dieses ist sehr einleuchtend, und schon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen giebt, welches bloß aus diesem Zusatze von Größe in den Abmessungen der Füße und Schenkel entspringt. Denn wenn Antenor die Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen will, so läßt er ihn sagen: [1]

Σταντων μεν, Μενελαος υπειρεχεν ευρεας ωμους,
Αιψα δ' εξομενω, γεραιοτερος ην Οδυσσευς.

„Wann beide standen, so ragte Menelaus mit den breiten „Schultern hoch hervor; wann aber beide saßen, war „Ulysses der ansehnlichere." Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältniß leicht zu bestimmen, welches beider Oberleib zu den Füßen und Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von Größe in den Proportionen des erstern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unschicklicher Theil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit stören. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfordert mehrere unschickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müssen übersehen können, wenn wir dabei das Gegentheil von dem empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Wesen nach, kein Vorwurf der Poesie seyn können; und dennoch hat Homer die äußerste Häßlichkeit in dem Thersites geschildert, und sie nach ihren Theilen neben einander geschildert. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente nicht eben sowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird sie das, aber hierin liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichsam von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu seyn, aufhört, wird sie dem Dichter brauchbar; und was er für sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß.

Diese vermischte Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contrast von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfordert. [1] Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen möchte, daß dieser Contrast nicht zu krall und zu schneidend seyn muß, daß die Oppositа, um in der Sprache der Maler fortzufahren, von der Art seyn müssen, daß sie sich in einander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene Aesop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das *Γελοιον* seiner lehrreichen Mährchen, vermittelst der Ungestaltheit auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele sind wie Oel und Essig, die, wenn man sie schon in einander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennt bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen, jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen sie wird: alsdann fließen Verdruß und Wohlgefallen in einander, aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte seinen Freunden weit interessanter seyn, als der schöne und gesunde Wicherley den seinen. — So wenig aber Thersites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird, eben so wenig würde er es ohne dieselbe seyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinstimmung dieser Häßlichkeit mit seinem Charakter; der Widerspruch, den beide mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit hegt; die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwätzes: alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das *Ου φθαρτικον*, welches Aristoteles [2] unumgänglich zu dem Lächerlichen verlangt; so wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contrast von keiner Wichtigkeit seyn, und uns nicht sehr interessiren müsse. Denn man nehme auch nur an, daß dem Thersites selbst seine hämische Verkleinerung des Agamemnons theurer zu stehen gekommen wäre, daß er sie, anstatt mit ein paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müssen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieses Scheusal von einem Menschen ist doch ein Mensch, dessen Vernichtung uns stets ein größeres Uebel scheint, als alle

[1] Iliad. *Γ* v. 210. 211.

[1] Philos. Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn. Th. II. S. 22.
[2] De Poetica cap. V.

seine Gebrechen und Laster. Um die Erfahrung hiervon zu machen, lese man sein Ende bei dem Quintus Calaber.[1] Achilles bedauert die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, so tapfer vergossen, fordert die Hochachtung und das Mitleid des Helden, und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der schmähsüchtige Thersites macht ihm diese Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wollust, die auch den wackersten Mann zu Unsinnigkeiten verleite,

— — — ἠτ' ἀφρονα φωτα τιθησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu versetzen, schlägt er ihn so unsanft zwischen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halse stürzen. Zu grausam! Der jachzornige mörderische Achilles wird mir verhaßter, als der tückische knurrende Thersites; das Freudengeschrei, welches die Griechen über diese That erheben, beleidigt mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der schon das Schwert zuckt, seinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Thersites auch mein Anverwandter ist, ein Mensch.

Gesetzt aber gar, die Verhetzungen des Thersites wären in Meuterei ausgebrochen, das aufrührerische Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte seine Heerführer verrätherisch zurückgelassen, die Heerführer wären hier einem rachsüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgericht über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdann die Häßlichkeit des Thersites erscheinen? Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche Häßlichkeit allezeit schredlich. Ich weiß dieses nicht besser zu erläutern, als mit ein paar vortrefflichen Stellen des Shakespeare. Edmund, der Bastard des Grafen von Gloster im König Lear, ist kein geringerer Bösewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der sich durch die abscheulichsten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen Richard der Dritte bestieg. Aber wie kommt es, daß jener bei weitem nicht so viel Schaudern und Entsetzen erweckt, als dieser? Wenn ich den Bastard sagen höre:[2]

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My Services are bound; wherefore should I
Stand in the Plage of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleap and wake?

so höre ich einen Teufel, aber ich sehe ihn in der Gestalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter sagen:[1]

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glass,
I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty,
To strut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am curtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by dissembling nature,
Deform'd, unfinish'd, sent before my time
Into this breathing world, scarce half made up,
And that so lamely and unfashionably,
That dogs bark at me, as I halt by them:
Why I (in this weak piping time of Peace)
Have no delight to pass away the time;
Unless to spy my shadow in the sun,
And descant on mine own deformity.
And therefore, since I cannot prove a Lover,
To entertain these fair well-spoken days,
I am determined, to prove a Villain!

so höre ich einen Teufel und sehe einen Teufel, in einer Gestalt, die der Teufel allein haben sollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen; welchen Gebrauch ist dem Maler davon zu machen vergönnt?

Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Malerei, als schöne Kunst, will sie nicht ausdrücken. Als jener gehören ihr alle sichtbare Gegenstände zu; als diese schließt sie sich nur auf diejenigen sichtbaren Gegenstände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen auch nicht die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein scharfsinniger Kunstrichter[2] hat dieses bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorstellungen der Furcht," sagt er, „der Traurig„keit, des Schreckens, des Mitleids u. s. w. können nur „Unlust erregen, in so weit wir das Uebel für wirklich „halten. Diese können also durch die Erinnerung, daß es „ein künstlicher Betrug sey, in angenehme Empfindungen „aufgelöst werden. Die widrige Empfindung des Eckels „aber erfolgt vermöge des Gesetzes der Einbildungkraft „auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand „mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilft's „dem beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der „Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entsprang „nicht aus der Voraussetzung, daß das Uebel wirklich sey,

[1] Paralipom. lib. I. v. 720—778.
[2] King Lear. Act. I. Sc. VI.

[1] The Life and Death of Richard III Act. I. Sc. I.
[2] Briefe, die neueste Literatur betreffend. Th. V. S. 108.

„sondern aus der bloßen Vorstellung deſſelben, und dieſe „iſt wirklich da. Die Empfindungen des Eckels ſind alſo „allezeit Natur, niemals Nachahmung.“

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe Häßlichkeit beleidigt unſer Geſicht, widerſteht unſerm Geſchmack an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erweckt Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deßwegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhört, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns bloß an der Kunſt des Malers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an,[1] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken; auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren, die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαστον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchließen können, ὁτι οὑτος ἑκεινος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folgt, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriedigt wird, nur zufällig; das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung bloß, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibt. Nach den Beiſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheint es, als habe er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beiſpiele ſind reißende Thiere und Leichname. Reißende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöst wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenſtande macht; in der Nachahmung aber verliert jenes Mitleid durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieſer fatalen Erinnerung kann uns ein Zuſatz von ſchmeichelhaften Umſtänden entweder gänzlich abziehen, oder ſich ſo unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünſchenswürdiges als ſchreckliches darin zu bemerken glauben.

Da alſo die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche ſie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen iſt, welche ſich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und für ſich ſelbſt kein Vorwurf der Malerei, als ſchöner Kunſt ſeyn kann: ſo käme es noch darauf an, ob ſie ihr nicht eben ſo wohl wie der Poeſie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verſtärken, nützlich ſeyn könne.

Darf die Malerei zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen ſich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, ſo geradezu mit Nein hierauf zu antworten. Es iſt unläugbar, daß unſchädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann, beſonders wenn eine Affectation nach Reiz und Anſehen damit verbunden wird. Es iſt eben ſo unſtreitig, daß ſchädliche Häßlichkeit, ſo wie in der Natur, alſo auch im Gemälde Schrecken erweckt, und daß jenes Lächerliche und dieſes Schreckliche, welches ſchon für ſich vermiſchte Empfindungen ſind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß dem ungeachtet ſich die Malerei hier nicht völlig mit der Poeſie in gleichem Falle befindet. In der Poeſie, wie ich angemerkt, verliert die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexiſtirenden Theile in ſucceſſive, ihre widrige Wirkung faſt gänzlich; ſie hört von dieſer Seite gleichſam auf, Häßlichkeit zu ſeyn, und kann ſich daher mit andern Erſcheinungen deſto inniger verbinden, um eine neue beſondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beiſammen, und wirkt nicht viel ſchwächer, als in der Natur ſelbſt. Unſchädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den erſten Augenblicken poſſirlich war, wird in der Folge bloß abſcheulich. Nicht anders geht es mit der ſchädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert ſich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieſes überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Epiſode des Therſites aus der Reihe ſeiner Homeriſchen Gemälde wegzulaſſen. Aber hat man darum auch Recht, ſie aus dem Homer ſelbſt wegzuwünſchen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, dieſer Meinung iſt.[1] Ich verſpare es

[1] Poetica cap. IV.

[1] Klotzii Epistolae Homericae, p. 33. et seq.

auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweite Unterschied, welchen der angeführte Kunstrichter zwischen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äußert sich bei der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erweckt.

„Andere unangenehme Leidenschaften, sagt er,[1] kön„nen außer der Nachahmung, in der Natur selbst, dem „Gemüthe öfters schmeicheln, indem sie niemals reine Un„lust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust „vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hoffnung „entblößt; der Schrecken belebt alle unsere Kräfte, der Ge„fahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde sich zu „rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung „der vorigen Glückseligkeit verknüpft, und das Mitleiden „ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zu„neigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, sich „bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Theile „einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermischung „von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, „als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig „Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet „zu haben; und woher käme es denn sonst, daß dem Zor„nigen sein Zorn, dem Traurigen sein Unmuth lieber ist, „als alle freudige Vorstellungen, dadurch man ihn zu be„ruhigen gedenkt? Ganz anders aber verhält es sich mit „dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die „Seele erkennt in demselben keine merkliche Vermischung „von Lust. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand, „und daher ist kein Zustand, weder in der Natur noch in „der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth „nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurück„weichen sollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst noch andere mit dem Eckel verwandte Empfindungen erkennt, die gleichfalls nichts als Unlust gewähren; welche kann ihm näher verwandt seyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust; und da sie deren eben so wenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, ist Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgesetzt zu seyn glaubt. „Jene beide, sagt er, durch eine über„mäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzugroße Weich„heit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genug„sam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch „dem Gesichte unerträglich, aber bloß durch die Association „der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, „den sie dem Geschmacke, dem Geruche oder dem Gefühle „verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt es keine Ge„genstände des Eckels für das Gesicht." Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermal in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider seyn können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir etwas dabei empfinden, welches dem Eckel schon viel näher kommt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabei fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren, und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Ursache darin zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in ihnen und mit ihnen zugleich eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwärtigem gerührt werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet seyn.

Uebrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen so, wie das Häßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger als das Häßliche an und für sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Malerei werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getraute ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigstens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nämlichen vermischten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit so gutem Erfolge verstärkt.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Eckelhaften in Contrast gesetzt, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bei dem Aristophanes in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach.[1]

[1] Ebendaselbst. S. 103.

[1] Nubes v. 170—174.

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφηρεθη
Υπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αὐτου της δεληνης τας ὁδους
Και τας περιφορας, εἰτ' ἀνω κεχηνοτος
Απο της ὀροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ηδην γαλεωτῃ καταχεσαντι Σωκρατους.

Man laſſe es nicht eckelhaft ſeyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche iſt verſchwunden. Die drolligſten Züge von dieſer Art hat die Hottentottiſche Erzählung, Tquaſſouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer engliſchen Wochenſchrift voller Laune, die man dem Lord Cheſterfield zuſchreibt. Man weiß, wie ſchmutzig die Hottentotten ſind, und wie vieles ſie für ſchön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abſcheu erweckt. Ein gequetſchter Knorpel von Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüſte, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizt, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füße und Arme mit friſchem Gedärme umwunden: dieß denke man ſich an dem Gegenſtande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edlen Sprache des Ernſtes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte ſich des Lachens![1]

Mit dem Schrecklichen ſcheint ſich das Eckelhafte noch inniger vermiſchen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin[2] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beim Heſiodus,[3] das Της ἐκ μεν ρινων μυξαι ρεον; doch mich dünkt, nicht ſowohl weil es ein edler Zug iſt, als weil es ein bloß edler Zug iſt, der zum Schrecklichen nichts beiträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel (μακροι δ' ὀνυχες χειρεσσιν ὑπησαν) ſcheint er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl ſind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fließende Naſe. Aber die langen Nägel ſind zugleich ſchrecklich; denn ſie ſind es, welche die Wangen zerfleiſchen, daß das Blut davon auf die Erde rinnt:

— — — — ἐκ δε παρειων
Αιμ' ἀπελειβετ' ἐραζε — — —

Hingegen eine fließende Naſe iſt weiter nichts als eine fließende Naſe; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man leſe bei dem Sophokles die Beſchreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da iſt nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu ſehen, außer eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlaſſenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieſes traurige fürchterliche Gemälde? Mit einem Zuſatze von Eckel. „Ha!" fährt Neoptolem auf einmal zuſammen, „hier trockenen zerriſſene Lappen, voll „Blut und Eiter!"[1]

ΝΕ. Ορω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Ουδ' ενδον οἰκοποιος ἐξι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κουδεν ἐσθ' ὑποζογον;
ΝΕ. Αντοξυλον γ' ἐκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει' ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινον το θησαυρισμα δηλωνεις τοδε.
ΝΕ. Ιου, ἰου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ραχη, βαρειας τον νοσηλειας πλεα.

So wird auch beim Homer der geſchleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entſtellte Geſicht, und zuſammenverklebte Haar,

Squallentem barbam et concretos sanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt[2]) ein edler Gegenſtand, aber eben dadurch um ſo viel ſchrecklicher, um ſo viel rührender. Wer kann die Strafe des Marſyas, beim Ovid, ſich ohne Empfindung des Eckels denken?[3]

Clamanti cutis est summos derepta per artus:
Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidaeque sine ulla
Pelle micant venae: salientia viscera possis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an ſeiner Stelle iſt? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche iſt ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabei intereſſirt wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häufen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſteht. Es iſt

[1] The Connoisseur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmquaiha heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunſt bei, ſo viel Reize in ihr vortheilhaftes Licht zu ſetzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays of the sun: her locks were clotted with molted grease, and powdered with the yellow dust of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth, and appeared like the sable curtain of the night bespangled with stars, she sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbingsem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zuſammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites to the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the same time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy surge from the rocks of Chirigriqua.

[2] Περι Υψους, τμημα ἡ, p. 15. edit. T. Fabri.

[3] Scut. Hercul. v. 266.

[1] Philoct. v. 31—39.

[2] Aeneid. lib. II. v. 277.

[3] Metamorph. VI. v. 397.

das Schreckliche des Hungers. Selbst im gemeinen Leben drücken wir die äußerste Hungersnoth nicht anders als durch die Erzählungen aller der unwahrhaften, ungesunden und besonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriedigt werden müssen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers selbst in uns erregen kann, so nimmt sie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichsten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieses sucht sie zu erregen, um uns aus der Unlust desselben schließen zu lassen, wie stark jene Unlust seyn müsse, bei der wir die gegenwärtige gern aus der Acht schlagen würden. Ovid sagt von der Dreade, welche Ceres an den Hunger abschickte: [1]

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deae, paulumque morata;
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger selbst wäre, hat diese ansteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräuel, und Eckel, kann er empfinden lassen, aber keinen Hunger. Diesen Gräuel hat Ovid in dem Gemälde der Fames nicht gespart, und in dem Hunger des Eresichthons sind sowohl bei ihm als bei dem Kallimachus [2] die eckelhaften Züge die stärksten. Nachdem Eresichthon alles aufgezehrt und auch der Opferkuh nicht verschont hatte, die seine Mutter der Vesta aufsütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straßen die Brocken und schmutzigen Ueberbleibsel von fremden Tischen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Εξια ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀιθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν αλλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ' ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καθηζο
Αιτιζων ἀκλως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in seine eigene Glieder setzen, um seinen Leib mit seinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Coepit; et infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen so stinkend, so unfläthig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speisen bewirken sollte, desto schrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beim Apollonius: [3]

Τυτθον δ' ἠν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πινει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Ου κε τις ουδε μιννυθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Ουδ' ει οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κηαρ ειη.
Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαστρι θεσθαι.

[1] Ibid. lib. VIII. v. 809.
[2] Hym. in Cererem v. 111—116.
[3] Argonaut. lib. II. v. 228—233.

Ich möchte gerne aus diesem Gesichtspuncte die eckele Einführung der Harpyen beim Virgil entschuldigen; aber es ist kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den sie verursachen, sondern nur ein instehender, den sie prophezeihen; und noch dazu löst sich die ganze Prophezeihung endlich in ein Wortspiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geschichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteste, gräßlichste Stellung, in die er ihn mit seinem ehemaligen Verfolger in der Hölle setzt; sondern auch die Verhungerung selbst ist nicht ohne Züge des Eckels, der uns besonders da sehr merklich überfällt, wo sich die Söhne dem Vater zur Speise anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauspiele von Beaumont und Fletcher anführen, die statt aller andern Beispiele hätte seyn können, wenn ich sie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte. [1]

[1] The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein französischer Seeräuber wird mit seinem Schiffe an eine wüste Insel verschlagen. Habsucht und Neid entzweien seine Leute, und schaffen ein paar Elenden, welche auf dieser Insel geraume Zeit der äußersten Noth ausgesetzt gewesen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu stechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln sonach auf einmal beraubt, sehen jene Nichtswürdige gar bald den schmählichsten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern seinen Hunger und seine Verzweiflung folgendergestalt aus:

Lamure. Oh, what a Tempest have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirst.
Franville. O Lamure, the Happiness my dogs had
When I kept house at home! They had a storehouse,
A storehouse of most blessed bones and crusts,
Happy crusts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —
Lamure. How now, what news?
Morillar. Hast any Meat yet?
Franville. Not a bit that I can see;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,
Very good thick mud: but it stinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor blossom in all the island.
Lamure. How it looks!
Morillar. It stinks too.
Lamure. It may be poison.
Franville. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poison's a princely dish.
Morillar. Hast thou no bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three small crumbs.
Franville. Not for three Kingdoms,
If I were Master of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' scorn'd, Man.
Lamure. Thou speack'st of Paradise;
Or but the snuffs of those Healths,
We have lewdly at midnight flang away.
Morillar. Ah! but to lick the glasses.

Doch alles dieses ist noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffschirurgus dazu kommt.

Franville. Here comes the Surgeon. What
Hast thou discover'd? Smile, smile and comfort us.
Surgeon. I am expiring,
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,

Ich komme auf die eckelhaften Gegenstände in der Malerei. Wenn es auch schon ganz unstreitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenstände für das Gesicht gäbe, von welchen es sich von sich selbst verstünde, daß die Malerei, als schöne Kunst, ihrer entsagen würde: so müßte sie dennoch die eckelhaften Gegenstände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe sie auch dem Gesichte eckel macht. Pardenone läßt in einem Gemälde von dem Begräbnisse Christi einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. Richardson mißbilligt dieses deßwegen, [1] weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, daß sein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bei der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, sey es dem Maler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen habe. Mich dünkt diese Vorstellung auch hier unerträglich; denn nicht bloß der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erweckt Eckel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir schon den Schnupfen haben. Doch die Malerei will das Eckelhafte nicht des Eckelhaften wegen, sie will es, so wie die Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in diesem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften um so viel mehr. Es verliert in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann sich also auch dort mit den Bestandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermischen, als hier; sobald die Ueberraschung vorbei, sobald der erste gierige Blick gesättigt, trennt es sich wiederum gänzlich und liegt in seiner eigenen cruden Gestalt da.

XXVI.

Des Herrn Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich ist. Was ihre Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen; und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pflegt in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernstlich zu lesen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfassers Meinung von dem Laokoon zu wissen; nicht zwar von der Kunst des Werkes, über welche er sich schon anderwärts erklärt hat, als nur von dem Alter desselben. Wem tritt er darüber bei? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben scheint? Oder denen, welche die Künstler dem Dichter nacharbeiten lassen?

Es ist sehr nach meinem Geschmacke, daß er von einer gegenseitigen Nachahmung gänzlich schweigt. Wo ist die absolute Nothwendigkeit derselben? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwischen dem poetischen Gemälde und dem Kunstwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorsätzliche Aehnlichkeiten sind; und daß das eine so wenig das Vorbild des andern gewesen, daß sie auch nicht einmal beide einerlei Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimmt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sey, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Großen.

„Das gütige Schicksal, sagt er, [1] welches auch über „die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller „Welt zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst „erhalten, zum Beweise von der Wahrheit der Geschichte „von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. „Laokoon, nebst seinen beiden Söhnen, vom Agesander, „Apollodorus [2] und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, „ist nach aller Wahrscheinlichkeit aus dieser Zeit, ob man „gleich dieselbe nicht bestimmen, und wie einige gethan „haben, die Olympias, in welcher diese Künstler geblüht „haben, angeben kann.

In einer Anmerkung setzt er hinzu: „Plinius meldet „kein Wort von der Zeit, in welcher Agesander und die „Gehülfen an seinem Werke gelebt haben; Maffei aber, in „der Erklärung aller Statuen, hat wissen wollen, daß diese „Künstler in der achtundachtzigsten Olympias geblüht haben, „und auf dessen Wort haben andere, als Richardson, nach„geschrieben. Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus

My stupes, my tents, and those sweet helps of Nature,
What dainty dishes could I make of 'em.

Morillar. Hast ne'er an old suppository?

Surgeon. Oh would I had, Sir.

Lamure. Or but the paper where such a cordial
Potion, or pills bath been entomb'd.

Franville. Or the best bladder where a cooling-glister —

Morillar. Hast thou no searcloths left?
Nor any old pultesses?

Franville. We care not to what it hath been ministred.

Surgeon. Sure I have none of these dainties, Gentlemen.

Franville. Where's the great wen
Thou cut'st from Hugh the sailor's shoulder?
That would serve now for a most princely Banquet.

Surgeon. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.

Lamure. A most improvident Villain.

[1] Richardson de la Peinture T. I. p. 74.

[1] Geschichte der Kunst S. 347.

[2] Nicht Apollodorus, sondern Polydorus. Plinius ist der einzige, der diese Künstler nennt, und ich wüßte nicht, daß die Handschriften in diesem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß sonst angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben lesen alle Polydorus. Herr Winkelmann muß sich in dieser Kleinigkeit bloß verschrieben haben.

„unter des Polycletus Schülern für einen von unsern „Künstlern genommen, und da Polycletus in der sieben„undachtzigsten Olympias geblüht, so hat man seinen ver„meinten Schüler eine Olympias später gesetzt; andere „Gründe kann Massei nicht haben."

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabei bewenden, diesen vermeinten Grund des Massei bloß anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen andern Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus, der Gehülfe des Agesander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieselbe Person können gewesen seyn. Zum Glücke läßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias, [1] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Absicht dabei gehabt haben, daß er das Vorgeben des Massei, durch Beifügung dieses Umstandes, nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks, nach seiner unstreitigen Kenntniß, zieht, von solcher Wichtigkeit geschienen haben, daß er sich unbekümmert gelassen, ob die Meinung des Massei noch einige Wahrscheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennt ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den argutiis, [2] die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor derselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter seyn kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefähr aus seiner Zeit seyn müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk seyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers seyn können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kaiser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agesander und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes seyn? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzt? Und wenn noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und ließe sich aus nichts schließen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht eben sowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu seyn achtet?

Es ist wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhang der ganzen Stelle schließen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen: so bekenne ich, daß ich für das letztere eine größere Wahrscheinlichkeit darin zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher gesprochen, und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung namhaft gemacht, so fährt er folgender Gestalt fort: [1] Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künstlern, welche in dieser Stelle genannt werden, ist Diogenes von Athen derjenige, dessen Zeitalter am unwidersprechlichsten bestimmt ist. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgeziert; er hat also unter dem Augustus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweiten Pythodorus und Artemons, so wie des Aphrodisius Trallianus, eben so unwidersprechlich bestimmt finden. Er sagt von ihnen: Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis. Ich frage: kann dieses wohl nur so viel heißen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Paläste der Kaiser angefüllt gewesen? In dem Verstande nämlich, daß die Kaiser sie überall zusammen suchen und nach Rom in ihre Wohnungen versetzen lassen? Gewiß nicht. Sondern sie müssen ihre Werke ausdrücklich für diese Paläste der Kaiser gearbeitet, sie müssen zu den Zeiten dieser Kaiser gelebt haben. Daß es späte Künstler gewesen, die nur in Italien gearbeitet, läßt sich auch schon

[1] Αθηνοδωρος δε και Λαμπις — οὗτοι δε Αρκαδες εἰσιν ἐκ Κλειτορος. Phoc. cap. 9 p. 819. Edit. Kuh.

[2] Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653. Edit. Hard.

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

daher schließen, weil man ihrer sonst nirgends gedacht findet. Hätten sie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, so würde Pausanias ein oder das andere Werk von ihnen gesehen und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kommt zwar bei ihm vor, [1] allein Harduin hat sehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pausanias nennt die Bildsäule der Juno, die er von der Arbeit des erstern zu Koronea in Böotien sah, ἄγαλμα ἀρχαῖον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meister giebt, die in den allerersten und rauhesten Zeiten der Kunst, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken solcher Art werden die Kaiser gewiß nicht ihre Paläste ausgeziert haben. Noch weniger ist auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Maler gleiches Namens sey, dessen Plinius an einer andern Stelle gedenkt. Name und Name geben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt ist, der natürlichen Auslegung einer unverfälschten Stelle Gewalt anzuthun.

Ist es aber sonach außer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kaisern gelebt, deren Paläste sie mit ihren trefflichen Werken angefüllt: so dünkt mich, kann man auch denjenigen Künstlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergeht. Und dieses sind die Meister des Laokoon. Man überlege es nur: wären Agesander, Polydorus und Athenodorus so alte Meister, als wofür sie Herr Winkelmann hält; wie unschicklich würde ein Schriftsteller, dem die Präcision des Ausdrucks keine Kleinigkeit ist, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneuesten Meister springen müßte, diesen Sprung mit einem gleicher Gestalt thun?

Doch man wird einwenden, daß sich dieses Similiter nicht auf die Verwandtschaft in Ansehung des Zeitalters, sondern auf einen andern Umstand beziehe, welchen diese in Betrachtung der Zeit so unähnliche Meister, mit einander gemein gehabt hätten. Plinius rede nämlich von solchen Künstlern, die in Gemeinschaft gearbeitet, und wegen dieser Gemeinschaft unbekannter geblieben wären, als sie verdienten. Denn da keiner sich die Ehre des gemeinschaftlichen Werks allein anmaßen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen zu weitläufig gewesen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt) so wären ihre sämmtliche Namen darüber vernachlässigt worden. Dieses sey den Meistern des Laokoons, dieses sey so manchen andern Meistern widerfahren, welche die Kaiser für ihre Paläste beschäftigt hätten.

Ich gebe dieses zu. Aber auch so noch ist es höchst wahrscheinlich, daß Plinius nur von neuern Künstlern sprechen wollen, die in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hätte er auch von ältern reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister des Laokoons erwähnt? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieses Timarchides, von welchen ein gemeinschaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war. [1] Herr Winkelmann sagt selbst, daß man von dergleichen ältern Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne. [2] Und Plinius sollte sich nur auf die einzigen Agesander, Polydorus und Athenodorus besonnen haben, wenn er sich nicht ausdrücklich nur auf die neuesten Zeiten hätte einschränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um so viel wahrscheinlicher, je mehrere und größere Unbegreiflichkeiten sich daraus erklären lassen, so ist es die, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaisern geblüht haben, gewiß in einem sehr hohen Grade. Denn hätten sie in Griechenland zu den Zeiten, in welche sie Herr Winkelmann setzt, gearbeitet; hätte der Laokoon selbst in Griechenland ehedem gestanden: so müßte das tiefe Stillschweigen, welches die Griechen von einem solchen Werke (opere omnibus et picturae et statuariae artis praeponendo) beobachtet hätten, äußerst befremden. Es müßte äußerst befremden, wenn so große Meister weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pausanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben so wenig wie von dem Laokoon, zu sehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meisterstück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Augustus wäre verfertigt worden, so dürfte es doch gar nicht sonderbar scheinen, daß erst Plinius seiner gedacht, seiner zuerst und zuletzt gedacht. Denn man erinnere sich nur, was er von einer Venus des Scopas sagt, [3] die zu Rom in einem Tempel des Mars stand: quemcunque alium locum nobilitatura. Romae quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon so gerne eine Nachahmung des Virgil'schen Laokoons sehen wollen, werden, was ich bisher gesagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiel mir eine Muthmaßung bei, die sie gleichfalls nicht sehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten sie denken, war es Asinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechische Künstler ausführen ließ. Pollio war ein besonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und scheint sogar ein eigenes Werk über die Aeneis geschrieben zu haben. Denn wo sonst, als in einem eigenen Werke über dieses Gedicht, können so leicht die einzelnen Anmerkungen

[1] Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

[1] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Geschichte der Kunst Th. II. S. 381.

[3] Plinius l. c. p. 727.

gestanden haben, die Servius aus ihm anführt?[1] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen, und dem Geschmacke, den er in seiner Wahl zeigte, war ein so kühnes Stück als Laokoon vollkommen angemessen: [2] ut fuit acris vehementiae sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Palaste des Titus stand, noch ganz unzertrennt an einem besondern Orte beisammen gewesen zu seyn scheint: so möchte diese Muthmaßung von ihrer Wahrscheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus selbst gethan haben, was wir dem Pollio zuschreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaisern gearbeitet haben, wenigstens so alt gewiß nicht seyn können, als sie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht bestärkt, die er selbst zuerst bekannt macht. Sie ist diese: [3]

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Car„dinal Alexander Albani, im Jahre 1717, in einem großen „Gewölbe, welches im Meere versunken lag, eine Vase „entdeckt, welche von schwarz gräulichem Marmor ist, den „man jetzt Bigio nennt, in welche die Figur eingefügt war; „auf derselben befindet sich folgende Inschrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus, des Agesanders Sohn aus Rhodus, hat es „gemacht. Wir lernen aus dieser Inschrift, daß Vater und „Sohn am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war „auch Apollodorus (Polydorus) des Agesanders Sohn: „denn dieser Athanodorus kann kein anderer seyn als der, „welchen Plinius nennt. Es beweist ferner diese Inschrift, „daß sich mehr Werke der Kunst, als nur allein drei, wie „Plinius will, gefunden haben, auf welche die Künstler „das Wort: Gemacht, in vollendeter und bestimmter Zeit „gesetzt, nämlich ἐποίησε, fecit: er berichtet, daß die „übrigen Künstler aus Bescheidenheit sich in unbestimmter „Zeit ausgedrückt, ἐποιει, faciebat."

Darin wird Herr Winkelmann wenig Widerspruch finden, daß der Athanodorus in dieser Inschrift kein anderer, als der Athenodorus seyn könne, dessen Plinius unter den Meistern des Laokoons gedenkt. Athanodorus und Athenodorus ist auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten sich des Dorischen Dialekts. Allein über das, was er sonst daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erste, daß Athenodorus ein Sohn des Agesanders gewesen sey, mag hingehen. Es ist sehr wahrscheinlich, nur nicht unwidersprechlich. Denn es ist bekannt, daß es alte Künstler gegeben, die, anstatt sich nach ihrem Vater zu nennen, sich lieber nach ihrem Lehrmeister nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus sagt, leidet nicht wohl eine andere Auslegung. [1]

Aber wie? Diese Inschrift soll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß sich nicht mehr als drei Kunstwerke gefunden, zu welchen sich ihre Meister in der vollendeten Zeit, (anstatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Diese Inschrift? Warum sollen wir erst aus dieser Inschrift lernen, was wir längst aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht schon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der sogenannten Vergötterung des Homers, Αρχελαος ἐποιησε? Auf der bekannten Vase zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε? u. s. w. [2]

Herr Winkelmann kann sagen: „Wer weiß dieses besser „als ich? Aber, wird er hinzusetzen, desto schlimmer für „den Plinius. Seinem Vorgeben ist also um so öfter wider„sprochen; es ist um so gewisser widerlegt."

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr sagen ließe, als er wirklich sagen wollen? Wenn also die angeführten Beispiele, nicht das Vorgeben des Plinius, sondern bloß das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieses Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und so ist es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in seiner Zueignungsschrift an den Titus von seinem Werke mit der Bescheidenheit eines Mannes sprechen, der es selbst am besten weiß, wie viel demselben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer solchen Bescheidenheit bei den Griechen, über deren prahlende, viel versprechende Büchertitel (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er sich ein wenig aufgehalten und sagt: [3] Et ne in totum videar Graecos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque quae mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte et imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiae illud est, quod omnia opera

[1] Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und besonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte also wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlorenen Schriften dieses Mannes mit einem solchen Werke vermehrte.

[2] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.

[3] Geschichte der Kunst Th. II. S. 347.

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Man sehe das Verzeichniß der Aufschriften alter Kunstwerke beim Mar. Gudius (ad Phaedri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung desselben vom Gronov (Praef. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Graec.) zu Rathe.

[3] Libr. I. p. 5. Edit. Hard.

tanquam novissima inscripsere, et tamquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quae suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius: pingendi fingendique conditoribus, aufmerkſam zu ſeyn. Plinius ſagt nicht, daß die Gewohnheit, in der unvollendeten Zeit ſich zu ſeinem Werke zu bekennen, allgemein geweſen, daß ſie von allen Künſtlern, zu allen Zeiten beobachtet worden; er ſagt ausdrücklich, daß nur die erſten alten Meiſter, jene Schöpfer der bildenden Künſte, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet und ihre Zeitverwandte dieſe kluge Beſcheidenheit gehabt hätten; und da er dieſe nur allein nennt, ſo giebt er ſtillſchweigend, aber deutlich genug zu verſtehen, daß ihre Nachfolger, beſonders in den ſpätern Zeiten, mehr Zuverſicht auf ſich ſelber geäußert.

Dieſes aber angenommen, wie man es annehmen muß, ſo kann die entdeckte Aufſchrift von dem einen der drei Künſtler des Laokoons ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann dem ungeachtet wahr ſeyn, daß, wie Plinius ſagt, nur etwa drei Werke vorhanden geweſen, in deren Aufſchriften ſich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedient; nämlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lyſippus. Aber das kann ſodann ſeine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und ſeine Gehülfen Zeitverwandte des Apelles und Lyſippus geweſen ſind, zu welchen ſie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr ſo ſchließen: Wenn es wahr iſt, daß unter den Werken der ältern Künſtler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieſer Klaſſe, nur etwa drei geweſen ſind, in deren Aufſchriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr iſt, daß Plinius dieſe drei Werke ſelbſt namhaft gemacht hat, [1] ſo kann Athenodorus, von dem keines dieſer drei Werke iſt, und der ſich dem ungeachtet auf ſeinen Werken der vollendeten Zeit bedient, zu jenen alten Künſtlern nicht gehören, er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lyſippus ſeyn, ſondern er muß in ſpätere Zeiten geſetzt werden.

Kurz ich glaube, es ließe ſich als ein ſehr zuverläſſiges Kriterium angeben, daß alle Künſtler, die das ἐποίησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder unter den Kaiſern geblüht haben. Von dem

[1] Er verſpricht wenigſtens ausdrücklich, es zu thun: quae suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergeſſen, ſo hat er es doch ſehr im Vorbeigehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem ſolchen Verſprechen erwartet. Wenn er z. E. ſchreibt: (Lib. XXXV. sect. 39) Lysippus quoque Aeginae picturae suae inscripsit, ἐνεκαυσεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: ſo iſt es offenbar, daß er dieſes ἐνεκαυσεν zum Beweiſe einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufſchrift in dem Aoriſto abgefaßt geweſen: ſo hätte es ſich wohl der Mühe verlohnt, ein Wort davon mit einfließen zu laſſen. Die andern zwei Werke dieſer Art findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigae dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulae admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva aetatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwei verſchiedene Gemälde beſchrieben, welche Auguſtus in dem neuerbauten Rathhauſe aufſtellen laſſen. Das zweite iſt vom Philochares, das erſte vom Nicias. Was von jenem geſagt wird, iſt klar und deutlich. Aber bei dieſem finden ſich Schwierigkeiten. Es ſtellte die Nemea vor, auf einem Löwen ſitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus supra caput tabula bigae dependet. Was heißt das? Ueber deſſen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweiſpänniger Wagen gemalt war? Das iſt noch der einzige Sinn, den man dieſen Worten geben kann. Alſo war auf das Hauptgemälde noch ein anderes kleineres Gemälde gehangen? Und beide waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier ſonſt zwei Gemälde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeſchrieben wird? Inscripsit Nicias igitur geminae huic tabulae suum nomen in hunc modum: ΟΝΙΚΙΑΣ ΕΝΕΚΑΥΣΕΝ; atque adeo e tribus operibus, quae absolute fuisse inscripta, ILLE FECIT, indicavit Praefatio ad Titum, duo haec sunt Niciae. Ich möchte den Harduin fragen, wenn Nicias nicht den Aoriſtum, ſondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte bloß bemerken wollen, daß der Meiſter, anſtatt des γραφειν, ἐνκαιειν gebraucht hätte; würde er in ſeiner Sprache auch nicht noch alsdann haben ſagen müſſen; Nicias scripsit se inussisse? Doch ich will hierauf nicht beſtehen: es mag wirklich des Plinius Wille geweſen ſeyn, eines von den Werken, wovon die Rede iſt, dadurch anzudeuten. Wer aber wird ſich das doppelte Gemälde einreden laſſen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mir nimmermehr. Die Worte cujus supra caput tabula bigae dependet, können alſo nicht anders als verfälſcht ſeyn. Tabula bigae, ein Gemälde, worauf ein zweiſpänniger Wagen gemalt, klingt nicht ſehr Plinianiſch, wenn auch Plinius ſchon ſonſt den Singularem von bigae braucht. Und was für ein zweiſpänniger Wagen? Etwa dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäiſchen Spielen gebraucht wurden, ſo daß dieſes kleinere Gemälde in Anſehung deſſen, was es vorſtellte, zu dem Hauptgemälde gehört hätte? Das kann nicht ſeyn; denn in den Nemeäiſchen Spielen waren nicht zweiſpännige, ſondern vierſpännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anſtatt des bigae vielleicht ein griechiſches Wort geſchrieben, welches die Abſchreiber nicht verſtanden; ich meine πτυχιον. Wir wiſſen nämlich aus einer Stelle des Antigonus Caryſtius, beim Zenobius (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Graec. Praef. p. 7), daß die alten Künſtler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke ſelbſt, ſondern auch wohl auf beſondere Täfelchen geſetzt, welche dem Gemälde oder der Statue angehangen wurden. Und ein ſolches Täfelchen hieß πτυχιον. Dieſes griechiſche Wort fand ſich vielleicht in einer Handſchrift durch die Gloſſe, tabula, tabella, erklärt; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πτυχιον ward bigae, und ſo entſtand das tabula bigae. Nichts kann zu dem Folgenden beſſer paſſen, als dieſes πτυχιον; denn das folgende eben iſt es, was darauf ſtand. Die ganze Stelle wäre alſo zu leſen: cujus supra caput πτυχιον dependet, quo Nicias scripsit se inussisse. Doch dieſe Correctur, ich bekenne es, iſt ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbeſſern können, was man verfälſcht zu ſeyn beweiſen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleiſtet zu haben, und überlaſſe das erſtere einer geſchicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen: wenn Plinius alſo nur von einem Gemälde des Nicias redet, deſſen Aufſchrift im Aoriſto abgefaßt geweſen, und das zweite Gemälde dieſer Art das obige des Lyſippus iſt, welches iſt denn nun das dritte? Das weiß ich nicht. Wenn ich es bei einem andern alten Schriftſteller finden dürfte, als bei dem Plinius, ſo würde ich nicht ſehr verlegen ſeyn. Aber es ſoll bei dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bei dieſem weiß ich es nicht zu finden.

Kleomenes ist es unstreitig; von dem Archelaus ist es höchst wahrscheinlich; und von dem Salpion kann wenigstens das Gegentheil auf keine Weise erwiesen werden. Und so von den übrigen, den Athenodorus nicht ausgeschlossen.

Herr Winkelmann selbst mag hierüber Richter seyn! Doch protestire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künstler, welche ἀπριγῆς gebraucht, unter die späten gehören, so gehören darum nicht alle, die sich des ἀπριγεῖ bedient, unter die ältern. Auch unter den spätern Künstlern können einige diese einem großen Manne so wohl anstehende Bescheidenheit wirklich besessen, und andere sie zu besitzen sich gestellt haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem sogenannten Borghesischen Fechter sagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über diese Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen seyn. Aber ich finde nichts dergleichen bei ihm, und wenn nunmehr mich etwas mißtrauisch in ihre Richtigkeit machen könnte, so würde es eben das seyn, daß meine Besorgnisse nicht eingetroffen.

„Einige, sagte Herr Winkelmann,[1] machen aus dieser „Statue einen Discobolus, das ist, der mit dem Disco, „oder mit einer Scheibe von Metall wirft, und dieses war „die Meinung des berühmten Herrn von Stosch in einem „Schreiben an mich, aber ohne genugsame Betrachtung „des Standes, worin dergleichen Figur will gesetzt seyn. „Denn derjenige, welcher etwas werfen will, muß sich mit „dem Leibe hinterwärts zurückziehen, und indem der Wurf „geschehen soll, liegt die Kraft auf dem nächsten Schenkel, „und das linke Bein ist müßig; hier aber ist das Gegen„theil. Die ganze Figur ist vorwärts geworfen, und ruht „auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinter„wärts auf das äußerste ausgestreckt. Der rechte Arm ist „neu, und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer „Lanze gegeben; auf dem linken Arme sieht man den Riem „von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet „man, daß der Kopf und die Augen aufwärts gerichtet „sind, und daß die Figur sich mit dem Schilde vor „etwas, das von oben herkommt, zu verwahren scheint, „so könnte man diese Statue mit mehrerem Rechte für eine „Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in einem „gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hat; den „Fechtern in Schauspielen ist die Ehre einer Statue unter „den Griechen vermuthlich niemals widerfahren, und dieses „Werk scheint älter als die Einführung der Fechter unter „den Griechen zu seyn."

[1] Gesch. der Kunst. Th. II. S. 394.

Man kann nicht richtiger urtheilen. Diese Statue ist eben so wenig ein Fechter, als ein Discobolus; es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bei einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieses so glücklich errieth, wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beifallen, der vollkommen in dieser nämlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nämlichen Stellung setzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue ist Chabrias.

Der Beweis ist folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieses Feldherrn.[1] Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriae fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletae, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anstehen, mir Beifall zu geben; aber ich hoffe auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias scheint nicht vollkommen die nämliche zu seyn, in welcher wir die Borghesische Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze, projecta hasta, ist beiden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wies seinen Soldaten, wie sie sich mit dem Knie gegen das Schild stemmen und hinter demselben den Feind abwarten sollten, die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger sich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zusammen gehörten, und man obnixo genu besonders, und scuto besonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zusammen lesen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit ist nunmehr so vollkommen, als möglich. Die Statue ist ein Soldat, qui obnixo genu,[2] scuto projectaque hasta impetum

[1] Cap. I.

[2] So sagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863).

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

welches der alte Glossator des Barths durch summa vi contra nitentia erklärt. So sagt Ovid (Halievt. v. 11.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramse (Scaro) spricht, die sich nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze durch die Reifen zu arbeiten sucht:

Non audet radiis obnixa occurrere fronte.

hostis excipit; sie zeigt was Chabrias that, und ist die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweist das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüssig seyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukäme, stimmt die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein, und Herr Winkelmann selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sey, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst in Ansehung der Kunst etwas daran bemerkt, welches mit meiner Meinung streiten könnte. Sollte er sie seines Beifalles würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die classischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke, und diese hinwiederum aus jenen aufklären lassen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden ist.

XXIX.

Bei der unermeßlichen Belesenheit, bei den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr Winkelmann an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten der besten fremden Hand überließen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stoßen bei der ersten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in seinen Schriften über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke ist Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius ist ein sehr verfänglicher Autor; sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Malerei an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Malerei handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß sich durch die bloße Nachahmung der Natur das Höchste in der Kunst eben so wenig wie in der Poesie erreichen lasse, daß sowohl Dichter als Maler lieber das Unmögliche, welches wahrscheinlich ist, als das bloß mögliche wählen müsse, so setzt er hinzu: „die Möglichkeit und Wahrheit, welche „Longin von einem Maler im Gegensatze des Unglaub„lichen bei dem Dichter fordert, kann hiermit sehr wohl *bestehen.*“ Allein dieser Zusatz wäre besser weggeblieben; denn er zeigt die zwei größten Kunstrichter in einem Widerspruche, der ganz ohne Grund ist. Es ist falsch, daß Longin so etwas jemals gesagt hat. Er sagt etwas ähnliches von der Beredtsamkeit und Dichtkunst, aber keineswegs von der Dichtkunst und Malerei. *Ως δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φανταδια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι σε*, schreibt er an seinen Terentian;[1] *οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐζιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια.* Und wiederum: *Ον μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτερων ἐχει την ὑποκρισιν, και παντη το πιστον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης φανταδιας, καλλιζον ἀει το εμπρακτον και ἀληθες.* Nur Justinus schiebt, anstatt der Beredtsamkeit, die Malerei hier unter, und bei ihm war es, nicht bei dem Longin, wo Herr Winkelmann gelesen hatte:[2] Praesertim cum Poeticae phantasiae finis sit *ἐκπληξις*, Pictoriae vero, *ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις*, ut loquitur idem Longinus, u. s. w. Sehr wohl, Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben so gegangen seyn: „Alle Handlungen, sagt er,[3] und Stellun„gen der griechischen Figuren, die mit dem Charakter der „Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und zu „wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten „Künstler Parenthyrsus nannten.“ Die alten Künstler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweisen seyn. Denn Parenthyrsus war ein rhetorisches Kunstwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verstehen zu geben scheint, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[4] *Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας ειδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐζι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη δει παθους· ἡ ἀμετρον, ἐνθα μετριον δει.* Ja ich zweifle sogar, ob sich überhaupt dieses Wort in die Malerei übertragen läßt. Denn in der Beredtsamkeit und Poesie giebt es ein Pathos, das so hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrsus zu werden, und nur das höchste Pathos an der unrechten Stelle ist Parenthyrsus. In der Malerei aber würde das höchste Pathos allezeit Parenthyrsus seyn, wenn es auch durch die Umstände der Person, die es äußert, noch sowohl entschuldigt werden könnte.

Dem Ansehen nach werden also auch verschiedene Unrichtigkeiten in der Geschichte der Kunst bloß daher entstanden seyn, weil Herr Winkelmann in der Geschwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen selbst zu Rathe ziehen wollen. Z. E. wenn er durch Beispiele zeigen will, daß bei den Griechen alles Vorzügliche in allerlei Kunst und Arbeit besonders geschätzt worden, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache zur Verewigung seines

[1] *Περι Υψους, τμημα ιδ'.* Edit. T. Fabri. p. 36. 39.
[2] De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.
[3] Von der Nachahmung der griech. Werke ꝛc. S. 23.
[4] *Τμημα β.*

Namens gelangen können: so führt er unter andern auch dieſes an: [1] „Wir wiſſen den Namen eines Arbeiters von „ſehr richtigen Wagen, oder Wageſchaalen, er hieß Par„thenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er ſich deßfalls beruft, Lances Parthenio factas, nur in dem Katalog des Junius geleſen haben. Denn hätte er den Juvenal ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zweideutigkeit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern ſogleich aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln meine. Juvenal rühmt nämlich den Catullus, daß er es bei einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen, daß er ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werfen laſſen, um nicht mit ſammt dem Schiffe unterzugehen. Dieſe koſtbaren Sachen beſchreibt er, und ſagt unter anderm:

> Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
> Parthenio factas, urnae cratera capacem
> Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
> Adde et bascaudas et mille escaria, multum
> Caelati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln ſtehen, was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? Und was will Juvenal anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes ſilbernes Eßgeſchirr, unter welchem ſich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen laſſen. Parthenius, ſagt der alte Scholiaſt, caelatoris nomen. Wenn aber Grangäus in ſeinen Anmerkungen zu dieſem Namen hinzuſetzt: sculptor, de quo Plinius, ſo muß er dieſes wohl nur auf gutes Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künſtlers dieſes Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich der „Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, er„halten, der den Schild des Ajax von Leder machte.“ Aber auch dieſes kann er nicht daher genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſt, aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführt, in welchen der Dichter dieſem Lederarbeiter den Namen Tychius beilegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntſchaft ſo geheißen, dem er durch Einſchaltung ſeines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen; [2] *Απεδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὁς εδεξατο αὐτον ἐν τῳ Νεῳ τοιχει, προδελθοντα προς το σκυτειον ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ Ιλιαδι τοισδε.*

> *Αιας δ' ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ἠυτε πυργον,*
> *Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχιος κακιε τευχων*
> *Σκυτοτομων ὑχ' ἀριζος, Υλῃ ἐνι οἰκια ναιων.*

Es iſt alſo gerade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homers Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freiheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler ſind bloße Fehler des Gedächtniſſes, oder betreffen Dinge, die er nur als beiläufige Erläuterungen anbringt. Z. B.

Es war Herkules und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemalt. [1]

Tauriscus war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien. [2]

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles. [3]

[1] Geſchichte der Kunſt. Th. I. S. 136.

[2] Herodotus de Vita Homeri, p. 756. Edit. Wessel.

[1] Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib, XXXV. sect 36. Athenaeus lib. XII. p. 543.

[2] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. l. 17.

[3] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias auf.“ Die Zeit iſt ungefähr richtig, aber daß dieſes Trauerſpiel die Antigone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vierundachtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläſſig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters wahrſcheinlicher Weiſe Triptolemus geweſen. Plinius redet nämlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae, Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sophokles die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und der Scholiaſt und die Arundel'ſchen Denkmäler einſtimmig in die ſiebenundſiebzigſte Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundertundvierzehnten Olympias; hundertundfünfundvierzig Jahre betragen ſechsundzwölfmal Olympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſiebenundſiebzig. In die ſiebenundſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich beweiſe, in das letzte Jahr derſelben auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eines ſind. Ich zeige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Hälfte des Capitels ſeiner Miscellaneorum (XVIII. lib. III) eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann anführt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daſelbſt verbeſſern will den Archon Apheplion in Demotion oder ἀνεψιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der ſiebenundſiebzigſten Olympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Apheplion als Phädon genannt wird. Phädon nennt ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennt, dürfte es für Krokylegmus halten.

der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundel'schen Marmor, Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennt ihn auf beide Weise; im Leben des Theseus Phädon, und in dem Leben des Cimons Aphepsion. Es ist also wahrscheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem et Phaedonem Archontas fuisse eponymos; scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch schon in seiner ersten Schrift von der Nachahmung der griechischen Kunstwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfließen lassen. „Die schönsten jungen Leute tanzten unbekleidet auf „dem Theater, und Sophokles, der große Sophokles, war der erste, „der in seiner Jugend dieses Schauspiel seinen Bürgern gab." Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt; sondern um die Trophäen nach dem salaminischen Siege, und auch nur nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20). Sophokles war nämlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieser Insel war es, wo es damals der tragischen Muse, alle ihre drei Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Insel geboren.

Zerſtreute Anmerkungen

über

das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.

1771.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verſchiedentlich überſetzt: durch Ueberſchrift, Aufſchrift, Inſchrift, Sinnſchrift, Sinngedicht u. ſ. w. Ueberſchrift und Sinngedicht ſind dieſes durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke das gewöhnlichſte geworden; aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberſchrift verdrängen.

Aufſchrift und Inſchrift müſſen ſich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in ſeinem Urſprunge war; das, woraus die ſogenannte Dichtungsart nach und nach entſtanden iſt.

Wenn Theſeus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten, und auf die eine Seite derſelben ſchreiben ließ: Hier iſt nicht Peloponneſus, ſondern Attika; ſo wie auf die entgegenſtehende: Hier iſt Peloponneſus, und nicht Attika: ſo waren dieſe Worte das Epigramm, die Aufſchrift der Säule. Aber wie weit ſcheint ein ſolches Epigramm von dem entfernt zu ſeyn, was wir bei dem Martial alſo nennen! Wie wenig ſcheint eine ſolche Aufſchrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Urſache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigſten Spielwerke, der ſinnreichſten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte ſich Vavaſſor.[1] Es däuchte ihm ſehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es jetzt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fährt unſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Sinngedicht eines Martial mit der trockenſten Aufſchrift eines alten Denkmals gemein, ſo daß beide bei einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerlei Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nämliche, welche Skaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft.[1] Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte „Epigrammen genannt?“ — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukommt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilt. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmäler geſetzt wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüſſig. Denn wenn es wahr iſt, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind:

[1] *De epigrammate cap. 3.* Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

[1] *Poetices lib. III. cap. 126.* — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appellata?

so gilt der caustische Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „wer ist so dumm, daß er nicht ein „Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß „er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?“ —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinschaftliche Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst, bei ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte [1] zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sey, als ein guter Einfall mit ein paar Reimen verziert. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie seyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtigt, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehört, in die engen Gränzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu seyn, und es fehlt nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form seyn, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen steht. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entsteht, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizt; und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriedigt.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen, oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Theile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzelnen Gegenstande gereizt wird, und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen, und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich sage: „nach Art der eigentlichen Aufschrift,“ so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führt, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwicklung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben sie, von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässigt, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. [1] Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für

[1] *L'Art poétiq. Chant. II. v. 103.*
L'Epigramme — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

[1] Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennt, dem beschriebenen Werke, so wie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Bavassor hat ein langes Capitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.[1] Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat noth„wendigerweise zwei Theile: der erste ist der Vortrag des „Subjects, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht „oder veranlaßt hat, und der andere der Gedanke selbst, „welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den „Leser reizt, was ihn interessirt." Gleichwohl läßt er unter seinen Exempel auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Theile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall, — denn ein solcher muß die Veranlassung seyn — bei welchem der Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser darauf führt? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der Eine Theil; und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger Weise zwei Theile haben muß, so können diese, so wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übel gewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellt, „nach welcher es ein interessanter Ge„danke seyn soll, der glücklich und in wenig Worten vor„getragen worden." Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erklärt, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten seyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermengt sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen, und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann sie es anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erweckt? Es muß über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Classification unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Artergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartuug darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelnen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben; aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht

[1] *Cap. 13, de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet: [1]

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindrucks fähig seyn, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzelnen Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilt, als er von ihm Glanz entlehnt?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen;

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb? [2]

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein; und doch ist jenes, bei vollkommen eben derselben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernike, so wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzelnen Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entsteht: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander liest, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet; wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist mir wenigstens die ähnliche Abwechslung von Empfindungen lästiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfter hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig seyn will. Ich halte den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebenen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu, des Martials Sache gar nicht. Obschon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlößen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisirt mehr durch Beispiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen; von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheint es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus möchte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebt, und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache, warum nur diese und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eigenen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand

[1] Lib. I. ep. 9.

[2] *Erstes Buch S. 14 der Schweizerischen Ausgabe von 1763.*

findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Wernike vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte: wenn alſo ein Verinus und Pibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen; ſo werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des Batteux, dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von Salerno nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? Und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch Lucrez ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beiſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläufig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darin fehlt, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Factum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspuncte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln: Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deßwegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlt, die nicht in der Einheit der nämlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nämlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Scävola in folgende vier Verſe zu faſſen: [1]

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht viel mehr als Geſchichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen, und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der „Irrthum uns geſchwinder und ſichrer unſere Abſicht er„reichen hilft, als der wohlüberlegte kühnſte Anſchlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewährt, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Unſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Hälfte dieſes Vergnügens bei einigen Stücken der griechiſchen Anthologie und bei noch mehreren verſchiedener neuern Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beiſpiel aus der Anthologie ſey dieſes: [1]

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἰς ὁ μεν αὐτων
Ἐργετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beiſam„men auf einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. „Denn in der Wuth ſprang jener auf und prügelte dieſen, „der im tiefſten Schlummer vergraben lag, durch und durch. „Die Schläge halfen beiden; dieſer erwachte und jener ſchlief „vor Müdigkeit ein.“ Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide curirt wurden. Denn der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander curirt worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

[1] Lib. I. ep. 22.

[1] Lib. I. cap 45.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Junoque neutrum.
Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait; occidet armis:
Mars cruce: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünctlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sey. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Skaliger und so viele andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeint sey: so möchte Herr Burmann der jüngere doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne. [1] Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muster eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder neu seyn. Einem so unfruchtbaren schielenden Mährchen fehlt zum Sinngedichte nichts geringeres, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiedenen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius: [1]

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden; oder aus eben dieser Anthologie, die von mehreren Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden: [2]

Ἄνερα τις λιπογνιον ὑπερ νωτοιο λιπαιγης
Ἤγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist ein Apolog, eine wahre äsopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdient hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen besteht, [3] hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm; [4] nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedicht und der Fabel findet, beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere

[1] *Anth. lat. lib. III. ep. 77.*

[1] Epig. 21.
[2] Lib. I. cap. 4.
[3] Lib. I. cap. 22. ep. 9.
[4] Die 16te des ersten Theils.

folgen, in der Fabel in eins zuſammenfallen, und daher nur in der Abſtraction Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt; ſie macht einen einzigen Eindruck, und iſt keiner Folge verſchiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen; oder läßt doch dieſe Wahrheit bei Seite liegen, und zieht unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſteht Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt, wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Wenn denn aber ſonach weder Begebenheiten ohne allen Nachſatz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenſchaften des Sinngedichts haben: ſo folgt darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu ſeyn ſcheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben ſteht. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beiſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein ſchönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es ſchmerzt nicht“ noch einer Verſchönerung fähig ſey, und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigene Rechnung zu ſetzen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund: [1]

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchſchimmern laſſen. Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beiſpiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausſehen müſſen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Verſification fehlt, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſeyn kann, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen. —

[1] Lib. I. ep. 14.

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläſſiger unterſcheiden läßt, als nach den ſonſt gewöhnlichen Erklärungen geſchehen kann: es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erſte Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führt: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkommener ſeyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmale entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſeyn; wir müſſen ihn mit einem Blicke überſehen können, unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſetzung ſeiner einzelnen Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennt. Er kann ihn eben ſowohl aus fünf ſechs Worten, als aus eben ſo vielen und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius [1]

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus religione, silet.

ſind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjects. Aber was hier ſechs Zeilen füllt, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt: [2]

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme „würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte ſprechen „wollen.“ Dieſes überſetzte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile überſetzen:

„Warum dieß Bild nicht ſpricht? Es iſt Pythagoras.“

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unſerer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheint indeß in dem

[1] Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.
[2] Anthol. lib. IV. cap. 33.

gegenwärtigen Beiſpiele weder Naugerius noch dieſer Grieche getroffen zu haben, ſondern ein anderer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechiſchen Originale nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo! [1]

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμηχιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαζης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πινντοφρονι· και ταχα φωνην
Ενδεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der „Zahlen erklärt, hat der Künſtler darſtellen wollen, ſon„dern den Pythagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. „Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu „machen ſonſt gar wohl verſtand."

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein paar Verſe mehr gemacht zu haben: ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe richte und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankommt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi Prandium dedisses.

Aber wie viel launiger und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächſt unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. [2]

[1] Anth. l. c.
[2] Lib. XI. ep. 19.

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darin herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: ſo wie dieſes griechiſche: [1]

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐν δρυος ἀλλοτριας αὐτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἰσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθου προς τινα τρν ὁμορων.
Εἰ δ' ἐγω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte „er ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte „er nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte; „man mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde „kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes ge„ſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller Felder „wäre: nicht voller Atomen." Denn ein ſolches Sinngedicht beſteht offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bei dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die

[1] Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Caleudis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellt, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da, sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel sie besser thun würden, wenn sie lieber gar nichts, als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versificator, in Erweiterung des ersten Theiles, oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben. [1] Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist:

An zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirst du dann Kupido, die Schwester Venus seyn."

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist:

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae,
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden, und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehört, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten: und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man

[1] *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

»Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
»Ut reparet puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertigt seyn; für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bei allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist, ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren: [1]

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann läugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sah: so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunct zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen; oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

[1] *Lib. III. ep. 44.*

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu seyn, der uns, statt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut, wie hier, in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste seyn, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat, und lautet so: [1]

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Noth kaum eines: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwellt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebt.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der „Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er „unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem „Schlusse geführt wird," den andern weit vorzieht, „in „welchen der Leser nur durch weitläufige und nichts bedeu„tende Umstände von dem allein klingenden Ende aufge„halten wird." Wernike hatte allerdings Recht, wenn es

[1] *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug, und das Ganze, welches daraus entsteht, bekommt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätigt viel mehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe.

Auf Mucius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
„So wie das Laster für die Tugend
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und durch die Schande nicht verzagt,
„Das, was das Laster ihm versagt,
„Der Tugend selber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt',
„Verbrennt, entwaffnete sein und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen" aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles, was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hieher gehört. Sie ist nicht wahr: denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hieher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspuncte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen; hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunct aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspective.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufschrift zugleich entsprechen sollen: so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: so wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt; eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraus sehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Contrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging. [1]

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis scyurus, et frequens phoenix
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmt, daß ich mich nach ganz etwas anderem, als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten, sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend, und boshafter Witz verstummt sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contraste nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm seyn, und wenigstens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Skarron:

[1] Lib. V. ep. 38.

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis!
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Posse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Skarron'schen Sinngedichts, oder Sonetts, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu seyn scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßenen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen. [1] Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuscht, als erfüllt sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leser dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geschweige, daß ich die verschiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt, ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina, und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht seyn kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen, wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meint, was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entsteht, in welchen er ausgedrückt ist, oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet, eben so ist es nur der Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sage ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführt, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen versteht! Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche aber doch von so schönem und dem wahren so nahe kommendem Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist als der ächten, so daß der Münzer wenig mehr als den Schlagschatz dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher auch unter Leuten von Geschmack ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit besteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige seyn muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu

[1] *Advers. Lib. XXXVI. c. II.*

geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraus sehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu sehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu seyn: genug, wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbei schießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sey statt aller. [1]

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos.
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen, und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten, aller Zeiten und Völker, aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen: [2] Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero-setzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sey, brauche ich nicht zu erklären: eben so wenig, als ich nöthig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu edle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes seyn, und dem Ernste selbst Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, sagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dient uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können. [1] Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht

[1] Lib. VII. ep. 19.

[2] de Oratore lib. II. c. 63.

[1] l. c. cap. 57.

gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennt, feinere Gattung, der martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sey: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso, [1] ein Disertissime Romuli nepotum, [2] ein Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa, [3] für Sinngedichte halten kann: der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae, und andere, die so unzähligmal nachgeahmt und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas besseres sind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte, da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ungeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst ihn für seinen einzigen Meister erkennt: [4] so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahirt haben konnte. Von solchen z. E. [5]

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:

[1] Carmen 44.
[2] Carmen 50.
[3] Carmen 59.
[4] Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

[5] *Carmen 92. 96 et 105.*

Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennt in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen seyn kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag gewesen seyn: so ist doch gewiß, daß er den Martial eben so wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht seyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavassor, und noch ein Gelehrter, [1] obschon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellt, weil er, nach dem Riccius, [2] die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sah lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, so geschah es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen, und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen, am ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, sobald sie nur einer altrömischern Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere ist auf

[1] Remarques sur les Réflexions du P. Rapin, p 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.
[2] Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial seyn, als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammengepreßt, und anstatt in vier Zeilen, nur in zweien würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut seyn, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr seyn, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catulls gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewissen den Musen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sey. Naugerius zeigt sich, in seinen Gedichten selbst, auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bei weitem kein Cotta, der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Rauhigkeit des catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren seyn kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste, und richtigste, und beste wäre: sondern bloß weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus, [1] quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls auf uns gekommen ist, wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

[1] Ep. 16. Lib. I.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der, bei allmähliger Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine und eben so räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes aufzubehalten. Dasselbe steht vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuscripte genommen zu seyn scheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange seines Commentars über den Dichter, bekannt, wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst, oder vielmehr der Dichter selbst redend eingeführt wird, um uns zu sagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sey. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sey, so möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem longis a finibus eben so wohl Deutschland, und jedes andere Land, verstanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen sollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen können unmöglich etwas anderes heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Compatrioten des Catulls, dieses Veroneſers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sey. Folgt aber hieraus, daß er sich darum

nothwendig auch auf französischem Grund und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es seyn: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sey diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen Literatur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er unter andern auch dem Skaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte. [1] Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sey, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irrt, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catulls macht. [2] Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sey, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handle. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Compatrioten und Erretter des Catulls; und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel sah, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte a Calamis tribuit cui Francia nomen weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch: denn er soll ja nicht seinen Namen von Francia haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen a Calamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunctirt gelesen, als Skaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen. [3]

Und so hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Bestimmung des longis a finibus in der ersten Zeile gehalten; wonach die Worte tribuit cui Francia nomen, für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht; und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Skaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen, denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer seyn können, die wahre Meinung zu erkennen und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich a calamis ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß a calamis so viel heißen soll, als von Schreibfedern, welches es unstreitig heißen kann; und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch Plumes heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catulls gewesen wären? Allerdings; und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborener Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli, [1] und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen, eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkommt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ungeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung gleich Eingangs vor dem völligen Beifall verwahrt habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuscripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt

[1] Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

[2] Zuverlässige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden „ist (vom Catull nämlich) hat Baptista Guarinus, aus Verona, in „Frankreich zuerst gefunden."

[3] Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam re*pertum alicubi (et forte* in horreo) Codicem Catulli.

[1] Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

a talamis, das ist thalamis. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern sein Glück versuchen lassen; und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Skaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Skaliger keinen Verstand hat, steht anstatt cursum, *turbae:* und so scheint doch einigermaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius,[1] ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht, als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht, wonach aber die Interpunctation der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius liest die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich sie auch in dem wolfenbüttelschen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile anstatt revocate, *celebrate*, und in der sechsten anstatt clausa, *causa*. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgeklärt würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden, denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts besseres zu sagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen sowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte classificiren können oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Sylbenmaaße überschrieben hatte.[1]

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle seyn mögen: so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Classe auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er, und niemand unter so vielen so viel gute, und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kommt, ist unser Wernike. Beider Reichthum ist fast gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen; Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anderes; seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläst er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchem eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn, und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Puncte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegen-

[1] Biblioth. lat. T. I. p. 53.

[1] *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto

stellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, — wer kennt es nicht? — ist dieses. [1]

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes evido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. E. Raderus, [2] dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnt hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte. [3] Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martial unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereinigt, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sey Marcus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allererstен und zugleich den nächsten Platz nach dem Martial zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken! [4]

[1] Lib. I. ep. 43.

[2] Bei dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

[3] *Plinius ep. 16. lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos faciem negassetis.

[4] *Delitiae Poet. Ital. P. I. p. 707.*

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt seyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht seyn muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil; und so: [1]

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich unter allen möglichen Todesarten gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nicolaus Grudius, dem Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen Schlusse davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuren, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle, und setzt endlich hinzu: [2]

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen; besonders wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer seyn mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folgt endlich Wernike, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des

[1] Delitiae Poet. Ital. P. II. p. 565.

[2] Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

Caſanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muſter des Martials.[1]

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
„Noch daß dieß edle Weib in Ohnmacht weibiſch ſinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und iſſet Feu'r, weil er aus Lethe Waſſer trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feu'r in ihrem Herzen.

Ich hätte große Luſt, nach dem Beiſpiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzuſetzen: Wunder, wenn unter allen dieſen froſtigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloſchen wären, und Porcia anſtatt Feuer nichts als Staub hinunter geſchluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Feſt mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bei alle dem hat Muretus in ſeinen Epigrammen den Martial doch ſehr oft nachgeahmt, und immer ſehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Poſſenreißer übertrifft, ſind die Wortſpiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritiſche Urtheil fällte er, wenn Gott will, in ſeinem reifen Alter.

Ich laſſe alſo den Mann ruhen, und ſage über den poetiſchen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial ſeinen Virgil nannte, weiter nichts damit ſagen wollen, als daß Martial in ſeiner kleinen Dichtungsart eben das ſey, wofür Virgil in ſeiner größern gelte, wie ſich verſchiedene Gelehrte dieſes eingebildet: ſo hat ſich niemand zu ſchämen, ebenfalls von ſo vornehmem Geſchmacke zu ſeyn. Aber unſtreitig wollte dieſer Cäſar damit mehr ſagen; und es hat nie an Leuten ſeines Ranges gefehlt, die eine luſtige ſchmutzige Kleinigkeit in allem Ernſte dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anſtrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überſchätzen, was ihnen gefällt, ohne ſich zu bekümmern, was ihnen gefallen ſollte.

Höchſtens iſt eine dergleichen Ueberſchätzung nur dem Verfaſſer ſelbſt zu vergeben. Martial ſelbſt mochte immer glauben, daß ſeine Epigrammen eben ſo viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerſpiele:[2] denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man ſich dieſe Sache ſelbſt nicht geringfügig denkt. Man muß ſie vielmehr unabläſſig als eine der erſten in der Welt betrachten, oder es iſt kein Enthuſiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Beſonderes auszurichten ſteht. Nur wehe dem Leſer, der ſich von dieſem den Verfaſſern ſo nützlichen Selbſtbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß-oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man läugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennt.

Diejenigen meinten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger, und mit einer zarten Stirne begabter Leſer verbannt wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Ein anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martials über den Punct der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts dawider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnt, als ſie ungefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bei ſo unreinen Gedichten beſtehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von jeher, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert den Martial in dem Geſichtspuncte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube,

[1] Zweites Buch, S. 45.
[2] Lib. IV. ep. 49.

so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das dreiundvierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor:
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennt in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meint, so pralle doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.[1] — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu seyn geglaubt haben, und ich meine, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, „der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir „geschieht; der ich es höchstens nur eben so ohne Scham „sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham „sagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden soll, von „dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu „den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten „suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche be„streiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen „verführerischen Beredtsamkeit anreizest? Dieses Anrei„zen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigent„lich an dir verdamme, und mich auf keine Weise trifft: „nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich eben so „gut brauche, als du; aber zu einer andern Absicht, als du. „So gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser „Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist, als ich. Aber, „guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es „zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehst, welches „eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlech„ter machen, je vollkommner er darin wird. Du magst es „bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem „Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt, als „ausdrückt, weit besser befinden, als bei dem plumpen „Geradezu. Darum allein vermeidest du dieses, und ver„schwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe „nicht, daß du jemanden Röthe in das Gesicht jagen solltest! „Röthe ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie „ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in „deinen Kram? Lieber umgehest du diese Vorposten der Zucht „so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Scham„haftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum „zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es „geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Im„mer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, „einen edeln Possenreißer, wenn du willst. Wer wird „nicht lieber ein Spötter seyn wollen, als ein Verfüh„rer? Noch lieber ein Possenreißer, als eine listige, glei„ßende, maulspitzende Hure! Frage bei dem Didymus „nach, wessen Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen? „ob meine, oder deine? Welche von beiden sie ihren „zaubernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? Mit „welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres „Berufs erhält? Dich allein kennen sie; du allein liegst „auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn „ich schlage, und du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch „eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren „dicke Haut meine Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber „wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern, und „nichts zu verderben: und wenn es meine Schläge nicht „sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste „der beste Eckstein" u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedicht erscheint. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigen Wollust sich auf diese Weise vertheidigen kann: so wird er seine Sache, aus eben den Gründen, um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kommt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidigt wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibt; sondern es kommt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so vieles in der Welt anreizt; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben

[1] *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis, scriptum in Sabellum nescio quem *simulatum*, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus *os intenta resiliant, atque in caput* jacientis recidant.

können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünscht und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martial begegnet sey, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich; und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramm des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis, puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführt, ohne uns weder in dem Gedichte, noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramm aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sey, einen gescheidten Einfall zu haben. [1]

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: quid fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig seyn könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war, als sein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? Gewiß nicht: — doch dieses gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnt sich also der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen Punct, durch einige Beispiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter seyn könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nämliche verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maßgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martials. Hat Martial, während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm: [1]

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau versteht Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr

[1] Libr. XI. ep. 43.

[1] Lib. II. ep. 92.

die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht, [1] wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet: [2]

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch, worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt: [3]

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheint ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte. [4] Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſteht, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheirathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bei ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilt? [5]

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

[1] *Funccius de imminente latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

[2] Lib. III. ep. 92.

[3] Lib. XI. ep. 105.

[4] *Lib. XI. ep. 44.*
ib. VIII. epigr. 12.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heirathe, und warum er ſie dennoch wohl heirathen möchte? [1]

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſen, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern daß er ſich erſt in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in ſeinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erſt fand er eine liebenswürdige Perſon, die es ſich gefallen ließ, noch ſo ſpät ſein Glück zu machen. Dieſer erwähnt er daher auch erſt in dem zwölften Buche, welches er in Spanien ſchrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit ſo individuellen Umſtänden, daß man wohl ſieht, da allein ſey es ihm Ernſt geweſen, von ſeiner wirklichen Frau zu ſprechen. [2] Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ungeachtet mit ihr ſchon verheirathet geweſen, und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu läugnen.

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bei der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines Dichters ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen jetzt führt, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nic. Antonio [3] zweifeln

[1] Lib. II. epig. 49.

[2] Lib. XII. ep. 21. 31.

[3] Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buches.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben gemeint ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meinung äußert, ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunterſetzen, noch weniger das für unreife Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfenen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann, denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlorenen Jugendgedichte unſers Martials ſo gefliſſentlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache: weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz, aber darum auch ſeine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnt? [1] Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade nur dieſe davon übrig wäre, ſo wäre es freilich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an eben den Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner Ausgabe vorkommen. [2] Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber des Martials, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen. Am ungeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es iſt eine Luſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſcript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſcripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

[1] Animad. in Spectac. p. 28.
[2] Nämlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth [1] sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam;
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennt, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigstens, wo ist das Mönchmäßige in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen seyn, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übt? Eben das gilt von den übrigen sechsen; sogar das allerschlechteste In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit seyn kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Skriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so weniger Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Skriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossarien zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Skrivers, ohne Unterschied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefügt haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedener lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuscript, welches Salmasius vom Joh. Lacurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Theile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reiferen Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sey.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon, [1] oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern, Namens Atrectus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt. [2] Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ) besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheint: [3] so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen, und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein anderer bereits eine Art

[1] *Advers. lib. XXIII. cap. 6.*

[1] Lib. VII. ep. 10.
[2] Ep. 118.
[3] Lib. XIII. ep. 3.

:rworben hatte. Sie können auch leicht gewiſſen-
:r ſich geweſen ſeyn, als manche ihrer theuern
jetziger Zeit zu ſeyn pflegen. Sogar hat es das
aß ſie bei einem Buche, welches ſtarken Abgang
über die verſchiedenen Formate von Abſchrift
ſo daß der eine die großen Abſchriften für die
n, und ein anderer die kleinen portativen Ab-
ſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epi-
ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es
r Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das
rſten Buchs:

ım cupis esse meos ubicumque libellos,
mites longae quaeris habere viae;
e, quos arctat brevibus membrana tabellis:
a da magnis, me manus una capit.
en ignores ubi sim venalis, et erres
vagus tota: me duce certus eris.
n docti Lucensis quaere Secundi,
a post Pacis, Palladiumque Forum.

ıa, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes
ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn
ei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht an-
ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, ſon-
ine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu
; nämlich eine ſolche, die ſich bequem auf der
ühren läßt; eine Ausgabe in Taſchenformat:
lt aus den erſten zwei Zeilen unwiderſprechlich.
, quos arctat brevibus membrana tabellis
ıenſatz von magnis, welches letztere nicht von
en Werke, ſondern allein von der größern Aus-
Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt
hingegen das erſtere eine Handausgabe bezeich-
ıus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß
ıber gefalzten Blättern beſtand; nach Art der
:ln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freige-
; Secundus Lucenſis ab: denn wie geſagt, die
usgabe beſorgte Atrectus, und vielleicht außer
on,[1] weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht be-
ınte.

lle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte
als ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in
außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie
die Exemplare auch theuer genug bezahlen, und
aß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen
.[2]

in hoc gracili xeniorum turba libello,
abit nummis quatuor emta tibi.
: est nimium, poterit constare duobus,
ciet lucrum bibliopola Tryphon.

ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekom-
ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt

V. ep. 72.
III. ep. 3.

hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß machen läßt,[1] nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenten Buches redet. Es iſt klar, daß dieſer Auctus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in andern Schriftſtellern eben ſo mühſam als vergeblich aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe, ſo will ich nur ein paar Beiſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellt aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog:[2]

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis,

[1] Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.
[2] Lib. I. ep. 27.

Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein und einen seines gleichen bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden, oder in Geld gegeben wurden, wofür sich jeder bei denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meinen sie einmüthig, sey klar, denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Geld auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, ist bei dem Skriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text liest, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundert und sechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne; sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angst herbeiziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange, ob her erhielten, und gegen deren Wiederablieferung etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, ver ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae; wie es Tesserae frumentariae, oleariae, coer nummariae gab,[1] warum sollte es nicht auch Te vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die qu numismata waren quinque tesserae vinariae dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Ex men. Solche Tesserae galten außer ihrer Bestii nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. allein macht es begreiflich, wie man im Theater so fr damit seyn konnte. Warum sollte man einen ande darauf genießen lassen, was man selbst nicht g mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigk zu schämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser Auslegung merke ich nur noch an, daß numism bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einer stücke gebraucht wird, und daß das Wort tesser keiner Abänderung in das elegieische Sylbenmaa wodurch allein schon Martial gezwungen werden ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einu zigste Epigramm des achten Buches, in welchem vo Kunstwerke die Rede ist, nämlich von einem kostbare geschirre, welches der Dichter von dem Rufus gesch kam, und das er daselbst folgendermaaßen beschreib

Quis labor in phiala? docti Myos, anne My
Mentoris haec manus est, an, Polyclete,
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit on
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, m

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr habe, war eigentlich eine Schaale mit einem gan Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen sondern auf den Rand umgestürzt werden mußte, ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung we

[1] Torentius ad Suet. Aug. c. 41.

die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht: [1] κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἑρεισεσθαι, ἀλλα κατα το ζωμα. Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuße nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es jetzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheint, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber geweſen, für berechtigt in dem Lampridius eine Stelle zu ändern, [2] in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas senas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen läugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen.

Die erſten zwei, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber angeführt finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich eben ſowohl Werke in Stein als in Erz, bei alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

[1] Lib. XI. p. 501. Edit. Dalech.
[2] Cap. 4. vitae Alex. Sev.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuscum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila massa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald polirt, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Compoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schaale keine Compoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Compoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſogenannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeint? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deßhalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt. [1] Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweiten nachgemachten Sorte,

[1] Nat. Hist. lib. XXXIII c. 4.

meinen sie, sey die Schaale gewesen; und Martial habe in den Worten: Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß sie dem ungeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilt worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold, und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermischen könne, als die andere, da sich die Natur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beilegt. Quod est nativum, sagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich seyn, wenn sie auch schon nicht, durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, vera electra sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß sogenannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten, oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennt Martial selbst den laconischen Marmor, welcher auf dem Taygetes gebrochen ward, grünes Metall:[1]

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte:[2]

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkommt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schaale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen: und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,[1] als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu seyn scheinen. Und was kann nun deutlicher seyn, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man hört, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich, das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden.

[1] Lib. VI. ep. 42.
[2] *Lib. IX. ep. 62.*

[1] *Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12.* Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie, maculis ac verrucis — — mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap. 13.* Factitiis pustulae in profundo apparent.

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kommt der volle Mond auf einmal hierher? O das wiſſen uns die Ausleger auf ſo vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinſte iſt, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß ſeine eigenen lateiniſchen Worte herſchreiben; denn ich weiß ſie wahrlich nicht zu überſetzen — An potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateiniſch ſchreiben, denn ſie allein dürfen ſo etwas hinſetzen, wobei kein Menſch etwas denken kann. Man urtheile, ob ſich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geſchnitten geweſen; und daß der Künſtler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula zu dieſem vollen Monde genutzt hatte; ſo daß eben durch dieſe Nutzung, eben durch dieſen glücklichen Einfall des Künſtlers, den blaſſen vollen Mond daraus zu ſchneiden, der Fleck ſelbſt ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten beſonders erhaben geſchnittenen Gemmen giebt, iſt bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da ſich die übrigen Zeilen von ſelbſt erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigſtens etwas von einer Eigenſchaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfſinn: ich meine feines Gefühl.

Wer ſollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden. [1]

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie iſt das möglich? wird man fragen. Was iſt da viel zu erklären? was kann noch mehr darin ſtecken, als die trockenen Worte beſagen, welche die ganze Welt verſteht? Martial wünſcht, daß der, welcher dieſes nicht gern lieſt und ein höhniſches Geſicht darüber zieht, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie ſteht es denn mit dem dieſes? worauf geht denn das ista? Was iſt denn das, was der Dichter bei einer ſo hohen Verwünſchung durchaus ohne Mißgunſt und Hohn will geleſen wiſſen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob ſich das ja wohl von ſelbſt verſtünde; und das Eine Zehntheil, welches ſich ausdrücklich darüber erklärt, verſichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial ſeine eigenen Epigrammen überhaupt verſtehe. Denn was wohl ſonſt? — Wahrlich, ſchlimm für den Martial, wenn ſich ſonſt nichts darunter verſtehen läßt! Denn ſage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter ſeyn muß, der durchaus verlangt, daß man ſeine Verſe mit Vergnügen leſen ſoll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenſchlicher Geck er ſeyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geſchmack an ſeinen Verſen finden, das Schrecklichſte dafür anwünſchen kann, was ſich nur denken läßt? Gewiß, ſo ein Geck, ſo ein bösartiger Geck war Martial nicht; ja, wenn er es auch im Grunde geweſen wäre, glaubt man wohl, daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitle Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista bezieht ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilt, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus, et vera simplicitate bonus:
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſofort das folgende, und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwei Epigrammen unter ſich ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſteht, das iſt uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzt worden. [1]

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

[1] Lib. I. ep. 41.

[1] Lib. I. ep. 48.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger, als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lacurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Skriversche von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiedenen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreut ist, nicht in einem vollständigeren und beurtheilenderen Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und *daß kein* Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuscripte neuerlich verglichen, als wi ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige i hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfe vier Handschriften vom Martial besitzt, wovon d Pergament sind. Doch nur eine, die aber an viele len sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherem denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte de zehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine andern, oder beide von einer und der nämlichen abgeschrieben zu seyn, so sehr stimmen sie in allen überein. Das eine dieser gleichlautenden Exempl deßwegen mit merkwürdig, weil es dem Antoni normita gehört hat, der es von seinem Freund Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselbe die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurisp num angezeigt wird. Zum Schlusse des andern Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Werken de Abbenbroek. Anno domini nost Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von alle drei Handschriften auf Pergament, so wie auch d vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Si fast durchgängig die Lesarten des Domitius, un eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufn würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigram neunten Buchs, auf einen geschickten Balancirer (lator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luf und es jedesmal mit verschiedenen Theilen seines K in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt M in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula lu
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — —

Mir ist von jeher das pericula ludas verdächt gekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen so viel als cum periculo ludere, oder so viel al temnere pericula, et perinde ludere parma nullum esset casus periculum, wie es uns di gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch, das wohl als das andere, ganz mit dem Sinne des D welcher es durch einen eben so witzigen als dem K schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel und Kunst bei dem Spiele sey, indem das Schi wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweich fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen d unsern Manuscripten anstatt pericula ludas, deutl klar pericula laudes: und ich bin völlig versiche

diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das pericula laudes nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter „Agathin, wie viel Gefahrniß bei deiner Kunst sey! Es „steht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu „lassen; es verfolgt dich wider Willen, u. s. w."

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den Exercit. Plin. angewendet hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen: so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten seyn.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato, in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist unstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Is. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maaßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenae ipsae magis Atticae. Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt, [1] daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Skaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibt hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorgt hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio steht, das gehört nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio [1] schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwei einzelnen Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note [2] alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere, Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt: so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlt. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deßwegen an, weil sie sich

[1] Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. p. 325—336. Edit. de Paris.

[1] Bibl. Hisp. vet. l. c.

[2] Es sind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59.) (70.) (78.) Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials, weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte Nur I. 112. und XIII. 76 fehlen demnach auch, ob sie schon Skaliger nicht übersetzt hatte.

der Kenntniß sowohl des Antonio und Velasquez, als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Literatur so genau bekannten Uebersetzers des letztern entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek, und führt den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie ist auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben seyn. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgeht, nach dem sich die Scioppii vergebens umgesehen. Eine Probe sey das fünfundsiebenzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür lesen müsse. Ita lego, sagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich, anstatt aram, arram oder arrham, so wie das Manuscript will: und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Commentar ist. [1]

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet, doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, ist unter den rhedigerschen Manuscripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese liest manche Zeile viel schmeidiger, und dem Verstande gemäßer, wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesem das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt. [1] Scioppius sah sich daher auch gedrungen in seinen Anmerkungen zu sagen: το cunque παρελκει. Aber was ist so ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem rhedigerschen Manuscripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es

[1] *Lib. XI. ep. 30.*

[1] Ad. Lib. I. Od. VI.

über sonach nur noch der Bestimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des rhedigerschen als wolfenbüttelschen Manuscripts vollkommen so liest. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß: denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgils mit Jos. Skaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch hat er darin die Priapeia mit einem Manuscripte verglichen, und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so correct zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit schuld seyn. Wenn Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas, in der Anthologie genommen sey: warum hat man dem ungeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechischen Zeilen:

Αλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεπε· τουτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruterschen Martials wirklich beigeschrieben.

V.

Griechische Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführt und genutzt worden: so haben wir es dem Herrn D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzu setze, daß beide Anthologien diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Literatur stolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unseres Vaterlandes, fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Herrn D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vaticanischen Manuscripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem barberinischen Codex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheint sehr gegründet zu seyn: [1] und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was stellt sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen, und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennt, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren besten Zeiten, eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satyrischer Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung

[1] Praefat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedicatoriſchen und ſepulcraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ungeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiedenen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnt haben?

(4.)

Es mag ſich nun freilich wohl aus dem ſatyriſchen Abſchnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können, und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeinten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreut: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn, ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte. [1] Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deßwegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte: [2]

Παμμητορ γη χαιρε· σν τον παρος ου βαρυν εις σε Αισιγενην, καντη νυν επεχοις αβαρης.

[1] Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.
[2] *Anth. lib. III. cap. 1.*

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift kleine liebe Erotion übergetragen. [1]

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reicht Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmer dieſes Exempel das einzige in der geſammten A iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zwei daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere v Epigrammen mit dem oder jenem griechiſchen ſcheinen, ſo verſteht es ſich darum nicht gleich v daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſ ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offen bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, er von den Griechen geplündert worden, als vo man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt h

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines Myrinas, [2]

*Υ τετρακοσι· εξιν· εχεις δε σν τους ενιαυ
Δις τοσσους τρυφερη πεντακοσιων Εκαβη
Σισυφου ω μαιμη και Δευκαλιωνος αδελφ
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε παδι τ*

und dieſem von Martial, [3]

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa ta
Dici et mammarum maxima mamma potes

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemach Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrin, die ge ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von lich erzählt, was das andere ihr in dieſer Abſich nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, un die Copie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß, D. Reiſke giebt es ſelbſt für nichts als eine Ver aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licini Murena ſeyn könne. [4]

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et id
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, re
In somnis medicum viderat Hermocrate

und dieſem des Lucilius [6]

*Ερμογενη τον ιατρον ιδων Διοφαντος εν υπν
Ουκ εκ' ανηγερθη, και περιαμμα φερων.*

[1] Lib. V. ep. 35.
[2] Anth. lib. II. cap. 9.
[3] Lib. I. ep. 101.
[4] Notit. Poet. Anthol. p. 248.
[5] Lib. VI. ep. 53.
[6] Anth. lib. II. cap. 22.

: Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedacht- n mit einem e Graeco hoc est expressum das Ori- ıal des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen len. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das iechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit ch dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo bekann- und noch immer ſo oft anzuwendendes[1]

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini quaeror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

eitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in inen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46 nthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner ommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen achahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der ühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den rnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nämliche vor- dachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er äter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch n Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.[2] Nun öchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan,[3] n ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach ucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen ürde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem eiten Jahrhunderte gemeint iſt, welcher Leibarzt bei den ntoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, r ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, enigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. ie Nachahmung des Lucillus ſelbſt iſt nicht ſchlecht, ſie t ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar cht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten uſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was m Erasmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus nem Sprichworte entlehnt ſey,[4] und nicht vielmehr das prichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen An- ologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial chgeahmt worden, als ſolche, welche Martial daraus chgeahmt, können ſich nur diejenigen wundern, welche erhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es den ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborne Römer, die Griechiſch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir „öfters nur nicht alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um „richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo geringen „Umſtänden abhange, als ein witziger Einfall.“

Es iſt z. E. ſehr möglich und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anderes liegt, und der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht unſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden: nämlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.[1] Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters.[2]

Εσβεσθης γηραι Σοφοκλεες, ανδος αοιδων,
Οινωπον Βαχχου βοτρυν ερεπτομενος.

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwei ſehr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehen nach. Vor Freuden ſterben, und an einer Beere den Tod finden, davon ſcheint eines dem andern ziemlich zu widerſprechen; daher uns denn auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern die Wahl laſſen, ob wir lieber dieſes oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier ſtatt fände? wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das ſagte, was Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte ſagen wollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen müſſen? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, ſtand. Eben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehrt hatte, galt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinleſe, zu den feinern

[1] Lib. VI. ep. 19.
[2] Anth. lib. I. cap. 39.
[3] Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.
[4] Adagior. Chil. III. cent. I.

[1] Val. Max. lib. IX. c. 12. Plinius Nat. Hist. lib. VII. c. 53.
[2] Anth. lib. III.

und menschlichern Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler; und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen: so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieses in der poetischen Sprache, mit Fortsetzung der nämlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden: sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu sagen scheint, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides, und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht, oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sodates gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der *Μακροβιων* sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen seyn. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet; aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen steht.

(7.)

Freilich dürfte bei dem allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu seyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet. [1]

Πριν σ' ἀναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Ειπε ταλαν· οὑτως ἀνικητος ἐζι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι' αὐτου
Εικονος ἡς εἰχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

[1] *Anth. lib. II. c. 22.*

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sey: darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdann auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sey, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich; aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man sieht wohl, daß er durch propter imaginem das *δι' εἰκονος* ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das propter imaginem haben könnte; aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: *τυφλον γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι.* Der Scholiast meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen, als dieses: „Da der Sieger blind geworden, „so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind seyn „können." Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die olympischen Sieger erhielten; auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet seyn mußte. [1] Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielt, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen

[1] Plinius. H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

müßte: und zweitens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzt worden.[1] Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll: so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine rundliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Gränzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißeren, glänzenderen Marmor, als die Bildsäule selbst war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpuncte wiederum ein Edelstein befestigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit sonst vorwarf, nichts geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen curirt hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellt wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe.[2] Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählt:[3]

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:[1]

Φαρμακιῷ ῥοδων λεπραν και χοιραδας αἱρει,
Τἀλλα δε παντ' αἱρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden, und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrscht, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe.[2]

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kommt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr Unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt, als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt war das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem

[1] Winkelmanns Anmerkungen über s. Gesch. der Kunst. S. 81.
[2] Fab. 21.
[3] Lib. IX. ep. 98.

[1] Lib. II. c. 22. ep. 18.
[2] Ver. 32.

Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheint Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euploa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbaut war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet so:

Λιτος μοι δομος ουτος (επει παρα κυμασι πηγῳ
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἡϊονος)
Αλλα φιλος· ποντῳ γαρ επι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς εμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν, εγω δε σοι ἡ εν ερωτι
Ουριος, ἡ χαροπῳ πνευσομαι εν πελαγει.

„Gering ist dieß mein Haus, mir, der schäumenden Wogen „Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch ist „es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit „das Meer vor mir erschrickt, und der Schiffer mir seine „Rettung dankt. Versöhnt Kypris! Ich bin es, die in der „Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglückt." — Was Antipater *δομος* nennt, heißt bei dem Musäus *πυργος*: und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Ueberschwemmung gesichert seyn sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellt, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος ουτος ὁ χωρος, επει φιλον επλετο τηνα
Αιεν απ' ἡπειρου λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, αμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Ge„stade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; „dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild „erscheint: die Wogen erschrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterin: und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, *ερωτος αγαλμα*:[1] und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses *αγαλμα* hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *αγαλμα* soll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben so überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz[2]

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule

[1] Ver. 8.
[2] Lib. I. Epist. I. v. 28.

nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sey. Weil nun dieser Lykon wegen seiner süßen Beredtsamkeit auch wohl Glykon genannt worden: so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeint habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übt, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der farnesische Herkules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterthum übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden: so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sey, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen. [1] Er machte also aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menschen einen Stein.

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen, als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen. [1] Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραννος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερες,
Ἐρρον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνεστρεπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn obschon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuschreiben: so haben doch beide, wenn man unter ersterem den Thessalonier versteht, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz, als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheint die Sache vollends außer Streit zu setzen.

[1] The inscription on the basis of de Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. »You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?«

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.)*

[1] Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

Hamburgiſche Dramaturgie.

1767—69.

Erſter Band.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beimeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeußerungen ſind, ſowohl hier, als auswärts, von dem feineren Theile des Publicums mit dem Beifalle aufgenommen worden, den jede freiwillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdient, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen, bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freiheit gelegen: denn es verdient, ſo glücklich zu ſeyn!

Als Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, — (ein deutſcher Dichter des däniſchen Theaters!) — Vorſchläge that, von welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, ſie zur Aufnahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und vornehmſte, „daß man de „ſpielern ſelbſt die Sorge nicht überlaſſen müſſe, „Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten.“ [1] Die A ſchaft unter ihnen hat eine freie Kunſt zu einem H herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils d läſſiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere je mehrere Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus ver

Wenn hier alſo bis jetzt auch weiter noch n ſchehen wäre, als daß eine Geſellſchaft von Freu Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einen nützigen Plane arbeiten zu laſſen, ſich verbund ſo wäre dennoch, bloß dadurch, ſchon viel ge Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch nur mäßigen Begünſtigung des Publicums, leicht ſchwind alle andere Verbeſſerungen erwachſen, de Theater bedarf.

An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſ den: ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dür die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum Gewalt, was es hierin mangelhaft finden ſollte, und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſo ringſchätzig verhört, ſein Urtheil ſoll nie ohne Unte vernommen werden!

Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für blicum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rat von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen. Ni Liebhaber iſt Kenner: nicht jeder, der die Sc Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs e kann darum auch den Werth aller andern ſchätze hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeit ſchmack hat; aber oft iſt man deſto parteiiſcher. D Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönh jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnü Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähr

[1] Werke, dritter Theil, S. 252.

Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat; aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe, natürlicher Weise, noch weiter entfernt: und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses als jenes ist.

Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herum irrt.

Diese Dramaturgie soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke ist keine Kleinigkeit: aber Wahl setzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meisterstücke aufgeführt werden sollten, so sieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indeß ist es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist; und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt. Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man es nur aus einander zu setzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musicalische Composition, weil der Text dazu elend ist.

Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeigt sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauspielers zu setzen sey. Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht.

Besonders darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei; und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache, als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beispiele hiervon sich von unsern Schauspielern zu versprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publicums nicht höher stimmen. Beide schaden sich selbst: der zu viel verspricht, und der zu viel erwartet.

Heute geschieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entscheiden; sie muß aber nicht alles entscheiden sollen. In den ersten Tagen werden sich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe kosten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erste Blatt dieser Schrift soll daher nicht eher als mit dem Anfange des künftigen Monats erscheinen.

Hamburg, den 22. April 1767.

Erstes Stück.

Den 1. Mai 1767.

Das Theater ist den 22sten vorigen Monats mit dem Trauerspiele: Olint und Sophronia, glücklich eröffnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutschen Originale anfangen, welches hier noch den Reiz der Neuheit habe. Der innere Werth dieses Stückes konnte auf eine solche Ehre keinen Anspruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn sich zeigen ließe, daß man eine viel bessere hätte treffen können.

Olint und Sophronia ist das Werk eines jungen Dichters, und sein unvollendet hinterlassenes Werk. Cronegk starb allerdings für unsere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet sich sein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile seiner Freunde, für dieselbe noch hätte leisten können, als was er wirklich geleistet hat. Und welcher dramatische Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in seinem sechsundzwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente nicht eben so zweifelhaft zu lassen?

Der Stoff ist die bekannte Episode beim Tasso. Eine kleine rührende Erzählung in ein rührendes Drama umzuschaffen, ist so leicht nicht. Zwar kostet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wissen, daß diese neue Verwickelungen weder das Interesse schwächen, noch der Wahrscheinlichkeit Eintrag thun; sich aus dem Gesichtspuncte des Erzählers in den wahren Standort einer jeden Person versetzen können; die Leidenschaften nicht beschreiben, sondern vor den Augen des Zuschauers entstehen, und ohne Sprung, in einer so illusorischen Stetigkeit wachsen zu lassen, daß dieser sympathisiren muß, er mag wollen oder nicht: das ist es, was dazu nöthig ist; was das Genie, ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen, vergebens sich martert.

Tasso scheint, in seinem Olint und Sophronia, den Virgil, in seinem Nisus und Euryalus, vor Augen gehabt

zu haben. So wie Virgil in dieſen die Stärke der Freundſchaft geſchildert hatte, wollte Taſſo in jenen die Stärke der Liebe ſchildern. Dort war es heldenmüthiger Dienſteifer, der die Probe der Freundſchaft veranlaßte: hier iſt es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, ſich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bei dem Taſſo nur das Mittel iſt, wodurch er die Liebe ſo wirkſam zeigt, iſt in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieſer in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbeſſerung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn ſie hat ihn verleitet, was bei dem Taſſo ſo ſimpel und natürlich, ſo wahr und menſchlich iſt, ſo verwickelt und romanenhaft, ſo wunderbar und himmliſch zu machen, daß nichts darüber!

Beim Taſſo iſt es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Chriſt noch Mahomedaner iſt, ſondern ſich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zuſammengeſponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moſchee zu bringen. Warum machte Cronegk aus dieſem Zauberer einen mahomedaniſchen Prieſter? Wenn dieſer Prieſter in ſeiner Religion nicht eben ſo unwiſſend war, als es der Dichter zu ſeyn ſcheint, ſo konnte er einen ſolchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moſcheen. Cronegk verräth ſich in mehreren Stücken, daß ihm eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem mahomedaniſchen Glauben beigewohnt. Der gröbſte Fehler aber iſt, daß er eine Religion überall des Polytheismus ſchuldig macht, die faſt mehr als jede andere auf die Einheit Gottes dringt. Die Moſchee heißt ihm „ein Sitz der falſchen Götter," und den Prieſter ſelbſt läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüſten,
„Ihr Götter? Blitzt, vertilgt das freche Volk der Chriſten!

Der ſorgſame Schauſpieler hat in ſeiner Tracht das Coſtume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten geſucht; und er muß ſolche Ungereimtheiten ſagen!

Beim Taſſo kömmt das Marienbild aus der Moſchee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menſchenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabei im Spiele geweſen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein Bild des Herrn am Kreuz;" aber Bild iſt Bild, und dieſer armſelige Aberglaube giebt dem Olint eine ſehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine ſo kleine That ſein Volk an den Rand des Verderbens zu ſtellen. Wenn er ſich hernach freiwillig dazu bekennt: ſo iſt es nichts mehr als Schuldigkeit und keine Großmuth. Beim Taſſo läßt ihn bloß die Liebe dieſen Schritt thun; er will Sophronien retten, oder mit ihr ſterben; mit ihr ſterben, bloß um mit *ihr zu* ſterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette beſteigen, ſo ſey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nämlichen Pfahl gebunden, beſtimmt, von dem nämlichen Feuer verzehrt zu werden, empfindet er bloß das Glück einer ſo ſüßen Nachbarſchaft, denkt an nichts, was er jenſeit dem Grabe zu hoffen habe, und wünſcht nichts, als daß dieſe Nachbarſchaft noch enger und vertrauter ſeyn möge, daß er Bruſt gegen Bruſt drücken, und auf ihren Lippen ſeinen Geiſt verhauchen dürfe.

Dieſer vortreffliche Contraſt zwiſchen einer lieben, ruhigen, ganz geiſtigen Schwärmerin, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, iſt beim Cronegk völlig verloren. Sie ſind beide von der kälteſten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie für die Religion ſterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Luſt dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragiſchen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrifft das Trauerſpiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Geſinnungen Bewunderung erregen ſollen: ſo muß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern ſieht, hört man auf zu bewundern. Hierwider hatte ſich Cronegk ſchon in ſeinem Codrus ſehr verſündigt. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freiwilligen Tode für daſſelbe, hätte den Codrus allein auszeichnen ſollen: er hätte als ein einzelnes Weſen einer ganz beſondern Art daſtehen müſſen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Eleſinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? ſind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unſere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verliert ſich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das alles hält gemartert werden und ſterben für ein Glas Waſſer trinken. Wir hören dieſe frommen Bravaden ſo oft, aus ſo verſchiedenem Munde, daß ſie alle Wirkung verlieren.

Die zweite Anmerkung trifft das chriſtliche Trauerſpiel insbeſondere. Die Helden deſſelben ſind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der geſunden Vernunft zu laut erſchallt, als daß jeder Raſender, der ſich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller ſeiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod ſtürzt, den Titel eines Märtyrers ſich anmaßen dürfte. Wir wiſſen jetzt zu wohl die falſchen Märtyrer von den wahren zu unterſcheiden; wir verachten jene eben ſo ſehr, als wir dieſe verehren, und höchſtens können ſie uns eine melancholiſche Thräne über die Blindheit und den Unſinn auspreſſen, deren wir die Menſchheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch dieſe Thräne iſt keine von den angenehmen, die das Trauerſpiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählt: daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit

ſehe, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr bloß ſtellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berührt, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Ismen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldigt den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bei vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht bloß ſchreibt, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdigt er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.

Zweites Stück.

Den 6. Mai 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Perſonen gehört, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meinungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervorbringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beifall, den er uns abgelauſcht hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Actes angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätten bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beim Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Aeltern dieſem Glauben zugethan geweſen: ſeine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beiſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmt, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdient, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meine ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſirt. — Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man ließe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführt. Dieſer Rath, welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligern Stätte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefügt; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabei nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beide ſterben, den Olint und die Sophronia. Beim Taſſo kommen ſie

beide davon; denn Clorinde nimmt sich mit der uneigennützigsten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freilich schwer zu errathen, wie er zwei Nebenbuhlerinnen auseinander setzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch schlechtern Trauerspiele, wo eine von den Hauptpersonen ganz aus heiler Haut starb, fragte ein Zuschauer seinen Nachbar: Aber woran stirbt sie denn? — Woran? am fünften Acte; antwortete dieser. In Wahrheit; der fünfte Act ist eine garstige böse Staupe, die manchen hinreißt, dem die ersten vier Acte ein weit längeres Leben versprachen. —

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlassen. So mittelmäßig es ist, so ausnehmend ist es vorgestellt worden. Ich schweige von der äußern Pracht; denn diese Verbesserung unsers Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künste, deren Hülfe dazu nöthig ist, sind bei uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künstler wollen eben so bezahlt seyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorstellung eines Stückes zufrieden seyn, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich, und die andern gut gespielt haben. Wen in den Nebenrollen, ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel, so sehr beleidigt, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien, und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist.

Herr Eckhof war Evander; Evander ist zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.

Die eingestreuten Moralen sind Cronegks beste Seite. Er hat, in seinem Codrus und hier, so manche in einer so schönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von seinen Versen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider sucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelsteine, und witzige Antithesen für gesunden Verstand einzuschwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem ersten Acte, hatten eine besondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht."

Die andere,

„*Wer schlimm* von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht."

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches sich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerksamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieses Parterre findet Geschmack an Maximen; auf dieser Bühne könnte sich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde sie gern besuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie schielend, wie falsch, wie anstößig diese vermeinten Maximen wären, und ich wünschte sehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmel den meisten Antheil möge gehabt haben. Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmt zu werden! Ich weiß wohl, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind, wenn wir gestehen müssen, daß dieser Charakter, in dieser Situation, bei dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muß sich, auf einer andern Seite, der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie so unphilosophisch denken, daß er annimmt, ein Mensch könne das Böse, um des Bösen wegen, wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben erkennen, und doch gegen sich und andere damit prahlen. Ein solcher Mensch ist ein Unding, so gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armselige Zuflucht eines schalen Kopfes, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspiels hält. Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sey. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen seyn müssen. Priester haben in den falschen Religionen, so wie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauspieler sprechen.

Drittes Stück.

Den 8. Mai 1767.

Und wodurch bewirkt dieser Schauspieler (Hr. Eckhof), daß wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören?

Was iſt es eigentlich, was ein Anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in ſolchem Falle eben ſo unterhaltend finden ſollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.

Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß die moraliſchen Stellen vorzüglich wohl gelernt ſeyn wollen. Sie müſſen ohne Stocken, ohne den geringſten Anſtoß, in einem ununterbrochenen Fluſſe der Worte, mit einer Leichtigkeit geſprochen werden, daß ſie keine mühſame Auskramungen des Gedächtniſſes, ſondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen ſcheinen.

Eben ſo ausgemacht iſt es, daß kein falſcher Accent uns muß argwöhnen laſſen, der Acteur plaudere, was er nicht verſtehe. Er muß uns durch den richtigſten, ſicherſten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn ſeiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation iſt zur Noth auch einem Papagey beizubringen. Wie weit iſt der Acteur, der eine Stelle nur verſteht, noch von dem entfernt, der ſie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man ſich einmal ins Gedächtniß geprägt hat, laſſen ſich ſehr richtig herſagen, auch indem ſich die Seele mit ganz andern Dingen beſchäftigt; aber alsdann iſt keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig ſeyn; ſie muß ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Acteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben ſcheinen. Die Empfindung iſt überhaupt immer das ſtreitigſte unter den Talenten eines Schauſpielers. Sie kann ſeyn, wo man ſie nicht erkennt; und man kann ſie zu erkennen glauben, wo ſie nicht iſt. Denn die Empfindung iſt etwas Inneres, von dem wir nur nach ſeinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun iſt es möglich, daß gewiſſe Dinge in dem Baue des Körpers dieſe Merkmale entweder gar nicht verſtatten, oder doch ſchwächen und zweideutig machen. Der Acteur kann eine gewiſſe Bildung des Geſichts, gewiſſe Mienen, einen gewiſſen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere Geſinnungen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich gebaut ſeyn; er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine Muskeln können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebote ſtehen; er kann ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in ſeiner Gewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich, ſondern nach irgend einem guten Vorbilde ſpielt, von der innigſten Empfindung beſeelt ſcheinen wird, da doch alles, was er ſagt und thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer als jener. Wenn er lange genug nichts als nachgeäfft hat, haben ſich endlich eine Menge kleiner Regeln bei ihm geſammelt, nach denen er ſelbſt zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Geſetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch dieſe körperliche Veränderungen bewirkt werden) er zu einer Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung kräftig genug iſt, etwas von den nicht freiwilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt allein auf das innere Gefühl zuverläſſig ſchließen zu können glauben. Ein ſolcher Acteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er ſeine Rolle nicht einmal recht verſteht, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hinlänglich zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag, um ſeine Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage, wenn er nur die allergröbſten Aeußerungen des Zornes, einem Acteur von urſprünglicher Empfindung abgelernt hat, und getreu nachzumachen weiß — den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß, den rauhen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel der Augenbrauen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der Zähne u. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich nachmachen laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird dadurch unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unſerm Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen werden blitzen, ſeine Muskeln werden ſchwellen: kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne im geringſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.

Nach dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale diejenige Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtungen wollen geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen in unſerer Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Acteur, er mag die Empfindung ſelbſt haben oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte geſagt ſeyn.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

und Selbstverleugnung, mit jener

Rührung von beiden, in der
Situation, dünkt dieses, dünkt

e muß für die Seele durch
nen Schwung geben müssen;
ihre Kräften, klug darum
machen scheinen, um durch
beide lebhafter zu gemischen,
er zu beobachten.
en heilig, so muß für die
welchem Worte ich jede allge-
gleichsam von ihrem Auge
idenschaften das Ansehen der
lchen den Schein vorbedächt-
n wollen scheinen.
denen und begeisterten Ton;
feierlichen. Denn dort muß
brennen, und hier der Affect
n.
kehren es gerade um. Sie
en die allgemeinen Betrach-
s, als das Uebrige; und in
en so gelassen her, als das
denn aber auch, daß sich die
och in den andern bei ihnen
i jenen eben so unnatürlich,
kalt finden. Sie überlegten
Grunde abstechen muß, und
ender Geschmack ist.
ben sie vollends alles. Sie
dabei machen sollen, noch
emeiniglich zu viele, und zu

Situation die Seele sich auf
m einen überlegenden Blick
umgiebt, zu werfen; so ist
vegungen des Körpers, die
ngen, geboten wird. Nicht
er; die Glieder alle gerathen
im die innere Ruhe auszu-
der Vernunft nicht wohl um
tritt der fortschreitende Fuß
r ganze Körper zieht sich in
Hause — und dann die Re-
, in einer feierlichen Stille,
te, sich selbst zu hören. Die
ne Pause — und so wie die
denschaft entweder zu mäßi-
entweder auf einmal wieder
Spiel seiner Glieder wieder in
eiben, während der Reflexion,

die Sprache des Affects; Miene und Auge sind noch in
Bewegung und Feuer; denn wir haben Miene und Auge
nicht so vollzählig in unserer Gewalt, als Fuß und Hand.
Und hierin dann, in diesen unterdrückenden Mienen, in die-
sem entfernenden Auge, und in dem Ruhestande des gan-
zen übrigen Körpers, besteht die Mäßigung von Feuer und
Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen
Situationen gesprochen seyn will.

Mit eben dieser Mäßigung will sie auch in ruhigen Si-
tuationen gesagt seyn: nur mit dem Unterschiede, daß der
Theil der Acteurs, welcher dort der feurige war, hier der
kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige
seyn muß. Nämlich: da die Seele, wenn sie nichts als
innige Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen
diesen innigen Empfindungen einen höhern Grad von Leb-
haftigkeit zu geben sucht, so wird sie auch die Glieder des
Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebote stehen, dazu bei-
tragen lassen; die Hände werden in voller Bewegung seyn;
nur der Ausdruck des Gesichts kann so geschwind nicht nach,
und in Miene und Auge wird noch die Ruhe herrschen, aus
der sie der übrige Körper gern herausarbeiten möchte.

Viertes Stück.

Den 11. Mai 1767.

Aber von was für Art sind die Bewegungen der Hände,
mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral gesprochen
zu seyn liebt?

Von der Chironomie der Alten, das ist, von dem In-
begriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der
Hände vorgeschrieben hatten, wissen wir nur sehr wenig;
aber dieses wissen wir, daß sie die Händesprache zu einer Voll-
kommenheit gebracht, von der sich aus dem, was unsere
Redner darin zu leisten im Stande sind, kaum die Möglich-
keit sollte begreifen lassen. Wir scheinen von dieser ganzen
Sprache nichts als ein unartikulirtes Geschrei behalten zu
haben; nichts als das Vermögen, Bewegungen zu machen,
ohne zu wissen, wie diesen Bewegungen eine fixirte Bedeu-
tung zu geben, und wie sie unter einander zu verbinden,
daß sie nicht bloß eines einzelnen Sinnes, sondern eines
zusammenhangenden Verstandes fähig werden.

Ich bescheide mich gern, daß man, bei den Alten, den
Pantomimen nicht mit dem Schauspieler vermengen muß.
Die Hände des Schauspielers waren bei weitem so ge-
schwätzig nicht, als die Hände des Pantomimens. Bei
diesem vertraten sie die Stelle der Sprache; bei jenem soll-
ten sie nur den Nachdruck derselben vermehren, und durch
ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den
verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben
verschaffen helfen. Bei dem Pantomimen waren die Bewe-
gungen der Hände nicht bloß natürliche Zeichen; viele der-
selben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieser
mußte sich der Schauspieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte sich also seiner Hände sparsamer als der

nime, aber eben ſo wenig vergebens als dieſer. Er keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder ten konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen ungen, durch deren beſtändigen einförmigen Ge- ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders auenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von uppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der Hand, die Hälfte einer krieplichten Achte, abwärts örper, beſchreiben, oder mit beiden Händen zugleich ſt von ſich wegrudern, heißt ihnen Action haben; r es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun ſt, o! der glaubt uns bezaubern zu können.

) weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern , ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen ten; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen rungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres nges, ihrer Größe und Dauer, fähig ſind. Und end- iehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agi- durch geſchickt zu machen, und den Armen die Bie- des Reizes geläufig zu machen; nicht aber in der ng, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts als in ſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer. nach der hen Direction, beſtehe.

eg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vor- b bei moraliſchen Stellen weg mit ihm! Reiz am en Orte iſt Affectation und Grimaſſe, und eben e Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt dlich eckel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprü- aufſagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Be- ngen mit der Bewegung, mit welcher man in der t die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral am vom Rocken ſpinnt.

de Bewegung, welche die Hand bei moraliſchen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in aleriſche damit gehen; wenn man nur das Panto- he vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal nheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu ſchen, von maleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beiſpielen zu rn. Jetzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine ebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu hten hat, und mit denen er allein der Moral Licht ben ertheilen kann. Es ſind dieſes, mit einem Worte, ividualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemei- tz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden en gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er ge- naßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger rkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht t oder nicht begriffen wird. Wann es daher ein giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das oliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wann dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es jetzt beifällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. — Wenn Olint ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrieglichkeit unſerer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hoffnungen, die betrügen!“

Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

Doch indem beſinnnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegengeſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fährt fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft.“

Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Action, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Action herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Action iſt die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft“

muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bei dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft“

erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte. —

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darin findet, hat man lediglich den Beiſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Acteu

welche das deutsche Theater jemals gehabt hat. Ihr besonderer Vorzug ist eine sehr richtige Declamation; ein falscher Accent wird ihr schwerlich entwischen; sie weiß den verworrensten, holprichsten, dunkelsten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präcision zu sagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichste Erklärung, den vollständigsten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht selten ein Raffinement, welches entweder von einer sehr glücklichen Empfindung, oder von einer sehr richtigen Beurtheilung zeugt. Ich glaube die Liebeserklärung, welche sie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger schweigen;
„Verstellung oder Stolz sey niedern Seelen eigen.
„Olint ist in Gefahr, und ich bin außer mir —
„Bewundernd sah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor sich selbst sich zu entdecken scheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und jetzt erkenn ich erst, wie klein, wie schwach ich bin.
„Jetzt, da dich alle die, die dich verehrten, hassen,
„Da du zur Pein bestimmt, von jedermann verlassen,
„Verbrechern gleich gestellt, unglücklich und ein Christ,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend bist:
„Jetzt wag ich's zu gestehn: jetzt kenne meine Triebe!

Wie frei, wie edel war dieser Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunst beseelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberströmung des Herzens sprach ihr Mitleid! Mit welcher Entschlossenheit ging sie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraschend brach sie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntnisses zu sprechen. Die Augen zur Erde geschlagen, nach einem langsamen Seufzer, in dem furchtsamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe sich so erklärt, empfand, daß sie sich so erklären sollte. Sie entschloß sich als Heldin, ihre Liebe zu gestehen, und gestand sie als ein zärtliches, schamhaftes Weib. So Kriegerin als sie war, so gewöhnt sonst in allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren sie hervor, diese der Sittsamkeit so schwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freimüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der sorglosesten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affects, fort:

„— — — Und stolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Biet ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äußert sich nun als großmüthige Freundschaft: und die Freundschaft spricht eben so dreist, als *schüchtern* die Liebe.

Fünftes Stück.

Den 15. Mai 1767.

Es ist unstreitig, daß die Schauspielerin durch diese meisterhafte Absetzung der Worte

„Ich liebe dich, Olint, —

der Stelle eine Schönheit gab, von der sich der Dichter, bei dem alles in dem nämlichen Flusse von Worten daher rauscht, nicht das geringste Verdienst beimessen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in diesen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht besorgte sie, den Geist des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht scheute sie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter sagt, sondern was er hätte sagen sollen, gespielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer seyn, als so ein Vorwurf? Freilich muß sich nicht jeder Schauspieler einbilden, dieses Lob verdienen zu können. Denn sonst möchte es mit den armen Dichtern übel aussehen.

Cronegk hat wahrlich aus seiner Clorinde ein sehr abgeschmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ungeachtet ist sie noch der einzige Charakter, der uns bei ihm interessirt. So sehr er die schöne Natur in ihr verfehlt, so thut doch noch die plumpe, ungeschlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur sind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern sympathisiren. Nur gegen das Ende, wo sie mit in den begeisterten Ton fällt, wird sie uns eben so gleichgültig und eckel. Alles ist Widerspruch in ihr, und immer springt sie von einem Aeußersten auf das andere. Kaum hat sie ihre Liebe erklärt, so fügt sie hinzu:

„Wirst du mein Herz verschmähn? Du schweigst? — Entschließe dich;
„Und wenn du zweifeln kannst — so zittre!

So zittre? Olint soll zittern? er, den sie so oft, in dem Tumulte der Schlacht, unerschrocken unter den Streichen des Todes gesehen? Und soll vor ihr zittern? Was will sie denn? Will sie ihm die Augen auskratzen? O wenn es der Schauspielerin eingefallen wäre, für diese ungezogene weibliche Gasconade „so zittre!" zu sagen: ich zittere! Sie konnte zittern, so viel sie wollte, ihre Liebe verschmäht, ihren Stolz beleidigt zu finden. Das wäre sehr natürlich gewesen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Messer an der Gurgel, fordern, das ist so unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlstandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer besoffenen Marquetenderin rasen zu lassen; und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauspielerin zu seinem Besten

)un könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von wilden Feuer nicht ſo ganz hinreißen ließe, wenn wenig an ſich hielte, wenn ſie die äußerſte Wuth nit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, nicht n gewaltſamſten Gebärden ausdrückte.

enn Shakeſpeare nicht ein eben ſo großer Schauſpieler Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher r war, ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, u der Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des um ſo viel tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger dazu hatte. Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem t, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund eine goldene Regel für alle Schauſpieler, denen an vernünftigen Beifalle gelegen iſt. „Ich bitte Euch," r ihn unter andern zu dem Komödianten ſagen, ht die Rede ſo, wie ich ſie Euch vorſagte; die Zunge nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir ſie raushalſet, wie es manche von unſern Schauſpielern ſeht, ſo wäre mir es eben ſo lieb geweſen, wenn Stadtſchreiber meine Verſe geſagt hätte. Auch durch- mir mit eurer Hand nicht ſo ſehr die Luft, ſondern t alles hübſch artig; denn mitten in dem Strome, n in dem Sturme, mitten, ſo zu reden, in dem belwinde der Leidenſchaften, müßt ihr noch einen von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte Geſchmeidige giebt."

lan ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; erſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum ſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am un- n Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, s die Umſtände erfordern: ſo haben die, welche es en, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schau- r nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was nter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrei und rſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß lcteur darin zu weit gehen kann. Beſteht aber das in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher Stücke, die den Acteur ausmachen, das ihrige dazu gen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu : ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht ur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpeare, in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbel- der Leidenſchaft verlangt: er muß bloß jene Heftig- er Stimme und der Bewegungen meinen; und der d iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der ſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen noch unſere Ohren beleidigt werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſteht hier zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie mitten inne. Als ſichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Malerei braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darin verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bei der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beifalles nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beifalles? — Die Gallerie iſt freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterre iſt noch ziemlich von dieſem Geſchmacke, und es giebt Acteurs, die ſchlau genug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wiſſen. Der Schläfrigſte rafft ſich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen ſoll, zuſammen, erhebt auf einmal die Stimme, und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn ſeiner Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfordere. Nicht ſelten widerſpricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatſchen. Nachziſchen ſollte es ihm! Doch leider iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Action der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie

nur immer bemüht seyn müssen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: so kann auch der Beste nicht anders, als in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verursacht, nicht mit entgelten lassen, so sind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweisen, die er verdient.

Den Beschluß des ersten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen des le Grand. Es ist eines von den drei kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Titel, der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die französische Bühne brachte, nachdem er den Stoff desselben, bereits einige Jahre vorher, unter der Aufschrift: die lächerlichen Verliebten, behandelt, aber wenig Beifall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabei zum Grunde liegt, ist drollig genug, und einige Situationen sind sehr lächerlich. Nur ist das Lächerliche von der Art, wie es sich mehr für eine satyrische Erzählung, als auf die Bühne schickt. Der Sieg der Zeit über die Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines sechzigjährigen Gecks und einer eben so alten Närrin, daß die Zeit nur über ihre Reize keine Gewalt sollte gehabt haben, ist zwar lächerlich; aber diesen Geck und diese Närrin selbst zu sehen, ist eckelhafter als lächerlich.

Sechstes Stück.

Den 19. Mai 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuschauer, vor und nach dem großen Stücke des ersten Abends, nicht gedacht. Sie schreiben sich von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer versteht, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben. Womit könnte ich diese Blätter besser auszieren, als wenn ich sie meinen Lesern ganz mittheile? Hier sind sie. Sie bedürfen keines Commentars. Ich wünsche nur, daß manches darin nicht in den Wind gesagt sey!

Sie wurden beide ungemein wohl, die erstere mit alle dem Anstande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einschmeichelnden Verbindlichkeit gesprochen, die der besondere Inhalt einer jeden erforderte.

Prolog.

(Gesprochen von Madame Löwen.)

Ihr Freunde, denen hier das mannichfache Spiel
Des Menschen in der Kunst der Nachahmung gefiel:
Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, bessern Seelen,
Wie schön, wie edel ist die Lust, sich so zu quälen;
Wenn bald die süße Thrän', indem das Herz erweicht,
In Zärtlichkeit zerschmilzt, still von den Wangen schleicht,
Bald die bestürmte Seel', in jeder Nerv' erschüttert,
Im Leiden Wollust fühlt, und mit Vergnügen zittert!
O sagt, ist diese Kunst, die so Eu'r Herz zerschmelzt,
Der Leidenschaften Strom so durch Eu'r Innres wälzt,
Vergnügend, wenn sie rührt, entzückend, wenn sie schrecket,
Zu Mitleid, Menschenlieb', und Edelmuth erwecket,
Die Sittenbilderin, die jede Tugend lehrt,
Ist die nicht Eurer Gunst und Eurer Pflege werth?
Die Fürsicht sendet sie mitleidig auf die Erde,
Zum Besten des Barbars, damit er menschlich werde;
Weiht sie, die Lehrerin der Könige zu seyn,
Mit Würde, mit Genie, mit Feu'r vom Himmel ein;
Heißt sie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das stumpfeste Gefühl der Menschenliebe wetzen;
Durch süße Herzensangst und angenehmes Graun
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Zum Menschen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.
Gesetze stärken zwar der Staaten Sicherheit,
Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit;
Doch deckt noch immer List den Bösen vor dem Richter,
Und Macht wird oft der Schutz erhabner Bösewichter.
Wer rächt die Unschuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
Der, statt der Tugend, nichts, als ein Gesetzbuch hat!
Gesetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen,
Gesetze, die man lehrt des Hasses Urtheil sprechen,
Wenn ihnen Eigennutz, Stolz und Parteilichkeit
Für eines Solons Geist, den Geist der Drückung leiht!
Da lernt Bestechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwert der Majestät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrschbegier, sich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freiheit auf den Hals.
Läßt den, der sie vertritt, in Schimpf und Banden schmachten,
Und das blutschuld'ge Beil der Themis Unschuld schlachten!
Wenn der, den kein Gesetz straft oder strafen kann,
Der schlaue Bösewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unschuld drückt, wer wagt es, sie zu decken?
Den sichert tiefe List, und diesen waffnet Schrecken.
Wer ist ihr Genius, der sich entgegen legt? —
Wer? Sie, die jetzt den Dolch, und jetzt die Geißel trägt,
Die unerschrockne Kunst, die allen Mißgestalten
Strafloser Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten;
Die das Geweb' enthüllt, worin sich List verspinnt,
Und den Tyrannen sagt, daß sie Tyrannen sind;
Die, ohne Menschenfurcht, vor Thronen nicht erblödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz der Fürsten redet;
Gekrönte Mörder schreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht;
Den Heuchler züchtiget und Thoren klüger lacht;
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erscheinen,
Die große Kunst, mit der wir lachen, oder weinen.
Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.
Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen flossen,
Mit edler Weichlichkeit die Euren mit vergossen;
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Brust den Beifall zugeweint:
Wie sie gehaßt, geliebt, gehoffet, und gescheuet,
Und Eurer Menschlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat sie sich umsonst nach Bühnen umgesehn:

In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Bemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet — ja ich wünſch', ich hoff', ich weiſſag' es, —
Ein zweiter Roſcius, ein zweiter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germanien erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch!

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel.)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet der, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarei bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So konnt er ſein Geſpinnſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gift, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:
Die Wahrheit überführt, der Irrthum fordert Blut.
Verfolgen muß man die und mit dem Schwert bekehren,
Die anders Glaubens ſind, als die Ismenors lehren.
Und mancher Aladin ſieht ſtaatsklug oder ſchwach
Dem ſchwarzen Blutgericht der heilgen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwert den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen.
Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen,
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Gräuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch!
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldin ſprach, als ſie dem Prieſtergrimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:
Habt Dank für dieß Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!
Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind,
Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menſchen ſind.
Belehret, duldet ſie; und zwingt nicht die zu Thränen,
Die ſonſt kein Vorwurf trifft, als daß ſie anders wähnen.
Rechtſchaffen iſt der Mann, den, ſeinem Glauben treu,
Nichts zur Verſtellung zwingt, zu böſer Heuchelei;
Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt,
Sie freudig, wie Olint, mit ſeinem Blut verſiegelt.
Solch Beiſpiel, edle Freund', iſt Eures Beifalls werth:
O wohl uns! hätten wir, was Cronegk ſchön gelehrt,
Gedanken, die ihn ſelbſt ſo ſehr veredelt haben,
Durch unſre Vorſtellung tief in Eu'r Herz gegraben!
Des Dichters Leben war ſchön, wie ſein Nachruhm iſt;
Er war, und — o verzeiht die Thrän! — und ſtarb ein Chriſt.
Ließ ſein vortrefflich Herz der Nachwelt in Gedichten,
Um ſie — was kann man mehr? noch todt zu unterrichten.
Verſaget, hat Euch jetzt Sophronia gerührt,
Denn ſeiner Aſche nicht, was ihr mit Recht gebührt,
Den Seufzer, daß er ſtarb, den Dank für ſeine Lehre,
Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre.
Uns aber, edle Freund', ermuntre Gütigkeit;
Und hätten wir gefehlt, ſo tadelt; doch verzeiht.
Verzeihung muthiget zu edlerm Erkühnen,
Und ſeiner Tadel lehrt, das höchſte Lob verdienen.
Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind;
Erwartet nicht zu viel, damit wir immer ſteigen,
Und — doch nur Euch gebührt zu richten, uns zu ſchweigen.

Siebentes Stück.

Den 22. Mai 1767.

Der Prolog zeigt das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem ſittlichen Betragen des Menſchen, welche, in Anſehung ihres unmittelbaren Einfluſſes auf das Wohl der Geſellſchaft, zu unbeträchtlich, und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern ſo unbegreiflich, in ſich ſelbſt ſo ungeheuer, in ihren Folgen ſo unermeßlich ſind, daß ſie entweder der Ahndung der Geſetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach Verdienſt geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erſtern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie; und auf die andern, als auf außerordentliche Erſcheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erſtaunen, und das Herz in Tumult ſetzen, die Tragödie einzuſchränken. Das Genie lacht über alle die Gränzſcheidungen der Kritik. Aber ſo viel iſt doch unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder dieſſeits oder jenſeits der Gränzen des Geſetzes wählet, und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur in ſo fern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilt bei einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Charaktere des Trauerſpiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, deſſen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen iſt, die Toleranz predigen, und die Abſcheulichkeiten des Geiſtes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedaniſchen Religion zeigen zu wollen. Denn dieſe Kreuzzüge ſelbſt, die in ihrer Anlage ein politiſcher Kunſtgriff der Päpſte waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenſchlichſten Verfolgungen, deren ſich der chriſtliche Aberglaube jemals ſchuldig gemacht hat; die meiſten und blutgierigſten Ismenors hatte damals die wahre Religion; und einzelne Perſonen, die eine Moſchee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unſelige Raſerei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige

Aſien zu verwüſten? Doch was der Tragicus in ſeinem Werke ſehr unſchicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wohl auffaſſen. Menſchlichkeit und Sanftmuth verdienen bei jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann ſo entfernt ſeyn, den wenigſtens unſer Herz nicht ſehr natürlich und dringend finden ſollte.

Uebrigens ſtimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bei, welches der Dichter dem ſeligen Cronegk ertheilt. Aber ich werde mich ſchwerlich bereden laſſen, daß er mit mir, über den poetiſchen Werth des kritiſirten Stückes, nicht ebenfalls einig ſeyn ſollte. Ich bin ſehr betroffen geweſen, als man mich verſichert, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverhohlenes Urtheil unwillig gemacht hatte. Wenn ihnen beſcheidene Freiheit, bei der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Abſicht gehabt, ihnen die Leſung eines Dichters zu verleiden, den ungekünſtelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterſte Moral empfehlen. Dieſe Eigenſchaften werden ihn jederzeit ſchätzbar machen, ob man ihm ſchon andere abſprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewiſſe Jahre erfordern, weit unter welchen er ſtarb. Sein Codrus ward von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gekrönt, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, ſondern als das beſte von denen, die damals um den Preis ſtritten. Mein Urtheil nimmt ihm alſo keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilet. Wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog iſt einer Mißdeutung ausgeſetzt geweſen, von der ſie gerettet zu werden verdient. Der Dichter ſagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
„In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind.“

Quin, habe ich dawider erinnern hören, iſt kein ſchlechter Schauſpieler geweſen. — Nein, gewiß nicht; er war Thomſons beſonderer Freund, und die Freundſchaft, in der ein Schauſpieler mit einem Dichter, wie Thomſon, geſtanden, wird bei der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für ſeine Kunſt erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieſes Vorurtheil für ſich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde geſpielt; daß er beſonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leiſten gewußt; daß er, im Komiſchen, die Rolle des Fallſtaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieſes macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverſtändniß liegt bloß darin, daß man annimmt, der Dichter habe dieſem allgemeinen und außerordentlichen Schauſpieler einen ſchlechten, und für ſchlecht durchgängig erkannten, entgegenſetzen wollen. Quin ſoll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man ſie alle Tage *geht; einen Mann, der überhaupt* ſeine Sache ſo gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden iſt; der auch dieſen und jenen Charakter ganz vortrefflich ſpielt, ſo wie ihm ſeine Figur, ſeine Stimme, ſein Temperament dabei zu Hülfe kommen. So ein Mann iſt ſehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauſpieler heißen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in ſeiner Kunſt zu ſeyn, für den das einſtimmige Gerücht ſchon längſt den Garrick erklärt hat. Ein ſolcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren; und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anſtehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was? ſagen ſie, Garrick der größte Acteur? Er ſchien ja nicht über das Geſpenſt erſchrocken, ſondern er war es. Was iſt das für eine Kunſt, über ein Geſpenſt zu erſchrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geiſt geſehen hätten, ſo würden wir eben ſo ausgeſehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, ſchien wohl auch etwas gerührt zu ſeyn, aber als ein guter Acteur gab er ſich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zudem ſprach er alle Worte ſo deutlich aus, und redete noch einmal ſo laut, als jener kleine unanſehnliche Mann, aus dem ihr ſo ein Aufhebens macht!“

Bei den Engländern hat jedes neue Stück ſeinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfaſſer ſelbſt, oder ein Freund deſſelben, abfaßt. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verſchiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geſchwindern Verſtändniſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte des Stückes dienen, dazu brauchen ſie ihn zwar nicht. Aber er iſt darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wiſſen hunderterlei darin zu ſagen, was das Auditorium für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, ſowohl über ihn als über die Schauſpieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen ſie ſich des Epilogs, ſo wie ſich wohl Plautus deſſen manchmal bedienet, um die völlige Auflöſung des Stücks, die in dem fünften Acte nicht Raum hatte, darin erzählen zu laſſen. Sondern ſie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geſchilderten Sitten, und über die Kunſt, mit der ſie geſchildert worden; und das alles in dem ſchnurrigſten, launigſten Tone. Dieſen Ton ändern ſie auch nicht einmal gern bei dem Trauerſpiele; und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigſten und rührendſten die Satyre ein ſo lautes Gelächter aufſchlägt, und der Witz ſo muthwillig wird, daß es ſcheint, es ſey die ausdrückliche Abſicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Geſpötte zu treiben. Es iſt bekannt, wie ſehr Thomſon wider dieſe Narrenſchelle, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünſchte, daß auch bei uns neue Originalſtücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publicum gebracht würden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei dem Trauerſpiele der Ton des Epilogs unſerm deutſchen Ernſte angemeſſener

seyn müßte. Nach dem Lustspiele könnte er immer so burlesk seyn, als er wollte. Dryden ist es, der bei den Engländern Meisterstücke von dieser Art gemacht hat, die noch jetzt mit dem größten Vergnügen gelesen werden, nachdem die Spiele selbst, zu welchen er sie verfertigt, zum Theil längst vergessen sind. Hamburg hätte einen deutschen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unsern Dichtern Moral und Kritik mit attischem Salze zu würzen, so gut als der Engländer verstehen würde.

Achtes Stück.

Den 26. Mai 1767.

Die Vorstellungen des ersten Abends wurden den zweiten wiederholt.

Den dritten Abend (Freitags, den 24. v. M.) ward Melanide aufgeführt. Dieses Stück des Nivelle de la Chaussee ist bekannt. Es ist von der rührenden Gattung, der man den spöttischen Beinamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobei wir nicht übel Lust hätten zu weinen, so sind verschiedene Stücke von dieser Gattung etwas mehr, als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß französischer Trauerspiele verdient, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen sie es ungefähr so weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter seine Kunst besser verstanden hätte.

Melanide ist kein Meisterstück von dieser Gattung; aber man sieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat sich, selbst auf dem französischen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerst gespielt ward. Der Stoff, sagt man, sey aus einem Roman, Mademoiselle de Bontems betitelt, entlehnt. Ich kenne diesen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweiten Scene des dritten Acts aus ihm genommen ist, so muß ich einen Unbekannten, anstatt des de la Chaussee, um das beneiden, weßwegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünschte.

Die Uebersetzung war nicht schlecht; sie ist unendlich besser, als eine italienische, die in dem zweiten Bande der theatralischen Bibliothek des Diodati steht. Ich muß es zum Troste des größten Haufens unserer Uebersetzer anführen, daß ihre italienischen Mitbrüder meistentheils noch weit elender sind, als sie. Gute Verse indeß in gute Prosa übersetzen, erfordert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl sagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern seyn kann. Aber eine Uebersetzung aus Versen macht sie zugleich wäßrig und schielend. Denn wo ist der glückliche Versificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas stärker oder schwächer, früher oder später, sagen ließe, als er es, frei von diesem Zwange, würde gesagt haben? Wenn nun der Uebersetzer dieses nicht zu unterscheiden weiß; wenn er nicht Geschmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen: so wird er uns alle Nachläßigkeiten seines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entschuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundsprache für sie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Actrice gespielt, die, nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erschien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einsicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem silbernen Tone der sonorsten lieblichsten Stimme, mit dem offensten, ruhigsten und gleichwohl ausdrucksfähigsten Gesichte von der Welt das feinste, schnellste Gefühl, die sicherste, wärmste Empfindung, die sich, zwar nicht immer so lebhaft, als es viele wünschen, doch allezeit mit Anstand und Würde äußert. In ihrer Declamation accentuirt sie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intensiver Accente verursacht Monotonie; aber ohne ihr diese vorwerfen zu können, weiß sie dem sparsamern Gebrauche derselben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! sehr viele Acteurs ganz und gar nichts wissen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt gespielt wird. Dieses Mouvement ist durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maaße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Takte gespielt worden, müssen sie alle, bis zu den letzten, gespielt werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich seyn würde. Mit der Declamation hingegen ist es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehreren Gliedern als ein besonderes musikalisches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte desselben betrachten, so müssen diese Glieder, auch alsdann, wenn sie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nämlichen Anzahl von Sylben des nämlichen Zeitmaaßes bestünden, dennoch nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden. Denn da sie, weder in Absicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rücksicht auf den in dem ganzen Perioden herrschenden Affect, von einerlei Werth und Belang seyn können: so ist es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachläßig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilt, sie dehnt und schleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählt. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich; und ob sie sich schon

durch keine künstliche Zeittheilchen bestimmen und gegen einander abmessen lassen, so werden sie doch auch von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden, so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtnisse fließt. Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprichten und Geschmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: so entsteht jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur in so fern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann. Und in dieser Musik, sage ich, ist die Actrice, von welcher ich spreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intensiven Accente auf einzelne Worte, worauf sie sich weniger befleißigt, noch hinzufügt, bloß dadurch seiner Declamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande ist. Doch vielleicht hat sie auch diese in ihrer Gewalt; und ich urtheile bloß so von ihr, weil ich sie noch in keinen Rollen gesehen, in welchen sich das Rührende zum Pathetischen erhebt. Ich erwarte sie in dem Trauerspiele, und fahre indeß in der Geschichte unsers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27. v. M.) ward ein neues deutsches Original, betitelt Julie, oder Wettstreit der Pflicht und Liebe, aufgeführt. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfasser, der uns sagt, daß bereits zwei andere Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publicums erhalten hätten. Ich kenne sie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müssen sie nicht ganz schlecht seyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen sind aus der Neuen Heloise des Rousseau entlehnt. Ich wünschte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geschritten, die Beurtheilung dieses Romans in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, [1] gelesen und studirt hätte. Er würde mit einer sicherern Einsicht in die Schönheiten seines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher gewesen seyn.

Der Werth der Neuen Heloise ist, von der Seite der Erfindung, sehr gering, und das Beste darin ganz und gar keiner dramatischen Bearbeitung fähig. Die Situationen sind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten so weit von einander entfernt, daß sie sich, ohne Gewaltsamkeit, in den engen Raum eines Schauspiels von drei Aufzügen nicht zwingen lassen. Die Geschichte konnte sich auf der Bühne unmöglich so schließen, wie sie sich in dem Romane nicht sowohl schließt, als verliert. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekommt seine Schülerin. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß seine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rousseau ist? Doch Julie des Rousseau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn sie nur sonst eine Person ist, die interessirt. Aber eben das ist sie nicht; sie ist nichts, als eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig genug schwatzt, wenn sich Hr. Heufeld auf eine schöne Stelle im Rousseau besinnt. „Julie, sagt der Kunstrichter, dessen Urtheils ich erwähnt habe, spielt in der Geschichte eine zweifache Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muster der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft.“ Dieses letztere wird sie durch ihren Gehorsam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die sie über ihr Herz gewinnt. Wenn nun aber von allen diesen in dem Stücke nichts zu hören und zu sehen ist: was bleibt von ihr übrig, als, wie gesagt, das schwache verführerische Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rousseau hat Hr. Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund schmeckt bei uns ziemlich nach dem Domestiquen. Ich wünschte, daß unsere dramatischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein wenig gesuchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerksamer seyn wollten. — St. Preux spielt schon bei dem Rousseau eine sehr abgeschmackte Figur. „Sie nennen ihn alle, sagt der angeführte Kunstrichter, den Philosophen. Den Philosophen! Ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdient? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzt. In seiner Liebe ist er abenteuerlich, schwülstig, ausgelassen, und in seinem übrigen Thun und Lassen findet sich nicht die geringste Spur von Ueberlegung. Er setzt das stolzeste Zutrauen in seine Vernunft, und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerin, oder von seinem Freunde an der Hand geführt zu werden.“ — Aber wie tief ist der deutsche Siegmund noch unter diesem St. Preux!

Neuntes Stück.

Den 29. Mai 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, seinen aufgeklärten Verstand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtschaffenen Mannes zu spielen. Aber Siegmund in der Komödie ist weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus seiner Schwachheit eine Tugend macht, und sich sehr beleidigt findet, daß man

[1] *Theil X. S. 255 u. f.* (Von M. Mendelssohn.)

seinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine ganze Wirksamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürschchen will sich schlagen und erstechen.

Der Verfasser hat es selbst empfunden, daß sein Siegmund nicht in genugsamer Handlung erscheint; aber er glaubt, diesem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Mensch seines gleichen, in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müsse zum voraus annehmen, daß er ein rechtschaffener Mann sey, wie er beschrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clarisse, Eduard, lauter rechtschaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten."

Es ist recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen setzt; wenn man dem Zeugnisse, das sich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatische Dichter mit dieser Regel der Billigkeit abspeisen? Gewiß nicht; ob er sich schon sein Geschäft dadurch sehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne sehen, wer die Menschen sind, und können es nur aus ihren Thaten sehen. Das Gute, das wir ihnen, bloß auf anderer Wort, zutrauen sollen, kann uns unmöglich für sie interessiren; er läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringste eigene Erfahrung davon erhalten, so hat es sogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen sollen. Weit gefehlt also, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clarisse, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichsten, vollkommensten jungen Menschen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit seyn sollten: so fangen wir vielmehr an, in die Einsicht aller dieser Personen ein Mißtrauen zu setzen, wenn wir nie mit unsern eigenen Augen etwas sehen, was ihre günstige Meinung rechtfertigt. Es ist wahr, in vierundzwanzig Stunden kann eine Privatperson nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinsten kann sich der Charakter schildern; und nur die, welche das meiste Licht auf ihn werfen, sind, nach der poetischen Schätzung, die größten. Wie traf es sich denn indeß, daß vierundzwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwei äußersten Narrheiten Gelegenheit zu schaffen, die einem Menschen in seinen Umständen nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten sind auch darnach; könnte der Verfasser antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch so natürlich herbeigeführt, noch so fein behandelt seyn: so würden darum die Narrheiten selbst, die wir ihn zu begehen im Begriffe sehen, ihre üble Wirkung auf unsere Idee von dem jungen stürmischen Scheinwesen nicht verlieren. Daß er schlecht handle, sehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beispielen, sondern in den allgemeinsten schwankendsten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da sie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen soll, als den ihr Herz gewählt hatte, wird beim Rousseau nur kaum berührt. Hr. Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater die Tochter zu Boden stoßen. Ich war um die Ausführung dieser Action besorgt. Aber vergebens; unsere Schauspieler hatten sie so wohl concertirt; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, so viel Anstand dabei beobachtet, und dieser Anstand that der Wahrheit so wenig Abbruch, daß ich mir gestehen mußte, diesen Acteurs könne man so etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, sich in ihrem Gesichte Blut zeigen soll. Es kann ihm lieb seyn, daß dieses unterlassen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in solchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu sehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich sehen.

Die darauf folgende Scene ist die hervorragendste des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rousseau. Ich weiß selbst nicht, welcher Unwille sich in die Empfindung des Pathetischen mischt, wenn wir einen Vater seine Tochter fußfällig um etwas bitten sehen. Es beleidigt, es kränkt uns, denjenigen so erniedrigt zu erblicken, dem die Natur so heilige Rechte übertragen hat. Dem Rousseau muß man diesen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Masse ist zu groß, die er in Bewegung setzen soll. Da keine Gründe bei Julien anschlagen wollen: da ihr Herz in der Verfassung ist, daß es sich durch die äußerste Strenge in seinem Entschlusse nur noch mehr befestigen würde: so konnte sie nur durch die plötzliche Ueberraschung der unerwartetsten Begegnung erschüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenkt werden. Die Geliebte sollte sich in die Tochter, verführerische Zärtlichkeit in blinden Gehorsam verwandeln; da Rousseau kein Mittel sah, der Natur diese Veränderung abzugewinnen, so mußte er sich entschließen, ihr sie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzustehlen. Auf keine andere Weise konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß sie den inbrünstigsten Liebhaber dem kältesten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da diese Aufopferung in der Komödie nicht erfolgt; da es nicht die Tochter, sondern der Vater ist, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern sollen, durch die Rousseau bloß das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derselben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit setzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, so würden wir um eine Scene gekommen seyn, die, wenn sie schon nicht so recht in das Ganze passen will, doch sehr kräftig ist; er würde uns ein hohes Licht in seiner Copie verwalt haben,

von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof diese Scene ausführte, die Action, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bei welchen er die Tochter beschwor; wären es allein werth gewesen, eine kleine Unschicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunstrichter, bei Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachspiel dieses Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautinschen Trinummus, in welcher der Verfasser alle die komischen Scenen seines Originals in einen Aufzug zu concentriren gesucht hat. Er ward sehr wohl gespielt. Die Acteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomischen so nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbschieriger Einfall, eine Unbesonnenheit, ein Wortspiel, langsam und stotternd vorgebracht wird; wenn sich die Personen auf Armseligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten setzen sollen, noch erst viel besinnen: so ist die Langeweile unvermeidlich. Possen müssen Schlag auf Schlag gesagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie sind. Es sind keine Frauenzimmer in diesem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen gewesen wäre, würde eine frostige Liebhaberin seyn; und freilich lieber keines, als so eines. Sonst möchte ich es niemanden rathen, sich dieser Besonderheit zu befleißigen. Wir sind zu sehr an die Untermengung beider Geschlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermissung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden sollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzosen Destouches, das nämliche Lustspiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und sind daher genöthigt gewesen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt: die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in seiner Geschichte des italienischen Theaters, als eines von den besten alten Lustspielen desselben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel: der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italienischen Bühne zu Paris, und auch dieses einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführt. Es fand keinen Beifall, und ist erst nach dem Tode des Verfassers, und also verschiedene Jahre später als der deutsche Schatz, im Druck erschienen. Plautus selbst ist nicht der erste Erfinder dieses so glücklichen, und von mehrern mit so vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes gewesen; sondern Philemon, bei dem es eben die simple Aufschrift hatte, zu der es im Deutschen wieder zurückgeführt worden. Plautus hatte seine ganz eigene Manier in Benennung seiner Stücke; und meistentheils nahm er sie von dem allerunerheblichsten Umstande her. Dieses z. E. nannte er Trinummus, den Dreiling; weil der Sykophant einen Dreiling für seine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2. Juni 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienstags, den 28. April,) war: das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annales des französischen Theaters nachschlagen, so finden wir, daß die lustigsten Stücke dieses Verfassers gerade den allerwenigsten Beifall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgene Schatz, noch das Gespenst mit der Trommel, noch der poetische Dorfjunker, haben sich darauf erhalten; und sind, selbst in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführt worden. Es beruht sehr viel auf dem Tone, in welchem sich ein Dichter ankündigt, oder in welchem er seine besten Werke verfertigt. Man nimmt stillschweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, sich von diesem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünkt man sich berechtigt, darüber zu stutzen. Man sucht den Verfasser in dem Verfasser, und glaubt, etwas Schlechters zu finden, sobald man nicht das nämliche findet. Destouches hatte in seinem verheiratheten Philosophen, in seinem Ruhmredigen, in seinem Verschwender Muster eines feinern, höhern Komischen gegeben, als man vom Molière, selbst in seinen ernsthaftesten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunstrichter, die so gern classificiren, dieses zu seiner eigenthümlichen Sphäre; was bei dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten sie für vorzüglichen Hang und herrschende Fähigkeit; was er einmal, zweimal nicht gewollt hatte, schien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was sieht Kunstrichtern ähnlicher, als daß sie ihm lieber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehe sie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht sagen, daß das Niedrigkomische des Destouches mit dem Molièrischen von einerlei Güte sey. Es ist wirklich um vieles steifer; der witzige Kopf ist mehr darin zu spüren, als der getreue Maler; seine Narren sind selten von den behaglichen Narren, wie sie aus den Händen der Natur kommen, sondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie sie die Kunst schnitzelt, und mit Affectation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; sein Schulwitz, seine Masuren sind daher frostiger als lächerlich. Aber dem ungeachtet, — und nur dieses wollte ich sagen, — sind seine lustigen Stücke am wahren Komischen so geringhaltig noch nicht, als sie ein verzärtelter Geschmack findet; sie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen ansehnlichen Rang unter den komischen Dichtern versichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Lustspiel in einem Aufzuge, betitelt: die neue Agnese.

Madame Gertrude spielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war sie die gefällige, feurige Freundin eines gewissen Bernard. Wie glücklich, o wie

glücklich machſt du mich, Bernard! rief ſie einſt in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mama, wer iſt denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte ſich verrathen, faßte ſich aber geſchwind. Es iſt der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradieſe. Nicht lange, ſo ward die Tochter mit einem gewiſſen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in ſeinem Umgange recht viel Vergnügen; Mama bekömmt Verdacht, Mama beſchleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mama von dem Töchterchen eben ſo ſchöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngſt von Mama gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt ſie, tobt. Nun, was denn, liebe Mama? ſagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben ſich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieſes iſt eines von den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte. Favart fand es gerade ſo erbaulich, als die Fabel zu einer komiſchen Oper ſeyn muß. Er ſah nichts anſtößiges darin, als die Namen der Heiligen, und dieſem Anſtoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platoniſche Weiſe, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Geſtalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau beſucht. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und ſo weiter. Kurz, es entſtand die Operette: Iſabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen, welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darin den unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reizendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreut, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Veränderungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarin, anſtatt des Vaters, beibehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdient. Alter, Figur, Miene, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob ſich, bei dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielt: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechsten Abend (Mittwochs, den 29. April) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahre 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beifall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire ſeine Zaire und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meinung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte untereinander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgeht, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätten ſie lernen können — O freilich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Hrn. von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bei ſeiner Bühne: daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzigen Parterre das ſtehende Volk drängt und ſtößt, beleidigte ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Acteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß bloß dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielt, als es ſich ungefähr ſpielen ließ. Bei der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altvätriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt

bei den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten ſich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo außerordentlichen Stückes, war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5. Juni 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertigt ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der Herr von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindiſch ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unſere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorſicht geheiligt und es ſollte lächerlich ſeyn, ſie zu erneuern?"

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſern Einſichten theilende dramatiſche Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er ſeine Geſchichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatiſche Dichter iſt kein Geſchichtſchreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geſchehen, ſondern er läßt es vor unſern Augen nochmals geſchehen; und läßt es nochmals geſchehen, nicht der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit wegen, ſondern in einer ganz andern und höhern *Abſicht; die hiſtoriſche* Wahrheit iſt nicht ſein Zweck, ſondern nur das Mittel zu ſeinem Zwecke; er will uns täuſchen, und durch die Täuſchung rühren. Wenn es alſo wahr iſt, daß wir jetzt keine Geſpenſter mehr glauben; wenn dieſes Nichtglauben die Täuſchung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuſchung wir unmöglich ſympathiſiren können: ſo handelt jetzt der dramatiſche Dichter wider ſich ſelbſt, wenn er uns dem ungeachtet ſolche unglaubliche Mährchen ausſtaffirt; alle Kunſt, die er dabei anwendet, iſt verloren.

Folglich? Folglich iſt es durchaus nicht erlaubt, Geſpenſter und Erſcheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich iſt dieſe Quelle des Schrecklichen und Pathetiſchen für uns vertrocknet? Nein; dieſer Verluſt wäre für die Poeſie zu groß: und hat ſie nicht Beiſpiele für ſich, wo das Genie aller unſerer Philoſophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft ſehr ſpöttiſch vorkommen, unſerer Einbildung ſehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Vorausſetzung wird nur falſch ſeyn. Wir glauben keine Geſpenſter mehr? Wer ſagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter im Widerſpruche ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt worden, ſind auch dem gemeinſten Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heißen: in dieſer Sache, über die ſich faſt eben ſo viel dafür als darwider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt, und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben dieſe Art zu denken, und viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrei und geben den Ton; der größte Haufe ſchweigt und verhält ſich gleichgültig, und denkt bald ſo, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Geſpenſter ſpotten, und bei dunkler Nacht mit Grauſen davon erzählen.

Aber in dieſem Verſtande keine Geſpenſter glauben, kann und darf den dramatiſchen Dichter im geringſten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, ſie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigſten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Samen zum Keimen zu bringen: nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müſſen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter iſt Shakeſpeare, und Shakeſpeare faſt einzig und allein. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, ſich auf dieſes Geſpenſt zu berufen; es macht ihn und ſeinen Geiſt des Ninus — lächerlich.

Shakeſpeares Geſpenſt kömmt wirklich aus jener Welt; ſo dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde, in der ſchaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düſtern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Geſpenſter zu erwarten und zu denken gewohnt ſind. Aber Voltaires Geiſt iſt auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu ſchrecken; es iſt der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts ſagt, nichts thut, was es wahrſcheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er ſich ausgiebt; alle Umſtände vielmehr, unter welchen er erſcheint, ſtören den Betrug, und verrathen das Geſchöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuſchen und ſchrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen ſoll. Man überlege auch nur dieſes einzige: am hellen Tage, mitten in der Verſammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerſchlage angekündigt, tritt das Voltaireſche Geſpenſt aus ſeiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Geſpenſter ſo dreiſt ſind? Welche alte Frau hätte ihm nicht ſagen können, daß die Geſpenſter das Sonnenlicht ſcheuen, und große Geſellſchaften gar nicht gern beſuchten? Doch Voltaire wußte zuverläſſig das auch; aber er war zu furchtſam, zu eckel, dieſe gemeinen Umſtände zu nutzen; er wollte uns einen Geiſt zeigen, aber es ſollte ein Geiſt von einer edlern Art ſeyn; und durch dieſe edlere Art verdarb er alles. Das Geſpenſt, das ſich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Geſpenſtern ſind, dünkt mich kein rechtes Geſpenſt zu ſeyn; und alles, was die Illuſion hier nicht befördert, ſtört die Illuſion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, ſo würde er auch von einer andern Seite die Unſchicklichkeit empfunden haben, ein Geſpenſt vor den Augen einer großen Menge erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen auf einmal, bei Erblickung deſſelben, Furcht und Entſetzen äußern; alle müſſen es auf verſchiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die froſtige Symmetrie eines Ballets haben ſoll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statiſten dazu ab; und wenn man ſie auf das glücklichſte abgerichtet hat, ſo bedenke man, wie ſehr dieſer vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerkſamkeit theilen, und von den Hauptperſonen abziehen muß. Wenn dieſe den rechten Eindruck auf uns machen ſollen, ſo müſſen wir ſie nicht allein ſehen können, ſondern es iſt auch gut, wenn wir ſonſt nichts ſehen, als ſie. Beim Shakeſpeare iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung, welche dieſe Zerrüttung in ihm verurſacht, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich und zu ſtark, als daß wir an der außerordentlichen Urſache zweifeln ſollten. Wie wenig hat Voltaire auch dieſen Kunſtgriff verſtanden! Es erſchrecken über ſeinen Geiſt viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich ſterbe! und die andern machen nicht mehr Umſtände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9. Juni 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſiſchen Dichters findet. Voltaires Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpeares Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beider Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpeare dachte poetiſcher. Der Geiſt des Ninus kam bei Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze bloß um ſeinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lerne, die, außerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, außerordentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Augen nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da dieſe Moral ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt unſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafung des Guten und Böſen

in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bei dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufgeführt worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Die Bühne iſt geräumig genug, die Menge von Perſonen ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von dem beſten Geſchmacke, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden Ort ſo gut als möglich in Einen.

Den ſiebenten Abend (Donnerſtags, den 30. April) ward der verheirathete Philoſoph, vom Destouches, geſpielt.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzöſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beifall, daß es in Jahr und Tag ſechs und dreißigmal aufgeführt ward. Die deutſche Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin überſetzten ſämmtlichen Werken des Destouches; ſondern eine in Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielt Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterin, und Herr Ackermann den Geront unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt, und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freitags, den 1. Mai) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerin, des Herrn von Voltaire.

Es ließe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Geſchichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel: Douglas, bekannt gemacht, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort bloß ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Journaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereien der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, *die auch bei uns nicht* fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bei uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Literatur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Charakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch noch außer ihm Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein könnte es in unſerer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig jetzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerin, unter dem Titel des engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoßen; z. E. darin, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bei einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundin und Wohlthäterin der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht bloß eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttin der Literatur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem elenden Frelon ſteht, den er Spatter nennt. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt ſich des Vaters der Lindane eben ſo eifrig an, als der Lindane ſelbſt. Was im Franzöſiſchen der Lord Falbridge zu deſſen Begnadigung thut, thut im Engliſchen Freeport, und er iſt es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringt.

Die engliſchen Kunſtrichter haben in Colmans Umarbeitung die Geſinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere ſehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen ſie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eiferſüchtige Ehefrau auf dem Ackermanniſchen Theater ehedem hier geſehen, und nach der diejenigen, die ſich ihrer erinnern, ungefähr urtheilen können. Der engliſche Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darin genährt; die ganze Verwicklung iſt in dem erſten Acte ſichtbar. Hiernächſt hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den beſten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meinen ſie, hätte nicht den geringſten Funken von Liebe gegen die Lindane empfinden müſſen; ſeine gute That verliere dadurch alles Verdienſt u. ſ. w.

Es iſt an dieſer Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß ſind wir Deutſchen es ſehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter iſt. Die engliſche Manier in dieſem Puncte zerſtreut und ermüdet uns; wir

lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſchen Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo müßten wir die engliſchen Stücke von ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherly würden uns, ohne dieſen Aushau des allzu wollüſtigen Wuchſes, unausſtehlich ſeyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; dieſe ſind zum Theil bei weitem ſo verworren nicht, als ihre Komödien, und verſchiedene haben, ohne die geringſte Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu ſagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Ueberſetzung von der Schottländerin, die in dem erſten Theile der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſteht. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, ſo wie die deutſche; nur eine Scene zum Schluſſe hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire ſagte, Frelon werde in der engliſchen Urſchrift am Ende beſtraft; aber ſo verdient dieſe Beſtrafung ſey, ſo habe ſie ihm doch dem Hauptintereſſe zu ſchaden geſchienen; er habe ſie alſo weggelaſſen. Dem Italiener dünkte dieſe Entſchuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Beſtrafung des Frelons aus ſeinem Kopfe; denn die Italiener ſind große Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit.

Dreizehntes Stück.

Den 12. Juni 1767.

Den neunten Abend (Montags, den 4. Mai) ſollte Genie geſpielt werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauſpieler, durch einen epidemiſchen Zufall, außer Stand geſetzt zu agiren; und man mußte ſich ſo gut zu helfen ſuchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agneſe, und gab das Singſpiel: die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienſtags, den 5. Mai) ward der poetiſche Dorfjunker, vom Destouches, aufgeführt.

Dieſes Stück hat im Franzöſiſchen drei Aufzüge, und in der Ueberſetzung fünf. Ohne dieſe Verbeſſerung war es nicht werth, in die deutſche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Profeſſor Gottſcheds aufgenommen zu werden, und ſeine gelehrte Freundin, die Ueberſetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß ſie ſich nicht den kritiſchen Ausſprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen ſollen. Was koſtet es denn nun auch für große Mühe, aus drei Aufzügen fünf zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man ſchlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann geht, ſo kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und ſagen: Meine Damen und Herrn, treten ſie ein wenig ab; die Zwiſchenacte ſind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterre nicht ſehen kann? — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſonſt nicht ſchlecht, und beſonders ſind der Frau Profeſſorin die Knittelverſe des Maſuren, wie billig, ſehr wohl gelungen. Ob ſie überall eben ſo glücklich geweſen, wo ſie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müſſen geglaubt, würde ſich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbeſſerung dieſer Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeint hatte, habe ich dem ungeachtet aufmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne ſpielt, läßt Destouches den Maſuren zu ihr ſagen: „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Mademoiſelle; ich habe Sie für eine Virtuoſin gehalten. O pfui! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen; daß Sie es nur wiſſen. Aber man kann ja, fällt ihr Maſuren ein, beides wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuoſin, ſeyn. Nein, ſagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich ſeyn kann. Ich eine Virtuoſin!“ Man erinnere ſich, was Madame Gottſched, anſtatt des Worts, Virtuoſin, geſetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! ſagte man, daß ſie das that. Sie fühlte ſich auch ſo etwas von einer Virtuoſin zu ſeyn, und ward über den vermeinten Stich böſe. Aber ſie hätte nicht böſe werden ſollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Perſon einer dummen Agneſe, ſagt, hätte die Frau Profeſſorin immer, ohne Maulſpitzen, nachſagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuoſin, anſtößig; Wunder iſt deutſcher; zudem giebt es unter unſern Schönen funfzig Wunder gegen eine Virtuoſin; die Frau wollte rein und verſtändlich überſetzen; ſie hatte ſehr recht.

Den Beſchluß dieſes Abends machte die ſtumme Schönheit von Schlegel.

Schlegel hatte dieſes kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagenſche Theater geſchrieben, um auf demſelben in einer däniſchen Ueberſetzung aufgeführt zu werden. Die Sitten darin ſind daher auch wirklich däniſcher, als deutſch. Dem ungeachtet iſt es unſtreitig unſer beſtes komiſches Original, das in Verſen geſchrieben iſt. Schlegel hatte überall eine eben ſo fließende als zierliche Verſification, und es war ein Glück für ſeine Nachfolger, daß er ſeine größern Komödien nicht auch in Verſen ſchrieb. Er hätte ihnen leicht das Publicum verwöhnen können, und ſo würden ſie nicht allein ſeine Lehre, ſondern auch ſein Beiſpiel wider ſich gehabt haben. Er hatte ſich ehedem der gereimten Komödie ſehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derſelben überſtiegen hätte, deſto unwiderleglicher würden ſeine Gründe geſchienen haben. Doch, als er ſelbſt Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unſägliche Mühe es koſte, nur einen Theil derſelben zu überſteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſteht, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo eckel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Moliere, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch jetzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder vor ihnen machen

könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutschen sind auch hierin, soll ich sagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorsetzt. Was wäre es auch, wenn sie jetzt schon wählen und ausmustern wollten?

Die Rolle der stummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine stumme Schöne, sagt man, ist nicht nothwendig eine dumme, und die Schauspielerin hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels stumme Schönheit ist allerdings dumm zugleich; denn daß sie nichts spricht, kömmt daher, weil sie nichts denkt. Das Feine dabei würde also dieses seyn, daß man sie überall, wo sie, um artig zu scheinen, denken müßte, unartig machte, dabei aber ihr alle die Artigkeiten ließe, die bloß mechanisch sind, und die sie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E., ihre Verbeugungen brauchen gar nicht bäurisch zu seyn; sie können so gut und zierlich seyn, als sie nur immer ein Tanzmeister lehren kann; denn warum sollte sie von ihrem Tanzmeister nichts gelernt haben, da sie sogar Quadrille gelernt hat? Und sie muß Quadrille nicht schlecht spielen; denn sie rechnet fest darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altvätrisch, noch schlumpicht seyn; denn Frau Praatgern sagt ausdrücklich:

„Bist du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch sehn!
„Nun! — dreh dich um! — das ist ja gut, und sitzt galant.
„Was sagt denn der Phantast, dir fehlte der Verstand?

In dieser Musterung der Frau Praatgern überhaupt hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeußerliche seiner stummen Schöne zu seyn wünsche. Gleichfalls schön, nur nicht reizend.

„Laß sehn, wie trägst du dich? — Den Kopf nicht so zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeister; man muß also Charlotten den Tanzmeister ansehen, und je mehr, je besser; denn das schadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr sind die zierlich steifen Tanzmeistermanieren gerade die, welche der stummen Schönheit am meisten entsprechen; sie zeigen die Schönheit in ihrem besten Vortheile, nur daß sie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat sie Verstand? der seh nur ihre Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauspielerin mit großen schönen Augen zu dieser Rolle hat. Nur müssen sich diese schöne Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müssen langsam und stier seyn; sie müssen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen setzen wollen, aber nichts sagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hierher! — Neige dich!
„Da haben wir's, das fehlt. Nein, sieh! So neigt man sich.

Diese Zeilen versteht man ganz falsch, wenn man Charlotten eine bäurische Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt seyn, und wie gesagt, ihrem Tanzmeister keine Schande machen. Frau Praatgern muß sie nur noch nicht affectirt genug finden. Charlotte verbeugt sich und Frau Praatgern will, sie soll sich dabei zieren. Das ist der ganze Unterschied, und Madame Löwen bemerkte ihn sehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern sonst eine Rolle für sie ist. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewissen Gesichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauschung einer Tochter ist, durchaus nicht lassen.

Den eilften Abend (Mittwochs, den 6. Mai) ward Miß Sara Sampson aufgeführt.

Man kann von der Kunst nichts mehr verlangen, als was Madame Henseln in der Rolle der Sara leistet, und das Stück ward überhaupt sehr gut gespielt. Es ist ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meisten Theatern. Ob der Verfasser mit allen diesen Verkürzungen so recht zufrieden ist, daran zweifle ich fast. Man weiß ja, wie die Autores sind; wenn man ihnen auch nur einen Nietnagel nehmen will, so schreien sie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freilich ist der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglassen, nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfasser die fremden Verkürzungen nicht anstehen; so mache er selbst welche, falls es ihm der Mühe werth dünkt, und er nicht von denjenigen ist, die Kinder in die Welt setzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henseln starb ungemein anständig; in der malerischsten Stellung; und besonders hat mich ein Zug außerordentlich überrascht. Es ist eine Bemerkung an Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese Bemerkung machte sie sich auf die glücklichste Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward und gleich wieder sank: das letzte Aufflattern eines verlöschenden Lichts; der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer diese Feinheit in meiner Beschreibung nicht schön findet, der schiebe die Schuld auf meine Beschreibung: aber er sehe sie einmal!

Vierzehntes Stück.

Den 16. Juni 1767.

Das bürgerliche Trauerspiel hat an dem französischen Kunstrichter, welcher die Sara seiner Nation bekannt gemacht, [1] einen sehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzosen billigen sonst selten etwas, wovon sie kein Muster unter sich selbst haben.

Die Namen von Fürsten und Helden können einem

[1] Journal Etranger, Décembre 1761.

Stücke Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsre Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstracter Begriff für unsere Empfindungen.

„Man thut dem menschlichen Herzen Unrecht, sagt auch Marmontel, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt: diese sind pathetischer, als alles; diese behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geschlechtsname, die Geburt des Unglücklichen ist, den seine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde, und das verführerische Beispiel, ins Spiel verstrickt, der seinen Wohlstand und seine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängnisse seufzet, von Scham und Reue zerrissen? Wenn man fragt, wer er ist; so antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu seiner Marter ist er Gemahl und Vater; seine Gattin, die er liebt und von der er geliebt wird, schmachtet in der äußersten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geschichte der Helden eine rührendere, moralischere, mit einem Worte tragischere Situation! Und wenn sich endlich dieser Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er sich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlt diesem schmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo sich zu den Schrecknissen des Todes marternde Vorstellungen, wie glücklich er habe leben können, gesellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu seyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet sich denn nicht dieses Wunderbare genugsam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unschuld zum Verbrechen, von der süßesten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußersten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit gestürzt?“

Man lasse aber diese Betrachtungen den Franzosen, von ihren Diderots und Marmontels, noch so eingeschärft werden: es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel darum bei ihnen besonders in Schwang kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will alles mit Vornehmern umgehen; und Gesellschaft mit seines gleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und sie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der sie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen versteht. Der Versuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemälde der Dürftigkeit nennt, hat schon große Schönheiten; und bis die Franzosen daran Geschmack gewinnen, hätten wir es für unser Theater adoptiren sollen.

Was der erstgedachte Kunstrichter an der deutschen Sara ausetzt, ist zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfasser wird lieber seine Fehler behalten, als sich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert sich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: „Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unsere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklicht; aber es befindet sich sonst ganz gut.“

Den zwölften Abend (Donnerstags, den 7. Mai) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführt.

Dieses Stück ist ohne Zweifel das beste, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anspruch. Er beklagte sich, daß ihm Regnard die Anlage und verschiedene Scenen gestohlen habe; Regnard schob die Beschuldigung zurück, und jetzt wissen wir von diesem Streite nur so viel mit Zuverlässigkeit, daß einer von beiden der Plagiarius gewesen. Wenn es Regnard war, so müssen wir es ihm wohl noch dazu danken, daß er sich überwinden konnte, die Vertraulichkeit seines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte sich, bloß zu unserm Besten, der Materialien, von denen er voraus sahe, daß sie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen sehr elenden Spieler, wenn er gewissenhafter gewesen wäre. Doch hätte er die That eingestehen, und dem armen Du Freny einen Theil der damit erworbenen Ehre lassen müssen.

Den dreizehnten Abend (Freitags, den 8. Mai) ward der verheirathete Philosoph wiederholt; und den Beschluß machte der Liebhaber als Schriftsteller und Bedienter.

Der Verfasser dieses kleinen artigen Stücks heißt Cerou; er studirte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italienern in Paris zu spielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags, den 11. Mai) wurden die coquette Mutter vom Quinault, und der Advocat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die besten Stücke gerechnet, die sich auf dem französischen Theater aus dem vorigen Jahrhundert erhalten haben. Es ist wirklich viel gutes Komisches darin, dessen sich Moliere nicht hätte schämen dürfen. Aber der fünfte Act und die ganze Auflösung hätte weit besser seyn können; der alte Sklave, dessen in den vorhergehenden Acten gedacht wird, kömmt nicht zum

Vorſcheine; das Stück ſchließt mit einer kalten Erzählung, nachdem wir auf eine theatraliſche Handlung vorbereitet worden. Sonſt iſt es in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters deßwegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darin der erſte von ſeiner Art iſt. Die coquette Mutter iſt auch ſein eigentlichſter Titel nicht, und Quinault hätte es immer bei dem zweiten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden laſſen.

Der Advocat Patelin iſt eigentlich ein altes Poſſenſpiel aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu ſeiner Zeit außerordentlichen Beifall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ungemeinen Luſtigkeit, und des guten Komiſchen, das aus der Handlung ſelbſt und aus der Situation der Perſonen entſpringt, und nicht auf bloßen Einfällen beruht. Bruegs gab ihm eine neue Sprache und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführt wird. Herr Eckhof ſpielt den Patelin ganz vortrefflich.

Den funfzehnten Abend (Dienſtags, den 12. Mai) ward Leſſings Freigeiſt vorgeſtellt.

Man kennt ihn hier unter dem Titel des beſchämten Freigeiſtes, weil man ihn von dem Trauerſpiele des Herrn von Brave, das eben dieſe Aufſchrift führt, unterſcheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht ſagen, daß derjenige beſchämt wird, welcher ſich beſſert. Adraſt iſt auch nicht einzig und allein der Freigeiſt; ſondern es nehmen mehrere Perſonen an dieſem Charakter Theil. Die eitle unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, der ſpitzbübiſche Johann, ſind alles Arten von Freigeiſtern, die zuſammen den Titel des Stückes erfüllen müſſen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorſtellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen ſind ohne Ausnahme wohl beſetzt; und beſonders ſpielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anſtande, den dieſer Charakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adraſt verkennt, und auf dem die ganze Kataſtrophe beruht, dagegen abſtechen zu laſſen.

Den Beſchluß dieſes Abends machte das Schäferſpiel des Herrn Pfeffels: der Schatz.

Dieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch durch ein anderes, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als gemeiniglich unſere Schäferſpiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein wenig zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchſt ſtudirtes Anſehen bekommen, und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. Dieſes gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines Trauerſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nachſpiele, auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch *noch lieber* zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

Funfzehntes Stück.

Den 19. Juni 1767.

Den ſechzehnten Abend (Mittwochs, den 13. Mai) ward die Zaire des Herrn von Voltaire aufgeführt.

„Den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt Herr von Voltaire, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes Stück entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, ſeiner Meinung nach, die Tragödie auch eben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo wolle er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beifall. Man nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt oft, anſtatt des Polyeukts, vorgeſtellt worden.“

Den Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken und es wird noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer Sieger, nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freien zugänglichen Sitz einer unumſchränkten Gebieterin verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, zur höchſten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre ſchönen Augen, erhöht; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, das ſich zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilt, das gern fromm ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; ein Eiferſüchtiger, der ſein Unrecht erkennt, und es an ſich ſelbſt rächt: wenn dieſe ſchmeichelnden Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht beſtechen, durch was ließe es ſich denn beſtechen?

Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zaire dictirt: ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen; und das iſt Romeo und Julie, von Shakeſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſteht, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzleiſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemeſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bei der ſpröden Sophiſtin und bei dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzliſt weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der

Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpeare gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ungefähr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Orosmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpeare, eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Orosmann geweſen. Cibber ſagt,[1] Voltaire habe ſich des Brandes bemächtigt, der den tragiſchen Scheiterhaufen des Shakeſpeare in Gluth geſetzt. Ich hätte geſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmt. Wir hören in dem Orosmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerei; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpeare, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpeare, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publicum an etwas zu erinnern, das es vorſetzlich vergeſſen zu wollen ſcheint. Wir haben eine Ueberſetzung vom Shakeſpeare. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehrten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darin bemerkt haben: ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder anderer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfter verſtoßen, und aus Unwiſſenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpeare geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zaire. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drei Jahre darauf ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Voltaire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltaire's Schriften überhaupt nicht mit dem ſceptiſchen Geiſte lieſt, in welchem er einen Theil derſelben geſchrieben hat!

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der ſich ſelbſt Addiſon[1] unterworfen; denn Gewohnheit iſt ſo mächtig als Vernunft und Geſetz. Dieſe gar nicht vernünftige Gewohnheit beſtand darin, daß jeder Act mit Verſen beſchloſſen werden mußte, die in einem ganz andern Geſchmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten dieſe Verſe eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem ſie abgeht, vergleicht ſich ſehr poetiſch mit einem Rehe, Cato mit einem Felſen, und Cleopatra mit Kindern, die ſo lange weinen, bis ſie einſchlafen. Der Ueberſetzer der Zaire iſt der erſte, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr ſo entfernten Geſchmack zu behaupten. Er hat dieſen Gebrauch abgeſchafft; er hat es empfunden, daß die Leidenſchaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet ſich überall verbergen müſſe, um uns nur den Helden erkennen zu laſſen."

Es ſind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieſer Stelle; und das iſt für den Herrn von Voltaire eben nicht viel. Wahr iſt es, daß die Engländer, vom Shakeſpeare an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Verſen mit ein paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß dieſe gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß ſie nothwendig Vergleichungen enthalten müſſen, das iſt grundfalſch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragiſchen Dichter ſeines Volkes auch geleſen habe, ſo etwas unter die Naſe ſagen können. Zweitens iſt es nicht an dem, daß Hill in ſeiner Ueberſetzung der Zaire von dieſer Gewohnheit abgegangen. Es iſt zwar beinahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Ueberſetzung ſeines Stücks nicht genauer ſollte angeſehen haben, als ich oder ein anderer. Gleichwohl muß es ſo ſeyn. Denn ſo gewiß ſie in reimfreien Verſen iſt, ſo gewiß ſchließt ſich auch jeder Act mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten ſie freilich nicht; aber, wie geſagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakeſpeare, und Johnſon, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie ſie alle heißen, ihre Aufzüge

[1] From English Plays, Zara's French author ſir'd
Confeſs'd his Muſe, beyond herſelf, inſpir'd,
From rack'd Othello's rage, he rais'd his ſtyle
And snatch'd the brand, that lights this tragic pile.

[1] Le plus sage de vos écrivains, ſetzt Voltaire hinzu. Wie wäre das wohl recht zu überſetzen? Sage heißt weiſe: aber der weiſeſte unter den engliſchen Schriftſtellern, wer würde den Addiſon dafür erkennen? Ich beſinne mich, daß die Franzoſen auch ein Mädchen sage nennen, dem man keinen Fehltritt, ſo keinen von den groben Fehltritten, vorzuwerfen hat. Dieſer Sinn dürfte vielleicht hier paſſen. Und nach dieſem könnte man ja wohl geradezu überſetzen: Addiſon, derjenige von euern Schriftſtellern, der uns harmloſen, nüchternen Franzoſen am nächſten kömmt.

ſchließen, ſind ſicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn Hill alſo beſonders? Hätte er aber auch wirklich das Beſondere gehabt, das ihm Voltaire leiht: ſo wäre doch drittens das nicht wahr, daß ſein Beiſpiel von dem Einfluſſe geweſen, von dem es Voltaire ſeyn läßt. Noch bis dieſe Stunde erſcheinen in England eben ſo viel, wo nicht noch mehr Trauerſpiele, deren Acte ſich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill ſelbſt hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verſchiedene, noch nach der Ueberſetzung der Zaire, gemacht, ſich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was iſt es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn ſie da ſind, können ſie vielleicht dem Orcheſter noch nutzen; als Zeichen nämlich, nach den Inſtrumenten zu greifen, welches Zeichen auf dieſe Art weit ſchicklicher aus dem Stücke ſelbſt abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüſſel giebt.

Sechzehntes Stück.

Den 23. Juni 1767.

Die engliſchen Schauſpieler waren zu Hills Zeiten ein wenig ſehr unnatürlich; beſonders war ihr tragiſches Spiel äußerſt wild und übertrieben; wo ſie heftige Leidenſchaften auszudrücken hatten, ſchrien und gebärdeten ſie ſich als Beſeſſene; und das Uebrige tönten ſie in einer ſteifen, ſtrotzenden Feierlichkeit daher, die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er daher ſeine Ueberſetzung der Zaire aufführen zu laſſen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zaire einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie geſpielt hatte. Er urtheilte ſo: dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen; ſie braucht keine Fehler erſt zu verlernen; wenn ſie ſich nur ein paar Stunden überreden kann, das wirklich zu ſeyn, was ſie vorſtellt, ſo darf ſie nur reden, wie ihr der Mund gewachſen, und alles wird gut gehen. Es ging auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine ſehr geübte, ſehr erfahrene Perſon einer ſolchen Rolle Genüge leiſten könne, wurden beſchämt. Dieſe junge Actrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erſte Verſuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meiſterſtück. Es iſt merkwürdig, daß auch die franzöſiſche Schauſpielerin, welche die Zaire zuerſt ſpielte, eine Anfängerin war. Die junge reizende Mademoiſelle Goſſin ward auf einmal dadurch berühmt, und ſelbſt Voltaire ward ſo entzückt über ſie, daß er ſein Alter recht kläglich bedauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profeſſion, ſondern ein Mann von Stande war. Er ſpielte aus Liebhaberei, und machte ſich nicht das geringſte Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das ſo *ſchätzbar* als irgend ein anders iſt. In England ſind dergleichen Exempel von angeſehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitſpielen, nicht ſelten. „Alles was uns dabei befremden ſollte, ſagt der Herr von Voltaire, iſt dieſes, daß es uns befremdet. Wir ſollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der franzöſiſche Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernſpielern getanzt; und man hat weiter nichts beſonders dabei gefunden, als daß dieſe Art von Luſtbarkeit aus der Mode gekommen. Was iſt zwiſchen den beiden Künſten für ein Unterſchied, als daß die eine über die andere eben ſo weit erhaben iſt, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfordern, über bloß körperliche Fertigkeiten ſind?“

Ins Italieniſche hat der Graf Gozzi die Zaire überſetzt; ſehr genau und ſehr zierlich; ſie ſteht in dem dritten Theile ſeiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieſer? Mit der einzigen Freiheit, die ſich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. Nachdem ſich Orosmann erſtochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein paar Worte ſagen, uns über das Schickſal des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken ſo gelaſſen wegſterben zu laſſen. Er legt alſo dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winſeln und Verzweiflung. Ich will ſie der Seltenheit halber unter den Text ſetzen. [1]

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernt! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt „verehret und gerochen;“ kaum hat er ſich den tödtlichen Stoß beigebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehreren Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchließen ſoll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen

[1] Questo mortale orror che per le vene
Tutte mi scorre, omai non è dolore,
Che basti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor dispietato, e misero,
Paga la Pena del delitto orrendo.
Mani crudeli — oh Dio — Mani, che siete
Tinte del sangue di sì cara donna,
Voi — voi — dov' è quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto — Oimè, dov' è quel ferro?
L'acuta punta — —
Tenebre, e notte
Si fanno intorno — —
Perchè non posso — —
Non posso spargere
Il sangue tutto?
Sì, sì, lo spargo tutto, anima mia.
Dove sei? — piu non posso — oh Dio! non posso —
Vorrei — vederti — io manco, io manco, oh Dio!

die flatternde Ungeduld, ſobald die Execution vorbei, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bei keiner Nation hat die Zaire einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Acteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere, [1] in der die Bekehrung der Zaire das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſiegt, und die chriſtliche Zaire mit aller der Pracht in ihr Vaterland ſchickt, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Ungrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechsten Scene im dritten Acte nicht entgangen. „Orosmann, ſagt er, kömmt, Zairen in die Moſchee abzuholen; Zaire weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laffe (als eenen lafhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimt ſich das wohl mit ſeinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zairen, ſich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?“ — Guter Duim! wenn ſich Zaire deutlicher erklärt hätte: wo hätten denn die andern Acte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen? — Ganz recht! auch die zweite Scene des dritten Acts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zairen; Zaire geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker (dien goeden hals), tröſtet ſich deßfalls in einer Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwicklung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Kataſtrophe an einem Haare hängt, ſo hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabei merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeigt ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und geneigt, Zairen zu vergeben, wann ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft aufs neue, und er fordert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zaire auf ihrer Unſchuld beſteht, wider die er ſo offenbare Beweiſe zu haben glaubt, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äußerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler, [1] hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Herr Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

Siebzehntes Stück.

Den 26. Juni 1767.

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags, den 14. Mai) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführt.

Dieſes Stück kam im Jahr 1745 zuerſt aufs Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig; ſeine Reue könnte ſchimpflicher Kleinmuth ſcheinen; ja, ſich von einem franzöſiſchen Bedienten ſo angeführt zu ſehen, möchte von manchen für eine Beſchämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch ſo wie das Stück iſt, ſcheint es für uns Deutſche recht gut zu ſeyn. Wir mögen eine Raſerei gern mit ein

[1] Zaire, bekeerde Turkinne. Treurspel. Amsterdam 1745.

[1] Le Comédien, Partie II. Chap. X. p. 209.

wenig Philoſophie bemänteln, und finden es unſerer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geſtändniß, falſch philoſophirt zu haben, uns abgewinnt. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein franzöſiſcher Prahler iſt, ſo herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidigt. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorſicht deſſelben dem Tode nicht näher iſt, als der geſundeſten einer, ſo läßt ihn Greſſet ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Roſalia! — Hamilton! — und du, deſſen glücklicher Eifer u. ſ. w.“ Warum dieſe Rangordnung? Iſt es erlaubt, die Dankbarkeit der Politeſſe aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erſte Wort, der erſte Ausdruck der Freude, ſo Bedienter, ſo weit unter ſeinem Herrn und ſeines Herrn Freunden er auch immer iſt. Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen. Wenn ich ſchon, wider ſeine Vorſchrift, nicht das erſte Wort an meinen Erretter richten dürfte, ſo würde ich ihm wenigſtens den erſten gerührten Blick zuſchicken, mit der erſten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Roſalien und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es ſey uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof ſpielt den Sidney ſo vortrefflich — Es iſt unſtreitig eine von ſeinen ſtärkſten Rollen. Man kann die enthuſiaſtiſche Melancholie, das Gefühl der Fühlloſigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, worin die ganze Gemüthsverfaſſung des Sidney beſteht, ſchwerlich mit mehr Kunſt, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von malenden Geſten, durch die er allgemeine Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt, und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt! Welcher fortreißende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beſchluß machte dieſen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des l'Affichard, unter dem Titel: Iſt er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrin darin vorkommen muß, der es hauptſächlich um den alten Adel zu thun iſt. Ein junger wohlerzogener Menſch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt ſich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieſes Puncts ab. Der junge Menſch hielt ſich nur für den Pflegeſohn eines gewiſſen bürgerlichen Liſanders, aber es findet ſich, daß Liſander ſein wahrer Vater iſt. Nun wäre weiter an die Heirath nicht zu denken, wenn nicht Liſander ſelbſt ſich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablaſſen müſſen. In der That iſt er von eben ſo guter Geburt, als der Marquis; er iſt des Marquis Sohn, den jugendliche Ausſchweifungen aus dem väterlichen Hauſe vertrieben. Nun will er ſeinen Sohn brauchen, um ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Die Ausſöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende ſehr rührend. Da alſo der Hauptton deſſelben rührender, als komiſch iſt: ſollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieſes erwarten laſſen? Der Titel iſt eine wahre Kleinigkeit; aber dießmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erſchöpfen; aber er ſollte doch auch nicht irre führen. Und dieſer thut es ein wenig. Was iſt leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutſchen Verfaſſers von dem Originale gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimiſche Anſehen, das faſt allen von dem franzöſiſchen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freitags, den 15. Mai) ward das Geſpenſt mit der Trommel geſpielt.

Dieſes Stück ſchreibt ſich eigentlich aus dem Engliſchen des Addiſon her. Addiſon hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatiſche Poeſie überhaupt war ſein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß ſich überall aus dem Handel zu ziehen; und ſo haben ſeine beiden Stücke, wenn ſchon nicht die höchſten Schönheiten ihrer Gattung, wenigſtens andere, die ſie noch immer zu ſehr ſchätzbaren Werken machen. Er ſuchte ſich mit dem einen ſowohl als mit dem andern der franzöſiſchen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addiſons, und dieſe Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geſchmacke der Engländer werden. Begnüge ſich damit, wer keine höhere Schönheiten kennt!

Destouches, der in England perſönlichen Umgang mit Addiſon gehabt hatte, zog das Luſtſpiel deſſelben über einen noch franzöſiſchern Leiſten. Wir ſpielen es nach ſeiner Umarbeitung, in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kälter und kraftloſer geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, ſo hat Madame Gottſched, von der ſich die deutſche Ueberſetzung herſchreibt, das engliſche Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergeſtellt.

Den neunzehnten Abend (Montags, den 18. Mai) ward der verheirathete Philoſoph, vom Destouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 19. Mai) geſpielt wurde.

Dieſes Luſtſpiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabei ſo herzlich, als der Unwiſſendſte aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten ſeyn müſſen, und die Fehler vielleicht nur willkürliche Regeln betreffen, über die man ſich leichter hinausſetzen kann, als es die Kunſtrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen geſetzt: immerhin. Sein Demokrit ſieht dem wahren Demokrit in keinem

Stücke ähnlich; sein Athen ist ein ganz anderes Athen, als wir kennen: nun wohl, so streiche man Demokrit und Athen aus, und setze bloß erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß so gut, als ein anderer, gewußt, daß um Athen keine Wüste und keine Tiger und Bären waren; daß es, zu der Zeit des Demokrits, keinen König hatte u. s. w. Aber er hat das alles jetzt nicht wissen wollen; seine Absicht war, die Sitten seines Landes unter fremdem Namen zu schildern. Diese Schilderung ist das Hauptwerk des komischen Dichters, und nicht die historische Wahrheit.

Andere Fehler möchten schwerer zu entschuldigen seyn; der Mangel des Interesse, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Personen, das abgeschmackte Geschwätz des Demokrits, nicht deßwegen nur abgeschmackt, weil es der Idee widerspricht, die wir von dem Demokrit haben, sondern weil es Unsinn in jedes andern Munde seyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben wie er wolle. Aber was übersieht man nicht bei der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler setzen? Der Charakter des Strabo ist gleichwohl schwer zu bestimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen soll; er ändert seinen Ton gegen jeden, mit dem er spricht; bald ist er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverschämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis ist ungemein komisch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiselle Beauval und la Thorilliere diese Scenen zuerst spielten, hat sich von einem Acteur zum andern, von einer Actrice zur andern fortgepflanzt. Es sind die unanständigsten Grimassen; aber da sie durch die Ueberlieferung bei Franzosen und Deutschen geheiligt sind, so kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu sagen, daß man sie eigentlich kaum in dem niedrigsten Possenspiele dulden sollte. Der beste, drolligste und ausgeführteste Charakter ist der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, schalkisch und geradezu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetischen Seite betrachtet, nichts weniger als episodisch, sondern zu Auflösung des Knoten eben so schicklich als unentbehrlich ist. [1]

Achtzehntes Stück.

Den 30. Juni 1767.

Den einundzwanzigsten Abend (Mittwochs, den 20. Mai) wurde das Lustspiel des Marivaux, die falschen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat fast ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; sein erstes Stück ist vom Jahre 1712, und sein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zweiundsiebzig. Die Zahl seiner Lustspiele beläuft sich auf einige dreißig, wovon mehr als zwei Drittheile den Harlekin haben, weil er sie für die italienische Bühne verfertigte. Unter diese gehören auch die falschen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerst, ohne besondern Beifall, gespielt, zwei Jahre darauf aber wieder hervorgesucht wurden, und desto größern erhielten.

Seine Stücke, so reich sie auch an mannichfaltigen Charakteren und Verwicklungen sind, sehen sich einander dennoch sehr ähnlich. In allen der nämliche schimmernde, und öfters allzugesuchte Witz; in allen die nämliche metaphysische Zergliederung der Leidenschaften; in allen die nämliche blumenreiche, neologische Sprache. Seine Plane sind nur von einem sehr geringen Umfange; aber als ein wahrer Kallipides seiner Kunst weiß er den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberin, sub auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Professors Gottsched, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutsche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beizutreten geschienen. Ich sage geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin selbst spielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperson war. Aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und war ganz weiß anstatt scheckigt gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geschmack!

Auch die falschen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutschen Uebersetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernste; wenn er unter fremdem Namen zu dulden ist, warum nicht auch unter seinem? „Er ist ein ausländisches Geschöpf;“ sagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt sich, wie sich kein Mensch unter uns trägt:“ — so braucht er nicht erst lange zu sagen, wer er ist. „Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen.“ Man muß ihn als kein Individuum, sondern als eine ganze Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falschen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gassen, vorkömmt; sondern es sind Harlekine; die Gattung leidet tausend Varietäten; der im Timon ist nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieser in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge hat, hat man ihnen einerlei Namen gelassen. Warum wollen wir edler, in unsern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender seyn, als — ich will nicht sagen, die Franzosen und Italiener sind — sondern, als selbst die Römer und Griechen waren? War ihr Parasit etwas anders als der Harlekin? Hatte er nicht auch seine eigene, besondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten

[1] Histoire du Théâtre François. T. XIV. p. 164.

werden mußten, ſie mochten ſich nun in die Geſchichte des Stückes ſchicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, ſeine Sache vor dem Richterſtuhle der wahren Kritik mit eben ſo vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möſer über das Groteske-Komiſche allen meinen Leſern, die ſie noch nicht kennen; die ſie kennen, deren Stimme habe ich ſchon. Es wird darin beiläufig von einem gewiſſen Schriftſteller geſagt, daß er Einſicht genug beſitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Jetzt iſt er es geworden! wird man denken. Aber nein; er iſt es immer geweſen. Den Einwurf, den ihm Herr Möſer wider den Harlekin in den Mund legt, kann er ſich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Außer dem Harlekin kömmt in den falſchen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führt. Beide wurden ſehr wohl geſpielt; und unſer Theater hat überhaupt an den Herren Henſel und Merſchy ein paar Acteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum beſſer verlangen kann.

Den zweiundzwanzigſten Abend (Donnerſtags, den 21. Mai) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführt.

Der Name Du Belloy kann niemanden unbekannt ſeyn, der in der neuern franzöſiſchen Literatur nicht ganz ein Fremdling iſt. Des Verfaſſers der Belagerung von Calais! Wenn es dieſes Stück nicht verdiente, daß die Franzoſen ein ſolches Lärmen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lärmen ſelbſt den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt; auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählt, um die ſich nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher, als unſere barbariſchſten Voreltern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebaut werden, von der ſich erwarten ließe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig ſeyn werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrte ſelbſt ſind *klein genug, die Nation in* der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler; man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen, (das wird doch wenigſtens das Theater ſeyn?) durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „Dem Himmel ſey Dank, ruft nicht bloß der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!“

— — — — Eu?
Rem poteris servare tuam! — —

Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich iſt freilich unter uns nichts, was im geringſten mit den freien Künſten in Verbindung ſteht. Aber,

— haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit —

Doch ich vergeſſe mich. Wie gehört das alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Menſch, der ſich auf die Rechte legen wollte oder ſollte. Sollte wird es wohl mehr geweſen ſeyn. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bei Seite und ward Komödiant. Er ſpielte einige Zeit unter der franzöſiſchen Truppe zu Braunſchweig, machte verſchiedene Stücke, kam wieder in ſein Vaterland, und ward geſchwind durch ein paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrſamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutſchen Genie, das dieſen Weg einſchlagen wollte! Verachtung und Bettelei würden ſein gewiſſeſtes Loos ſeyn!

Das erſte Trauerſpiel des Du Belloy heißt Titus; und Zelmire war ſein zweites. Titus fand keinen Beifall, und ward nur ein einzigesmal geſpielt. Aber Zelmire fand deſto größern; es ward vierzehnmal hintereinander aufgeführt, und die Pariſer hatten ſich noch nicht daran ſatt geſehen. Der Inhalt iſt von des Dichters eigener Erfindung.

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter[1] nahm hiervon Gelegenheit, ſich gegen die Trauerſpiele von dieſer Gattung überhaupt zu erklären: „Uns wäre, ſagt er, ein Stoff aus der Geſchichte weit lieber geweſen. Die Jahrbücher der Welt ſind an berüchtigten Verbrechen ja ſo reich; und die Tragödie iſt ja ausdrücklich dazu, daß ſie in uns die großen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellen ſoll. Indem ſie ſo den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Aſche ſchuldig iſt, befeuert ſie zugleich die Herzen der Jetztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zaire, Alzire, Mahomet, doch auch nur Geburten der Erdichtung

[1] Journal Encyclopédie. Juillet 1762.

wären. Die Namen der beiden erſten ſind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten iſt hiſtoriſch. Es hat wirklich Kreuzzüge gegeben, in welchen ſich Chriſten und Türken zur Ehre Gottes, ihres gemeinſchaftlichen Vaters, haßten und würgten. Bei der Eroberung von Mexico haben ſich nothwendig die glücklichen und erhabenen Contraſte zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Sitten, zwiſchen der Schwärmerei und der wahren Religion, äußern müſſen. Und was den Mahomet anbelangt, ſo iſt er der Auszug, die Quinteſſenz, ſo zu reden, aus dem ganzen Leben dieſes Betrügers; der Fanatismus, in Handlung gezeigt; das ſchönſte philoſophiſchſte Gemälde, das jemals von dieſem gefährlichen Ungeheuer gemacht worden."

Neunzehntes Stück.

Den 3. Juli 1767.

Es iſt einem jeden vergönnt, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eigenen Geſchmacke Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmacke machen müßte, heißt aus den Gränzen des forſchenden Liebhabers herausgehen, und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der angeführte franzöſiſche Schriftſteller fängt mit einem beſcheidenen „Uns wäre lieber geweſen" an, und geht zu ſo allgemein verbindenden Ausſprüchen fort, daß man glauben ſollte, dieſes Uns ſey aus dem Munde der Kritik ſelbſt gekommen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert.

Nun hat es Ariſtoteles längſt entſchieden, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Er braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum, weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem gegenwärtigen Zweck beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerlei, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätigt wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht.

Die zweite Erinnerung des nämlichen franzöſiſchen Kunſtrichters gegen die Zelmire des Du Belloy, iſt wichtiger. Er tadelt, daß ſie faſt nichts als ein Gewebe mannichfaltiger wunderbarer Zufälle ſey, die, in den engen Raum von vierundzwanzig Stunden zuſammengepreßt, aller Illuſion unfähig würden. Eine ſeltſam ausgeſparte Situation über die andere! ein Theaterſtreich über den andern! Was geſchieht nicht alles! was hat man nicht alles zu behalten! Wo ſich die Begebenheiten ſo drängen, können ſchwerlich alle vorbereitet genug ſeyn. Wo uns ſo vieles überraſcht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraſchen. „Warum muß ſich z. E. der Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm ſeine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichſam vom Himmel? Iſt die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu ſchleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor erſticht, nimmt er an den Verbrechen ſeines Herrn auf die entſchloſſenſte Weiſe Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geſchienen, ſo hatte er ſie doch ſogleich wieder unterdrückt. Welche geringfügige Urſachen giebt hiernächſt der Dichter nicht manchmal den wichtigſten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und ſich wiederum in dem Grabmale verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns ſorgfältig dieſen kleinen Umſtand einſchärfen. Denn, wenn Polidor anders ginge, wenn er der Prinzeſſin das Geſicht anſtatt den Rücken zuwendete: ſo würde ſie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo dieſe zärtliche Tochter unwiſſend ihren Vater ſeinen Henkern überliefert, dieſe ſo vorſtechende, auf alle Zuſchauer ſo großen Eindruck machende Scene fiele weg. Wäre es gleichwohl nicht weit natürlicher geweſen, wenn Polidor, indem er wieder in das Grabmal flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugerufen, oder auch nur einen Wink gegeben hätte? Freilich wäre es ſo natürlicher geweſen, als daß die ganzen letzten Acte ſich nunmehr auf die Art, wie Polidor geht, ob er ſeinen Rücken dahin oder dorthin kehrt, gründen müſſen. Mit dem Billet des Azor hat es die nämliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweiten Acte gleich mit, ſo wie er es hätte mitbringen ſollen, ſo war der Tyrann entlarvt, und das Stück hatte ein Ende."

Die Ueberſetzung der Zelmire iſt nur in Proſa. Aber

wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Prosa hören wollen, als matte, geradebrechte Verse? Unter allen unsern gereimten Uebersetzungen werden kaum ein halbes Dutzend seyn, die erträglich sind. Und daß man mich ja nicht bei dem Worte nehme, sie zu nennen! Ich würde eher wissen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen sollte. Die beste ist an vielen Stellen dunkel und zweideutig; der Franzose war schon nicht der größte Versificateur, sondern stümperte und flickte; der Deutsche war es noch weniger, und indem er sich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen seines Originals gleich treu zu übersetzen, so ist es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüßerei oder Tautologie war, hier zu förmlichem Unsinne werden mußte. Der Ausdruck ist dabei meistens so niedrig, und die Construction so verworfen, daß der Schauspieler allen seinen Adel nöthig hat, jenem aufzuhelfen, und allen seinen Verstand braucht, diese nur nicht verfehlen zu lassen. Ihm die Declamation zu erleichtern, daran ist vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf französische Verse so viel Fleiß zu wenden, bis in unserer Sprache eben so wässrig correcte, eben so grammatikalisch kalte Verse daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetischen Schmuck der Franzosen in unsere Prosa übertragen, so wird unsere Prosa dadurch eben noch nicht sehr poetisch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entstehen, der aus den prosaischen Uebersetzungen englischer Dichter entstanden ist, in welchen der Gebrauch der kühnsten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen cadenzirten Wortfügung, uns an Besoffene denken läßt, die ohne Musik tanzen. Der Ausdruck wird sich höchstens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als sich die theatralische Declamation über den gewöhnlichen Ton der gesellschaftlichen Unterhaltungen erheben soll. Und sonach wünschte ich unserm prosaischen Uebersetzer recht viele Nachfolger; ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Sylbenmaaß überhaupt ein kindischer Zwang sey, dem sich der dramatische Dichter am wenigsten Ursache habe, zu unterwerfen. Denn hier kömmt es bloß darauf an, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen; entweder Verstand und Nachdruck der Versification, oder diese jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war seine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metrische der Poesie nur Kitzelung der Ohren ist, und zur Verstärkung des Ausdrucks nichts beitragen kann; in der unsrigen hingegen ist es etwas mehr, und wir können der griechischen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenschaften, die darin ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die französischen Verse haben nichts als den Werth der überstandenen Schwierigkeit für sich; und freilich ist dieses nur ein sehr elender Werth.

Die Rolle des Antenors hat Herr Borchers ungemein wohl gespielt; mit aller der Besonnenheit und Heiterkeit, die einem Bösewichte von großem Verstande so natürlich zu seyn scheinen. Kein mißlungener Anschlag wird ihn in Verlegenheit setzen; er ist an immer neuen Ränken unerschöpflich; er besinnt sich kaum, und der unerwartetste Streich, der ihn in seiner Blöße darzustellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch fester aufdrückt. Diesen Charakter nicht zu verderben, ist von Seiten des Schauspielers das getreueste Gedächtniß, die fertigste Stimme, die freieste nachläßigste Action unumgänglich nöthig. Herr Borchers hat überhaupt sehr viele Talente, und schon das muß ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er sich in alten Rollen eben so gern übt, als in jungen. Dieses zeigt von seiner Liebe zur Kunst; und der Kenner unterscheidet ihn sogleich von so vielen andern jungen Schauspielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, sich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu lassen, ihr vornehmster, auch wohl öfters ihr einziger Beruf zum Theater ist.

Zwanzigstes Stück.

Den 7. Juli 1767.

Den dreiundzwanzigsten Abend (Freitags, den 22. Mai) ward Cenie aufgeführt.

Dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Uebersetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntnisse, welches sie von sich selbst ablegt, „daß sie die Ehre, welche man durch Uebersetzung oder auch Verfertigung theatralischer Stücke erwerben könne, allezeit nur für sehr mittelmäßig gehalten habe," läßt sich leicht vermuthen, daß sie, diese mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur sehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie einige lustige Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter ist es, eine Schnurre zu übersetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachsagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man diese verkennt, und sie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollständigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logischen Satze verlangen. Z. E. Dorimont hat dem Mericourt eine ansehnliche Verbindung nebst dem vierten Theile seines Vermögens zugedacht. Aber das ist das wenigste, worauf Mericourt geht; er verweigert sich dem großmüthigen Anerbieten und will sich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben scheinen. „Wozu das? sagt er. Warum wollen Sie sich Ihres Vermögens berauben? Genießen Sie Ihrer Güter selbst; sie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekostet." J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will

rer genießen, ich will euch alle glücklich machen.“ Vorfflich! Hier ist kein Wort zu viel! Die wahre nachfige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur worden ist, von seiner Güte spricht, wenn er davon echen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich chen: beides ist ihm nur eines; das eine ist ihm nicht ß eine Folge des andern, ein Theil des andern; das e ist ihm ganz das andere: und so wie sein Herz keinen terschied darunter kennt, so weiß auch sein Mund keinen unter zu machen; er spricht, als ob er das nämliche imal spräche, als ob beide Sätze wahre tautologische tze, vollkommen identische Sätze wären; ohne das gfte Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbinng nicht fühlt, dem sie eine Partikel erst fühlbar machen ! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottdin jene acht Worte übersetzt hat? „Alsdann werde ich iner Güter erst recht genießen, wenn ich euch beide dach werde glücklich gemacht haben.“ Unerträglich! Der nn ist vollkommen übergetragen, aber der Geist ist vergen; ein Schwall von Worten hat ihn erstickt. Dieses sdann, mit seinem Schwanze von Wenn; dieses Erst; ses Recht; dieses Dadurch: lauter Bestimmungen, die n Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberung geben, und eine warme Empfindung in eine frostige blußrede verwandeln.

Denen, die mich verstehen, darf ich nur sagen, daß gefähr auf diesen Schlag das ganze Stück übersetzt ist. e feinere Gesinnung ist in ihren gesunden Menschenverd paraphrasirt, jeder affectvolle Ausdruck in die todten standtheile seiner Bedeutung aufgelöst worden. Hierzu mt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; abredete Ehrenbenennungen contrastiren mit den Ausungen der gerührten Natur auf die abscheulichste Weise. dem Cenie ihre Mutter erkennt, ruft sie: „Frau Mutter! elch ein süßer Name!“ Der Name Mutter ist süß; aber u Mutter ist wahrer Honig mit Citronensaft! Der herbe el zieht das ganze der Empfindung sich öffnende Herz der zusammen. Und in dem Augenblicke, da sie ihren ter findet, wirft sie sich gar mit einem „Gnädiger Herr ter! bin ich Ihrer Gnade werth!“ ihm in die Arme. n père! auf deutsch: Gnädiger Herr Vater. Was für respectuöses Kind! Wenn ich Darsainville wäre, ich te es eben so gern gar nicht wieder gefunden, als mit er Anrede.

Madame Löwen spielt die Orphise; man kann sie nicht mehrerer Würde und Empfindung spielen. Jede Miene icht das ruhige Bewußtseyn ihres verkannten Werthes; sanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem cke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Cenie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem nde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; kömmt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen zen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltener Fehler; ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die Actrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond ist ganz Dorimond. Diese Mischung von Sanftmuth und Ernst, von Weichherzigkeit und Strenge wird gerade in so einem Manne wirklich seyn, oder sie ist es in keinem. Wenn er zum Schlusse des Stücks vom Mericourt sagt: „Ich will ihm so viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die sein Vaterland ist; aber sehen mag ich ihn nicht mehr!“ wer hat den Mann gelehrt, mit ein paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land ist, dieses Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böses Land!

Tot linguae, quot membra viro! —

Den vierundzwanzigsten Abend (Freitags, den 25. Mai) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführt.

Amalia wird von Kennern für das beste Lustspiel dieses Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Interesse, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als seine übrige komische Stücke. Die Rollen sind hier sehr wohl besetzt; besonders macht Madame Böck den Manley oder die verkleidete Amalia mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig sehr unwahrscheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer so lange verkannt zu sehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatischen Stücke zwar ein romanhaftes Ansehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß sie nicht sehr komische, auch wohl sehr interessante Scenen veranlassen sollten. Von dieser Art ist die fünfte des letzten Acts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinselstriche zu lindern und mit dem Uebrigen in eine sanftere Haltung zu vertreiben wohl rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geschieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in diesem zudringlichen Tone spricht. Ich will nicht untersuchen, wie weit es mit der weiblichen Bescheidenheit bestehen könne, gewisse Dinge, obschon unter der Verkleidung, so zu brüsquiren. Ich will die Vermuthung ungeäußert lassen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art sey, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner anfangen können; daß man über einen schnellen Strom nicht in gerader Linie schwimmen zu wollen verlangen müsse; daß — Wie gesagt, ich will diese Vermuthungen ungeäußert lassen; denn es könnte leicht bei einem solchen Handel mehr als eine rechte Art geben. Nachdem nämlich die Gegenstände sind; obschon alsdann noch gar nicht ausgemacht ist, daß diejenige Frau, bei der die

eine Art fehlgeſchlagen, auch allen übrigen Arten Obſtand halten werde. Ich will bloß bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben ſo ſehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillonſchen Fähigkeit bewußt geweſen wäre, mich zwiſchen beide Klippen durchzuſtehlen: ſo weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeſchlagen wäre. Beſonders da ſich dieſer andere Weg hier von ſelbſt öffnet. Manley, oder Amalia, wußte ja, daß Freemann mit ſeiner vorgeblichen Frau nicht geſetzmäßig verbunden ſey. Warum konnte er alſo nicht dieſes zum Grunde nehmen, ſie ihm gänzlich abſpänſtig zu machen, und ſich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunſtbezeugungen zu thun, ſondern als einen ernſthaften Liebhaber anzutragen, der ſein ganzes Schickſal mit ihr zu theilen bereit ſey? Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht ſagen unſträflich, aber doch unſträflicher geworden ſeyn; er würde, ohne ſie in ihren eigenen Augen zu beſchimpfen, darauf haben beſtehen können; die Probe wäre ungleich verführeriſcher und das Beſtehen in derſelben ungleich entſcheidender für ihre Liebe gegen Freemann geweſen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabei abgeſehen haben; anſtatt daß man jetzt nicht wohl errathen kann, was ſie nun weiter thun können, wenn ſie unglücklicher Weiſe in ihrer Verführung glücklich geweſen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Luſtſpiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es beſteht ungefähr aus ein Dutzend Scenen von der äußerſten Lebhaftigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, in einen ſo engen Bezirk mehr geſunde Moral, mehr Charaktere, mehr Intereſſe zu bringen. Die Manier dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünfundzwanzigſten Abend (Dienſtags, den 26. Mai) ward die Zelmire des Du Belloy wiederholt.

Einundzwanzigſtes Stück.

Den 10. Juli 1767.

Den ſechsundzwanzigſten Abend (Freitags, den 29. Mai) ward die Mütterſchule des Nivelle de la Chauſſee aufgeführt.

Es iſt die Geſchichte einer Mutter, die für ihre parteiiſche Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen ſchmeichleriſchen Sohn die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter dieſem Titel. Aber bei ihm iſt es die Geſchichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes, gehorſames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erzieht, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz; ſie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil ſie keine Gefahr kennt; ſie verliebt ſich in den erſten in den beſten, ohne Mama darum zu fragen, und Mama mag dem Himmel danken, daß es noch ſo gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen; in dieſer ſetzt es mehr zu lachen. Die eine iſt der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr ſeyn, beide an einem Abende hinter einander beſuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erſte Stück iſt von fünf Acten, das andere von einem.

Den ſiebenundzwanzigſten Abend (Montags, den 1. Juni) ward die Nanine des Herrn von Voltaire geſpielt.

Nanine? fragten ſogenannte Kunſtrichter, als dieſes Luſtſpiel im Jahre 1749 zuerſt erſchien. Was iſt das für ein Titel? Was denkt man dabei? — Nicht mehr und nicht weniger, als man bei einem Titel denken ſoll. Ein Titel muß kein Küchenzettel ſeyn. Je weniger er von dem Inhalte verräth, deſto beſſer iſt er. Dichter und Zuſchauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien ſelten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehört des Plautus Miles gloriosus. Wie kommt es, daß man noch nicht angemerkt, daß dieſer Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte ſein Stück bloß Gloriosus; ſo wie er ein anderes Truculentus überſchrieb. Miles muß der Zuſatz eines Grammatikers ſeyn. Es iſt wahr, der Prahler, den Plautus ſchildert, iſt ein Soldat; aber ſeine Prahlereien beziehen ſich nicht bloß auf ſeinen Stand, und ſeine kriegeriſche Thaten. Er iſt in dem Puncte der Liebe eben ſo großſprecheriſch; er rühmt ſich nicht allein der tapferſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte Mann zu ſeyn. Beides kann in dem Worte Gloriosus liegen; aber ſobald man Miles hinzufügt, wird das gloriosus nur auf das erſtere eingeſchränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der dieſen Zuſatz machte, eine Stelle des Cicero[1] verführt; aber hier hätte ihm Plautus ſelbſt mehr als Cicero gelten ſollen. Plautus ſelbſt ſagt:

> ALAZON Graece huic nomen est Comoediae
> Id nos latine GLORIOSUM dicimus —

und in der Stelle des Cicero iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeint ſey. Der Charakter eines großſprecheriſchen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben ſo wohl auf den Thraſo des Terenz gezielt haben. — Doch dieſes beiläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt ſchon einmal geäußert zu haben. Es könnte ſeyn, daß die Sache ſo unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem ſchönen Titel eine ſchlechte Komödie gemacht, und bloß des ſchönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem ſchlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet

[1] De Officiis Lib. I. Cap. 38.

ı, so wird kaum einer zu erdenken seyn, nach welchem ers die Franzosen nicht schon ein Stück genannt hät- Der ist längst da gewesen! ruft man. Der auch schon! würde vom Molière, jener vom Destouches entlehnt Entlehnt? Das kommt aus den schönen Titeln. ür ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen n Charakter dadurch, daß er seinen Titel davon her- men? Wenn er ihn stillschweigend gebraucht hätte, de ich ihn wiederum stillschweigend brauchen dürfen, mand würde mich darüber zum Nachahmer machen. o wage es einer einmal und mache z. E. einen neuen thropen. Wenn er auch keinen Zug von dem Molière- immt, so wird sein Misanthrop doch immer nur eine heißen. Genug, daß Molière den Namen zuerst ge- t hat. Jener hat unrecht, daß er funfzig Jahre lebt, und daß die Sprache für die unendlichen Varie- es menschlichen Gemüths nicht auch unendliche Be- igen hat.

enn der Titel Nanine nichts sagt, so sagt der andere esto mehr: Nanine oder das besiegte Vorurtheil. arum soll ein Stück nicht zwei Titel haben? Haben enschen doch auch zwei, drei Namen. Die Namen r Unterscheidung wegen; und mit zwei Namen ist die chslung schwerer, als mit einem. Wegen des zweiten scheint der Herr von Voltaire noch nicht recht einig) gewesen zu seyn. In der nämlichen Ausgabe seiner heißt er auf einem Blatte das besiegte Vorurtheil, uf dem andern der Mann ohne Vorurtheil. Doch ist nicht weit auseinander. Es ist von dem Vor- e, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der t und des Standes erforderlich sey, die Rede. Kurz, schichte der Nanine ist die Geschichte der Pamela. Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen a nicht brauchen, weil schon einige Jahre vorher ein Stücke unter diesem Namen erschienen waren und ein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des und des De la Chaussee sind auch ziemlich kahle , und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu seyn, weit Besseres zu machen.

nine gehört unter die rührenden Lustspiele. Es hat ich sehr viel lächerliche Scenen, und nur in so fern, lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechseln, oltaire diese in der Komödie geduldet wissen. Eine nsthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht lächelt, wo man nur immer weinen möchte, ist ihm geheuer. Hingegen findet er den Uebergang von ührenden zum Lächerlichen und von dem Lächerlichen ührenden sehr natürlich. Das menschliche Leben ist ls eine beständige Kette solcher Uebergänge und die e soll ein Spiegel des menschlichen Lebens seyn. ist gewöhnlicher, sagt er, als daß in dem nämlichen er zornige Vater poltert, die verliebte Tochter seufzt, n sich über beide aufhält und jeder Anverwandte bei der nämlichen Scene etwas anderes empfindet? Man verspottet in einer Stube sehr oft, was in der Stube nebenan äußerst bewegt; und nicht selten hat eben dieselbe Person in eben derselben Viertelstunde über eben dieselbe Sache gelacht und geweint. Eine sehr ehrwürdige Matrone saß bei einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie stand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, sie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieses Kind, nur dieses; magst du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheirathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte sie beim Aermel und fragte: Madame, auch die Schwiegersöhne? Das kalte Blut, der komische Ton, mit denen er diese Worte aussprach, machten einen solchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß sie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke selbst, als sie es hörte, wäre vor Lachen fast erstickt."

„Homer, sagt er an einem andern Orte, läßt sogar die Götter, indem sie das Schicksal der Welt entscheiden, über den possirlichen Anstand des Vulcans lachen. Hector lacht über die Furcht seines kleinen Sohnes, indem Andromache die heißesten Thränen vergießt. Es trifft sich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunst, oder sonst eines traurigen Verhängnisses, ein Einfall, eine ungefähre Posse, trotz aller Beängstigung, trotz alles Mitleids das unbändigste Lachen erregt. Man befahl in der Schlacht bei Speyern einem Regimente, daß es keinen Pardon geben sollte. Ein deutscher Officier bat darum, und der Franzose, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen, nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Diese Naivetät ging sogleich von Mund zu Munde: man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Sosias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung streiten zu wollen."

Sehr wohl! Aber streitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernsthafte Komödie für eine eben so fehlerhafte als langweilige Gattung erklärt? Vielleicht damals, als er es schrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen.

Zweiundzwanzigstes Stück.

Den 14. Juli 1767.

Den achtundzwanzigsten Abend (Dienstags, den 2. Juni) ward der Advocat Patelin wiederholt und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beschlossen.

Ohnstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meist

ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen. Sie beweisen zugleich, daß es an Originalnarren bei uns gar nicht mangelt und daß nur die Augen ein wenig selten sind, denen sie sich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unsere Thorheiten sind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben sehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben sich unsere Virtuosen an eine allzuflache Manier gewöhnt. Sie machen sie ähnlich, aber nicht hervorspringend. Sie treffen; aber da sie ihren Gegenstand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, so mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir sehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald satt gesehen und deren allzuschneidende Außenlinien uns gleich an die Täuschung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren sind in der ganzen Welt platt und frostig und eckel; wenn sie belustigen sollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß sie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der schmutzigen Nachlässigkeit auf das Theater bringen, in der sie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müssen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umstände verrathen, aus der sich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß sie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verstand leihen, das Armselige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, sagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zusammen ist, dieser Herr Stephan und diese Frau Stephan! Herr Stephan ist ein reicher Mann und ein guter Mann. Gleichwohl muß seine geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne so viel Umstände machen! Wir sind freilich sehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein so gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann sie nicht hinschicken und ausnehmen lassen und machen lassen. Der Mann wird ja wohl bezahlen, und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! sagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter schrieb zu den Zeiten unserer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es ist nicht erlaubt, daß die Actrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte sie nicht Roberonde, Benedictine, Respecteuse — (ich habe die andern Namen vergessen, ich würde sie auch nicht zu schreiben wissen) — dafür sagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueste Stoff ist, wornach Madame Stephan lechzt, so muß es auch die neueste Tracht seyn. Wie können wir es sonst wahrscheinlich finden, daß sie darüber krank geworden?

Und ich, sagte eine dritte (es war die gelehrteste) finde *es sehr unanständig*, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man sieht wohl, was den Verfasser zu dieser — wie soll ich es nennen? — Verkennung unserer Delicatesse gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig seyn; die Stephan sollte es noch anziehen; und in vierundzwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte sich nicht einmal zu einem kleinen Nachspiele vierundzwanzig Stunden gar wohl erlauben. Denn Aristoteles sagt — hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen.

Den neunundzwanzigsten Abend (Mittwochs, den 3. Juni) ward nach der Melanide des De la Chaussee der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann gespielt.

Der Verfasser dieses Stücks ist Herr Hippel in Danzig. Es ist reich an drolligen Einfällen; nur schade, daß ein jeder, sobald er den Titel hört, alle diese Einfälle voraussieht. National ist es auch genug, oder vielmehr provincial. Und dieses könnte leicht das andere Extrem werden, in das unsere komischen Dichter verfielen, wenn sie wahre deutsche Sitten schildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Lustspiel kann einen doppelten Titel haben; doch versteht sich, daß jeder etwas anders sagen muß. Hier ist das nicht; der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann sagen ziemlich das nämliche; außer daß das erste ohngefähr die Carricatur von dem andern ist.

Den dreißigsten Abend (Donnerstags, den 4. Juni) ward der Graf von Essex vom Thomas Corneille aufgeführt.

Dieses Trauerspiel ist fast das einzige, welches sich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutschen Bühnen noch öfter wiederholt, als auf den französischen. Es ist vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nämliche Geschichte bearbeitet hatte.

„Es ist gewiß, schreibt Corneille, daß der Graf von Essex bei der Königin Elisabeth in besondern Gnaden gestanden. Er war von Natur sehr stolz. Die Dienste, die er England geleistet hatte, bliesen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beschuldigten ihn eines Verständnisses mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irland zu ihrem Haupte erwählt hatten. Der Verdacht, der dieserwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Commando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und, nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25. Februar 1601 enthauptet. So viel hat mir die Historie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Last legt, daß ich sie in einem wichtigen Stücke verfälscht hätte,

mich des Vorfalls mit dem Ringe nicht bedient,
Königin dem Grafen zum Unterpfande ihrer un-
n Begnadigung, falls er ſich jemals eines Staats-
ens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß
ſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer
ne Erfindung des Calprenede iſt, wenigſtens habe
inem Geſchichtſchreiber das geringſte davon geleſen."
rdings ſtand es Corneillen frei, dieſen Umſtand
t Ringe zu nutzen oder nicht zu nutzen; aber darin
zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung
Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer
geſetzt worden; und die bedächtlichſten, ſceptiſchſten
tſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in
rke aufgenommen.
nn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland
Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem
rfiel, ſo ſagt er: „Die gemeinſte Meinung dama-
eit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte war dieſe,
ſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des
von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz außer-
che Achtung für das Andenken dieſes unglücklichen
und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte,
nte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen.
orher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre
g mit neuer Zärtlichkeit belebte und ihre Betrübniß
ehr vergällte. Die Gräfin von Nottingham, die auf
Todbette lag, wünſchte die Königin zu ſehen, und
Geheimniß zu offenbaren, deſſen Verhehlung ſie
hig würde ſterben laſſen. Wie die Königin in ihr
r kam, ſagte ihr die Gräfin, Eſſex habe, nachdem
s Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die
t um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art,
o Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er
r nämlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm
it der Huld mit der Verſicherung geſchenkt, daß,
r ihr denſelben bei einem etwaigen Unglücke als ein
ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnade wie-
verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon,
welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein
en aber ſey er nicht in der Lady Scroop, ſondern in
inde gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache
(er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden
ex) und der habe ihr verboten, den Ring weder der
n zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden.
e Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte,
dieſelbe um Vergebung; allein Eliſabeth, die nun-
owohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre
Ungerechtigkeit einſah, daß ſie ihn im Verdacht eines
digen Eigenſinnes gehabt, antwortete: Gott mag
ergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das
r in großer Entſetzung und von dem Augenblicke an
ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe
rank zu ſich; ſie verweigerte ſich allen Arzneien; ſie
kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte
auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedan-
ken ſitzen; einen Finger im Munde, mit offnen, auf die
Erde geſchlagnen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher
Angſt der Seelen und von ſo langem Faſten ganz entkräf-
tet, den Geiſt aufgab."

Dreiundzwanzigſtes Stück.

Den 17. Juli 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Eſſex auf eine ſonder-
bare Weiſe kritiſirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten,
daß Eſſex ein vorzüglich gutes Stück ſey; aber das iſt leicht
zu erweiſen, daß viele von den Fehlern, die er daran
tadelt, theils ſich nicht darin finden, theils unerhebliche
Kleinigkeiten ſind, die ſeinerſeits eben nicht den richtigſten
und würdigſten Begriff von der Tragödie vorausſetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von
Voltaire, daß er ein ſehr profunder Hiſtorikus ſeyn will.
Er ſchwang ſich alſo auch bei dem Eſſex auf dieſes ſein
Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur,
daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes
nicht werth ſind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der engliſchen Geſchichte
nur wenig gewußt; und zum Glück für den Dichter, war
das damalige Publicum noch unwiſſender. Jetzt, ſagt er,
kennen wir die Königin Eliſabeth und den Grafen Eſſex
beſſer; jetzt würden einem Dichter dergleichen grobe Ver-
ſtoßungen wider die hiſtoriſche Wahrheit ſchärfer aufge-
mutzt werden.

Und welches ſind denn dieſe Verſtoßungen? Voltaire
hat ausgerechnet, daß die Königin damals, als ſie dem
Grafen den Proceß machen ließ, achtundſechzig Jahre alt
war. Es wäre alſo lächerlich, ſagt er, wenn man ſich ein-
bilden wollte, daß die Liebe den geringſten Antheil an
dieſer Begebenheit könne gehabt haben. Warum das?
Geſchieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas
Lächerliches als geſchehen denken, iſt das ſo lächerlich?
„Nachdem das Urtheil über den Eſſex abgegeben war, ſagt
Hume, fand ſich die Königin in der äußerſten Unruhe und
in der grauſamſten Ungewißheit. Rache und Zuneigung,
Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit
und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, ſtritten
unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß ſie in dieſem quä-
lenden Zuſtande mehr zu beklagen war, als Eſſex ſelbſt.
Sie unterzeichnete und widerrief den Befehl zu ſeiner Hin-
richtung einmal über das andere; jetzt war ſie faſt ent-
ſchloſſen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick
darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er ſollte
leben. Die Feinde des Grafen ließen ſie nicht aus den
Augen; ſie ſtellten ihr vor, daß er ſelbſt den Tod wünſche,
daß er ſelbſt erklärt habe, wie ſie doch anders keine Ruhe
vor ihm haben würde. Wahrſcheinlicherweiſe that dieſe
Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der

Königin, die der Graf sonach lieber durch seinen Tod befestigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als sich seine Feinde davon versprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenschaft, die sie so lange für den unglücklichen Gefangenen genährt hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeintliche Halsstarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie versah sich dieses Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ sie dem Rechte endlich seinen Lauf.

Warum sollte Elisabeth nicht noch in ihrem achtundsechzigsten Jahre geliebt haben, sie, die sich so gern lieben ließ? Sie, der es so sehr schmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es so wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen schien? Die Welt muß in diesem Stücke keine eitlere Frau jemals gesehen haben. Ihre Höflinge stellten sich daher alle in sie verliebt und bedienten sich gegen Ihro Majestät, mit allem Anscheine des Ernstes, des Styls der lächerlichsten Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, schrieb er an seinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel, damit er ihn weisen sollte, in welchem ihm die Königin eine Venus, eine Diane und ich weiß nicht was war. Gleichwohl war diese Göttin damals schon sechzig Jahre alt. Fünf Jahre darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgesandter in Frankreich, die nämliche Sprache mit ihr. Kurz, Corneille ist hinlänglich berechtigt gewesen, ihr alle die verliebte Schwachheit beizulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der stolzen Königin in einen so interessanten Streit bringt.

Eben so wenig hat er den Charakter des Essex verstellt oder verfälscht. Essex, sagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges gethan. Aber wenn er es nicht war, so glaubte er es doch zu seyn. Die Vernichtung der spanischen Flotte, die Eroberung von Cadix, an der ihm Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er so sehr für sein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn sich jemand die geringste Ehre davon anmaßte. Er erbot sich, es mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Nottingham, unter dem er commandirt hatte, gegen seinen Sohn, gegen jeden von seinen Anverwandten zu beweisen, daß sie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von seinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobhan, sehr verächtlich sprechen. Auch das will Voltaire nicht gut heißen. Es ist nicht erlaubt, sagt er, eine so neue Geschichte so gröblich zu verfälschen, und Männer von so vornehmer Geburt, von so großen Verdiensten so unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kommt es ja gar nicht darauf an, was diese Männer waren, sondern wofür sie Essex hielt; und Essex war auf seine eigene Verdienste stolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Essex sagen läßt, daß es nur an seinem Willen gemangelt, den Thron selbst zu be so läßt er ihn freilich etwas sagen, was noch weit v Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte daru nicht ausrufen müssen: „Wie? Essex auf dem T mit was für Recht? unter was für Vorwande? wi das möglich gewesen?“ Denn Voltaire hätte sich er sollen, daß Essex von mütterlicher Seite aus dem lichen Hause abstammte, und daß es wirklich An von ihm gegeben, die unbesonnen genug waren, i unter diejenigen zu zählen, die Ansprüche auf die machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jak Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er erste seyn, ihn zu versichern, daß er selbst dergleich geizige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier v ablehnte, ist nicht viel weniger, als was ihn Corneil aussetzen läßt.

Indem also Voltaire durch das ganze Stück nic historische Unrichtigkeiten findet, begeht er selbst ni ringe. Ueber eine hat sich Walpole [1] schon lustig ge Wenn nämlich Voltaire die erstern Lieblinge der K Elisabeth nennen will, so nennt er den Robert Dudl den Grafen von Leicester. Er wußte nicht, daß beid eine Person waren, und daß man mit eben dem den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Volt zwei verschiedenen Personen machen könnte. Eben so zeihlich ist das Hysteronproteron, in welches er m Ohrfeige verfällt, die die Königin dem Essex gab. falsch, daß er sie nach seiner unglücklichen Expedit Irland bekam; er hatte sie lange vorher bekommen es ist so wenig wahr, daß er damals den Zorn der gin durch die geringste Erniedrigung zu besänftigen g daß er vielmehr auf die lebhafteste und edelste Art lich und schriftlich seine Empfindlichkeit darüber a Er that zu seiner Begnadigung auch nicht wieder den Schritt; die Königin mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die historische Unwiss des Herrn von Voltaire an? Eben so wenig als i historische Unwissenheit des Corneille hätte angehen Und eigentlich will ich mich auch nur dieser gege annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille sey ein Ro wenn er rührend ist, wird er dadurch weniger rül weil der Dichter sich wahrer Namen bedient hat?

Weßwegen wählt der tragische Dichter wahre Na Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; nimmt er diese Namen, weil die Charaktere, welche die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in lung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder w Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, w meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sonder sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der ge lichen Praxi der Dichter übereinstimmender auszudri

[1] Le Château d'Otrante, Préf. p. XIV.

die bloßen Facta, die Umſtände der Zeit und des
oder ſind es die Charaktere der Perſonen, durch
ie Facta wirklich geworden, warum der Dichter
ieſe als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es
raktere ſind: ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie
r Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen
In allem, was die Charaktere nicht betrifft, ſo
will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig; dieſe zu
n, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles,
von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die ge-
weſentliche Veränderung würde die Urſache auf-
warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen;
ts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache
nnen.

Vierundzwanzigſtes Stück.

Den 21. Juli 1767.

nn der Charakter der Eliſabeth des Corneille das
Ideal von dem wahren Charakter iſt, den die Ge-
der Königin dieſes Namens beilegt; wenn wir in
Unentſchlüſſigkeit, die Widerſprüche, die Beängſti-
die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und
s Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht
bei dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen
dern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen,
hren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter
than, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein
mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn
Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes
, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher
n, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt,
gniſſen belegen zu laſſen: heißt ihn und ſeinen Be-
kennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung
trauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

ar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht
Verkennung noch Chicane ſeyn. Denn Voltaire iſt
n tragiſcher Dichter und ohnſtreitig ein weit größe-
s der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man
iſter in einer Kunſt ſeyn und doch falſche Begriffe
Kunſt haben könnte. Und was die Chicane anbe-
die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun
ht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich
iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er
und wann in der Poetik den Hiſtoricus, in der
den Philoſophen, und in der Philoſophie den
t Kopf.

llte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabeth achtundſechzig
lt war, als ſie den Grafen köpfen ließ? Im acht-
zigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die
Laſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige
muß das geben! Freilich ſtehen dieſe luſtigen Ein-
dem Commentare über eine Tragödie; alſo da, wo
t hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem
Commentator zu ſagen: „Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth achtundſechzig Jahre alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefähr mit dem Eſſex von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter. Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras, das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bei dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Actrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure achtundſechzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eignen Augen?“ —

So ungefähr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſex erklären. „Euer Eſſex im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich; was jener, unter glücklichern Umſtänden für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königin nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſex iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch ſo groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.“

Kurz, die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punct von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſex iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irrton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrig nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichſte Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſee wohl haben mußte. Der Styl iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden.

Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe und hat hier und da glückliche Verſe; die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. „Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſex gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Claſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Acteurs nur aufgeſtutzt werden."

Er beſtätigt dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht bei einer wiederholten Vorſtellung mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

„Die Rolle des Cecils iſt eine Nebenrolle und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat."

„Die vorgebliche Herzogin von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieſer Charakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich."

„Mich dünkt, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirrt und unbeſtimmt iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worin beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen, ſagt die Königin. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm *mehr* geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt, ſagte die Königin. Ah, Madame es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre ſchaft ſo heftig geworden, ſo unterſuchen Sie doch ſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatte daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfol unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwo ohne Grund, heißt."

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Sal kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuld für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königin vor, Anſchein öfters betrüge, daß man alles von der lichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorge Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade de gin. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchau ben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit d ſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zär der Königin gegen ihn iſt."

„Salisbury ſagt der Königin, daß man die Unt des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Köni als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, Graf allzu ſtolz ſey, und daß ſie durchaus wolle, um Gnade bitten."

„Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wen Unterſchrift nachgemacht war?"

Fünfundzwanzigſtes Stück.

Den 24. Juli 1767.

„Eſſex ſelbſt betheuert ſeine Unſchuld; aber war er lieber ſterben, als die Königin davon überzeugen Feinde haben ihn verleumdet; er kann ſie mit einer gen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nic das dem Charakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner ſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftig Affects kann alles entſchuldigen; aber in dieſer H ſehen wir ihn nicht."

„Der Stolz der Königin ſtreitet unaufhörlich Stolze des Eſſex; ein ſolcher Streit kann leicht Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo i der Eliſabeth ſowohl als bei dem Grafen bloßer Ei Er ſoll mich um Gnade bitten; ich will ſie nicht um bitten: das iſt die ewige Leier. Der Zuſchauer m geſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt o ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht be oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen vergißt es wirklich, um ſich bloß mit den Geſinnun

Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herzen ſo ſchmeichelhaft iſt.“

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer intereſſiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht auch ohne alle Hülfe der Poeſie Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.“

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein können die ſchwächſten verirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Acteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorſtechenden Perſonen beruht, anſtatt daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptacteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſachen zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königin ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Action nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebärde, in jeder Miene noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte als durch das übrige Betragen äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Echof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Acteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Actrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Actrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſteht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend, herrſcht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidenes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde, als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meine alſo, die Actricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltener ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt und die andere nicht ganz verwahrloſt wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchin ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Action ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterin in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über alles: er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch als ſeltener beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn

wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte sagen, daß sich Gründe anführen lassen, warum es besser ist, wenn die Actrice mehr die zärtliche als die stolze Elisabeth ausdrückt. Stolz muß sie seyn, das ist ausgemacht: und daß sie es ist, das hören wir. Die Frage ist nur, ob sie zärtlicher als stolz, oder stolzer als zärtlich scheinen soll; ob man, wenn man unter zwei Actricen zu wählen hätte, lieber die zur Elisabeth nehmen sollte, welche die beleidigte Königin mit allem drohenden Ernste, mit allen Schrecken der rächerischen Majestät auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eifersüchtige Liebhaberin mit allen kränkenden Empfindungen der verschmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Bängstigung über seine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über seinen Verlust angemessener wäre? Und ich sage: diese.

Denn erstlich wird dadurch die Verdopplung des nämlichen Charakters vermieden. Essex ist stolz; und wenn Elisabeth auch stolz seyn soll, so muß sie es wenigstens auf eine andere Art seyn. Wenn bei dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders als dem Stolze untergeordnet seyn kann, so muß bei der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf sich eine höhere Miene giebt als ihm zukömmt, so muß die Königin etwas weniger zu seyn scheinen, als sie ist. Beide auf Stelzen, mit der Nase nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um sie ist, herabblicken lassen, würde die edelste Einförmigkeit seyn. Man muß nicht glauben können, daß Elisabeth, wenn sie an des Essex Stelle wäre, eben so wie Essex handeln würde. Der Ausgang weiset es, daß sie nachgebender ist als er; sie muß also auch gleich von Anfang nicht so hoch daherfahren als er. Wer sich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anstrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wissen darum doch, daß Elisabeth die Königin ist, wenn sich gleich Essex das königlichere Ansehen giebt.

Zweitens ist es in dem Trauerspiele schicklicher, daß die Personen in ihren Gesinnungen steigen, als daß sie fallen. Es ist schicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein stolzer von der Zärtlichkeit sich fortreißen läßt. Jener scheint sich zu erheben; dieser zu sinken. Eine ernsthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles scheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorsam verschaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird und nach den kleinen Bedürfnissen ihrer Leidenschaft seufzt, ist fast, fast lächerlich. Eine Verliebte hingegen, die ihre Eifersucht erinnert, daß sie Königin ist, erhebt sich über sich selbst, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechsundzwanzigstes Stück.

Den 28. Juli 1767.

Den einunddreißigsten Abend (Mittwochs, den 10. Juni) ward das Lustspiel der Madame Gottsched: die Hausfranzösin oder die Mamsell, aufgeführt.

Dieses Stück ist eines von den sechs Originalien, mit welchen 1744, unter Gottschedischer Geburtshülfe, Deutschland im fünften Bande der Schaubühne beschenkt ward. Man sagt, es sey zur Zeit seiner Neuheit hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient: gar keinen. Das Testament, von eben derselben Verfasserin, ist noch so etwas; aber die Hausfranzösin ist ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts: denn sie ist nicht allein niedrig und platt und kalt, sondern noch oben darein schmutzig, eckel, und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von diesem allen schenken wird. —

Den zweiunddreißigsten Abend (Donnerstags, den 11. Juni) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orchester bei unsern Schauspielen gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, so haben Kenner schon längst gewünscht, daß die Musik, welche vor und zwischen und nach dem Stücke gespielt wird, mit dem Inhalte desselben mehr übereinstimmen möchte. Herr Scheibe ist unter den Musicis derjenige, welcher zuerst hier ein ganz neues Feld für die Kunst bemerkte. Da er einsah, daß, wenn die Rührung des Zuschauers nicht auf eine unangenehme Art geschwächt und unterbrochen werden sollte, ein jedes Schauspiel seine eigene musikalische Begleitung erfordere: so machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Versuch, besondere diesen Stücken entsprechende Symphonien zu verfertigen, welche bei der Gesellschaft der Neuberin hier in Hamburg, in Leipzig und anderwärts aufgeführt wurden, sondern ließ sich auch in einem besondern Blatte seines kritischen Musicus[1] umständlich darüber aus, was überhaupt der Componist zu beobachten habe, der in dieser neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, sagt er, die zu einem Schauspiele verfertigt werden, sollen sich auf den Inhalt und die Beschaffenheit desselben beziehen. Es gehören also zu den Trauerspielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Lustspielen. So verschieden die Tragödien und Komödien unter sich selbst sind, so verschieden muß auch die dazu gehörige Musik seyn. Insbesondere aber hat man auch wegen der verschiedenen Abtheilungen der Musik in den

[1] Stück 67.

Schauspielen auf die Beschaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu sehen. Daher muß die Anfangssymphonie sich auf den ersten Aufzug des Stücks beziehen; die Symphonien aber, die zwischen den Aufzügen vorkommen, müssen theils mit dem Schlusse des vorhergehenden Aufzugs, theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzugs übereinkommen; so wie die letzte Symphonie dem Schlusse des letzten Aufzugs gemäß seyn muß."

„Alle Symphonien zu Trauerspielen müssen prächtig, feurig und geistreich gesetzt seyn. Insonderheit aber hat man den Charakter der Hauptpersonen und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach seine Erfindung einzurichten. Dieses ist von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald diese, bald jene Tugend eines Helden oder einer Heldin der Stoff gewesen ist. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat; so wird man gleich sehen, daß sich keineswegs einerlei Musik dazu schickt. Ein Trauerspiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden oder die Heldin in allen Zufällen begleiten, erfordert auch solche Symphonien, die gewissermaßen das Prächtige und Ernsthafte der Kirchenmusik beweisen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit oder die Standhaftigkeit in allerlei Unglücksfällen im Trauerspiele herrschen, so muß auch die Musik weit feuriger und lebhafter seyn. Von dieser letztern Art sind die Trauerspiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hingegen schon eine etwas veränderte Musik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in diesen Stücken von einer andern Beschaffenheit sind, und mehr Veränderung der Affecten zeigen."

„Eben so müssen die Komödiensymphonien überhaupt frei, fließend und zuweilen auch scherzhaft seyn, insbesondere aber sich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernsthafter, bald verliebter, bald scherzhafter ist, so muß auch die Symphonie beschaffen seyn. Z. E. die Komödien: der Falke und die beiderseitige Unbeständigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlorene Sohn. So würden sich auch nicht die Symphonien, die sich zum Geizigen oder zum Kranken in der Einbildung sehr wohl schicken möchten, zum Unentschlüssigen oder zum Zerstreuten schicken. Jene müssen schon lustiger und scherzhafter seyn, diese aber verdrießlicher und ernsthafter."

„Die Anfangssymphonie muß sich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß sie auch den Anfang desselben vorbereiten und folglich mit dem ersten Auftritt übereinkommen. Sie kann aus zwei oder drei Sätzen bestehen, so wie es der Componist für gut findet. — Die Symphonien zwischen den Aufzügen aber, weil sie sich nach dem Schlusse des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten sollen, werden am natürlichsten zwei Sätze haben können. Im ersten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweiten aber mehr auf das Folgende sehen. Doch ist solches nur allein nöthig, wenn die Affecten einander allzu sehr entgegen sind; sonst kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfnisse der Vorstellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. s. w. indeß besorgt werden können. — Die Schlußsymphonie endlich muß mit dem Schlusse des Schauspiels auf das genaueste übereinstimmen, um die Begebenheit den Zuschauern desto nachdrücklicher zu machen. Was ist lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weise sein Leben verloren hat und es folgt eine lustige und lebhafte Symphonie darauf? Und was ist abgeschmackter, als wenn sich die Komödie auf eine fröhliche Art endigt, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?" —

„Da übrigens die Musik zu den Schauspielen bloß allein aus Instrumenten besteht, so ist eine Veränderung derselben sehr nöthig, damit die Zuhörer desto gewisser in der Aufmerksamkeit erhalten werden, die sie vielleicht verlieren möchten, wenn sie immer einerlei Instrumente hören sollten. Es ist aber beinahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangssymphonie sehr stark und vollständig ist, und also desto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Instrumente muß also vornämlich in den Zwischensymphonien erscheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Instrumente sich am besten zur Sache schicken und womit man dasjenige am gewissesten ausdrücken kann, was man ausdrücken soll. Es muß also auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man seine Absicht geschickt und sicher erreichen will. Sonderlich aber ist es nicht allzu gut, wenn man in zwei auf einander folgenden Zwischensymphonien einerlei Veränderung der Instrumente anwendet. Es ist allemal besser und angenehmer, wenn man diesen Uebelstand vermeidet."

Dieses sind die wichtigsten Regeln, um auch hier die Tonkunst und Poesie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe sie lieber mit den Worten eines Tonkünstlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der sich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunstrichter bekommen nicht selten von den Musicis den Vorwurf, daß sie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunst zu leisten im Stande sey. Die mehrsten müssen es von ihren Kunstverwandten erst hören, daß die Sache zu bewerkstelligen ist, ehe sie die geringste Aufmerksamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln selbst waren leicht zu machen; sie lehren nur was geschehen soll, ohne zu sagen, wie es geschehen kann. Der Ausdruck der Leidenschaften, auf welchen alles dabei ankömmt, ist noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es schon Tonkünstler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darin glücklich sind, so mangelt es doch unstreitig noch an einem Philosophen, der ihnen die Wege abgelernt und allgemeine Grundsätze aus ihren Beispielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger diese Beispiele werden,

je mehr sich die Materialien zu dieser Herleitung sammeln, desto eher können wir sie uns versprechen; und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünstler in dergleichen dramatischen Symphonien geschehen könnte. In der Vokalmusik hilft der Text dem Ausdruck allzusehr nach; der schwächste und schwankendste wird durch die Worte bestimmt und verstärkt; in der Instrumentalmusik hingegen fällt diese Hülfe weg und sie sagt gar nichts, wenn sie das, was sie sagen will, nicht rechtschaffen sagt. Der Künstler wird also hier seine äußerste Stärke anwenden müssen; er wird unter den verschiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die sie am deutlichsten ausdrücken; wir werden diese öfter hören, wir werden sie mit einander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung dessen, was sie beständig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unser Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von selbst. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unsers Theaters hat man sich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orchester in einen bessern Stand zu setzen, sondern es haben sich auch würdige Männer bereit finden lassen, die Hand an das Werk zu legen und Muster in dieser Art von Composition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen sind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigene Symphonien verfertigt; und bei der zweiten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen von dem Herrn Agricola in Berlin aufgeführt.

Siebenundzwanzigstes Stück.

Den 31. Juli 1767.

Ich will es versuchen, einen Begriff von der Musik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein sinnliches Vergnügen ist, desto weniger läßt es sich mit Worten beschreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobsprüche, in unbestimmte Ausrufungen, in kreischende Bewunderung damit verfallen, und diese sind eben so unterrichtend für den Liebhaber, als edelhaft für den Virtuosen, den man zu ehren vermeint; — sondern bloß nach den Absichten, die ihr Meister dabei gehabt und nach den Mitteln überhaupt, deren er sich zu Erreichung derselben bedienen wollen.

Die Anfangssymphonie besteht aus drei Sätzen. Der erste Satz ist ein Largo, nebst den Violinen mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß ist durch Fagotte verstärkt. Sein Ausdruck ist ernsthaft; manchmal gar wild und stürmisch; der Zuhörer soll vermuthen, daß er ein Schauspiel ungefähr dieses Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieses Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewissensangst, Unterwerfung nehmen ihr Theil daran und der zweite Satz, *ein Andante* mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beschäftigt sich also mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satz vermischen sich die beweglichen Tonwendungen mit stolzen; denn die Bühne eröffnet sich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis naht sich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie diese Herrlichkeit das Auge spüren muß, soll sie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter ist Allegretto und die Instrumente sind wie in dem ersten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige besondere kleinere Sätze haben.

Die Musik zwischen den Acten hat durchgängig nur einen einzigen Satz, dessen Ausdruck sich auf das Vorhergehende bezieht. Einen zweiten, der sich auf das Folgende bezöge, scheint Herr Agricola also nicht zu billigen. Ich würde hierin sehr seines Geschmacks seyn. Denn die Musik soll dem Dichter nichts verderben; der tragische Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraschende mehr als ein anderer; er läßt seinen Gang nicht gern voraus verrathen, und die Musik würde ihn verrathen, wenn sie die folgende Leidenschaft angeben wollte. Mit der Anfangssymphonie ist es ein anders; sie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch sie nur den allgemeinen Ton des Stücks angeben und nicht stärker, nicht bestimmter, als ihn ungefähr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wohl das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verschiedenen Wege, auf welchen er dahin gelangen soll, müssen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieser Grund wider einen zweiten Satz zwischen den Acten ist aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der sich aus den Schranken der Musik ergiebt, bestärkt. Denn gesetzt, daß die Leidenschaften, welche in zwei auf einander folgenden Acten herrschen, einander ganz entgegen wären, so würden nothwendig auch die beiden Sätze von eben so widriger Beschaffenheit seyn müssen. Nun begreife ich sehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenschaft zu der ihr entgegenstehenden, zu ihrem völligen Widerspiele, ohne unangenehme Gewaltsamkeit bringen kann: er thut es nach und nach, gemach und gemach; er steigt die ganze Leiter von Sprosse zu Sprosse, entweder hinauf oder hinab, ohne irgendwo den geringsten Sprung zu thun. Aber kann dieses auch der Musicus? Es sey, daß er es in Einem Stücke von der erforderlichen Länge eben so wohl thun könne; aber in zwei besondern, von einander gänzlich abgesetzten Stücken, muß der Sprung z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmische, aus dem Zärtlichen in das Grausame nothwendig sehr merklich seyn und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußersten in das andere, aus der Finsterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Jetzt zerschmelzen wir in Wehmuth und auf einmal sollen wir rasen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unsere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Musik nicht bestimmen; sie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung;

wir empfinden, ohne eine richtige Folge unſerer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume, und alle dieſe unordentlichen Empfindungen ſind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poeſie hingegen läßt uns den Faden unſerer Empfindungen nie verlieren; hier wiſſen wir nicht allein, was wir empfinden ſollen, ſondern auch warum wir es empfinden ſollen; und nur dieſes Warum macht die plötzlichſten Uebergänge nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm. In der That iſt dieſe Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Muſik aus der Vereinigung mit der Poeſie zieht, ja vielleicht der allergrößte. Denn es iſt bei weitem nicht ſo nothwendig, die allgemeinen unbeſtimmten Empfindungen der Muſik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewiſſen einzelnen Gegenſtand der Freude einzuſchränken, weil auch jene dunkeln ſchwanken Empfindungen noch immer ſehr angenehm ſind; als nothwendig es iſt, abſtechende widerſprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um ſie durch dieſe Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, ſondern auch Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen bemerke. Nun aber würde bei dem doppelten Satze zwiſchen den Acten eines Schauſpiels dieſe Verbindung erſt hintennach kommen; wir würden es erſt hintennach erfahren, warum wir aus einer Leidenſchaft in eine ganz entgegengeſetzte überſpringen müſſen: und das iſt für die Muſik ſo gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal ſeine üble Wirkung gethan und er hat uns darum nicht weniger beleidigt, weil wir nun einſehen, daß er uns nicht hätte beleidigen ſollen. Man glaube aber nicht, daß ſonach überhaupt alle Symphonien verwerflich ſeyn müßten, weil alle aus mehreren Sätzen beſtehen, die von einander unterſchieden ſind, und deren jeder etwas anders ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas anders aus, aber nicht etwas verſchiedenes; oder vielmehr, ſie drücken das nämliche und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verſchiedenen Sätzen verſchiedene, ſich widerſprechende Leidenſchaften ausdrückt, iſt ein muſikaliſches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenſchaft herrſchen, und jeder beſondere Satz muß eben dieſelbe Leidenſchaft, bloß mit verſchiedenen Abänderungen, es ſey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit oder nach den mancherlei Vermiſchungen mit andern verwandten Leidenſchaften, ertönen laſſen und in uns zu erwecken ſuchen. Die Anfangsſymphonie war vollkommen von dieſer Beſchaffenheit; das Ungeſtüme des erſten Satzes zerfließt in das Klagende des zweiten, welches ſich in dem dritten zu einer Art von feierlicher Würde erhebt. Ein Tonkünſtler, der ſich in ſeinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affect abbricht, um mit dem folgenden einen neuen ganz verſchiedenen Affect anzuheben, und auch dieſen fahren läßt, um ſich in einen dritten eben ſo verſchiedenen zu werfen, kann viel Kunſt ohne Nutzen verſchwendet haben, kann überraſchen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unſerm Herzen ſprechen und ſympathetiſche Regungen in ihm erwecken will, muß eben ſowohl Zuſammenhang beobachten, als wer unſern Verſtand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zuſammenhang, ohne die innigſte Verbindung aller und jeder Theile iſt die beſte Muſik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindrucks fähig iſt; nur der Zuſammenhang macht ſie zu einem feſten Marmor, an dem ſich die Hand des Künſtlers verewigen kann.

Der Satz nach dem erſten Acte ſucht alſo lediglich die Beſorgniſſe der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter dieſen Act gewidmet hat; Beſorgniſſe, die noch mit einiger Hoffnung vermiſcht ſind; ein Andante meſto, bloß mit gedämpften Violinen und Bratſche.

In dem zweiten Acte ſpielt Aſſur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Muſik beſtimmen ſollte. Ein Allegro aſſai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitſpielende Fagotte verſtärkt, drückt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch ſich wieder erholenden Stolz dieſes treuloſen und herrſchſüchtigen Miniſters aus.

In dem dritten Acte erſcheint das Geſpenſt. Ich habe, bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire dieſe Erſcheinung auf die Anweſenden machen läßt. Aber der Tonkünſtler hat ſich, wie billig, daran nicht gekehrt; er holt es nach, was der Dichter unterlaſſen hat und ein Allegro aus dem C moll, mit der nämlichen Inſtrumentenbeſetzung des vorhergehenden, nur daß C-Hörner mit G-Hörnern verſchiedentlich abwechſeln, ſchildert kein ſtummes und träges Erſtaunen, ſondern die wahre wilde Beſtürzung, welche eine dergleichen Erſcheinung unter dem Volke verurſachen muß.

Die Beängſtigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unſer Mitleid; wir bedauern die Reuende, ſo ſchuldig wir auch die Verbrecherin wiſſen. Bedauern und Mitleid läßt alſo auch die Muſik ertönen; in einem Larghetto aus A moll, mit gedämpften Violinen und Bratſche, und einer concertirenden Hoboe.

Endlich folgt auch auf den fünften Act nur ein einziger Satz, ein Adagio aus dem C dur, nächſt den Violinen und der Bratſche, mit Hörnern, mit verſtärkten Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbaſſe gehen. Der Ausdruck iſt den Perſonen des Trauerſpiels angemeſſene und ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rückſicht, wie mich däucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde eben ſo würdig als mächtig erhebt.

Die Abſichten eines Tonkünſtlers merken, heißt ihm zugeſtehen, daß er ſie erreicht hat. Sein Werk ſoll kein

Räthſel ſeyn, deſſen Deutung eben ſo mühſam als ſchwankend iſt. Was ein geſundes Ohr am geſchwindeſten in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er ſagen wollen; ſein Lob wächst mit ſeiner Verſtändlichkeit; je leichter, je allgemeiner dieſe, deſto verdienter jenes. — Es iſt kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Herrn Agricola iſt es ein ſo viel größerer, daß in dieſer ſeiner Compoſition niemand etwas anders gehört hat, als ich.

Achtundzwanzigſtes Stück.

Den 4. Auguſt 1767.

Den dreiunddreißigſten Abend (Freitags, den 12. Juni) ward die Nanine wiederholt, und den Beſchluß machte der Bauer mit der Erbſchaft, aus dem Franzöſiſchen des Marivaux.

Dieſes kleine Stück iſt hier Waare für den Platz und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben laſſen, von dem er hunderttauſend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben wie vornehme Leute leben, erhebt ſeine Liſe zur Madame, findet geſchwind für ſeinen Hans und für ſeine Grete eine anſehnliche Partie, alles iſt richtig, aber der hinkende Bote kömmt nach. Der Makler, bei dem die hunderttauſend Mark geſtanden, hat Banquerot gemacht, Jürge iſt wieder nichts wie Jürge, Hans bekömmt den Korb, Grete bleibt ſitzen und der Schluß würde traurig genug ſeyn, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; geſund und vergnügt waren ſie, geſund und vergnügt bleiben ſie.

Dieſe Fabel hätte jeder erfinden können; aber wenige würden ſie ſo unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligſte Laune, der ſchnurrigſte Witz, die ſchalkiſchſte Satyre laſſen uns vor Lachen kaum zu uns ſelbſt kommen; und die naive Bauernſprache giebt allem eine ganz eigene Würze. Die Ueberſetzung iſt von Kriegern, der das franzöſiſche Patois in den hieſigen platten Dialekt meiſterhaft zu übertragen gewußt hat. Es iſt nur Schade, daß verſchiedene Stellen höchſt fehlerhaft und verſtümmelt abgedruckt worden. Einige müßten nothwendig in der Vorſtellung berichtigt und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der erſten Scene.

Jürge. He, he, he! Giv mie doch fief Schillink kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Liſe. He, he, he! Segge doch, heſt du Schrullen med dienen fief Schillink kleen Geld? wat wiſt du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie fief Schillink kleen Geld, ſeg ik die.

Liſe. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För düſſen Jungen, de mie mienen Bündel op dee Reiſe bed in unſe Dörp dragen hed, und ik bün *ganß licht un ſacht hergahn.*

Liſe. Büſt du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wiel't veel cummoder is.

Liſe. Da heſt du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch reſnabel. Wo veel maakt't? So veel is dat. Een Maark hed ſe mie dahn: da, da is't. Nehmt't hen; ſo is't richdig.

Liſe. Und du verdeihſt fief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik mot ehm doch een Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Fründ!

Valentin. Fünf Schilling? ein reicher Erbe! fünf Schillinge? ein Mann von Ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, jy dörft't man ſeggen. Maake Froo, ſmiet ehm noch een Schillink hen; by uns regnet man ſo.

Wie iſt das? Jürge iſt zu Fuße gegangen, weil es commoder iſt? Er fordert fünf Schillinge, und ſeine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau ſoll dem Jungen noch einen Schilling hinſchmeißen? warum thut er es nicht ſelbſt? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das Franzöſiſche wird man ſich ſchwerlich aus dem Hanſe finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, ſondern mit der Kutſche: und darauf geht ſein „Wiel't veel cummoder is.“ Aber die Kutſche ging vielleicht bei ſeinem Dorfe nur vorbei, und von da, wo er abſtieg, ließ er ſich bis zu ſeinem Hauſe das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, ſondern das hat er für die Kutſche bezahlen müſſen, und er erzählt ihr nur, wie geſchwind er mit dem Kutſcher darüber fertig geworden. [1]

Den vierunddreißigſten Abend (Montags, den 29. Juni) ward der Zerſtreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube ſchwerlich, daß unſere Großväter den deut-

[1] **Blaise.** Eh! eh! eh! baille-moi cinq sols de monnoye, je n'ons que de grosses pièces.

Claudine (le contrefaisant). Eh! eh! eh! di donc, Nicaise, avec tes cinq sols de monnoye, qu'est-ce que t'en veux faire?

Blaise. Eh! eh! eh! baille-moi cinq sols de monnoye, te dis-je.

Claudine. Pourquoi donc, Nicodème?

Blaise. Pour ce garçon qui apporte mon paquet depis la voiture jusqu'à cheux nous, pendant que je marchois tout bellement et à mon aise.

Claudine. T'es venu dans la voiture?

Blaise. Oui, parce que cela est plus commode.

Claudine. T'a baillé un écu?

Blaise. Oh bian noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenses cinq sols en porteurs de paquets?

Blaise. Qui, par manière de récréation.

Arlequis. Est-ce pour moi les cinq sols, Monsieur Blaise?

Blaise. Oui, mon ami. etc.

ſchen Titel dieſes Stückes verſtanden hätten. Noch Schlegel überſetzte Distrait durch Träumer. Zerſtreut ſeyn, ein Zerſtreuter, iſt lediglich nach der Analogie des Franzöſiſchen gemacht. Wir wollen nicht unterſuchen, wer das Recht hatte, dieſe Worte zu machen; ſondern wir wollen ſie brauchen, nachdem ſie einmal gemacht ſind. Man verſteht ſie nunmehr, und das iſt genug.

Regnard brachte ſeinen Zerſtreuten im Jahre 1697 auf's Theater; und er fand nicht den geringſten Beifall. Aber vierunddreißig Jahre darauf, als ihn die Komödianten wieder vorſuchten, fand er einen ſo viel größern. Welches Publicum hatte nun Recht? Vielleicht hatten ſie beide nicht Unrecht. Jenes ſtrenge Publicum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieſes geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es iſt; für eine Farce, für ein Poſſenſpiel, das zu lachen machen ſoll; man lachte und war dankbar. Jenes Publicum dachte:

— non satis est risu diducere rictum
Auditoris — — —

und dieſes:

— et est quaedam tamen hic quoque virtus.

Außer der Verſification, die noch dazu ſehr fehlerhaft und nachläſſig iſt, kann dem Regnard dieſes Luſtſpiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter ſeiner Hauptperſon fand er bei dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmſten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu laſſen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel ſagen.

Wider dieſes Urtheil iſt nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität faſſen will, deſto mehr. Ein Zerſtreuter ſoll kein Vorwurf für die Komödie ſeyn. Warum nicht? Zerſtreut ſeyn, ſagt man, ſey eine Krankheit, ein Unglück, und kein Laſter. Ein Zerſtreuter verdiene eben ſo wenig ausgelacht zu werden, als einer, der Kopfſchmerzen hat. Die Komödie müſſe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Wer aber von Natur zerſtreut ſey, der laſſe ſich durch Spöttereien eben ſo wenig beſſern, als ein Hinkender.

Aber iſt es denn wahr, daß die Zerſtreuung ein Gebrechen der Seele iſt, dem unſere beſten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte ſie wirklich mehr natürliche Verwahrloſung, als üble Angewohnheit ſeyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meiſter unſerer Aufmerkſamkeit? Haben wir es nicht in unſerer Gewalt, ſie anzuſtrengen, ſie abzuziehen, wie wir wollen? Und was iſt die Zerſtreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unſerer Aufmerkſamkeit? Der Zerſtreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, ſeinen jetzigen ſinnlichen Eindrücken zu Folge, denken ſollte. Seine Seele iſt nicht entſchlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit geſetzt; ſie iſt nur abweſend, ſie iſt nur anderwärts thätig. Aber ſo gut ſie dort ſeyn kann, ſo gut kann ſie auch hier ſeyn; es iſt ihr natürlicher Beruf, bei den ſinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu ſeyn; es koſtet Mühe, ſie dieſes Berufs zu entwöhnen und es ſollte unmöglich ſeyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es ſey; die Zerſtreuung ſey unheilbar: wo ſteht es denn geſchrieben, daß wir in der Komödie nur über moraliſche Fehler, nur über verbeſſerliche Untugenden lachen ſollen? Jede Ungereimtheit, jeder Contraſt von Mangel und Realität iſt lächerlich. Aber lachen und verlachen iſt ſehr weit auseinander. Wir können über einen Menſchen lachen, bei Gelegenheit ſeiner lachen, ohne ihn im Geringſten zu verlachen. So unſtreitig, ſo bekannt dieſer Unterſchied iſt, ſo ſind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rouſſeau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entſtanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, ſagt er z. E., macht uns über den Miſanthropen zu lachen, und doch iſt der Miſanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiſet ſich alſo als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Miſanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt wer er iſt, und das Lachen, welches aus den Situationen entſpringt, in die ihn der Dichter ſetzt, benimmt ihm von unſerer Hochachtung nicht das geringſte. Der Zerſtreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir ſchätzen ſeine übrigen guten Eigenſchaften, wie wir ſie ſchätzen ſollen; ja ohne ſie würden wir nicht einmal über ſeine Zerſtreuung lachen können. Man gebe dieſe Zerſtreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und ſehe, ob ſie noch lächerlich ſeyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird ſie ſeyn, nicht lächerlich.

Neunundzwanzigſtes Stück.

Den 7. Auguſt 1767.

Die Komödie will durch Lachen beſſern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die ſie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen ſich dieſe lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen ſelbſt, in der Uebung unſerer Fähigkeiten das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenſchaft und der Mode, es in allen Vermiſchungen mit noch ſchlimmern oder mit guten Eigenſchaften, ſogar in den Runzeln des feierlichen Ernſtes, leicht und geſchwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebeſſert habe; eingeräumt, daß das Lachen dieſe Thoren gar nicht beſſern könne: deſto ſchlimmer für ſie, aber nicht für die Komödie. Ihr iſt genug, wenn ſie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen. Auch dem Freigebigen iſt der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ſpielt, iſt der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die ſie nicht haben, haben andere, mit welchen ſie

leben müssen; es ist ersprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Collision kommen kann; ersprießlich, sich wider alle Eindrücke des Beispiels zu verwahren. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei; und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres, als das Lächerliche. —

Das Räthsel oder Was den Damen am meisten gefällt, ein Lustspiel in einem Aufzuge von Herr Löwen, machte diesen Abend den Beschluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und Mährchen geschrieben hätten, so würde das französische Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müssen. Am meisten hat sich die komische Oper aus diesen Quellen bereichert. Des letztern Ce qui plaît aux Dames gab den Stoff zu einem mit Arien untermengten Lustspiele von vier Aufzügen, welches unter dem Titel La Fée Urgele von den italienischen Komödianten zu Paris im December 1765 aufgeführt ward. Herr Löwen scheint nicht sowohl dieses Stück, als die Erzählung des Voltaire selbst vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bei Beurtheilung einer Bildsäule mit auf den Marmorblock zu sehen hat, aus welchem sie gemacht worden; wenn die primitive Form dieses Blocks es zu entschuldigen vermag, daß dieses oder jenes Glied zu kurz, diese oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: so ist die Kritik auf einmal abgewiesen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung seines Stücks in Anspruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrscheinlicheres, wer da kann! Herr Löwen selbst giebt sein Räthsel für nichts anders, als für eine kleine Plaisanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn sie gut gespielt wird. Verwandlung und Tanz und Gesang concurriren zu dieser Absicht; und es wäre bloßer Eigensinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo ist zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeister, der das Abgeschmackte und Wahnsinnige der irrenden Ritterschaft einsieht, sich nicht so recht in eine Fabel passen will, die sich auf die Wirklichkeit der Zauberei gründet, und ritterliche Abenteuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie gesagt, es ist eine Plaisanterie, und Plaisanterien muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünfunddreißigsten Abend (Mittwochs, den 1. Juli) ward in Gegenwart Sr. Königl. Majestät von Dänemark die Rodogune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er sich auf dieses Trauerspiel das meiste einbilde, daß er es weit über seinen Cinna und Cid setze, daß seine übrigen Stücke wenig Vorzüge hätten, die in diesem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, starke Verse, ein gründliches Raisonnement, heftige Leidenschaften, ein von Act zu Act immer wachsendes Interesse. —

Es ist billig, daß wir uns bei dem Meisterstücke dieses *großen Mannes* verweilen.

Die Geschichte, auf die es gebaut ist, erzählt Appianus Alexandrinus gegen das Ende seines Buchs von den syrischen Kriegen. „Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangener einige Zeit an dem Hofe ihres Königs Phraates, mit dessen Schwester Rodogune er sich vermählte. Inzwischen bemächtigte sich Diodotus, der den vorigen Königen gedient hatte, des syrischen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter dessen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber schaffte er den jungen König aus dem Wege, setzte sich selbst die Krone auf und gab sich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs, das Schicksal desselben und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs, zu Rhodus, wo er sich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er seine Waffen gegen den Phraates, und forderte die Befreiung seines Bruders. Phraates, der sich des Schlimmsten besorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts desto weniger kam es zwischen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieser den kürzern zog und sich aus Verzweiflung selbst entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in sein Reich gekehrt war, ward von seiner Gemahlin, Cleopatra, aus Haß gegen die Rodogune, umgebracht; obschon Cleopatra selbst, aus Verdruß über diese Heirath, sich mit dem nämlichen Antiochus, seinem Bruder, vermählt hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwei Söhne, wovon sie den ältesten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, eigenhändig mit einem Pfeile erschoß; es sey nun, weil sie besorgte, er möchte den Tod seines Vaters an ihr rächen, oder weil sie sonst ihre grausame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngste Sohn hieß Antiochus; er folgte seinem Bruder in der Regierung, und zwang seine abscheuliche Mutter, daß sie den Giftbecher, den sie ihm zugedacht hatte, selbst trinken mußte."

In dieser Erzählung lag Stoff zu mehr als einem Trauerspiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekostet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erschaffen, kostete. Was ihn aber vorzüglich darin reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die usurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grausam genug rächen zu können glaubt. Diese also nahm er heraus; und es ist unstreitig, daß sonach sein Stück nicht Rodogune, sondern Cleopatra heißen sollte. Er gestand es selbst, und weil er besorgte, daß die Zuhörer diese Königin von Syrien mit jener berühmten letzten Königin von Aegypten gleiches Namens verwechseln dürften, wollte er lieber von der zweiten als von der ersten Person den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, sagte er, dieser Freiheit um so eher zu bedienen zu können, da ich angemerkt

ß die Alten selbst es nicht für nothwendig gehalten,
l eben nach seinem Helden zu benennen, sondern
Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben,
r Handlung doch weit weniger Theil hat und weit
er ist, als Rodogune; so hat z. E. Sophokles eines
auerspiele die Trachinerinnen genannt, welches
ger Zeit schwerlich anders als den sterbenden Her-
inen würde." Diese Bemerkung ist an und für
richtig; die Alten hielten den Titel für ganz uner-
ie glaubten im geringsten nicht, daß er den Inhalt
müsse; genug, wenn dadurch ein Stück von dem
nterschieden ward, und hiezu ist der kleinste Um-
länglich. Allein gleichwohl glaube ich schwer-
; Sophokles das Stück, welches er die Trachi-
überschrieb, würde haben Deianira nennen wollen.
nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu
er ihm einen verführerischen Titel zu geben, einen
r unsere Aufmerksamkeit auf einen falschen Punct
ssen möchte er sich ohne Zweifel mehr bedacht haben.
rgniß des Corneille ging hiernächst zu weit; wer
tische Cleopatra kennt, weiß auch, daß Syrien
ypten ist, weiß, daß mehr Könige und Königinnen
Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt,
uch mit dieser nicht verwechseln. Wenigstens hätte
in dem Stücke selbst den Namen Cleopatra nicht
ltig vermeiden sollen; die Deutlichkeit hat in dem
:te darunter gelitten; und der deutsche Uebersetzer
er sehr wohl, daß er sich über diese kleine Bedenk-
egsetzte. Kein Scribent, am wenigsten ein Dichter,
e Leser oder Zuhörer so gar unwissend annehmen;
auch gar wohl manchmal denken: was sie nicht
as mögen sie fragen!

Dreißigstes Stück.

Den 11. August 1767.

patra, in der Geschichte, ermordet ihren Gemahl,
den einen von ihren Söhnen und will den andern
vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen
andern, und sie hatten alle im Grunde nur eine
dieselbe Quelle. Wenigstens läßt es sich mit
inlichkeit annehmen, daß die einzige Eifersucht ein
s Eheweib zu einer eben so wüthenden Mutter
Sich eine zweite Gemahlin an die Seite gestellt
mit dieser die Liebe ihres Gatten und die Hoheit
nges zu theilen, brachte ein empfindliches und
rz leicht zu dem Entschlusse, das gar nicht zu be-
s es nicht allein besitzen konnte. Demetrius muß
n, weil er für Cleopatra nicht allein leben will.
ldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein
r rächende Söhne hinterläßt. An diese hatte die
n der Hitze ihrer Leidenschaft nicht gedacht oder
m *ihre* Söhne gedacht, von deren Ergebenheit
ert sey, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er
unter Ältern wählen müßte, unfehlbar sich für den zuerst beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber so nicht; der Sohn ward König und der König sah in der Cleopatra nicht die Mutter, sondern die Königsmörderin. Sie hatte alles von ihm zu fürchten; und von dem Augenblicke an er alles von ihr. Noch kochte die Eifersucht in ihrem Herzen; noch war der treulose Gemahl in seinen Söhnen übrig; sie fing an alles zu hassen, was sie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbsterhaltung stärkte diesen Haß; die Mutter war fertiger als der Sohn, die Beleidigerin fertiger als der Beleidigte; sie beging den zweiten Mord, um den ersten ungestraft begangen zu haben; sie beging ihn an ihrem Sohne und beruhigte sich mit der Vorstellung, daß sie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes Verderben beschlossen habe, daß sie eigentlich nicht morde, daß sie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schicksal des ältern Sohnes wäre auch das Schicksal des jüngern geworden; aber dieser war rascher oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter, das Gift zu trinken, das sie ihm bereitet hat; ein unmenschliches Verbrechen rächt das andere; und es kömmt bloß auf die Umstände an, auf welcher Seite wir mehr Verabscheuung oder mehr Mitleid empfinden sollen.

Dieser dreifache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenschaft der nämlichen Person hätte. Was fehlt ihr also noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da ist keine Liebe, da ist keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwischenfall; alles geht seinen natürlichen Gang. Dieser natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper schreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurück zu führen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, sondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche geht, wenn er sich an Werke wagt, die dem Genie allein vorgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese mit einander zu verbinden, ihre Faden so durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiedenen Farben entsteht dann eine Contextur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht

ſagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb iſt; der beides iſt, der von dieſer Seite ſo, von der andern anders erſcheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder.

Nun urtheile man, ob der große Corneille ſeinen Stoff mehr als ein Genie oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieſer Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geſchichte, ihren Gemahl aus Eiferſucht um. Aus Eiferſucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldin ſeyn, die noch wohl ihren Mann gern verloren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß ſie nicht ſo ſehr ſchmerzen, als daß Rodogune Königin ſeyn ſoll, wie ſie; das iſt weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal iſt der Stolz überhaupt ein unnatürlicheres, ein gekünſtelteres Laſter, als die Eiferſucht. Zweitens iſt der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüſtete das weibliche Geſchlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltſeligkeiten aus; es ſoll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur ſeine Reize ſollen es mächtig machen; nur durch Liebkoſungen ſoll es herrſchen, und ſoll nicht mehr beherrſchen wollen, als es genießen kann. Eine Frau, der das Herrſchen bloß des Herrſchens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet ſind, die keine andere Glückſeligkeit kennt, als zu gebieten, zu tyranniſiren und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu ſetzen; ſo eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal wirklich geweſen ſeyn, aber ſie iſt dem ohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme ſchildert, ſchildert ohnſtreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die ſo eine Frau iſt, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, ſich alle Verbrechen erlaubt, die mit nichts als mit macchiavelliſchen Maximen um ſich wirft, iſt ein Ungeheuer ihres Geſchlechts, und Medea iſt gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grauſamkeiten, welche Medea begeht, begeht ſie aus Eiferſucht. Einer zärtlichen, eiferſüchtigen Frau will ich noch alles vergeben; ſie iſt das, was ſie ſeyn ſoll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Frevelthaten verübt, empört ſich das ganze Herz; und alle Kunſt des Dichters kann ſie uns nicht intereſſant machen. Wir ſtaunen ſie an, wie wir ein Monſtrum anſtaunen; und wenn wir unſere Neugierde geſättigt haben, ſo danken wir dem Himmel, daß ſich die Natur nur alle tauſend Jahre einmal ſo verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeſchöpfe für Menſchen verkaufen will, deren Kenntniß uns erſprießlich ſeyn könnte. Man gehe die ganze Geſchichte durch; unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Thron geſtürzt und ermordet haben, iſt kaum eine, von der man nicht beweiſen könnte, daß nur beleidigte Liebe ſie zu dieſem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Scepter ſelbſt zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat ſich ſchwerlich eine ſo weit vergangen. Viele, nachdem ſie als beleidigte Gattinnen die Regierung an ſich geriſſen, haben dieſe Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet, das iſt wahr. Sie hatten bei ihren kalten, mürriſchen, treuloſen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit kränkendes hat, zu ſehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußerſten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um ſo viel ſchätzbarer hätte ſeyn ſollen. Aber ſicherlich hat keine das bei ſich gedacht und empfunden, was Corneille ſeine Cleopatra ſelbſt von ſich ſagen läßt; die unſinnigſten Bravaden des Laſters. Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters als Laſters rühmt; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der, aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf das Böſe, gehen könnten.

Dergleichen mißgeſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden ſind indeß bei keinem Dichter häufiger, als bei Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bei ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen, aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.

Einunddreißigſtes Stück.

Den 14. Auguſt 1767.

In der Geſchichte rächt ſich Cleopatra bloß an ihrem Gemahl; an Rodogunen konnte oder wollte ſie ſich nicht rächen. Bei dem Dichter iſt jene Rache längſt vorbei; die Ermordung des Demetrius wird bloß erzählt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will ſeine Cleopatra nicht auf halbem Wege ſtehen laſſen; ſie muß ſich noch gar nicht gerächt zu haben glauben, wenn ſie ſich nicht auch an Rodogunen rächt. Einer Eiferſüchtigen iſt es allerdings natürlich, daß ſie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unverſöhnlicher iſt, als gegen ihren treuloſen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie geſagt, iſt wenig oder gar nicht eiferſüchtig; ſie iſt bloß ehrgeizig, und die Rache einer Ehrgeizigen ſollte nie der Rache einer Eiferſüchtigen ähnlich ſeyn. Beide Leidenſchaften ſind zu ſehr unterſchieden, als daß ihre Wirkungen die nämlichen

en. Der Ehrgeiz iſt nie ohne eine Art von Edel-
d die Rache ſtreitet mit dem Edelmuthe zu ſehr,
ie Rache des Ehrgeizigen ohne Maaß und Ziel
. So lange er ſeinen Zweck verfolgt, kennt ſie
nzen; aber kaum hat er dieſen erreicht, kaum iſt
nſchaft befriedigt, als auch ſeine Rache kälter und
der zu werden anfängt. Er proportionirt ſie nicht
ch dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach
zu beſorgenden. Wer ihm nicht weiter ſchaden
dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm ge-
t. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet
en er verachtet, der iſt weit unter ſeiner Rache.
ucht hingegen iſt eine Art von Neid, und Neid
nes kriechendes Laſter, das keine andere Befriedi-
t, als das gänzliche Verderben ſeines Gegen-
Sie tobt in einem Feuer fort; nichts kann ſie
; da die Beleidigung, die ſie erweckt hat, nie
die nämliche Beleidigung zu ſeyn, und immer
länger ſie dauert: ſo kann auch ihr Durſt nach
erlöſchen, die ſie ſpät oder früh immer mit
grimme vollziehen wird. Gerade ſo iſt die Rache
atra beim Corneille; und die Mißhelligkeit, in
Rache alſo mit ihrem Charakter ſteht, kann nicht
s äußerſt beleidigend ſeyn. Ihre ſtolzen Ge-
, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unab-
laſſen ſie uns als eine große, erhabene Seele
, die alle unſere Bewunderung verdient. Aber
ber Groll, ihre hämiſche Rachſucht gegen eine
on der ihr weiter nichts zu befürchten ſteht, die
Gewalt hat, der ſie, bei dem geringſten Funken
nuth, vergeben müßte; ihr Leichtſinn, mit dem
llein ſelbſt Verbrechen begeht, mit dem ſie auch
unſinnigſten ſo plump und geradehin zumuthet,
uns wiederum ſo klein, daß wir ſie nicht genug
zu können glauben. Endlich muß dieſe Verachtung
g jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt
nzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches,
es Weib, das immer ſprudelt und raſet und die
e im Tollhauſe verdient.

nicht genug, daß Cleopatra ſich an Rodogunen
Dichter will, daß ſie es auf eine ganz ausneh-
eiſe thun ſoll. Wie fängt er dieſes an? Wenn
ſelbſt Rodogunen aus dem Wege ſchafft, ſo iſt
viel zu natürlich: denn was iſt natürlicher, als
hin hinzurichten? Ginge es nicht an, daß zugleich
aberin in ihr hingerichtet würde? Und daß ſie
Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht?
erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius
völlig vermählt geweſen; laßt uns erdichten,
einem Tode ſich die beiden Söhne in die Braut
s verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die
hne Zwillinge ſind, daß dem älteſten der Thron
die Mutter es aber beſtändig verborgen gehalten,
welcher von ihnen der älteſte ſey; laßt uns erdichten, daß ſich endlich die Mutter entſchloſſen, dieſes Geheimniß zu entdecken oder vielmehr nicht zu entdecken, ſondern an deſſen Statt denjenigen für den älteſten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu ſetzen, welcher eine gewiſſe Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß dieſe Bedingung der Tod der Rodogune ſey. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen ſind in Rodogunen ſterblich verliebt; wer von beiden ſeine Geliebte umbringen will, der ſoll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit ſetzen? Wir wollen verſuchen. Laßt uns alſo weiter erdichten, daß Rodogune den Anſchlag der Cleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß ſie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch ſonſt keinem Menſchen es bekannt hat, noch bekennen will; daß ſie feſt entſchloſſen iſt, unter den Prinzen weder dieſen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahl zu wählen; daß ſie allein den wählen wolle, welcher ſich ihr am würdigſten erzeigen werde: Rodogune muß gerächt ſeyn wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächt ſeyn wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde ſeine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Dieſe Prinzen ſind gut angekommen! Die ſollen zu thun haben, wenn ſie ſich herauswickeln wollen! Die Mutter ſagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde ſeine Geliebte! Und die Geliebte ſagt: wer mich haben will, ermorde ſeine Mutter! Es verſteht ſich, daß es ſehr tugendhafte Prinzen ſeyn müſſen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Reſpect für den Teufel von Mama und eben ſo viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn ſie nicht beide ſehr tugendhaft ſind, ſo iſt die Verwicklung ſo arg nicht, als es ſcheint; oder ſie iſt zu arg, daß es gar nicht möglich iſt, ſie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und ſchlägt die Prinzeſſin todt, um den Thron zu haben: damit iſt es aus. Oder der andere geht hin und ſchlägt die Mutter todt, um die Prinzeſſin zu haben: damit iſt es wieder aus. Oder ſie gehen beide hin und ſchlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: ſo kann es gar nicht aus werden. Oder ſie ſchlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und ſo kann es wiederum nicht aus werden. Aber wenn ſie beide fein tugendhaft ſind, ſo will keiner weder die eine noch die andere todt ſchlagen; ſo ſtehen ſie beide hübſch und ſperren das Maul auf, und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen; und das iſt eben die Schönheit davon. Freilich wird das Stück dadurch, ein ſehr ſonderbares Anſehen bekommen, daß die Weiber darin ärger als raſende Männer, und die Männer weibiſcher als die armſeligſten Weiber handeln; aber was

ſchadet das? Vielmehr iſt dieſes ein Vorzug des Stücks mehr; denn das Gegentheil iſt ſo gewöhnlich, ſo abgedroſchen! —

Doch im Ernſte: ich weiß nicht, ob es viel Mühe koſtet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie verſucht, ich möchte es auch ſchwerlich jemals verſuchen. Aber das weiß ich, daß es einem ſehr ſauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.

Nicht zwar, weil es bloße Erdichtungen ſind; weil nicht die mindeſte Spur in der Geſchichte davon zu finden. Dieſe Bedenklichkeit hätte ſich Corneille immer erſparen können. „Vielleicht, ſagt er, dürfte man zweifeln, ob ſich die Freiheit der Poeſie ſo weit erſtreckt, daß ſie unter bekannten Namen eine ganze Geſchichte erdenken darf: ſo wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzählung im erſten Acte, welche die Grundlage des folgenden iſt, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das geringſte vorkömmt, welches einigen hiſtoriſchen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Reſultat einer Geſchichte beibehalten, ſo ſind alle vorläufige Umſtände, alle Einleitungen zu dieſem Reſultate in unſerer Gewalt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten iſt völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und ſehe, ob ſie mehr mit einander gemein haben, als das bloße Reſultat, die letzten Wirkungen in den Begegniſſen ihrer Heldin, zu welchen jeder auf einem beſondern Wege durch ihm eigenthümliche Mittel gelangt, ſo daß wenigſtens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfaſſers ſeyn muß. Oder man werfe nur die Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Ariſtoteles zum Muſter einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch ſehr darnach ausſieht, daß ſie weiter nichts als eine Erdichtung iſt, indem ſie ſich bloß auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem ſie geopfert werden ſollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeſchoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo ſowohl die Haupthandlung als die Epiſoden, ſowohl der Knoten als die Auflöſung gänzlich erdichtet ſind und aus der Hiſtorie nichts als die Namen haben.“

Allerdings durfte Corneille mit den hiſtoriſchen Umſtänden nach Gutdünken verfahren. Er durfte z. E. Rodogunen ſo jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat ſehr Unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geſchichte nachrechnet, daß Rodogune ſo jung nicht könne geweſen ſeyn; ſie habe den Demetrius geheirathet, als die beiden Prinzen, die jetzt doch wenigſtens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit geweſen wären. Was geht das den Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheirathet; ſie war ſehr jung, als ſie *der Vater heirathen* wollte, und nicht viel älter, als ſich die Söhne in ſie verliebten. Voltaire iſt mit ſeiner hiſtoriſchen Controle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte dafür verificiren wollte!

Zweiunddreißigſtes Stück.

Den 18. Auguſt 1767.

Mit den Beiſpielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele ſtellen ſich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und ſonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erſte Beſtimmung alſo geweſen, genau in die Fußſtapfen der Geſchichte zu treten und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber ſie irren ſich. Denn ſchon Theſpis ließ ſich um die hiſtoriſche Richtigkeit ganz unbekümmert.[1] Es iſt wahr, er zog ſich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu ſagen, daß Solon ſich beſſer auf die Geſetze des Staats als der Dichtkunſt verſtanden, ſo läßt ſich, den Folgerungen, die man aus ſeiner Mißbilligung ziehen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunſt bediente ſich unter dem Theſpis ſchon aller Vorrechte, als ſie ſich von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Theſpis erſann, erdichtete, ließ die bekannteſten Perſonen ſagen und thun, was er wollte; aber er wußte ſeine Erdichtungen vielleicht weder wahrſcheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen alſo nur das Unwahre, ohne die geringſte Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne ſein Gegengift mit ſich zu führen, leicht von übeln Folgen ſeyn könnte.

Ich fürchte ſehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle dieſe Erdichtungen? Machen ſie in der Geſchichte, die er damit überladet, das geringſte wahrſcheinlicher? Sie ſind nicht einmal für ſich ſelbſt wahrſcheinlich. Corneille prahlte damit, als mit ſehr wunderbaren Anſtrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten einen ſchöpferiſchen Geiſt beweiſe.

Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts als das bloße Factum, und dieſes iſt eben ſo gräßlich als außerordentlich. Es giebt höchſtens drei Scenen, und da es von allen nähern Umſtänden entblößt iſt, drei unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?

So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel ſeines Stückes ſcheinen.

[1] Diogenes Laertius Libr. I. §. 59.

Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht seyn, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit bloß auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen, die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmähliche Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichsten ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahin reißt und voll Schrecken über das Bewußtseyn befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch so weit von uns entfernt zu seyn glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten werde, so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Acte füllen wolle; ihm ist nur bange, daß fünf Acte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organisation desselben auf die Spur gekommen und sie zu entwickeln versteht.

Hingegen dem Dichter, der diesen Namen weniger verdient, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Versificateur ist, dem, sage ich, wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig seyn, daß er vielmehr eben hierin das Wunderbare desselben zu finden vermeint, welches er auf keine Weise vermindern dürfe, wenn er sich nicht selbst des sichersten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß so wenig, worin eigentlich dieses Schrecken und dieses Mitleid besteht, daß er, um jenes hervor zu bringen, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieses zu erwecken, nur immer seine Zuflucht zu den außerordentlichsten, gräßlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten nehmen zu müssen vermeint. Kaum hat er also in der Geschichte eine Cleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, so sieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwischen beiden Verbrechen auszufüllen und sie mit Dingen auszufüllen, die wenigstens eben so befremdend sind, als diese Verbrechen selbst. Alles dieses, seine Erfindungen und die historischen Materialien, knetet er dann in einen fein langen, fein schwer zu fassenden Roman zusammen; und wenn er es so gut zusammen geknetet hat, als sich nur immer Hecksel und Mehl zusammen kneten lassen: so bringt er seinen Teig auf das Drahtgerippe von Acten und Scenen, läßt erzählen und erzählen, läßt rasen und reimen, — und in vier, sechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder saurer ankommt, ist das Wunder fertig; es heißt ein Trauerspiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — gelesen und angesehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beibehalten oder vergessen, — so wie es das liebe Glück will. Denn et habent sua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich sie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schicksale, welches die Schriften so gut als die Menschen haben, ist seine Rodogune nun länger als hundert Jahre, als das größte Meisterstück des größten tragischen Dichters, von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund seyn? Wo haben die Menschen so lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er schon in Paris war; und vor langer Weile studirte er die französischen Poeten; diesem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerspielen der Griechen und seiner Landsleute des sechzehnten Seculi voll und der fand an der Rodogune gleichfalls vieles auszusetzen. Endlich kam vor einigen Jahren sogar auch ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Corneilleschen Namens (denn, weil er reich war und ein sehr gutes Herz hatte, so nahm er sich einer armen verlaßnen Enkelin dieses großen Dichters an, ließ sie unter seinen Augen erziehen, lehrte sie hübsche Verse machen, sammelte Almosen für sie, schrieb zu ihrer Aussteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters u. s. w.), aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein sehr ungereimtes Gedicht, und wollte sich des Todes verwundern, wie ein so großer Mann, als der große Corneille, solch widersinniges Zeug habe schreiben können. — Bei einem von diesen ist der Dramaturgist ohnstreitig in die Schule gegangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem letztern; denn es ist doch gemeiniglich ein Franzose, der den Ausländern über die Fehler eines Franzosen die Augen eröffnet. Diesem ganz gewiß betet er nach; — oder ist es nicht

diesem, wenigstens dem Welschen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?

Ich rede von diesen meinen Vorgängern mehr bei der nächsten Wiederholung der Rodogune. Meine Leser wünschen aus der Stelle zu kommen, und ich mit ihnen. Jetzt nur noch ein Wort von der Uebersetzung, nach welcher dieses Stück aufgeführt worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelsche von Bressand, sondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt liegt, in gereimten Alexandrinern. Sie darf sich gegen die beste von dieser Art nicht schämen und ist voller starken, glücklichen Stellen. Der Verfasser aber, weiß ich, hat zu viel Einsicht und Geschmack, als daß er sich einer so undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu übersetzen, muß man bessere Verse machen können als er selbst.

Dreiunddreißigstes Stück.

Den 21. August 1767.

Den sechsunddreißigsten Abend (Freitags, den 3. Juli) ward das Lustspiel des Herrn Favart, Soliman der Zweite, ebenfalls in Gegenwart Sr. Königl. Majestät von Dänemark, aufgeführt.

Ich mag nicht untersuchen, wie weit es die Geschichte bestätigt, daß Soliman der Zweite sich in eine europäische Sklavin verliebt habe, die ihn so zu fesseln, so nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit seines Reichs, sich förmlich mit ihr verbinden und sie zur Kaiserin erklären müssen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von seinen moralischen Erzählungen gegründet, in der er aber jene Sklavin, die eine Italienerin soll gewesen seyn, zu einer Französin macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne als eine französische einen so seltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzählung des Marmontel sagen soll; nicht, daß sie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntnissen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen ausgeführt und mit der Eleganz und Anmuth geschrieben wäre, welche diesem Verfasser so eigen sind; von dieser Seite ist sie vortrefflich, allerliebst. Aber es soll eine moralische Erzählung seyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moralische sitzt. Allerdings ist sie nicht so schlüpfrig, so anstößig, als eine Erzählung des La Fontaine oder Grecourt: aber ist sie darum moralisch, weil sie nicht ganz unmoralisch ist?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüste gähnt, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und edel gemacht hat, der seine schlaffen *Nerven durch etwas* ganz Neues, ganz Besonderes wieder gespannt und gereizt wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinirteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende; der Lecker hat sich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken, bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen und vergessen. Endlich erscheint ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeichelei, die nicht bloß dieser Sultan, auch mancher deutscher Fürst dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper zu hören bekommen, und mit der unter zehn neune, so gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beschimpfung, die sie wirklich enthält, zu fühlen.) Und so wie dieses Eingangscompliment, so das Uebrige — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François — En vérité ces Turcs sont plaisans — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben so glücklich seyn will, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennt, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnte sich wohl der Mühe!

Marmontel fängt seine Erzählung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch sehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an sich selbst schließen: wie ist es möglich, daß eine kleine aufgestülpte Nase die Gesetze eines Reiches umstoßen können? Man sollte also fast glauben, daß er bloß diese Bemerkung, dieses anscheinende Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung durch ein Exempel erläutern wollen. Doch diese Lehre wäre unstreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede selbst, daß

r eine ganz andere und weit ſpeciellere dabei zur Abſicht
habt. „Ich nahm mir vor, ſagt er, die Thorheit der-
nigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Anſehen
nd Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte
lſo zum Beiſpiele einen Sultan und eine Sklavin, als die
bei Extreme der Herrſchaft und Abhängigkeit.“ Allein
Marmontel muß ſicherlich auch dieſen ſeinen Vorſatz wäh-
nd der Ausarbeitung vergeſſen haben; faſt nichts zielt
hin ab; man ſieht nicht den geringſten Verſuch einiger
ewaltſamkeit von Seiten des Sultans; er iſt gleich bei
n erſten Inſolenzen, die ihm die galante Franzöſin ſagt,
r zurückhaltendſte, nachgebendſte, gefälligſte, folgſamſte,
nterthänigſte Mann, la meilleure pâte de mari, als
nn in Frankreich zu finden ſeyn würde. Alſo nur ge-
de heraus: entweder es liegt gar keine Moral in der Er-
hlung des Marmontel, oder es iſt die, auf welche ich
en bei dem Charakter des Sultans gewieſen: der Käfer,
enn er alle Blumen durchſchwärmt hat, bleibt endlich auf
m Miſte liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatiſchen Dichter
t es gleichviel, ob ſich aus ſeiner Fabel eine allgemeine
Wahrheit folgern läßt oder nicht; und alſo war die Er-
hlung des Marmontel darum nichts mehr und nichts
eniger geſchickt, auf das Theater gebracht zu werden.
as that Favart und ſehr glücklich. Ich rathe allen, die
ter uns das Theater aus ähnlichen Erzählungen be-
ichern wollen, die Favartſche Ausführung mit dem Mar-
ontelſchen Urſtoffe zuſammen zu halten. Wenn ſie die
abe zu abſtrahiren haben, ſo werden ihnen die geringſten
eränderungen; die dieſer gelitten und zum Theil leiden
ſſen, lehrreich ſeyn, und ihre Empfindung wird ſie auf
nchen Handgriff leiten, der ihrer bloßen Speculation
hl unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur
gel generaliſirt hat, ob er es ſchon verdiente, und der
ters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen
rd, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit denen ſich kahle
unſtrichter herumſchlagen, und deren Beobachtung ſie
ber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der
ollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bei einer von dieſen Veränderungen ſtehen
eiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, wel-
s Franzoſen ſelbſt über das Stück gefällt haben.[1] An-
ngs äußern ſie ihre Zweifel gegen die Grundlage des
Marmontels. „Soliman der Zweite, ſagen ſie, war einer
n den größten Fürſten ſeines Jahrhunderts; die Türken
ben keinen Kaiſer, deſſen Andenken ihnen theurer wäre
s dieſes Solimans; ſeine Siege, ſeine Talente und
genden machten ihn ſelbſt bei den Feinden verehrungs-
rdig, über die er ſiegte; aber welche kleine, jämmerliche
olle läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach
r Geſchichte, eine verſchlagene ehrgeizige Frau, die, ihren
tolz zu befriedigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche
fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falſche
Zärtlichkeit ſo weit zu bringen wußte, daß er wider ſein
eigenes Blut wüthete, daß er ſeinen Ruhm durch die Hin-
richtung eines unſchuldigen Sohnes befleckte; und dieſe
Roxelane iſt bei dem Marmontel eine kleine närriſche
Coquette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den
Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut als böſe. Sind
dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl erlaubt? Darf
ein Poet oder ein Erzähler, wenn man ihm auch noch ſo
viel Freiheit verſtattet, dieſe Freiheit wohl bis auf die aller-
bekannteſten Charaktere erſtrecken? Wenn er Facta nach
ſeinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lucre-
tia verbuhlt, und einen Sokrates galant ſchildern?“

Das heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen.
Ich möchte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht
übernehmen; ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert,
daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen,
als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet
werden, dieſe, in ſo fern ſie eine Folge von jenen ſind, von
ſelbſt nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einer-
lei Factum ſich aus ganz verſchiednen Charakteren herleiten
läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen
Factis, ſondern in der Erkenntniß beſteht, daß dieſe Charak-
tere unter dieſen Umſtänden ſolche Facta hervorzubringen
pflegen und hervorbringen müſſen. Gleichwohl hat es
Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem
Serraglio eine europäiſche Sklavin gegeben, die ſich zur
geſetzmäßigen Gemahlin des Kaiſers zu machen gewußt;
das iſt das Factum. Die Charaktere dieſer Sklavin und
dieſes Kaiſers beſtimmen die Art und Weiſe, wie dieſes
Factum wirklich geworden; und da es durch mehr als eine
Art von Charakteren wirklich werden können, ſo ſteht es
freilich bei dem Dichter, als Dichter, welche von dieſen
Arten er wählen will; ob die, welche die Hiſtorie beſtätigt,
oder eine andere, ſo wie der moraliſchen Abſicht, die er
mit ſeiner Erzählung verbindet, das eine oder das andere
gemäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall, daß er andere
Charaktere, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig
entgegen geſetzte wählt, auch der hiſtoriſchen Namen ent-
halten, und lieber ganz unbekannten Perſonen das bekannte
Factum beilegen, als bekannten Perſonen nicht zukommende
Charaktere andichten. Jenes vermehrt unſere Kenntniß,
oder ſcheint ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch
angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir be-
reits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Facta be-
trachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern
Perſonen gemein ſeyn kann; die Charaktere hingegen als
etwas weſentliches und eigenthümliches. Mit jenen laſſen
wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie
nur nicht mit den Charakteren in Widerſpruch ſetzt; dieſe
hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht verän-
dern; die geringſte Veränderung ſcheint uns die Indivi-
dualität aufzuheben und andere Perſonen unterzuſchieben,

[1] Journal Encyclop. Janvier 1762.

betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

Vierunddreißigſtes Stück.

Den 25. Auguſt 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freiwillig gewählten Charakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen, nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; [1] was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen oder mag es weiter nicht wiſſen, als in ſo fern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: „Aber, wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?“ O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweist bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Soliman hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Soliman und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehrt: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzt, vertauſcht, verringert, vermehrt, um ſich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontels nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgehen läßt. Wer uns nicht ſchadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorſetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es ſey nun nicht gekonnt oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, ſind wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet oder ſich ſchafft, Uebereinſtimmung und Abſicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinſtimmung: — Nichts muß ſich in den Charakteren widerſprechen; ſie müſſen immer einförmig, immer ſich ſelbſt ähnlich bleiben; ſie dürfen ſich jetzt ſtärker, jetzt ſchwächer äußern, nachdem die Umſtände auf ſie wirken; aber keine von dieſen Umſtänden müſſen mächtig genug ſeyn können, ſie von ſchwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen „ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts „Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden „haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue „Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen; er hatte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delia verdrängt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Gunſt genießt, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte, was wird denn Roxelane nach dieſem kritiſchen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieſes

[1] Olymp. II. str. 5. v. 10.

pfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon n erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen wiſcht, in ſeiner verehlichten Sultane weiter nichts ſieht, s ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. ich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beim Mahomet, wo ıbe ich meine Augen gehabt!

Ich läugne nicht, daß bei alle den Widerſprüchen, die ns dieſen Soliman ſo armſelig und verächtlich machen, nicht wirklich ſeyn könnte. Es giebt Menſchen genug, e noch kläglichere Widerſprüche in ſich vereinigen. Aber eſe können auch eben darum keine Gegenſtände der poeti- ben Nachahmung ſeyn. Sie ſind unter ihr, denn ihnen lt das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre derſprüche ſelbſt, das Lächerliche oder die unglücklichen lgen derſelben zum Unterrichtenden machte, welches je- ch Marmontel bei ſeinem Soliman zu thun offenbar eit entfernt geweſen. Einem Charakter aber, dem das nterrichtende fehlt, dem fehlt die

Abſicht. — Mit Abſicht handeln, iſt das, was den enſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht chten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie n den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich it dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem ebrauche ihrer Mittel verbunden iſt, die dieſe Mittel zu rer ganzen Abſicht machen und verlangen, daß auch wir s mit dem eben ſo geringen Vergnügen befriedigen llen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber ſichtloſen Gebrauchs ihrer Mittel entſpringt. Es iſt ihr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das enie an zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepuncten ſerer wärmern Theilnehmung, allein mit der Anlage d Ausbildung ſeiner Hauptcharaktere verbindet es wei- re und größere Abſichten; die Abſicht, uns zu unterrich- n, was wir zu thun oder zu laſſen haben; die Abſicht, s mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Böſen, s Anſtändigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die bſicht, und jenes in allen ſeinen Verbindungen und Fol- n als ſchön und als glücklich ſelbſt im Unglücke, dieſes ngegen als häßlich und unglücklich ſelbſt im Glücke zu igen; die Abſicht, bei Vorwürfen, wo keine unmittelbare achеiferung, keine unmittelbare Abſchreckung für uns tatt hat, wenigſtens unſere Begehrungs- und Verab- ſcheuungskräfte mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, e es zu ſeyn verdienen und dieſe Gegenſtände jederzeit in r wahres Licht zu ſtellen, damit uns kein falſcher Tag rführt, was wir begehren ſollten zu verabſcheuen und as wir verabſcheuen ſollten zu begehren.

Was iſt nun von dieſem allem in dem Charakter des olimans, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich on geſagt habe: Nichts. Aber von manchem iſt gerade s Gegentheil darin; ein paar Leute, die wir verachten ſollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwillen eigentlich erregen müßte, ein ſtumpfer Wollüſtling, eine abgeſeimte Buhlerin, werden uns mit ſo verführeriſchen Zügen, mit ſo lachenden Farben geſchildert, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn mancher Ehemann ſich daraus berechtigt zu ſeyn glaubte, ſeiner rechtſchaffenen und ſo ſchönen als gefälligen Gattin überdrüſſig zu ſeyn, weil ſie eine Elmire und keine Roxelane iſt.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unſere eigene Fehler ſind, ſo haben die angeführten franzöſiſchen Kunſtrichter Recht, daß ſie alle das Tadelhafte des Marmontelſchen Stoffes dem Favart mit zur Laſt legen. Dieſer ſcheint ihnen ſogar dabei noch mehr geſündigt zu haben, als jener. „Die Wahrſcheinlichkeit, ſagen ſie, auf die es vielleicht in einer Erzählung ſo ſehr nicht ankommt, iſt in einem dramatiſchen Stücke unumgänglich nöthig; und dieſe iſt in dem gegenwärtigen auf das äußerſte verletzt. Der große Soliman ſpielt eine ſehr kleine Rolle und es iſt unangenehm, ſo einen Helden nur immer aus ſo einem Geſichtspuncte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans iſt noch mehr verunſtaltet; da iſt auch nicht ein Schatten von der unumſchränkten Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Charakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kommt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Soliman von einer jungen Landſtreicherin ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart, und der mit der weggeworfenen Tabakspfeife ganz unerträglich.“

Fünfunddreißigſtes Stück.

Den 28. Auguſt 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bei dieſem feiner als bei jenem. Denn beim Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheint es der Delia lieber zu gönnen als ſich ſelbſt; ſie ſcheint es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beim Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beugt damit einer Gunſtbezeigung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Miene; der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen, beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieſer Perſon nehmen wollte. Denn ungeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibt, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Charakter zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben kommen; und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheint, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheint die kecke Buhlerin mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche mißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wo ſie ihn haben will, kaum erkennt ſie, daß ſeine Liebe ohne Gränzen iſt, als ſie gleichſam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kommt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnt werden. „Nun kenn' ich dich, Sultan; ich habe deine Seele bis in ihre geheimſte Triebfedern erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch mich kennen. Ich liebe dich, Soliman; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freiheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebieter! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtigt. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts als deine unterthänige Sklavin.“ [1] So ſagt ſie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Coquette verſchwindet und ein liebes, eben ſo vernünftiges als drolligtes Mädchen ſteht vor uns; Soliman hört auf uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Roxelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblick an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bei ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberin in die Sklavin ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurückhalten wollen, möchte anſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen; doch dieſe Furcht iſt vergebens, und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie bloß willkürlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel ſeiner Erzählung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der Handlung der äſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzählung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgegründetes Ganze ausmacht, geſchieht oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriedigt werden oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt; und beides erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bei der moraliſchen Er[illegible] nicht vermiſſen, weil alle unſere Auf[illegible] allgemeinen Sat[illegible] Fall derſel[illegible]

W[illegible] Er[illegible] ſ[illegible]

[1] Sultan, j'ai pénétré ton ame;
J'en ai demêlé les ressorts.
Elle est grande, elle est fière, et la gloire l'enflamme.
Tant de vertus excitent mes transports.
A ton tour, tu vas me connoître:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Héros et mon Maître.
Tu me soupçonnerois d'injuste vanité.
Va, ne fais rien, que ta loi n'autorise;
Il est des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ait point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Esclave soumise.

ı und Gewalt erhalten werden: ſo hatte er Recht, ſo
ren, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane
ırch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir da-
ihrem und des Sultans Charakter denken, iſt ihm
leichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine
und ihn für nichts beſſeres halten. Auch hat er
ɔt Urſache uns wegen der Folge zu beruhigen; es
s immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sul-
e blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht
ı an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit
s Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo
er wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Ge-
t werth ſey oder nicht.

ein als Favart dieſe Erzählung auf das Theater
. wollte, ſo empfand er bald, daß durch die drama-
orm die Intuition des moraliſchen Satzes größten-
erloren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen
ı werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen
cht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabei ein
, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren
Ich meine das Vergnügen, welches uns eben ſo
dachte, als richtig gezeichnete Charaktere gewähren.
beleidigt uns aber, von Seite dieſer, mehr, als
derſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth
nwerth mit der Behandlung des Dichters finden;
ir finden, daß ſich dieſer entweder ſelbſt damit be-
hat, oder uns wenigſtens damit betrügen will, in-
das Kleine auf Stelzen hebt, muthwilligen Thor-
den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter
ngereimtheiten mit allen betrügeriſchen Reizen der
des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen
usſtaffirt. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch ge-
werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung;
ßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen,
ir noch einmal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt;
r Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber
en Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will ge-
ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen
teren des Solimans und der Roxelane ergangen:
s empfand Favart. Aber da er dieſe Charaktere
on Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge
rſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem
ıade ſeines Parterres zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihm
zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir
ns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch
ten könnten; und zugleich befriedigt dieſe Hochach-
nſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft.

Illuſion des Drama weit ſtärker iſt als einer
ſo intereſſiren uns auch die Perſonen
begnügen uns
lick

Sechsunddreißigſtes Stück.

Den 1. September 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerin nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweiten, noch ganz anders mitſpielen werde: ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt; und wir müſſen uns wundern, daß ſie dem ungeachtet ſo manchem Dichter nicht beigefallen, und ſo manche drollige und dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzählung in der dramatiſchen Form darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel die Matrone von Epheſus. Man kennt dieſes beißende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tauſendmal nacherzählt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Copie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte und andere machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama edel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedient, bei weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperament unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzählers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze ſchließen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht ſtatt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bei der bloßen
ɔglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer

Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und ſagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si justus Imperator fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und dieſe Strafe ſcheint ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Kunſt der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, ſondern ein vorzüglich leichtſinniges, liederliches Weibsſtück insbeſondere. — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte ſie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen und auch nicht ſo weit gehen. Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den ſiebenunddreißigſten Abend (Sonnabends, den 4. Juli) wurden Nanine und der Advocat Patelin wiederholt.

Den achtunddreißigſten Abend (Dienſtags, den 7. Juli) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der Merope des Maffei: vermuthlich im Jahr 1737 und vermuthlich zu Cirey, bei ſeiner Urania, der Marquiſe du Chatelet. Denn ſchon im Jänner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris bei dem Pater Brumoy, der als Jeſuit und als Verfaſſer des Théâtre des Grecs am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile dafür einzuflößen und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen Vorurtheilen gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freunden des Verfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem alten Vater Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von ſeinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verſtand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückſchrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorgedruckt worden. Es wird darin für eines von den vollkommenſten Trauerſpielen, für ein wahres Muſter erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verloren gegangen; oder vielmehr, dieſes iſt nun nicht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder hergeſtellt.

So ſehr hierdurch nun auch Voltaire beruhigt ſeyn mußte, ſo ſchien er ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wollen, welche erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner ſtaatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur immer davon verſprechen konnte. Merope fand den außerordentlichſten Beifall, und das Parterre erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publicum auch dem großen Corneille ſehr vor-

ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtändig frei gelaſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und wenn er kam, ſo ſtand jedermann auf; eine Diſtinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdigt werden. Corneille ward im Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und wenn der Hausherr erſcheint, was iſt billiger, als daß ihm die Gäſte ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas anders: das Parterre ward begierig den Mann von Angeſicht zu kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die Vorſtellung alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rief, und ſchrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten und ſich begaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindiſche Neugierde des Publicums, oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllt uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als Product eines einzelnen Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey; wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläſſiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homers wiſſen, iſt die Vortrefflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabei, es zu vergeſſen, daß Homer, der Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſtelei empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publicums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte (und was hat er dabei auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſehen zu haben eben ſo begierig iſt?): ſo wohl ſcheint ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterre ſah,

wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweideutige Careſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öfter und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſicht muß darunter geweſen ſeyn! Die Poſſe ging endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beiſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Siebenunddreißigſtes Stück.

Den 4. September 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaßt worden. Aber veranlaßt, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo um die Copie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Facta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maffei ſelbſt faßt dieſe Facta in der Zueignungsſchrift ſeines Stücks folgender Geſtalt zuſammen. „Daß einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzt, dem Kreſphont das Meſſeniſche Gebiet durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlin dieſes Kreſphont Merope geheißen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats mit ſammt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bei einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reiches wieder bemächtigt und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächt habe: dieſes erzählt Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwei Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen; daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe tödten wollen: daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bei einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus, bei dem Aepytus aber den Namen Telephontes führt."

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragikern wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweiten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, zielt ohne Zweifel auf eben dieſes Stück,[1] wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welche das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebt, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befalle, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Ariſtoteles erwähnt dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber bei dem Cicero und mehrern Alten einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes als das Werk dieſes Dichters gemeint haben.

Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe: „Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die „Fabel der Merope in die erſte Claſſe der tragiſchen Fabeln „geſetzt (a mis ce sujet au premier rang des sujets „tragiques). Euripides hatte ſie behandelt, und Ari„ſtoteles meldet, daß, ſo oft der Kreſphont des Euripides „auf dem Theater des witzigen Athens vorgeſtellt worden, „dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo gewöhnte Volk ganz „außerordentlich ſey betroffen, gerührt und entzückt worden." — Hübſche Phraſes, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irrt ſich in beiden Puncten. Bei dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bei dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnt es der Mühe, ein paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folgt. Ariſtoteles unterſucht in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erregt werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen ent-

[1] Dieſes vorausgeſetzt (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bei den alten Dichtern nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen), würde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarch ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen könnte.

weder unter Freunden oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödtet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bei gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden ereignen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten oder tödten wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Claſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweite: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte, wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes unternommen, und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernt. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Claſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beiſpiele anführt: ſo haben Tournemine und andere dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beides bei einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Claſſification allen andern tragiſchen Begebenheiten vorzieht, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Victorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Capitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, meint Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherlei Art der Dichter tragiſche Begebenheiten behandeln könne, ohne das Weſentliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, und welche von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Ermordung der Klytemneſtra durch den Oreſt der Inhalt des Stückes ſeyn ſollte: ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vierfacher Plan, dieſen Stoff zu bearbeiten, nämlich entweder als eine Begebenheit der erſtern, oder der zweiten, oder der dritten, oder der vierten Claſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, welcher hier der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als eine Begebenheit der erſtern Claſſe zu behandeln, finde darum nicht ſtatt, weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, und durch den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweiten darum nicht, weil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten darum nicht, weil Klytemneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihm nichts als die dritte Claſſe übrig.

Die dritte! Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht bloß in einzelnen Fällen, nach Maaßgebung der Umſtände, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öfter ſo: Ariſtoteles behält bei ihm Recht, nicht weil er Recht hat, ſondern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf einer andern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die Beſonnenheit hat, anſtatt nach jener, in dieſe zu ſtoßen: ſo iſt es ja doch um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der ihm im Grunde noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen ſcheint. Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte ankommt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr, zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter dieſen nicht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder zweiten Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der Klytemneſtra müßte eigentlich nach dem zweiten vorgeſtellt werden; denn Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen; der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher iſt, und der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ſey ſo: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweiten? Denn ſie muß ſie umbringen; und ſie muß ſie wiſſentlich umbringen; beides iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen ſtattfinden? Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kommt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben, ſo mache man die Anwendung nicht auf hiſtoriſche, ſondern auf bloß erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, die Ermordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, und es hätte dem Dichter freigeſtanden, ſie vollziehen oder nicht vollziehen zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, um eine ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier ſagt ſelbſt, den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, ſo geſchähe es bloß aus Achtung gegen die Geſchichte. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich ſchließt? Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, der dieſem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilt, ſind ja die, welche ſich unglücklich ſchließen? Und

das iſt ja eben der Widerſpruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo gehoben? Beſtätigt hat er ihn vielmehr.

Achtunddreißigſtes Stück.

Den 8. September 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt [1] hat ſie eben ſo wenig befriedigt. Er trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. „Ich überlaſſe," ſchließt er, einer tiefern Einſicht, „dieſe „Schwierigkeiten zu heben; ich kann kein Licht zu ihrer „Erklärung finden, und ſcheint mir wahrſcheinlich, daß „unſer Philoſoph dieſes Capitel nicht mit ſeiner gewöhnlichen Vorſicht durchgedacht habe."

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheint. Eines offenbaren Widerſpruchs macht ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bei ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen als in ſeinen Verſtand. Ich verdopple meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen, gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirrt; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſich's auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. — Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich deßfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht; Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, πραξεως, und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen, und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen, auf der Güte ſeiner einzelnen Theile und deren Verbindung beruht, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſteht, jede für ſich und alle zuſammen den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten, welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drei Hauptſtücke: des Glückswechſels, περιπετειας; der Erkennung, ἀναγνωρισμου, und des Leidens, παθους. Was er unter den beiden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches widerfahren kann: Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, μυθος πεπλεγμενος von der einfachen, ἁπλῳ, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn; denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles aus dieſem Geſichtspuncte die verſchiedenen unter drei Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung jeden insbeſondere betrachtet und unterſucht, welches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt der fähigſte, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nämlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſtehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von

[1] Herrn Curtius. S. 214.

dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwei verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegengeſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glücks in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübt werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß und auch wohl gar keinen haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke ereignen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende; ſo iſt z. E. der Glückswechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des vierten Acts äußert, zu dem aber noch mancherlei Leiden (παθη) hinzukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchließt. Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vollziehung gelangen ſollen, und in dem nämlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Erkennung das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der zweiten Iphigenia des Euripides, wo Oreſtes auch ſchon in dem vierten Acte von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Begriffe iſt, erkannt wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte Glückswechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich in einer und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man an der Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die letztere; aber was hindert es, daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn nämlich Merope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum könnte ſich dieſes Stück nicht eben ſowohl mit dem Untergange der Mutter als des Tyrannen ſchließen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frei ſtehen können, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mutter auf das höchſte zu treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt unglücklich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſeiner Mutter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyrannen unterliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope in beiden Fällen nicht wirklich die beiden Eigenſchaften des beſten Trauerſpiels verbinden, die man bei dem Kunſtrichter ſo widerſprechend findet?

Ich merke wohl, was das Mißverſtändniß veranlaßt haben kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken können. Gleichwohl kann beides gar wohl ohne das andere ſeyn; nicht zu erwähnen, daß auch nicht beides eben die nämliche Perſon treffen muß, und wenn es die nämliche Perſon trifft, daß eben nicht beides ſich zu der nämlichen Zeit ereignen darf, ſondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verurſacht werden kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſolche Fälle und Fabeln gedacht, in welche beide Theile entweder zuſammen fließen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließt. Daß es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtrichter deßwegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten Allgemeinheit abfaßt, ohne ſich um die Fälle zu bekümmern, in welchen ſeine allgemeinen Regeln in Colliſion kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzt ihn eine ſolche Colliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? Er ſagt: dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenheit haben ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn; jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er geſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben müſſe? Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt; wenn ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die beſte Behandlung des Leidens erlaubt; ſo unterſucht, bei welchem von beiden ihr am beſten überhaupt fahren würdet und wählet. Das iſt es alles!

Neununddreißigſtes Stück.

Den 11. September 1767.

Am Ende zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen, oder nicht widerſprochen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden oder nicht recht verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt weder in dem einen noch in dem andern Falle ſo ſchlechterdings für eine vollkommene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat ſich Ariſtoteles widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erſt unterſucht werden, wo er das größere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber nach meiner Erklärung nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute, was er davon ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur von einem einzelnen Theile derſelben. Vielleicht war der Mißbrauch ſeines Anſehens bei dem Pater Tournemine auch nur ein bloßer Jeſuiterkniff, um uns mit guter Art verſtehen zu geben, daß eine ſo vollkommene Fabel von einem ſo großen Dichter, als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.

Doch Tournemine und Tournemine — Ich fürchte, meine Leſer werden fragen: „Wer iſt denn dieſer Tournemine? Wir kennen keinen Tournemine.“ Denn viele dürften

ihn wirklich nicht kennen, und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu gut kennen; wie Montesquieu. [1]

Sie belieben alſo anſtatt des Pater Tournemine den Herrn von Voltaire ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns von dem verlorenen Stücke des Euripides die nämlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner unſterblichen Dichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles dieſem Coup de Théâtre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er dieſes Stück des Euripides für das rührendſte von allen Stücken deſſelben gehalten habe. [2] Dieſes letztere iſt nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel namhaft; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Verfaſſer deſſelben ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von allen Stücken des Euripides erkläre.

Ariſtoteles ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke: nicht anſtehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man hieraus nicht ſchließen, Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante Augenblicke, welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beiſpiele, die er von jedem insbeſondere bei allen, oder wenigſtens den vornehmſten Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bei dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beiſpiele anführt; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beiſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beiſpiele in der Iphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennt, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweite Beiſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichters geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drei Beiſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bei demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Charakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchließen. Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſtellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stücks. [1] Aus dem einzigen, bei dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttin des Friedens iſt, ſcheint zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate noch nicht wieder hergeſtellt geweſen; und aus ein paar andern ſollte man faſt ſchließen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwei ältern Söhne entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey, welches beides ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen reimt. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Inhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heißen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphonts ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtigt. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benannt worden, die gar nicht darin vorkommt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheißen; [2] aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte

[1] Lettres familières.

[2] Aristote, dans sa Poëtique immortelle, ne balance pas à dire que la reconnaissance de Merope et de son fils étaient le moment le plus intéressant de toute la scène Grecque. Il donnait à ce coup de Théâtre la préférance sur tous les autres. Plutarque dit que les Grecs, ce peuple si sensible, frémissaient de crainte que le vieillard, qui devait arrêter le bras de Merope, n'arrivât pas assez-tôt. Cette pièce, qu'on jouait de son tems, et dont il nous reste très peu de fragmens, lui paraissait la plus touchante de toutes les tragédies d'Euripide etc. Lettre à Mr. Maffei.

[1] Dasjenige, welches Dacier anführt (Poétique d'Aristote, Chap. XV. Rem. 23.), ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſteht bei dem Plutarch in der Abhandlung: wie man ſeine Feinde nützen ſolle.

[2] Remarque 22. sur le Chapitre XV. de la Poét. d'Arist. Une Mère, qui va tuer son fils, comme Merope va tuer Cresphonte etc.

ihn nämlich bei dem Hyginus in der hundertundvierundachtzigſten Fabel gefunden zu haben. [1] Denn er hält die Fabeln des Hyginus überhaupt größten Theils für nichts als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war, und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Compilation gemacht, ſcheint ſelbſt die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben, indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eins tragiſchen Dichters für ſich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition abſondert. So erzählt er z. E. die Fabel von der Ino und die Fabel von der Antiopa zuerſt nach dieſer und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

Vierzigſtes Stück.

Den 15. September 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundertundvierundachtzigſten Fabel der Name des Euripides nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpiels hat, ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzählung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende.

Kreſphontes war König von Meſſenien und hatte mit ſeiner Gemahlin Merope drei Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen das Leben verlor. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhr Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Telephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, ging nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Palaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Botſchaften gebraucht, weinend zu Meropen und meldet ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilt Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weſſen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihn dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten beide gemeinſchaftliche Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkte ſich aller ſeiner Wünſche gewährt und wollte den Göttern durch ein feierliches Opfer ſeinen Dank bezeugen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König; der Tyrann fiel und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reichs. [1]

[1] — Questa scoperta penso io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altra non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui si rappresenta interamente la condotta di essa. Sovvienmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io fecì già in quell' Autore, mi apparve subito nella mente, altro non essere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in questi giorni, venuta a mano l'ultima editione d'Igino, mi è stato caro di vedere in un passo addotto, come fu anche il Reinesio di tal sentimento. Una miniera è però questa di Tragici Argomenti, che se fosse stata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir soggetti a lor fantasia: io la scoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla nostra età ciò, che dal tempo invidioso le fu rapido. Merita dunque, almeno per questo capo, alquanto più di considerazione quell' Operetta, anche tal qual l'abbiamo, che dagli Eruditi non è stato creduto: e quanto al discordar talvolta dagli altri Scrittori delle favolose Storie, questa avertenza ce ne addita la ragione, non avendole costui narrate secondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio *-tendole, le avean* ridotte.

[1] In der 184. Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzählung genommen, ſind offenbar Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich bloß in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674), befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bei der Hand hat. Genug, daß hier, bei mir, die 184. Fabel mit den Worten: quam Licoterses excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere

ch hatten ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte
lieniſche Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pompo-
elli, den Stoff zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont
rope, aus dieſer Fabel des Hyginus genommen,
iren ſonach, wie Maffei meint, in die Fußſtapfen
ripides getreten, ohne es zu wiſſen. Doch dieſer
ugung ungeachtet wollte Maffei ſelbſt ſein Werk ſo
zu einer bloßen Divination über den Euripides
, und den verlornen Kreſphont in ſeiner Merope
aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von ver-
en Hauptzügen dieſes vermeintlichen Euripidiſchen
abging, und nur die einzige Situation, die ihn
nlich darin gerührt hatte, in aller ihrer Ausdeh-
ı nutzen ſuchte.

Mutter nämlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte,
ſich an dem Mörder deſſelben mit eigner Hand
wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütter-
ärtlichkeit überhaupt zu ſchildern und mit Aus-
ng aller andern Liebe durch dieſe einzige reine und
afte Leidenſchaft ſein ganzes Stück zu beleben.
eſer Abſicht alſo nicht vollkommen zuſprach, ward
rt; welches beſonders die Umſtände von Meropens
Verheirathung und von des Sohnes auswärtiger
ng treffen mußte. Merope mußte nicht die Ge-
des Polyphonts ſeyn; denn es ſchien dem Dichter
Gewiſſenhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu
ſich den Umarmungen eines zweiten Mannes über-
ı haben, indem ſie den Mörder ihres erſten kannte,
ſen eigene Erhaltung es erforderte, ſich durchaus
n, welche nähere Anſprüche auf den Thron haben
, zu befreien. Der Sohn mußte nicht bei einem

on der die Anfangsworte verloren gegangen, oder gehört,
ir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137., ſo daß, beides mit
verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag
ı der 137. oder zu der 184. machen wollen, folgendermaßen
leſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte:
ı Polyphontes, occiso Cresphonte, regnum occupavit,
unnöthige Wiederholung, mit ſammt dem darauf folgenden
ches auch ſo ſchon überflüſſig iſt, wegfallen müßte.

MEROPE.

phontes, Messeniae rex, Cresphontem Aristomachi filium
rfecisset, ejus imperium et Meropem uxorem possedit.
ıtem infantem Merope mater, quem ex Cresphonte ha-
ıbsconse ad hospitem in Aetoliam mandavit. Hunc
ites maxima cum industria quaerebat, aurumque polli-
si quis eum necasset. Qui postquam ad puberem aeta-
t, capit consilium, ut exequatur patris et fratrum mor-
aque venit ad regem Polyphontem, aurum petitum,
ı Cresphontis interfecisse filium et Meropis, Telephon-
terim rex eum jussit in hospitio manere, ut amplius de
ireret. Qui cum per lassitudinem obdormisset, senex
matrem et filium internuncius erat, flens ad Meropem
gans eum apud hospitem esse, nec comparere. Merope
ıum esse filii sui interfectorem, qui dormiebat, in Chal-
cum securi venit, inscia ut filium suum interficeret,
nex cognovit, et matrem a scelere retraxit. Merope
ı invenit, occasionem sibi datam esse, ab inimico se
i, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex laetus cum
ıam faceret, hospes falso simulavit se hostiam percus-
mque interfecit, patriumque regnum adeptus est.

vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hauſes, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung erzogen ſeyn: denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie nicht durch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand gerathen kann, gereizt und angeſtrengt wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Abſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern weil eine gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf ihn zieht; denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit bei der erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freies Spiel genug.

Und dieſen Veränderungen zufolge kann man ſich den Maffeiſchen Plan ungefähr vorſtellen. Polyphontes regiert bereits funfzehn Jahre, und doch fühlt er ſich auf dem Throne noch nicht befeſtigt genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königs zugethan und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfſten in ſie, als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegiſth, ſo nannte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eigenes Leben gegen einen Räuber vertheidigt; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten, und der König begnadigt ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertraut hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eignes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für ſeinen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herzen einer Mutter ahnt immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring beſtärkt, den man bei dem Aegiſth gefunden, und von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegiſth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm

seinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt sie den Jüngling, für den sie vorher selbst gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigener Hand durchstoßen. Der Jüngling erinnert sich in diesem Augenblicke seiner Eltern; ihm entfährt der Name Messene; er gedenkt des Verbots seines Vaters, diesen Ort sorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kommt der König dazu und der Jüngling wird befreit. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, so tief verfällt sie wiederum darein zurück, als sie sieht, wie höhnisch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun ist Aegisth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts soll ihn vor ihrer Rache schützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorsaale sey, wo er eingeschlafen, und kommt mit einer Axt, ihm den Kopf zu spalten; und schon hat sie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der sich kurz zuvor in eben den Vorsaal eingeschlichen, und den schlafenden Aegisth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegisth erwacht und flieht, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach und würde ihn leicht durch ihre stürmische Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn sie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen soll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; sie muß zu dem Altare, aber sie will eher sterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegisth sich kennen gelehrt; Aegisth eilt in den Tempel, drängt sich durch das Volk, und — das Uebrige wie beim Hyginus.

Einundvierzigstes Stück.

Den 18. September 1767.

Je schlechter es zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem italienischen Theater überhaupt aussah, desto größer war der Beifall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite Romani scriptores, cedite Graii,
Nescio quid majus nascitur Oedipode:

schrie Leonardo Adami, der nur noch die ersten zwei Acte in Rom davon gesehen hatte. In Venedig ward 1714 das ganze Carneval hindurch fast kein anderes Stück gespielt als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie sehen und wieder sehen, und selbst die Operbühnen fanden sich darüber verlassen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt, und in sechszehn Jahren (von 1714—1730) sind mehr als dreißig Ausgaben in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Französische, ins Englische, ins Deutsche übersetzt, und man hatte vor, sie mit allen diesen Uebersetzungen zugleich drucken zu lassen. Ins Französische war sie bereits zweimal übersetzt, als der Herr von Voltaire sich nochmals darüber machen wollte, um sie auch wirklich auf die französische Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieses durch eine eigentliche Uebersetzung nicht geschehen könnte, wovon er die Ursachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher seiner eignen Merope vorsetzte, umständlich angiebt.

„Der Ton, sagt er, sey in der italienischen Merope viel zu naiv und bürgerlich und der Geschmack des französischen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße simple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewissen Zügen der Kunst sehen, und diese Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona seyn.“ Das ganze Schreiben ist mit der äußersten Politesse abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle seine Nachläßigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung seines Nationalgeschmacks geschrieben; es sind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritisiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzosen wird sie gar bald zur Last, wenn seine Eitelkeit im geringsten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig scheinen, aber nicht groß, und der Franzose will eben so groß als liebenswürdig scheinen.

Was folgt also auf die galante Zueignungsschrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewissen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben so viel Grobheiten sagt, als ihm Voltaire Verbindliches gesagt hatte. Der Styl dieses de la Lindelle ist ziemlich der Voltairesche Styl; es ist Schade, daß eine so gute Feder nicht mehr geschrieben hat, und übrigens so unbekannt geblieben ist. Doch Lindelle sey Voltaire oder sey wirklich Lindelle: wer einen französischen Januskopf sehen will, der vorne auf die einschmeichelndste Weise lächelt und hinten die hämischsten Grimassen schneidet, der lese beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geschrieben haben, am wenigsten aber beide. Aus Höflichkeit bleibt Voltaire diesseits der Wahrheit stehen, und aus Verkleinerungssucht schweift Lindelle bis jenseit derselben. Jener hätte freimüthiger und dieser gerechter seyn müssen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen sollte, daß der nämliche Schriftsteller sich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er sich dort unter seinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer so hoch an, als er will, daß er einer der erstern unter den Italienern sey, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu schreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichste Interesse aus der reinsten Tugend entspringe. Er beklage es so sehr als ihm beliebt, daß die falsche Delicatesse seiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichtesten natürlichsten Mitteln, welche die Umstände zur Verwicklung darbieten, von den unstudirten wahren Reden, welche die Sache selbst in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariser

Parterre hat unſtreitig ſehr Unrecht, wenn es ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will; [1] wenn es ſeine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem aller unſchicklichſten Mittel der Erkennung ſeine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit welchem doch die ganze Welt zu allen Zeiten eine Art von Erkennung, eine Art von Verſicherung der Perſon verbunden hat. Es hat ſehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Menſch, der ſich für den Sohn gemeiner Eltern hält und in dem Lande auf Abenteuer ganz allein herumſchweift, nachdem er einen Mord verübt, dem ungeachtet nicht ſoll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus ſieht, daß er der Held des Stücks werden müſſe; [2] wenn es beleidigt wird, daß man einem ſolchen Menſchen keinen koſtbaren Ring zutrauen will, da doch kein Fähndrich in des Königs Armee ſey, der nicht de belles Nippes beſitze. Das Pariſer Parterre, ſage ich, hat in dieſen und ähnlichen Fällen Unrecht; aber warum muß Voltaire auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm als dem Maffei Unrecht zu geben ſcheinen wollen? Wenn die franzöſiſche Höflichkeit gegen Ausländer darin beſteht, daß man ihnen auch in ſolchen Stücken Recht giebt, wo ſie ſich ſchämen müßten, Recht zu haben, ſo weiß ich nicht, was beleidigender und einem freien Menſchen unanſtändiger ſeyn kann, als dieſe franzöſiſche Höflichkeit. Das Geſchwätz, welches Maffei ſeinem alten Polydor von luſtigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor dieſen beigewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Intereſſe aufs höchſte geſtiegen und die Einbildungskraft der Zuſchauer mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt: dieſes Neſtoriſche, aber am unrechten Orte Neſtoriſche, Geſchwätz, kann durch keine Verſchiedenheit des Geſchmacks unter verſchiedenen cultivirten Völkern entſchuldigt werden; hier muß der Geſchmack überall der nämliche ſeyn und der Italiener hat nicht ſeinen eigenen, ſondern hat gar keinen Geſchmack, wenn er nicht eben ſo wohl dabei gähnt und darüber unwillig wird, als der Franzoſe. „Sie „haben, ſagt Voltaire zu dem Marquis, in Ihrer Tragödie „jene ſchöne und rührende Vergleichung des Virgils:

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos quaeritur foetus — — —

„überſetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir ſo eine „Freiheit nehmen wollte, ſo würde man mich damit in die „Epopee verweiſen. Denn Sie glauben nicht, wie ſtreng „der Herr iſt, dem wir zu gefallen ſuchen müſſen: ich meine „unſer Publicum. Dieſes verlangt, daß in der Tragödie „überall der Held und nirgends der Dichter ſprechen ſoll, „und meint, daß bei kritiſchen Vorfällen in Rathsverſamm„lungen, bei einer heftigen Leidenſchaft, bei einer dringen„den Gefahr kein König, kein Miniſter poetiſche Vergleichun„gen zu machen pflege.“ Aber verlangt denn dieſes Publicum etwas unrechtes? meint es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publicum eben dieſes verlangen? eben dieſes meinen? Ein Publicum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italieniſche Publicum zu ſo einem Publicum machen wollen, weil er nicht Freimüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehreren Stellen luxurire und ſeinen eigenen Kopf durch die Tapete ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äußerſt gemißbraucht worden. Bei dem Virgil vermehrt es das Mitleiden und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bei dem Maffei aber iſt es in dem Mund desjenigen, der über das Unglück, wovon er das Bild ſeyn ſoll, triumphirt, und müßte nach der Geſinnung des Polyphonts mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheut ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiener überhaupt, als einem einzelnen Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß er ſeine Nation nicht beſſer verſtehe als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wolle gelten laſſen. „Wie hätte ich es wagen „dürfen, fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber zugleich „auch mit einem Schnippchen in der Taſche, gegen den „Marquis fort, bloße Nebenperſonen ſo oft mit einander „ſprechen zu laſſen, als Sie gethan haben? Sie dienen „bei Ihnen die intereſſanten Scenen zwiſchen den Haupt„perſonen vorzubereiten; es ſind die Zugänge zu einem „ſchönen Palaſte; aber unſer ungeduldiges Publicum will „ſich auf einmal in dieſem Palaſte befinden. Wir müſſen „uns alſo ſchon nach dem Geſchmack eines Volks richten, „welches ſich an Meiſterſtücken ſatt geſehen hat und alſo „äußerſt verwöhnt iſt.“ Was heißt dieſes anders als: „Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde niemanden etwas Unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiß gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie Ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meine Nation zu befriedigen.

[1] Je n'ai pu me servir comme Mr. Maffei d'un anneau, parce que depuis l'anneau royal dont Boileau se moque dans ses satyres, cela semblerait trop petit sur notre théâtre.

[2] Je n'oserais hazarder de faire prendre un héros pour un voleur, quoique la circonstance où il se trouve autorise cette méprise.

Ich will mir darum eben nicht viel mehr einbilden als Sie; aber da jedoch meine Nation die Ihre Nation so sehr übersieht" — weiter darf ich meine Paraphrasis wohl nicht fortsetzen; denn sonst,

Definit in piscem mulier formosa superne:

aus der Höflichkeit wird Persiflage (ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutschen von der Sache nichts wissen), und aus der Persiflage dummer Stolz.

Zweiundvierzigstes Stück.

Den 22 September 1767.

Es ist nicht zu läugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italienischen Geschmacks nur deßwegen an seinem Vorgänger zu entschuldigen scheint, um sie der italienischen Nation überhaupt zur Last zu legen, daß, sage ich, diese und noch mehrere und noch größere sich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in seiner Jugend viel Neigung zur Poesie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verse in allen verschiedenen Stylen der berühmtesten Dichter seines Landes; doch diese Neigung und diese Leichtigkeit beweisen für das eigentliche Genie, welches zu der Tragödie erfordert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er sich auf die Geschichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob diese Studien die rechte Nahrung für das tragische Genie sind. Er war unter Kirchenvätern und Diplomen vergraben und schrieb wider die Pfaffen und Basnagen, als er auf gesellschaftliche Veranlassung seine Merope vor die Hand nahm und sie in weniger als zwei Monaten zu Stande brachte. Wenn dieser Mann unter solchen Beschäftigungen in so kurzer Zeit ein Meisterstück gemacht hätte, so müßte er der außerordentlichste Kopf gewesen seyn; oder eine Tragödie überhaupt ist ein sehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter von gutem classischem Geschmacke, der so etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit ansieht, die seiner würdig wäre, leisten kann, das leistete auch er. Seine Anlage ist gesuchter und ausgedrechselter als glücklich; seine Charaktere sind mehr nach den Zergliederungen des Moralisten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geschildert; sein Ausdruck zeigt von mehr Phantasie als Gefühl; der Literator und der Versificateur läßt sich überall spüren, aber nur selten das Genie und der Dichter.

Als Versificateur läuft er den Beschreibungen und Gleichnissen zu sehr nach. Er hat verschiedene ganz vortreffliche, wahre Gemälde, die in seinem Munde nicht genug bewundert werden konnten; aber in dem Munde seiner Personen unerträglich sind, und in die lächerlichsten Ungereimtheiten ausarten. So ist es z. E. zwar sehr schicklich, daß Aegisth seinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umständlich beschreibt, denn auf diesen Umständen beruht seine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennt, alle, selbst die allerkleinsten Phänomene malt, die den Fall eines schweren Körpers ins Wasser begleiten, wie er hineinschießt, mit welchem Geräusch er das Wasser zertheilt, das hoch in die Luft spritzt, und wie sich die Fluth wieder über ihn zuschließt: [1] das würde man auch nicht einmal einem kalten geschwätzigen Advocaten, der für ihn spräche, verzeihen, geschweige ihm selbst. Wer vor seinem Richter steht und sein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in seiner Erzählung so kindisch genau seyn könnte.

Als Literator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechischen Sitten und für das Costume bezeigt, mit welchem wir sie bei dem Homer und Euripides geschildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht sagen veredelt, sondern unserm Costume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerspiele nicht mehr schädlich als zuträglich seyn soll. Auch hat er zu geflissentlich schöne Stellen aus den Alten nachzuahmen gesucht, ohne zu unterscheiden, aus was für einer Art von Werken er sie entlehnt und in was für eine Art von Werken er sie überträgt. Nestor ist in der Epopee ein gesprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter edler Salbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen, so würde uns der Literator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es sodann für seine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kresphontes übrig sind, zu nutzen, und seinem Werke getreulich einzuflechten. [2] Wo er also geglaubt hätte, daß sie sich hinpaßten, hätte er sie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen sich der Weg seines Dialogs richten und schlingen müssen. Welcher pedantische Zwang! Und wozu? Sind es nicht diese Sittensprüche, womit man seine Lücken füllt, so sind es andere.

Dem ungeachtet möchten sich wiederum Stellen finden, wo man wünschen dürfte, daß sich der Literator weniger vergessen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen und Merope einsieht, in welcher Gefahr sie zweimal

[1] Atto I. Sc. III.

— — — — — — In core
Pero mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, o semivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuscire, e vana)
L'alzai da terra, in e terra rimaneva
Una pozza di sangue: a mezzo il ponte
Portallo in fretta, di vermiglia striscia
Sempre rigando il suol; quinci cadere
Col capo in giù il lasciai: piombò, e gran tonfo
S'udì nel profondarsi: in alto salse
Lo spruzzo, e l'onda sopra lui si chiuse.

[2] Non essendo dunque stato mio pensiero di seguir la Tragedia d'Euripide, non ho cercato per consequenza di porre nella mia que' sentimenti di essa, che son rimasti qua, e là; avendone tradotti cinque versi Cicerone, e recati tre passi Plutarco, e due versi Gellio, e alcuni trovandosene ancora, se la memoria non m'inganna, presso Stobeo.

geweſen ſey, ihren eigenen Sohn umzubringen, ſo läßt er die Ismene voller Erſtaunen ausrufen: „Welche wunder„bare Begebenheit, wunderbarer, als ſie jemals auf einer „Bühne erdichtet worden!“

Con così strani avvenimenti uom forse
Non vide mai favoleggiar le scene.

Maffei hat ſich nicht erinnert, daß die Geſchichte ſeines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, deſſen Gedichte den erſten Samen des Drama ausſtreuten. Ich würde dieſe Unachtſamkeit niemanden als ihm aufmutzen, der ſich in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen glaubte, daß er den Namen Meſſene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieſes Namens geweſen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit ſolchen Kleinigkeiten halten wie er will; nur verlangt man, daß er ſich immer gleich bleibt, und daß er ſich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben ſoll, daß er den Anſtoß vielmehr aus Unwiſſenheit nicht geſehen, als nicht ſehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeilen nicht gefallen, wenn ſie auch keinen Anachronismus enthielten. Der tragiſche Dichter ſollte alles vermeiden, was die Zuſchauer an ihre Illuſion erinnern kann; denn ſobald ſie daran erinnert ſind, ſo iſt ſie weg. Hier ſcheint es zwar, als ob Maffei die Illuſion eher noch beſtärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte Bühne und erdichten ſind der Sache ſchon nachtheilig, und bringen uns geraden Wegs dahin, wovon ſie uns abbringen ſollen. Dem komiſchen Dichter iſt es eher erlaubt, auf dieſe Weiſe ſeiner Vorſtellung Vorſtellungen entgegen zu ſetzen; denn unſer Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuſchung nicht, den unſer Mitleiden erfordert.

Ich habe oben geſagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitſpielt. Nach ſeinem Urtheile hat Maffei ſich mit dem begnügt, was ihm ſein Stoff von ſelbſt anbot, ohne die geringſte Kunſt dabei anzuwenden; ſein Dialog iſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne allen Anſtand und Würde; da iſt ſo viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Poſſenſpiel in der Bude des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulſchnitzern. „Mit einem Worte, ſchließt er, das Werk des Maffei ent„hält einen ſchönen Stoff, iſt aber ein ſehr elendes Stück. „Alle Welt kommt in Paris darin überein, daß man die „Vorſtellung deſſelben nicht würde haben aushalten kön„nen, und in Italien ſelbſt wird von verſtändigen Leuten „ſehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verfaſſer „auf ſeinen Reiſen die elendeſten Schriftſteller in Sold ge„nommen, ſeine Tragödie zu überſetzen; er konnte leichter „einen Ueberſetzer bezahlen als ſein Stück verbeſſern.“

So wie es ſelten Complimente giebt ohne alle Lügen, ſo finden ſich auch ſelten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob ſeyn, wenn er ſich begnügte ihn bloß zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernichten, und geht mit ihm ſo blind als treulos zu Werke. Er ſchämt ſich nicht offenbare Lügen zu ſagen, augenſcheinliche Verfälſchungen zu begehen, um nur ein recht hämiſches Gelächter aufſchlagen zu können. Unter drei Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweien, die ſeinen Gegner ſtreifen oder treffen, trifft einer unfehlbar den zugleich mit, dem ſeine Klopffechterei Platz machen ſoll, Voltairen ſelbſt. Voltaire ſcheint dieſes auch zum Theil gefühlt zu haben und iſt daher nicht ſaumſelig in der Antwort an Lindellen, den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er ſich zugleich mit vertheidigen zu müſſen glaubt. Dieſer ganzen Correſpondenz mit ſich ſelbſt, dünkt mich, fehlt das intereſſanteſte Stück: die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch dieſe der Herr von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war ſie etwa ſo nicht, wie er ſie durch ſeine Schmeichelei zu erſchleichen hoffte? Nahm ſich Maffei etwa die Freiheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Geſchmacks ins Licht zu ſtellen? ihm zu zeigen, warum die franzöſiſche Merope eben ſo wenig in Italien als die italieniſche in Frankreich gefallen könne? —

Dreiundvierzigſtes Stück.

Den 26. September 1767.

So etwas läßt ſich vermuthen. Doch ich will lieber beweiſen, was ich ſelbſt geſagt habe, als vermuthen, was andere geſagt haben könnten.

Lindern vors erſte, ließe ſich der Tadel des Lindelle faſt in allen Puncten. Wenn Maffei gefehlt hat, ſo hat er doch nicht immer ſo plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er ſagt z. E., Aegiſth, wenn ihn Merope nunmehr erſtechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königin werde durch dieſes Wort, alter Vater, ſo gerührt, daß ſie von ihrem Vorſatze ablaſſe und auf die Vermuthung komme, Aegiſth könne wohl ihr Sohn ſeyn. Iſt das nicht, ſetzt er höhniſch hinzu, eine ſehr gegründete Vermuthung! Denn freilich iſt es ganz etwas ſonderbares, daß ein junger Menſch einen alten Vater hat! „Maffei, „fährt er fort, hat mit dieſem Fehler, dieſem Mangel von „Kunſt und Genie, einen andern Fehler verbeſſern wollen, „den er in der erſten Ausgabe ſeines Stückes begangen „hatte. Aegiſth rief da: Ach, Polydor, mein Vater! Und „dieſer Polydor war eben der Mann, dem Merope ihren „Sohn anvertraut hatte. Bei dem Namen Polydor hätte „die Königin gar nicht mehr zweifeln müſſen, daß Aegiſth „ihr Sohn ſey; und das Stück wäre aus geweſen. Nun „iſt dieſer Fehler zwar weggeſchafft; aber ſeine Stelle hat „ein noch weit gröberer eingenommen.“ Es iſt wahr, in der erſten Ausgabe nennt Aegiſth den Polydor ſeinen Vater;

aber in den nachherigen Ausgaben iſt von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königin ſtutzt bloß bei dem Namen Polydor, der den Aegiſth gewarnt habe, ja keinen Fuß in das Meſſeniſche Gebiet zu ſetzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; ſie fordert bloß nähere Erklärung; und ehe ſie dieſe erhalten kann, kommt der König dazu. Der König läßt den Aegiſth wieder los binden, und da er die That, weßwegen Aegiſth eingebracht worden, billigt und rühmt, und ſie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verſpricht: ſo muß wohl Merope in ihren erſten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn ſeyn, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht habe? Dieſer Schluß muß nothwendig bei ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereut es nunmehr auch, daß ſie eines bloßen Namens wegen, den ja wohl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

Che dubitar? misera, ed io da un nome
Trattener mi lasciai, quasi un tal nome
Altri aver non potesse —

und die folgenden Aeußerungen des Tyrannen können ſie nicht anders als in der Meinung vollends beſtärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allerzuverläſſigſte, gewiſſeſte Nachricht haben müſſe. Iſt denn das alſo nun ſo gar abgeſchmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich geſtehen, daß ich die Verbeſſerung des Maffei nicht einmal für ſehr nöthig halte. Laßt es den Aegiſth immerhin ſagen, daß ſein Vater Polydor heiße! Ob es ſein Vater oder ſein Freund war, der ſo hieße, und ihn vor Meſſene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope ohne alle Widerrede das für wahrſcheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubt, da ſie weiß, daß er ihrem Sohne ſo lange, ſo eifrig nachgeſtellt, als das, was ſie aus der bloßen Uebereinſtimmung eines Namens ſchließen könnte. Freilich, wenn ſie wüßte, daß ſich die Meinung des Tyrannen, Aegiſth ſey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts als ihre eigene Vermuthung gründe: ſo wäre es etwas anders. Aber dieſes weiß ſie nicht; vielmehr hat ſie allen Grund zu glauben, daß er ſeiner Sache werde gewiß ſeyn. — Es verſteht ſich, daß ich das, was man zur Noth entſchuldigen kann, darum nicht für ſchön ausgebe; der Poet hätte unſtreitig ſeine Anlage viel feiner machen können. Sondern ich will nur ſagen, daß auch ſo, wie er ſie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt: und daß es gar wohl möglich und wahrſcheinlich iſt, daß Merope in ihrem Vorſatze der Rache verharren, und bei der erſten Gelegenheit einen neuen Verſuch, ſie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich alſo beleidigt finden möchte, wäre nicht dieſes, daß ſie zum zweitenmale ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kommt; ſondern dieſes, daß ſie zum zweitenmale durch einen glücklichen ungefähren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größern Wahrſcheinlichkeit ſich beſtimmen ließe: denn die Leidenſchaft, in der ſie iſt, könnte auch den Gründen der ſchwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſo viel Freiheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren deſſelben ſo verſchwenderiſch iſt, als mit den gemeinſten ordentlichſten Begebenheiten. Daß der Zufall Einmal der Mutter einen ſo frommen Dienſt erweiſet, das kann ſeyn; wir wollen es um ſo viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraſchung gefällt. Aber daß es zum zweitenmale die nämliche Uebereilung, auf die nämliche Weiſe, verhindern werde, das ſieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieſelbe Ueberraſchung wiederholt, hört auf Ueberraſchung zu ſeyn; ihre Einförmigkeit beleidigt und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben ſo abenteuerlich, aber nicht eben ſo mannichfaltig zu ſeyn weiß, als der Zufall.

Von den augenſcheinlichen und vorſetzlichen Verfälſchungen des Lindelle will ich nur zwei anführen. — „Der „vierte Act, ſagt er, fängt mit einer kalten und unnöthigen „Scene zwiſchen dem Tyrannen und der Vertrauten der „Merope an; hierauf begegnet dieſe Vertraute, ich weiß „ſelbſt nicht wie, dem jungen Aegiſth, und beredet ihn, „ſich in dem Vorhauſe zur Ruhe zu begeben, damit, wenn „er eingeſchlafen wäre, ihn die Königin mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er ſchläft auch wirklich ein, „ſo wie er es verſprochen hat. O ſchön! und die Königin „kommt zum zweitenmale mit einer Axt in der Hand, um „den jungen Menſchen umzubringen, der ausdrücklich deßwegen ſchläft. Dieſe nämliche Situation, zweimal wiederholt, verräth die äußerſte Unfruchtbarkeit; und dieſer „Schlaf des jungen Menſchen iſt ſo lächerlich, daß in der „Welt nichts lächerlicher ſeyn kann.“ Aber iſt es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu dieſem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle.[1] Aegiſth trifft die Vertraute an, und bittet ſie, ihm doch die Urſache zu entdecken, warum die Königin ſo ergrimmt auf ihn ſey. Die Vertraute antwortet, ſie wolle ihm gern alles ſagen; aber ein wichtiges Geſchäft rufe ſie jetzt wo anders hin; er ſolle einen Augenblick hier verziehen; ſie wolle gleich wieder bei ihm ſeyn. Allerdings hat die Vertraute die Abſicht, ihn der Königin in die Hände zu liefern; ſie beredet ihn zu bleiben, aber nicht zu ſchlafen; und Aegiſth, welcher, ſeinem Verſprechen nach, bleibt, ſchläft, nicht ſeinem Verſprechen nach, ſondern

[1] Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein Lindelle ſagt: ensuite cette suivante rencontre le jeune Egiste, je ne sais comment, et lui persuade de se reposer dans le vestibule, afin que, quand il sera endormi, la reine puisse le tuer tout à son aise, ſondern auch der Herr von Voltaire ſelbſt: la confidente de Mérope engage le jeune Egiste à dormir sur la scène, afin de donner le tems à la reine de venir l'y assassiner. Was aus dieſer Uebereinſtimmung zu ſchließen iſt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Selten ſtimmt ein Lügner mit ſich ſelbſt überein; und wenn zwei Lügner mit einander übereinſtimmen, ſo iſt es gewiß abgeredete Karte.

ſchläft, weil er müde iſt, weil es Nacht iſt, weil er nicht ſieht, wo er die Nacht ſonſt werde zubringen können als hier.[1] — Die zweite Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. „Merope, ſagt er, nachdem ſie der alte Polydor „an der Ermordung ihres Sohnes verhindert, fragt ihn, „was für eine Belohnung er dafür verlange; und der alte „Narr bittet ſie, ihn zu verjüngen.“ Bittet ſie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen; aber das ſteht weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. ſ. w.“[2] Heißt das: erleichtere Du mir dieſe Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchicklichſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Charakter des Polydors iſt. Aber iſt denn jede Unſchicklichkeit Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und ſein Dichter im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt! Lügen! Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, ſoll das einem dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

Vierundvierzigſtes Stück.

Den 29. September 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trifft, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beiden Punkte bei welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſehr ſchwache und unedle Merkmale wären, aus welchen Merope bei dem Maffei ſchließe, daß Aegiſth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: „Ich kann es Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei „es viel künſtlicher angelegt hat, als ich, Meropen glauben „zu machen, daß ihr Sohn der Mörder ihres Sohnes ſey. „Er konnte ſich eines Ringes dazu bedienen, und das „durfte ich nicht; denn ſeit dem königlichen Ringe, über „den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, würde das auf „unſerm Theater ſehr klein ſcheinen.“ Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegiſth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegiſth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach funfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freilich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bei welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an ein ſo nützliches Möbel dachte. Wenn Aegiſth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweitens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heirathen will. Als ob der Voltaireſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder „Maffei, noch ich, haben die Urſachen dringend genug ge„macht, warum Polyphont durchaus Meropen zu ſeiner „Gemahlin verlangt. Das iſt vielleicht ein Fehler des „Stoffes; aber ich bekenne Ihnen, daß ich einen ſolchen „Fehler für ſehr gering halte, wenn das Intereſſe, welches „er hervor bringt, beträchtlich iſt.“ Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabei ſahe? —

Der Puncte ſind mehrere, bei welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können; aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache aufträten und abgingen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem

[1] Atto IV. Sc. II.
Egi. Mà di tanto furor, di tanto affanno
Qual' ebbe mai cagion? — —
Ism. Il tutto
Scoprirti io non ricuso: mà egli è d'uopo
Che qui t'arresti per brev' ora: urgente
Cura or mi chiama altrove.
Egi. Io volontieri
T'attendo quanto vuoi. Ism. Mà non partire
E non far sì, ch' io quà ritorni indarno.
Egi. Mia fè dò in pegno; e dove gir dovrei? —

[2] Atto IV. Sc. VII.
Mer. Ma quale, ô mio fedel, qual potrò io
Darti già mai mercè, che i merti agguagli?
Pol. Il mio stesso servir fu premio; ed ora
M'è, il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu dormi? io nulla bramo: caro
Sol mi saria ciò, ch' altri dar non puote;
Che scemato mi fosse il grave incarco
De gli anni, che mi stà sù'l capo, e à terra
Il curva, e preme sì, chè parmi un monte —

armseligsten Poeten nicht mehr verzeihe. — Wesentliche Fehler dieses? Doch das ist die Sprache der französischen Kunstrichter überhaupt; die muß ich ihm schon lassen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So wesentlich oder unwesentlich sie aber auch seyn mögen; wollen wir es Lindellen auf sein Wort glauben, daß sie bei den Dichtern seines Volks so selten sind? Es ist wahr, sie sind es, die sich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber sie sind es auch, die entweder diesen Regeln eine solche Ausdehnung geben, daß es sich kaum mehr der Mühe verlohnt, sie als Regeln vorzutragen, oder sie auf eine solche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidigt, sie so beobachtet zu sehen, als gar nicht.[1] Besonders ist Voltaire ein Meister, sich die Fesseln der Kunst so leicht, so weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, sich zu bewegen wie er will; und doch bewegt er sich oft so plump und schwer, und macht so ängstliche Verdrehungen, daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sey an einen besonderen Klotz geschmiedet. Es kostet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten; doch da es bei der gemeinen Classe von Kunstrichtern noch so sehr Mode ist, es fast aus keinem andern als aus diesem zu betrachten; da es der ist, aus welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste Geschrei erheben, so will ich doch erst genauer hinsehen, ehe ich in ihr Geschrei mit einstimme.

1. Die Scene ist zu Messene in dem Palaste der Merope. Das ist gleich Anfangs die strenge Einheit des Orts nicht, welche, nach den Grundsätzen und Beispielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Palast, sondern nur ein Theil des Palastes seyn, wie ihn das Auge aus einem und eben demselben Standorte zu übersehen fähig ist. Ob sie ein ganzer Palast oder eine ganze Provinz ist, das macht im Grunde einerlei Ungereimtheit. Doch schon Corneille gab diesem Gesetze, von dem sich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bei den Alten findet, die weitere Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend sey. Wenn er seine besten Stücke von dieser Seite rechtfertigen wollte, so mußte er wohl so nachgebend seyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht seyn. Ich sage also nichts dagegen, daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königin, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieser bald nach einer andern Aussicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bei diesen Abwechslungen auch die Vorsicht brauchen sollen, die Corneille dabei empfahl: sie müssen nicht in dem nämlichen Acte, am wenigsten in der nämlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfang des Acts ist, muß durch diesen Act ganz dauern; und ihn vollends in eben derselben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, ist die äußerste Ungereimtheit von der Welt. — Der dritte Act der Merope mag auf einem freien Platz, unter einem Säulengang oder in einem Saal spielen, in dessen Vertiefung das Grabmal des Kresphontes zu sehen, an welchem die Königin den Aegisth mit eigener Hand hinrichten will; was kann man sich armseliger vorstellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegisth wegführt, diese Vertiefung hinter sich zuschließen muß? Wie schließt er sie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt sagt, gepaßt hat, so ist es auf diesen;[1] besonders wenn man zugleich die Ursache erwägt, warum Aegisth so plötzlich abgeführt, durch diese Maschinerie so augenblicklich aus dem Gesicht gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben so ein Vorhang wird in dem fünften Acte aufgezogen. Die ersten sechs Scenen spielen in einem Saale des Palastes, und mit der siebenten erhalten wir auf einmal die offene Aussicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke sehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieser Anblick dieses Wunders wohl werth? Man wird sagen, die Thüren dieses Tempels eröffnen sich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einsicht in denselben. Ich verstehe; dieser Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majestät Schloßkapelle, die gerade an den Saal stieß, und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchstdieselben jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur sollten wir sie dieses Wegs nicht allein herauskommen, sondern auch hereingehen sehen; wenigstens den Aegisth, der am Ende der vierten

[1] Dieses war zum Theil schon das Urtheil unsers Schlegels. „Die „Wahrheit zu gestehen," sagt er in seinen Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters, „beobachten die Engländer, die sich keiner „Einheit des Orts rühmen, dieselbe großentheils viel besser als die „Franzosen, die sich damit viel wissen, daß sie die Regeln des Aristo„teles so genau beobachten. Darauf kommt gerade am allerwenigsten „an, daß das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn „keine Ursache vorhanden ist, warum die auftretenden Personen sich „an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen „geblieben sind, wo sie vorhin waren; wenn eine Person sich als Herr „und Bewohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine an„dere, als ob sie ebenfalls Herr vom Hause wäre, in aller Gelassen„heit mit sich selbst oder mit einem Vertrauten gesprochen, ohne daß „dieser Umstand auf eine wahrscheinliche Weise entschuldigt wird; „kurz, wenn die Personen nur deßwegen in den angezeigten Saal oder „Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten: so würde der „Verfasser des Schauspiels am besten gethan haben, anstatt der Worte „Der Schauplatz ist ein Saal in Climenens Hause" unter das Verzeich„niß seiner Personen zu setzen: „der Schauplatz ist auf dem Theater." „Oder im Ernste zu reden, es würde weit besser gewesen seyn, wenn „der Verfasser nach dem Gebrauche der Engländer die Scene aus dem „Hause des einen in das Haus eines andern verlegt, und also den „Zuschauer seinem Helden nachgeführt hätte; als daß er seinem Helden „*die Mühe* macht, den Zuschauern zu gefallen, an einen Platz zu „*kommen, wo er nichts zu thun hat.*"

[1] On met des rideaux qui se tirent et retirent, pour faire que les Acteurs paroissent et disparoissent selon la nécessité du Sujet — ces rideaux ne sont bons qu'à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventés, et ceux qui les approuvent. Pratique du Théâtre. Liv. II. chap. 6.

Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

Fünfundvierzigſtes Stück.

Den 2. October 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabei denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreißig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können; aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freilich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getraut ſeyn kann, beſonders wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn es geſchieht, verlangt man nicht eine ſo gewaltige Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertigt zu wiſſen? Findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was bloß phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden? Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegiſth können allein dabei in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegiſth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heirathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſt ihn ab; die Wahl geht vor ſich und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben, Aegiſth möge nunmehr erſcheinen, wann er wolle, der neuerwählte König könne es fürs erſte mit ihm anſehen. Nichts weniger; er beſteht auf der Heirath, und beſteht darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat und ein ſo hitziger Freier! Aber ſeine Freierei iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihm ihre Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres Gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegiſth, ſo bald er ſich zeigt, beizutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahre ſonſt ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegiſth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheirathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bei der alten Königin noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken? In der Vorſtellung, meine ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtand hat, einkommen könne, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Acts zu ihrer wirklichen Ereignung ungefähr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Acts geht, und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenacte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert; hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involvirt, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke von einem Orte zum andern gereist wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfordert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Orts von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen; aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſteht, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der verſteht ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſentlichere dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigſtens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf vollzogen. Auch iſt es bei ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron beſteigt; die Begebenheiten preſſen ſich folglich weniger; ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyphont iſt ein Ephemeron von einem König, der ſchon darum den zweiten Tag nicht zu regieren verdient,

weil er den erſten ſeine Sache ſo gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringſten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine „große Zierde eines Gedichts, und nichts kann uns von „der Stetigkeit der Handlung beſſer verſichern, als die „Stetigkeit der Vorſtellung. Sie iſt aber doch nur eine „Zierde und keine Regel; denn die Alten haben ſich ihr „nicht immer unterworfen u. ſ. w.“ Wie? iſt die Tragödie bei den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneille ſo viel vollkommener geworden, daß das, was dieſer bloß für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler iſt? Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen ſo großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns dieſe Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſtens eben ſo glaubwürdig ſeyn als Lindelle; und was, nach jenem, alſo eben noch kein ausgemachter Fehler bei dem Maffei iſt, mag gegen den minder ſtreitigen des Voltaire aufgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollte. Wenn z. E. in dem erſten Acte Polyphont zu der Königin kommt, und die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweilen? Iſt dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vertrauten ſo frei herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur daß wir ſie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſeiner Perſonen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben ſo oft falſch, welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, daß eine Perſon ſagt, warum ſie kommt, man muß auch aus der Verbindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. Es iſt nicht genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auch in dem Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen iſt. Denn ſonſt iſt das, was ihr der Dichter deßfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand und keine Urſache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweiten Acts abgeht, um, wie er ſagt, die Freunde der Königin zu verſammeln; ſo müßte man von dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, ſo iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes Peto veniam exeundi, mit der erſten beſten Lüge, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußte. Noch ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Acte zu Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feierlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exclamation zu einer andern Couliſſe hinein, worauf Polyphont den vierten Act wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel gefolgt iſt (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit), ſondern wiederum mit ſeinem Erox Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Act, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreit:

Courons tous vers le temple où m'attend mon outrage:

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie:

Vous venez à l'autel entraîner la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfang des fünften Acts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben: Polyphont hat noch etwas vergeſſen und kommt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Acte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte, ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Act ſchließen bloß, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Sechsundvierzigſtes Stück.

Den 6. October 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden, ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nämliche blieb, welche ſich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie unter neunmalen, ſiebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn ſie ließen

ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplifiiren, alles Ueberflüſſige ſo ſorgfältig von ihr abzuſondern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Orts verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters dieſes ſey, ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigſtens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte ſie doch ſonſt noch ſo viel und mancherlei darin ereignen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch ſo noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprüchwart ſagt, bohre das Brett, wo es am dünnſten iſt. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickſte Kante, den aſtigſten Theil des Brettes zeigen und ſchreien: da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreien die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir eckelt, mich bei dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltaires und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterien vergeſſen machen!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bei dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht, über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade ungeſtraft zu laſſen u. ſ. w., wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen. [1] — Es iſt wahr, ſo gar froſtig und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht declamiren; aber mitunter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. Z. E.

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait sur nous à pas lents descendre la vengeance —

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen; aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbeſonnen und in den Tag hinein er gegen Meropen handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen gegen den Aegiſth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegiſth hätte bei dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrei ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte? [2] Er hat ſich für

[1] Atto III. Sc. II.
— — — Quando
Saran da poi sopiti alquanto, e queti
Gli animi, l'arte del regnar mi giovi.
Per mute oblique vie n'andranno a Stige
L'alme piu audaci, e generose. A i vizi
Per cui vigor si abbatte, ardir si toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa die pietà farò, che splenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde restino i buoni esposti, e paghi
Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra se distruggendosi, in crudeli
Gare private il lor furor si stempri.
Udrai sovente risonar gli editti,
E raddopiar le leggi, che al sovrano
Giovan servate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra esterna;
Ond' io n'andrò su l'atterrita plebe
Sempre crescendo i pesi, e peregrine
Milizie indrodurrò. — —

[2] Acte I. Sc. 4.
Si ce fils, tant pleuré, dans Messene est produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.
Crois-moi, ces préjugés de sang et de naissance
Revivront dans les cœurs, y prendront sa défense.
Le souvenir du père, et cent rois pour aveux,
Cet honneur prétendu d'être issu de nos Dieux;
Le cris, le désespoir d'une mère eplorée,
Détruiront ma puissance encor mal assurée.

ſeine Perſon alles von dem Aegiſth zu verſehen; Aegiſth verlangt nur ſein Schwert wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegiſth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwert werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frei; denn dieſer kennt den Aegiſth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegiſth ſich ihm alſo bei dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen und er zu dem zweiten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

„Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bei dem Maffei „erfährt, daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder „das Herz aus dem Leibe reißen, und es mit ihren Zähnen „zerfleiſchen. [1] Das heißt, ſich wie eine Kannibalin, und „nicht wie eine betrübte Mutter ausdrücken; das Anſtändige „muß überall beobachtet werden.“ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz ohne Salz und Schmalz beißen ſollte: ſo dünkt mich doch, iſt ſie im Grunde eben ſo gut Kannibalin, als die italieniſche. —

Siebenundvierzigſtes Stück.

Den 9. October 1767.

Und wie das? — Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoßen, für ſeinen moraliſchen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet; ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bangſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtreckt: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt hört, wieder aufſpringt, und tobt, und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen droht, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnt, was es an Schönheit und Rührung verloren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehrt, Feierlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerin ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freilich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kannibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärin iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegiſth mit eigener Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théâtre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren und die willkürlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegiſth mit eigener Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheint ſie es auch bei dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königin weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe; ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilt voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegiſth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderin ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich bloß für den Aegiſth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder was ſie will, ich verzeihe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereſſirte, an dem Sie ſo viele Merkmale der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bei ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres Sohnes an dem Grabmale ſeines Vaters mit eigener Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen — O pfui, Madame!

[1] Atto II. Sc. 6.

Quel scelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in questo
Assassinio il tiranno; io voglio poi
Con una scure spalancargli il petto,
Voglio strappargli il cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e sbranarlo — —

Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach fünfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlin verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphonts geheirathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beim Voltaire, Meropen jetzt nach fünfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben, [1] hätten ſie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweiten Männern annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vortheil draus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches ſie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bei der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlin des Polyphonts eingeführt hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weg gefallen; und ich ſehe mehr als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnt hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiſe zu räumen, über die er meint, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beibehalten haben, daß Aegiſth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefähr nach Meſſene gerathen und daſelbſt durch kleine zweideutige Merkmale in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bei dem Euripides kannte ſich Aegiſth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegiſth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußſtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden. Daß ſich Aegiſth nicht kennt, daß er von ungefähr nach Meſſene kömmt und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegiſth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweideutiges und romanenhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bei dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegiſth ſelbſt, daß er Aegiſth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eigenen Sohn umzubringen kommt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſah, falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bei dem Maffei und Voltaire hingegen vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſpart, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhört. Das ſchlimmſte dabei iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bei Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläſſiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrüger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merkt, und ſich von weit ſeichteren Gründen hinreißen läßt. Beides aber taugt nicht.

[1] Acte II. Sc. I.

— — Mer. Non, mon fils ne le souffrirait pas.
L'exil où son enfance a langui condamnée
Lui serait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, si, paisible en son rang,
Il n'en croyait ici que les droits de son sang;
Mais si par les malheurs son ame était instruite,
Sur ses vrais intérêts s'il réglait sa conduite,
De ses tristes amis s'il consultait la voix,
Et la nécessité souveraine des loix,
Il verrait que jamais sa malheureuse mère
Ne lui donna d'amour une marque plus chère.
Me. Ah que me dites-vous?
Eur. De dures vérités
Qui m'arrachent mon zèle et vos calamités.
Me. Quoi! Vous me demandez que l'intérêt surmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Polifonte!
Vous qui me l'avez peint de si noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ses fureurs,
Mais il est tout-puissant; mais rien ne lui résiste;
Il est sans héritier, et vous aimez Egiste. —

Achtundvierzigſtes Stück.

Den 13. October 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß

Aegiſth Aegiſth iſt, als bis es Merope ſelbſt erfährt. Aber das armſelige Vergnügen einer Ueberraſchung! Und was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen, ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſeyn, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben.

Ich will über dieſen Punct den beſten franzöſiſchen Kunſtrichter für mich ſprechen laſſen. „In den verwickelten Stücken, ſagt Diderot, [1] iſt das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer? Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß. Unſtreitig! Dieſe laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für dieſe ſey alles undurchdringlich; dieſe bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind dieſe nur in Bewegung, ſo werden wir Zuſchauer den nämlichen Bewegungen ſchon auch nachgeben, ſie ſchon auch empfinden müſſen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwicklung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwicklung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkſte Intereſſe entſpränge. — Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weiß alles was vorgeht, alles was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſeres thun kann, als daß man ihm gerade vorausſagt, was noch vorgehen ſoll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſteht ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie baut und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen ſo paradox ſcheinen als ſie wollen: ſo viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich iſt, dem Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich ereignet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfordert. — Der Dichter bewerkſtelligt durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur einen Augenblick bedauern. Aber wie ſteht es alsdann mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenzieht und lange Zeit darüber verweilt? — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennt. — Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bei welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich ſind. Das ganze Gedicht wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angeht, bekannt, ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. — Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo große Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllt. — Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt, ſo kann ſich der Zuſchauer für die Handlung nicht ſtärker intereſſiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Zuſchauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat und es fühlt, daß Handlung und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdann nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann.“

Dieſes auf den Aegiſth angewendet, iſt es klar, für welchen von beiden Planen ſich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuſchauer gleich vom Anfange den Aegiſth eben ſo gut kennen, als er ſich ſelbſt; oder für den neueren des Maffei, den Voltaire ſo blindlings angenommen, wo Aegiſth ſich und den Zuſchauern ein Räthſel iſt, und dadurch das ganze Stück „zu einem Zuſammenhange von kleinen Kunſtgriffen“ macht, die weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, ſeine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewiſſen Erwartungen und plötzlichen Ueberraſchungen, die ſich auf den Zuſchauer beziehen, für eben ſo neu als gegründet auszugeben. Sie ſind neu, in Anſehung ihrer Abſtraction, aber ſehr alt in Anſehung der Muſter, aus welchen ſie abſtrahirt worden. Sie ſind neu in Betrachtung, daß ſeine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter dieſe Vorgänger gehört weder Ariſtoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren iſt, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilection für dieſes Gegentheil hätte beſtärken können, deſſen gute Wirkung ſie weder den meiſten noch den beſten Stücken der Alten abgeſehen hatten.

Unter dieſen war beſonders Euripides ſeiner Sache ſo

[1] In ſeiner dramat. Dichtkunſt, hinter dem Hausvater S. 327 d. Ueberſ.

; er faſt immer den Zuſchauern das Ziel voraus welchem er ſie führen wollte. Ja, ich wäre ſehr ıs dieſem Geſichtspuncte die Vertheidigung ſeiner ıu übernehmen, die den neuern Kritikern ſo ſehr „Nicht genug, ſagt Hedelin, daß er meiſten- , was vor der Handlung des Stücks vorher- durch eine von ſeinen Hauptperſonen den Zuhö- ezu erzählen läßt, um ihnen auf dieſe Weiſe das verſtändlich zu machen; er nimmt auch wohl n Gott dazu, von dem wir annehmen müſſen, s weiß und durch den er nicht allein was ge- ſondern auch alles, was noch geſchehen ſoll, uns t. Wir erfahren ſonach gleich Anfangs die Ent- nd die ganze Kataſtrophe und ſehen jeden Zufall weitem kommen. Dieſes aber iſt ein ſehr merk- er, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die heater beſtändig herrſchen ſollen, gänzlich zuwi- alle Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die und allein auf der Neuheit und Ueberraſchung 1 Nein: der tragiſchſte von allen tragiſchen achte ſo geringſchätzig von ſeiner Kunſt nicht; er ß ſie einer weit höhern Vollkommenheit fähig daß die Ergötzung einer kindiſchen Neugierde das ey, worauf ſie Anſpruch mache. Er ließ ſeine ſo ohne Bedenken von der bevorſtehenden Hand- ſo viel wiſſen, als nur immer ein Gott davon nte, und verſprach ſich die Rührung, die er her- ı wollte nicht ſowohl von dem, was geſchehen von der Art, wie es geſchehen ſollte. Folglich ı Kunſtrichtern hier eigentlich weiter nichts an- , als nur dieſes, daß er uns die nöthige Kennt- rgangenen und des Zukünftigen nicht durch einen ınſtgriff beizubringen geſucht; daß er ein höheres elches wohl noch dazu an der Handlung keinen mmt, dazu gebraucht, und daß er dieſes höhere geradezu an die Zuſchauer wenden laſſen, wo- dramatiſche Gattung mit der erzählenden ver- de. Wenn ſie aber ihren Tadel ſodann bloß hier- ınkten, was wäre denn ihr Tadel? Iſt uns das nd Nothwendige niemals willkommen, als wenn ſtohlener Weiſe zugeſchanzt wird? Gibt es nicht ſonders in der Zukunft, die durchaus niemand ein Gott wiſſen kann? Und wenn das Intereſſe Dingen beruht, iſt es nicht beſſer, daß wir ſie Dazwiſchenkunft eines Gottes vorher erfahren, ht? Was will man endlich mit der Vermiſchung ıgen überhaupt? In den Lehrbüchern ſondere genau von einander ab, als möglich; aber wenn höherer Abſichten wegen, mehrere derſelben nd eben demſelben Werke zuſammenfließen läßt, man das Lehrbuch und unterſuche bloß, ob es e Abſichten erreicht hat. Was geht mich es an,

ıe du Théâtre Liv. III. chap. 1.

ob ſo ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung, noch ganz Drama iſt? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieſer Zwitter mehr vergnügt, mehr erbaut, als die geſetzmäßigſten Geburten eurer correcten Racinen, oder wie ſie ſonſt heißen. Weil der Mauleſel weder Pferd noch Eſel iſt, iſt er darum weniger eines von den nutzbarſten laſttragenden Thieren? —

Neununvierzigſtes Stück.

Den 16. October 1767.

Mit einem Worte, wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu ſehen glauben, der ſich aus Unvermögen oder aus Gemächlichkeit oder aus beiden Urſachen, ſeine Arbeit ſo leicht machte als möglich; wo ſie die dramatiſche Kunſt in ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich dieſe in ihrer Vollkommenheit zu ſehen und bewundere in jenem den Meiſter, der im Grunde eben ſo regelmäßig iſt, als ſie ihn zu ſeyn verlangen und es nur dadurch weniger zu ſeyn ſcheint, weil er ſeinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der ſie keinen Begriff haben.

Denn es iſt klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen ſo viel Aergerniß machen, auch ohne dieſe Prologe, vollkommen ganz und vollkommen verſtändlich ſind. Streicht z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkurs, vor der Hekuba den Prolog des Polydors weg; laßt jenen ſogleich mit der Morgenandacht des Jon und dieſe mit den Klagen der Hekuba anfangen; ſind beide darum im geringſten verſtümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggeſtrichen habt, vermiſſen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nämlichen Gang, den nämlichen Zuſammenhang? Bekennt ſogar, daß die Stücke nach eurer Art zu denken, deſto ſchöner ſeyn würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreuſa will vergiften laſſen, der Sohn dieſer Kreuſa iſt; daß die Kreuſa, welche Jon von dem Altar zu einem ſchmählichen Tode reißen will, die Mutter dieſes Jon iſt; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren ſolle. Denn alles dieſes würde die trefflichſten Ueberraſchungen geben, und dieſe Ueberraſchungen würden noch dazu vorbereitet genug ſeyn, ohne daß ihr ſagen könntet, ſie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der hellſten Wolke hervor: ſie erfolgten nicht, ſondern ſie entſtünden; man wolle euch nicht auf einmal etwas entdecken, ſondern etwas aufheften. Und gleichwohl zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwohl werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eher

ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr, und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bei dieſer großen Einſicht, bei dieſem feinen Geſchmacke, dennoch einen ſo groben Fehler begehen können, ſo tretet zu mir her und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſah es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er ohne denſelben ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers bis an das Ende unterhalte; aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Acte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Acte aus dem Wege räumen will; ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Acte rächen will, ſondern bloß die Meuchelmörderin. Wo ſollten aber alsdann Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meinen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden, und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von Außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihm ſein Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll, und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzt hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt, wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagene Zigeunerin ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon, und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennt, ſo ſah er nicht bloß darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch *dann ſchon mit Mitleiden* für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwenderiſch in ſeinen Stücken ausſtreut. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte ohne ſie eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er ohne ſie nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er predigt. Aber den Menſchen und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheint es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegiſths hinrichten will, der nämliche Aegiſth ſey, ſofort könne ausſetzen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt niemand da, der ihn beſſer kennte und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eigenen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit großen ſchönen, leſerlichen Buchſtaben den ganzen vollen Namen Aegiſth ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es: Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bei dieſem Namen genannt, und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freilich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir nun ſchon zehnmal den Namen Aegiſth geleſen haben, auf die Frage:

— — — Narbas vous est connu?
Le nom d'Egiste au moins jusqu'à vous est venu?
Quel était votre état, votre rang, votre père?

antwortet:

Mon père est un vieillard accablé de misère;
Policlete est son nom; mais Egiste, Narbas,
Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freilich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegiſth, der nicht Aegiſth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königin antwortet, ſein Vater heiße Polyklet, er nicht auch hinzuſetzt, er heiße ſo und ſo. Denn einen Namen muß er doch haben, und den hätte der Herr von Voltaire ja wohl ſchon mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, können leicht darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche gebracht wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen hat; dieſer Burſche, ſehen ſie, heißt Aegiſth, aber er ſagt, er heiße nicht ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er heiße: o, mit dem Burſchen, ſchließen ſie, iſt es nicht richtig; daß iſt ein abgefäumter Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtellt. So, ſage ich, ſind unerfahrene Leſer zu denken in Gefahr, und doch glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrenen Leſer beſſer iſt, auch ſo, gleich Anfangs zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht ſage, daß dieſe Art, ſie davon zu unterrichten, im geringſten künſtlicher und feiner ſey, als ein Prolog im Geſchmacke des Euripides! —

Funfzigſtes Stück.

Den 20. October 1767.

Bei dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwei Namen, wie es ſich gehört; Aegiſth heißt er als der Sohn des Polydor, und Kreſphont als der Sohn der Merope. In dem Verzeichniſſe der handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eingeführt; und Becelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren Stand des Aegiſth nicht voraus verrathe.[1] Das iſt, die Italiener ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber als die Franzoſen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich bedaure meine Leſer, die ſich an dieſem Blatt eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherlei und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht; anſtatt beiläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben; anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſcandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen; anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke; ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mitunter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freilich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meine, dieſes habe ich erwieſen. Nicht ebenderſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern ebendieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für ebendieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo nicht, weil Voltaire mit dem Maffei einerlei Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf ebendieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht bloß wieder hergeſtellt, er hat eine eigene Merope gemacht: denn er ging völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze, ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe bloß aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut oder übel, das iſt hier die Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte vom Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann nun erſt nach funfzehn Jahren auf dieſe Vermählung bringen zu müſſen glaubt; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennt; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeinten Vater entkommt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegiſth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſeiner ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegiſth zum erſtenmal erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegiſth vor Meropens Augen, von ihren eigenen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Wort, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bei welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feier, und vielleicht, daß er bloß darum ſeinen Tyrannen jetzt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung.

[1] Fin ne i nomi de Personaggi si è levato quell' errore, comunissimo alle stampe d'ogni drama, di scoprire il secreto nel premettergli, e per conseguenza di levare il piacere a chi legge, overo ascolta, essendosi messo Egisto, dove era, Cresfonte sotto nome d'Egisto.

z. E. Anstatt daß beim Maffei Polyphont bereits funfzehn Jahre regiert hat, läßt er die Unruhen in Messene ganzer funfzehn Jahre dauern, und den Staat so lange in der unwahrscheinlichsten Anarchie verharren. Anstatt daß, beim Maffei, Aegisth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwei Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen desselben anfleht. Anstatt daß beim Maffei Aegisth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire diesen Verdacht durch eine Rüstung entstehen u. s. w. Aber alle diese Veränderungen betreffen die unerheblichsten Kleinigkeiten, die fast alle außer dem Stück sind und auf die Oekonomie des Stücks selbst keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich sie Voltairen noch gern als Aeußerungen seines schöpferischen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müssen vermeinte, in allen seinen Folgen zu ändern verstanden hätte. Ich will mich an dem mittelsten von den angeführten Beispielen erklären. Maffei läßt seinen Aegisth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er sich mit ihm auf dem Weg allein sieht, unfern einer Brücke über die Pamise; Aegisth erlegt den Räuber und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, ist für mein feines, edles Parterre ein viel zu niedriges Bild; besser, aus diesem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegisth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwei; so ist die Heldenthat des Aegisths desto größer, und der, welcher von diesen zweien entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegisth den einen von diesen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdann? Er trägt den todten Körper auch ins Wasser. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landstraße in den nahen Fluß, das ist ganz begreiflich; aber aus dem Tempel in den Fluß, dieses auch? War denn außer ihnen niemand in diesem Tempel? Es sey so; auch ist das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe sich noch denken, aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegisth trägt den Körper in den Fluß, weil er sonst verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bei Seite geschafft sey, daß sodann nichts seine That verrathen könne; daß diese sodann mit sammt dem Körper in der Fluth begraben sey. Aber kann das Voltairens Aegisth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweite hätte nicht entkommen müssen. Wird sich dieser begnügen, sein Leben davon getragen zu haben? Wird er ihn nicht, wenn er auch noch so furchtsam ist, von weitem beobachten? Wird er ihn nicht mit seinem Geschrei verfolgen, bis ihn andere festhalten? Wird er ihn nicht anklagen und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder also, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier ist ein Zeuge, welcher es nachweisen kann. Diese vergebene Mühe hätte er sparen und darauf eilen sollen, je eher je lieber über die Gränze zu kommen. Freilich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Wasser geworfen werden, es war Voltairen eben so nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Besichtigung desselben aus ihrem Irrthume gerissen werden konnte; nur daß, was bei diesem Aegisth sich selber zum Besten thut, er bei jenem bloß dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Ursache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieser Ursache brauche, die nunmehr von nichts als von seiner Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbesserung. Die nämlich, durch welche er den wiederholten Versuch der Merope, sich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisth, in Gegenwart des Polyphont, geschehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und besonders ist die zweite Scene des vierten Acts ganz vortrefflich. Ich wünschte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Acts von beiden Seiten erfolgen zu müssen das Ansehen hat, mit mehrerer Kunst hätte getheilt werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Eurikles weggeführt wird und die Vertiefung sich hinter ihm schließt, ist ein sehr gewaltsames Mittel. Es ist nicht ein Haar besser, als die übereilte Flucht, mit der sich Aegisth bei dem Maffei rettet, und über die Voltaire seinen Lindelle so spotten läßt. Oder vielmehr, diese Flucht ist um vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zusammengebracht und uns nicht gänzlich die ersten rührenden Ausbrüche ihrer beiderseitigen Empfindungen gegen einander vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilt haben, wenn er seine Materie nicht hätte dehnen müssen, um fünf Acte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carrière de cinq actes qui est prodigieusement difficile à remplire sans episodes — Und nun für diesesmal genug von der Merope!

Einundfunfzigstes Stück.

Den 23. October 1767.

Den neununddreißigsten Abend (Mittwochs, den 8. Juli) wurden der verheirathete Philosoph und die neue Agnese wiederholt.

Chevrier sagt,[1] daß Destouches sein Stück aus einem

[1] L'Observateur des Spectacles. T. II. p. 135.

des Campiſtron geſchöpft habe, und daß, wenn
t ſeinen Jaloux désabusé geſchrieben hätte, wir
erlich einen verheiratheten Philoſophen haben
Die Komödie des Campiſtron iſt unter uns wenig
ich wüßte nicht, daß ſie auf irgend einem deut-
ıter wäre geſpielt worden; auch iſt keine Ueber-
von vorhanden. Man dürfte alſo vielleicht um
ber wiſſen wollen, was eigentlich an dem Vor-
Chevrier ſey.

fabel des Campiſtron'ſchen Stücks iſt kurz dieſe:
er hat das anſehnliche Vermögen ſeiner Schweſter
n, und um dieſes nicht herausgeben zu dürfen,
ſie lieber gar nicht verheirathen. Aber die Frau
ıders denkt beſſer, oder wenigſtens anders, und
Mann zu vermögen, ſeine Schweſter zu verſor-
t ſie ihn auf alle Weiſe eiferſüchtig zu machen,
verſchiedene junge Mannsperſonen ſehr gütig
, die alle Tage unter dem Vorwande, ſich um
ägerin zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen.
elingt; der Mann wird eiferſüchtig, und willigt
ım ſeiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre
ım ſich zu haben, zu benehmen, in die Verbin-
:r Schweſter mit Clitandern, einem Anverwandten
ıu, dem zu gefallen ſie die Rolle der Coquette ge-
e. Der Mann ſieht ſich berückt, iſt aber ſehr zu-
veil er zugleich von dem Ungrunde ſeiner Eifer-
zeugt wird.

hat dieſe Fabel mit der Fabel des verheiratheten
en ähnliches? Die Fabel nicht das geringſte.
iſt eine Stelle aus dem zweiten Act des Campi-
Stücks, zwiſchen Dorante, ſo heißt der Eifer-
ınd Dubois, ſeinem Secretär. Dieſe wird gleich
as Chevrier gemeint hat.

ıis. Und was fehlt Ihnen denn?

ınte. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle meine
Heiterkeit iſt weg; alle meine Freude hat ein
er Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker
der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu
—

ıis. Und wer iſt denn dieſer Tyrann, dieſer

ınte. Meine Frau.

ıis. Ihre Frau, mein Herr?

ınte. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie
ch zur Verzweiflung.

ıis. Haſſen Sie ſie denn?

ınte. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber
ie und liebe ſie ſo ſehr — Verwünſchte Qual!

ıis. Sie ſind doch wohl nicht eiferſüchtig?

ınte. Bis zur Raſerei.

ıis. Wie? Sie, mein Herr? Sie eiferſüchtig?
Sie von jeher über alles, was Eiferſucht heißt, —

ınte. Gelacht und geſpottet. Deſto ſchlimmer
bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der großen Welt ſo hinreißen zu laſſen! In das Geſchrei der Narren einzuſtimmen, die ſich über die Ordnung und Zucht unſerer ehrlichen Vorfahren ſo luſtig machen! Und ich ſtimmte nicht bloß ein; es währte nicht lange, ſo gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht geſprochen! Eheliche Treue, beſtändige Liebe, pfui, wie ſchmeckt das nach dem kleinſtädtiſchen Bürger! Der Mann, der ſeiner Frau nicht allen Willen läßt, iſt ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn ſie auch andern gefällt und zu gefallen ſucht, gehört ins Tollhaus. So ſprach ich, und mich hätte man da ſollen ins Tollhaus ſchicken. —

Dubois. Aber warum ſprachen Sie ſo?

Dorante. Hörſt du nicht? Weil ich ein Geck war und glaubte, es ließe noch ſo galant und weiſe. — Inzwiſchen wollte mich meine Familie verheirathet wiſſen. Sie ſchlugen mir ein junges, unſchuldiges Mädchen vor, und ich nahm es. Mit der, dachte ich, ſoll es gute Wege haben; die ſoll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe ſie jetzt nicht beſonders, und der Beſitz wird mich noch gleichgültiger gegen ſie machen. Aber wie ſehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich ſchöner, täglich reizender. Ich ſah es und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und jetzt bin ich ſo verliebt, ſo verliebt in ſie —

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin ſo eiferſüchtig! — Daß ich mich ſchäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine Freunde ſind mir zuwider — und verdächtig; die ich ſonſt nicht oft genug um mich haben konnte, ſehe ich jetzt lieber gehen als kommen. Was haben ſie auch in meinem Hauſe zu ſuchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleien, die ſie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verſtand, der andere erhebt ihr gefälliges Weſen bis in den Himmel. Den entzücken ihre himmliſchen Augen, und den ihre ſchönen Zähne. Alle finden ſie höchſt reizend, höchſt anbetungswürdig; und immer ſchließt ſich ihr verdammtes Geſchwätz mit der verwünſchten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören! Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterei die andere, ein kitzelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Mienen, mit Liebäugeleien, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois? ich muß es wohl mit anſehen, daß ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muchſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte? Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſchein kommen u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheiratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämt, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzu luſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Destouches, ſeine Heirath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freien und weiſen Mann anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Scham ſie nicht beide in mancherlei ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt z. E. die, in welcher ſich Dorante beim Campiſtron ſieht, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſuche vom Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nämliche mit der bei dem Destouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefähr auf gleiche Weiſe als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heirathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ungeachtet aber ſehe ich nicht, warum Destouches bei ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte, und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen und ins Spiel zu ſetzen, ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genannt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der Tragödie, wo die Charaktere weniger weſentlich ſind und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der königlichen Druckerei zu Paris erſchien, meldet uns in der Vorrede zu dieſer Ausgabe eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nämlich habe ſich in England verheirathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen, und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheiratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben? — ſo dürfte die vermeinte Nachahmung des Campiſtron um ſo eher wegfallen.

Zweinndfunfzigſtes Stück.

Den 27. October 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags, den 9. Juli) ward Schlegels Triumph der guten Frauen aufgeführt.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrifft und von der Reife ſeines Urhebers zeugt. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen und räche ſich nie an ihnen, die allzuviel Witz darin gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben. [1] Molieres Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kommt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Charakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nüancen des nämlichen Charakters können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, oder ſo menſchenfreundlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Vorſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführt worden; man verſichert mich aber auch durchgängig, und

[1] Misanthrope Acte II. Sc. 4.

C'est de la tête aux pieds, un homme tout mistère,
Qui vous jette, en passant, un coup d'œil égaré,
Et sans aucune affaire est toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il assomme le monde.
Sans cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille
Et jusques au bon jour, il dit tout à l'oreille.

er eben gemachten Betrachtung ist es mir sehr be-
ch, daß man ihn läppischer gefunden habe, als lustig.
er Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er
aufgeführt worden, und so oft er noch aufgeführt
n, überall und jederzeit, einen sehr vorzüglichen Bei-
halten; und daß sich dieser Beifall auf wahre Schön-
gründen müsse, daß er nicht das Werk einer über-
nden blendenden Vorstellung sey, ist daher klar, weil
ch niemand nach Lesung des Stücks zurückgenommen.
s zuerst gelesen, dem gefällt es um so viel mehr,
er es spielen sieht, und wer es zuerst spielen gesehen,
efällt es um so viel mehr, wenn er es liest. Auch
es die strengsten Kunstrichter eben so sehr seinen
n Lustspielen, als diese überhaupt dem gewöhnlichen
deutscher Komödien vorgezogen.

Ich las, sagt einer von ihnen,[1] den geschäftigen
ggänger; die Charaktere schienen mir vollkommen
em Leben; solche Müßiggänger, solche in ihre Kinder
rrte Mütter, solche schalwitzige Besuche und solche
e Pelzhändler sehen wir alle Tage. So denkt, so lebt,
delt der Mittelstand unter den Deutschen. Der Dich-
t seine Pflicht gethan, er hat uns geschildert, wie wir
Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich las darauf
Triumph der guten Frauen. Welchen Unterschied!
finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren
lungen, ächten Witz in ihren Gesprächen, und den
iner feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange."

er vornehmste Fehler, den ebenderselbe Kunstrichter
bemerkt hat, ist der, daß die Charaktere an sich selbst
deutsch sind. Und leider muß man diesen zugestehen.
ind aber in unsern Lustspielen schon zu sehr an fremde
esonders an französische Sitten gewöhnt, als daß er
esonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

Nikander, heißt es, ist ein französischer Abenteurer,
uf Eroberungen ausgeht, allen Frauenzimmern nach-
keinem im Ernste gewogen ist, alle ruhigen Ehen in
nigkeit zu stürzen, aller Frauen Verführer und aller
ner Schrecken zu werden sucht, und der bei allem die-
ein schlechtes Herz hat. Die herrschende Verderbniß
itten und Grundsätze scheint ihn mit fortgerissen zu
. Gottlob! daß ein Deutscher, der so leben will, das
rbteste Herz von der Welt haben muß. — Hilaria,
des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlassen, und nunmehr in zehn Jahren nicht gesehen hat, kommt auf den Einfall ihn aufzusuchen. Sie kleidet sich als eine Mannsperson, und folgt ihm unter dem Namen Philint in alle Häuser nach, wo er Avanturen sucht. Philint ist witziger, flatterhafter und unverschämter als Nikander. Das Frauenzimmer ist dem Philint mehr gewogen, und sobald er mit seinem frechen, aber doch artigen Wesen sich sehen läßt, steht Nikander da wie verstummt. Dieses giebt Gelegenheit zu sehr lebhaften Situationen. Die Erfindung ist artig, der zweifache Charakter wohl gezeichnet, und glücklich in Bewegung gesetzt; aber das Original zu diesem nachgeahmten Petitmaitre ist gewiß kein Deutscher."

„Was mir, fährt er fort, sonst an diesem Lustspiele mißfällt, ist der Charakter des Agenors. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieser Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyrannisirt seine unschuldige Juliane auf das unwürdigste, und hat recht seine Lust sie zu quälen. Grämlich, so oft er sich sehen läßt, spöttisch bei den Thränen seiner gekränkten Frau, argwöhnisch bei ihren Liebkosungen, boshaft genug, ihre unschuldigsten Reden und Handlungen durch eine falsche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eifersüchtig, hart, unempfindlich, und wie sie sich leicht einbilden können, in seiner Frau Kammermädchen verliebt. — Ein solcher Mann ist gar zu verderbt, als daß wir ihm eine schleunige Besserung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher sich die Falten seines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane noch die Leser wissen recht, was er will. Eben so wenig hat der Dichter Raum gehabt, seine Besserung gehörig vorzubereiten und zu veranstalten. Er mußte sich begnügen, dieses gleichsam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu schaffen hatte. Kathrine, dieses edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, sagt gar recht am Ende des Lustspiels: Die geschwindesten Bekehrungen sind nicht allemal die aufrichtigsten! Wenigstens so lange dieses Mädchen im Hause ist, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit stehen."

Ich freue mich, daß die beste deutsche Komödie dem richtigsten deutschen Beurtheiler in die Hände gefallen ist. Und doch war es vielleicht die erste Komödie, die dieser Mann beurtheilte.

Briefe, die neueste Literatur betreffend. Th. XXI. S. 133. M. Mendelssohn.)

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zweiter Band.

Dreiundfunfzigſtes Stück.

Den 8. November 1767.

Den einundvierzigſten Abend (Freitags, den 10. Julius) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr wiederholt.

„Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus,[1] führt den Namen der Frau von Graffigni, iſt aber ein Werk des Abts von Voiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graffigny, der es erſt in ihrem vierundfunfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerin zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a laissé 81 vers qui y existent dans leur entier.“ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beibehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: ſo iſt es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen Verſe kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſten ſoll, nur in einem etwas geſuchteren Style zu ſchreiben, ohne daß ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen nichts wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verſe machen, können dergleichen Verſe am erſten entwiſchen; eben weil ſie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es alſo eben ſo wenig zu vermeiden als zu beobachten verſtehen.

Was hat Cenie ſonſt für Merkmale, daß ſie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne gefloſſen ſeyn? „Das Frauenzimmer überhaupt, ſagt Rouſſeau,[2] liebt keine einzige Kunſt, verſteht ſich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich ſeyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geſchmack, nichts als Anmuth, höchſtens Gründlichkeit und Philoſophie verlangen. Es kann ſich Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und alle Talente erwerben, die ſich durch Mühe und Arbeit erwerben laſſen. Aber jenes himmliſche Feuer, welches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um ſich greifende, verzehrende Genie, jene brennende Beredſamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innerſten unſeres Herzens mittheilen; werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.“

Alſo fehlen ſie wohl auch der Cenie? Oder, wenn ſie ihr nicht fehlen, ſo muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ſeyn? Rouſſeau ſelbſt würde ſo nicht ſchließen. Er ſagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt abſprechen zu müſſen glaube, wolle er darum keiner Frau insbeſondere ſtreitig machen. (Ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes.[1]) Und dieſes ſagt er eben auf Veranlaſſung der Cenie, eben da, wo er die Graffigni als die Verfaſſerin derſelben anführt. Dabei merke man wohl, daß Graffigni ſeine Freundin nicht war, daß ſie übels von ihm geſprochen hatte, daß er ſich an eben der Stelle über ſie beklagt. Dem ungeachtet erklärt er ſie lieber für eine Ausnahme ſeines Satzes, als daß er im geringſten auf das Vorgeben des Chevrier anſpielen ſollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freimüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt geweſen wäre.

Chevrier hat mehr ſolche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieſer Abt, wie Chevrier wiſſen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komiſche Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht Sie, die Actrice, von der er ſagt, daß ſie kaum leſen könne. Sein Beweis iſt ein Gaſſenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es iſt allerdings wahr, daß die Gaſſenhauer in der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt unter die glaubwürdigſten Dokumente gehören.

Warum ein Geiſtlicher ein ſehr verliebtes Singſpiel unter fremden Namen in die Welt ſchicke, ließe ſich endlich noch begreifen. Aber warum er ſich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, iſt ſchwerlich abzuſehen. Dieſer Abt hat ja ſonſt mehr als ein Stück aufführen und drucken laſſen, von welchen ihn jedermann als den Verfaſſer kennt, und die der Cenie bei weitem nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau

[1] Observateur de Spectacles. Tome I. p. 211.
[2] *à d'Alembert*, p. 193.

[1] Ibid., p. 78.

von vierundfunfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, ist es wahrscheinlich, daß er es gerade mit seinem besten Werke würde gethan haben? —

Den zweiundvierzigsten Abend (Montags, den 13. Julius) ward die Frauenschule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits seine Männerschule gemacht, als er im Jahre 1662 diese Frauenschule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennet, würde sich sehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit gepredigt würde. Es sind beides witzige Possenspiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachsen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Männerschule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts darin hätte lehren wollen, als daß das dümmste Mädchen noch immer Verstand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufsicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachsicht und Freiheit. Wirklich ist für das weibliche Geschlecht in der Frauenschule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit diesem Titel auf die Ehestandsregeln, in der zweiten Scene des dritten Acts, gesehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwei glücklichsten Stoffe zur Tragödie und Komödie, sagt Trublet,[1] sind der Cid und die Frauenschule. Aber beide sind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als diese Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Diese Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle.“

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieses meine. Oder falls es ihm so schon verständlich genug war, wenn er es doch auch seinen Lesern mit ein Paar Worten hätte verständlich machen wollen. Ich wenigstens bekenne, daß ich gar nicht absehe, wo Fontenelle mit diesem Räthsel hingewollt. Ich glaube, er hat sich versprochen; oder Trublet hat sich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieser Männer, der Stoff der Frauenschule so besonders glücklich ist, und Moliere in der Ausführung desselben nur zu kurz gefallen: so hätte sich dieser auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff ist nicht von ihm, sondern theils aus einer spanischen Erzählung, die man bei dem Scarron, unter dem Titel: die vergebliche Vorsicht, findet, theils aus den spaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem seiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit seiner Geliebten gekommen, ohne zu wissen, daß dieser Freund sein Nebenbuhler ist.

„Die Frauenschule, sagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worin zwar alles nur Erzählung, aber doch so künstliche Erzählung ist, daß alles Handlung zu seyn scheint.“

Wenn das Neue hierin bestand, so ist es sehr gut, daß man die neue Gattung eingehen lassen. Mehr oder weniger künstlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen sehen. — Aber ist es denn auch wahr, daß alles darin erzählt wird? daß alles nur Handlung zu seyn scheint? Voltaire hätte diesen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen sollen; oder, anstatt ihn in ein anscheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigstens die Antwort beifügen sollen, die Moliere selbst darauf ertheilte, und die sehr passend ist. Die Erzählungen nämlich sind in diesem Stücke, vermöge der innern Verfassung desselben, wirkliche Handlung; sie haben alles, was zu einer komischen Handlung erforderlich ist; und es ist bloße Wortklauberei, ihnen diesen Namen hier streitig zu machen.[1] Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen diese Vorfälle auf den betrognen Alten machen, wenn er sie erfährt. Das Lächerliche dieses Alten wollte Moliere vornehmlich schildern; ihn müssen wir also vornehmlich sehen, wie er sich bei dem Unfalle, der ihm drohet, gebärdet; und dieses hätten wir so gut nicht gesehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unsern Augen hätte vorgehen lassen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen lassen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er sich anthut, diesen Verdruß zu verbergen; der höhnische Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progressen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubt; das Erstaunen, die stille Wuth, in der wir ihn sehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ungeachtet sein Ziel glücklich verfolgt: das sind Handlungen, und weit komischere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbst in der Erzählung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntschaft, ist mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen sähen.

Also, anstatt von der Frauenschule zu sagen, daß alles darin Handlung scheine, obgleich alles nur Erzählung sey, glaubte ich mit mehrerem Rechte sagen zu können, daß alles Handlung darin sey, obgleich alles nur Erzählung zu seyn scheine.

Vierundfunfzigstes Stück.

Den 6. November 1767.

Den dreiundvierzigsten Abend (Dienstags, den 14. Julius) ward die Mütterschule des La Chaussee, und den vierundvierzigsten Abend (als den 15.) der Graf von Essex wiederholt.

Da die Engländer von jeher so gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, so kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerspielen über diesen Gegenstand nicht fehlen wird. Das älteste ist das von Joh.

[1] Essais de Litt. et de Morale. T. IV. p. 295.

[1] In der Kritik der Frauenschule, in der Person des Dorante: Les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet.

Banks, unter dem Titel: der unglückliche Liebling, oder Graf von Eſſex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beifall. Damals aber hatten die Franzoſen ſchon drei Eſſexe: des Calprenede von 1638, des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille von eben dieſem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzoſen auch hierin nicht möchten zuvorgekommen ſeyn, ſo würden ſie ſich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerſpiel von 1611, in welchem man die Geſchichte und den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte. [1]

Banks ſcheint keinen von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern gekannt zu haben. Er iſt aber einer Novelle gefolgt, die den Titel: Geheime Geſchichte der Königin Eliſabeth und des Grafen von Eſſex, führt, [2] wo er den ganzen Stoff ſich ſo in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn bloß zu dialogiren, ihm bloß die äußere dramatiſche Form zu ertheilen brauchte. Hier iſt der ganze Plan, wie er von dem Verfaſſer der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Leſern nicht unangenehm iſt, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unſer Mitleid gegen den unglücklichen Grafen deſto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entſchuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabenſten Eigenſchaften eines Helden beigelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er ſeine Leidenſchaften nicht beſſer in ſeiner Gewalt hat. Burleigh, der erſte Miniſter der Königin, der auf ihre Ehre ſehr eiferſüchtig iſt, und den Grafen wegen der Gunſtbezeigungen beneidet, mit welchen ſie ihn überhäuft, bemüht ſich unabläſſig, ihn verdächtig zu machen. Hierin ſteht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind iſt, treulich bei; und beide werden von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen ſonſt geliebt hatte, nun aber, weil ſie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was ſie nicht beſitzen kann, zu verderben ſucht. Die ungeſtüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und ſie erreichen ihre Abſicht auf folgende Weiſe.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generaliſſimus, mit einer ſehr anſehnlichen Armee gegen den Tyrone geſchickt, welcher in Irland einen gefährlichen Aufſtand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln ſah ſich der Graf genöthigt, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, weil ſeine Truppen durch Strapazen und Krankheiten ſehr abgemattet waren, Tyrone aber mit ſeinen Leuten ſehr vortheilhaft poſtirt ſtand. Da dieſe Unterhandlung zwiſchen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Menſch dabei zugegen ſeyn durfte, ſo wurde ſie der Königin als ihrer Ehre höchſt nachtheilig, und als ein gar nicht zweideutiger Beweis vorgeſtellt, daß Eſſex mit den Rebellen in einem heimlichen Verſtändniſſe ſtehen müſſe. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten ſie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches ſie aber ſo wenig zu verſtatten geneigt iſt, daß ſie ſich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen ſehr aufgebracht bezeigt. Sie wiederholt die vorigen Dienſte, welche der Graf der Nation erwieſen, und erklärt, daß ſie die Undankbarkeit und den boshaften Neid ſeiner Ankläger verabſcheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Eſſex, nimmt ſich zugleich ſeiner auf das lebhafteſte an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin, einen ſolchen Mann nicht unterdrücken laſſen; und ſeine Feinde müſſen vor dieſesmal ſchweigen. (Erſter Act.)

Indeß iſt die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, ſondern läßt ihm befehlen, ſeine Fehler wieder gut zu machen, und Irland nicht eher zu verlaſſen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhigt habe. Doch Eſſex, dem die Beſchuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn ſeine Feinde bei ihr anzuſchwärzen ſuchen, iſt viel zu ungeduldig, ſich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin ungeachtet, nach England über. Dieſer unbedachtſame Schritt macht ſeinen Feinden eben ſo viel Vergnügen, als ſeinen Freunden Unruhe; beſonders zittert die Gräfin von Rutland, mit welcher er insgeheim verheirathet iſt, vor den Folgen. Am meiſten aber betrübt ſich die Königin, da ſie ſieht, daß ihr durch dieſes raſche Betragen aller Vorwand benommen iſt, ihn zu vertreten, wenn ſie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die ſie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm trägt, erregen in ihrer Bruſt den grauſamſten Kampf. Sie ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, ob ſie den verwegnen Mann nach dem Tower ſchicken, oder den geliebten Verbrecher vor ſich laſſen und ihm erlauben ſoll, ſich gegen ſie ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich entſchließt ſie ſich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einſchränkung; ſie will ihn ſehen, aber ſie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ſoll, für ſeine Vergehungen ſo bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham ſind bei dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig. Die Königin iſt auf die letztere gelehnt, und ſcheint tief im Geſpräche zu ſeyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzuſehen. Nachdem ſie ihn eine Weile vor ſich knieen laſſen, verläßt ſie auf einmal das Zimmer, und gebietet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu laſſen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorſam zu ſeyn; ſelbſt Southampton geht mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der troſtloſen Rutland, wieder, ihren Freund bei ſeinem

[1] Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147.
[2] *The Companion* to the Theatre. Vol. II. p. 99.

lle zu beklagen. Gleich darauf ſchickt die Königin den
:igh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Commando-
ıbzunehmen; er weigert ſich aber, ihn in andere, als
r Königin eigene Hände zurück zu liefern, und beiden
ſtern wird, ſowohl von ihm, als von dem Southamp-
ſehr verächtlich begegnet. (Zweiter Act.)

Die Königin, der dieſes ſein Betragen ſogleich hinter-
t wird, iſt äußerſt gereizt, aber doch in ihren Ge-
n noch immer uneinig. Sie kann weder die Verun-
)fungen, deren ſich die Nottingham gegen ihn erkühnt,
die Lobſprüche vertragen, die ihm die unbedachtſame
ınd aus der Fülle ihres Herzens ertheilt; ja, dieſe
hr noch mehr zuwider als jene, weil ſie daraus ent-
daß die Rutland ihn liebt. Zuletzt befiehlt ſie, dem
ıchtet, daß er vor ſie gebracht werden ſoll. Er kömmt,
)erſucht es, ſeine Aufführung zu vertheidigen. Doch
ründe, die er deßfalls beibringt, ſcheinen ihr viel zu
ch, als daß ſie ihren Verſtand von ſeiner Unſchuld
eugen ſollten. Sie verzeiht ihm, um der geheimen
ıng, die ſie für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber
ich entſetzt ſie ihn aller ſeiner Ehrenſtellen, in Betrach-
deſſen, was ſie ſich ſelbſt, als Königin, ſchuldig zu
glaubt. Und nun iſt der Graf nicht länger vermö-
, ſich zu mäßigen; ſeine Ungeſtümheit bricht los; er
den Stab zu ihren Füßen, und bedient ſich verſchie-
Ausdrücke, die zu ſehr wie Vorwürfe klingen, als
ſie den Zorn der Königin nicht aufs höchſte treiben
ı. Auch antwortet ſie ihm darauf, wie es Zornigen
ıatürlich iſt; ohne ſich um Anſtand und Würde, ohne
ım die Folgen zu bekümmern: nämlich, anſtatt der
ort, giebt ſie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift
dem Degen, und nur der einzige Gedanke, daß es
Königin, daß es nicht ſein König iſt, der ihn ge-
)en, mit einem Worte, daß es eine Frau iſt, von der
: Ohrfeige hat, hält ihn zurück, ſich thätlich an ihr
rgehen. Southampton beſchwört ihn, ſich zu faſſen;
er wiederholt ſeine ihr und dem Staate geleiſteten
ſte nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh
niederträchtigen Neid, ſo wie der Königin ihre Un-
)tigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußerſten Wuth;
ıiemand als Southampton bleibt bei ihm, der Freund-
genug hat, ſich jetzt eben am wenigſten von ihm
en zu laſſen. (Dritter Act.)

Der Graf geräth über ſein Unglück in Verzweiflung;
ıft wie unſinnig in der Stadt herum, ſchreit über das
angethane Unrecht und ſchmäht auf die Regierung.
das wird der Königin, mit vielen Uebertreibungen,
:rgeſagt, und ſie giebt Befehl, ſich der beiden Grafen
rſichern. Es wird Mannſchaft gegen ſie ausgeſchickt,
erden gefangen genommen, und in den Tower in Ver-
geſetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht wer-
Doch indeß hat ſich der Zorn der Königin gelegt,
günſtigern Gedanken für den Eſſex wiederum Raum
gemacht. Sie will ihn alſo, ehe er zum Verhöre geht,
allem, was man ihr dawider ſagt, ungeachtet, nochmals
ſehen; und da ſie beſorgt, ſeine Verbrechen möchten zu
ſtrafbar befunden werden, ſo giebt ſie ihm, um ſein Leben
wenigſtens in Sicherheit zu ſetzen, einen Ring, mit dem
Verſprechen, ihn gegen dieſen Ring, ſobald er ihn ihr zu-
ſchicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Faſt
aber bereut ſie es wieder, daß ſie ſo gütig gegen ihn ge-
weſen, als ſie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rut-
land vermählt iſt; und es von der Rutland ſelbſt erfährt,
die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Act.)

Fünfundfunfzigſtes Stück.

Den 10. November 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geſchieht; Eſſex wird nach den Geſetzen ſchuldig befunden und verurtheilt, den Kopf zu verlieren; ſein Freund Southampton deßgleichen. Nun weiß zwar die Eliſabeth, daß ſie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber ſie glaubt auch, daß eine ſolche freiwillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und alſo will ſie ſo lange warten, bis er ihr den Ring ſenden, und ſelbſt um ſein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geſchehen möge, ſchickt ſie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an ſeine Rettung zu denken. Nottingham ſtellt ſich, das zärtlichſte Mitleid für ihn zu fühlen, und er vertraut ihr das koſtbare Unterpfand ſeines Lebens, mit der demüthigſten Bitte an die Königin, es ihm zu ſchenken. Nun hat Nottingham alles, was ſie wünſcht; nun ſteht es bei ihr, ſich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anſtatt alſo das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet ſie ihn auf das boshafteſte, und malt ihn ſo ſtolz, ſo trotzig, ſo feſt entſchloſſen ab, nicht um Gnade zu bitten, ſondern es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Verſicherung aber voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilt, das Urtheil ohne Anſtand an ihm zu vollziehen. Dabei giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück deſſelben wirklich nahe geht, ſondern weil ſie ſich einbildet, daß Eſſex die Bitterkeit ſeiner Strafe um ſo vielmehr empfinden werde, wenn er ſieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, ſeinem mitſchuldigen Freunde nicht entſtehe. In eben dieſer Abſicht räth ſie der Königin auch, ſeiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor ſeiner Hinrichtung zu ſehen. Die Königin willigt in beides, aber zum Unglück für die grauſame Rathgeberin; denn der Graf giebt ſeiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die ſich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführt, erhält. Aus dieſem Briefe erſieht ſie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und ſie durch dieſe Verrätherin

um ſein Leben bitten laſſen. Sogleich ſchickt ſie, und läßt die Vollſtreckung des Urtheils unterſagen; doch Burleigh und Raleigh, dem ſie aufgetragen war, hatten ſo ſehr damit geeilt, daß die Botſchaft zu ſpät kömmt. Der Graf iſt bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer ſich, verbannt die abſcheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die ſich als Feinde des Grafen erwieſen hatten, ihren bitterſten Unwillen zu erkennen."

Aus dieſem Plane iſt genugſam abzunehmen, daß der Eſſex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinſtimmung iſt, als ſich in dem Eſſex des Corneille findet. Banks hat ſich ziemlich genau an die Geſchichte gehalten, nur daß er verſchiedne Begebenheiten näher zuſammen gerückt, und ihnen einen unmittelbareren Einfluß auf das endliche Schickſal ſeines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige iſt eben ſo wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden ſich, wie ich ſchon angemerkt, in der Hiſtorie, nur jener weit früher und bei einer ganz andern Gelegenheit; ſo wie es auch von dieſem zu vermuthen. Denn es iſt begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da ſie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß ſie ihm dieſes Unterpfand ihrer Gnade jetzt erſt ſollte geſchenkt haben, da er ſich ihrer eben am meiſten verluſtig gemacht hatte, und der Fall, ſich deſſen zu gebrauchen, ſchon wirklich da war. Dieſer Ring ſollte ſie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals geweſen, als er ihn von ihr erhalten; und dieſe Erinnerung ſollte ihm alsdann alle das Verdienſt wiedergeben, welches er unglücklicher Weiſe in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieſes Zeichens, dieſer Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt ſie ihrer günſtigen Geſinnungen auch auf ſo wenige Stunden nicht mächtig zu ſeyn, daß ſie ſich mit Fleiß auf eine ſolche Art feſſeln will? Wenn ſie ihm in Ernſte vergeben hat, wenn ihr wirklich an ſeinem Leben gelegen iſt: wozu das ganze Spiegelgefecht? Warum konnte ſie es bei den mündlichen Verſicherungen nicht bewenden laſſen? Gab ſie den Ring, bloß um den Grafen zu beruhigen; ſo verbindet er ſie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab ſie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung deſſelben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen verſichert zu ſeyn: wie kann ſie in einer ſo wichtigen Sache ſeiner tödtlichſten Feindin glauben? Und hatte ſich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen ſie ſelbſt als eine ſolche bewieſen?

So wie Banks alſo den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beſte Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit beſſere thun, wenn ihn die Königin ganz vergeſſen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu ſpät, eingehändigt würde, indem ſie eben von der Unſchuld, oder wenigſtens geringern Schuld des Grafen noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Hand*lung* des Stücks lange müſſen vorhergegangen ſeyn, und bloß der Graf hätte darauf rechnen müſſen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er geſehen, daß man auf ſeine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu ſehr wider ihn eingenommen ſey, als daß er ſie zu überzeugen hoffen könne, daß er ſie alſo zu bewegen ſuchen müſſe. Und indem ſie ſo bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung ſeiner Unſchuld und die Erinnerung ihres Verſprechens, ihn auch dann, wenn er ſchuldig ſeyn ſollte, für unſchuldig gelten zu laſſen, müßten ſie auf einmal überraſchen, aber nicht eher überraſchen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen ſteht, gerecht und erkenntlich zu ſeyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in ſein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerſpiele! Wie engliſch, wie unanſtändig! — Ehe meine feineren Leſer zu ſehr darüber ſpotten, bitte ich ſie, ſich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Herr von Voltaire darüber gemacht hat, iſt in vielerlei Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage, ſagt er, dürfte man „es nicht wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu „laſſen. Die Schauſpieler ſelbſt wiſſen nicht, wie ſie ſich „dabei anſtellen ſollen; ſie thun nur, als ob ſie eine gäben. „Nicht einmal in der Komödie iſt ſo etwas mehr erlaubt; „und dieſes iſt das einzige Exempel, welches man auf der „tragiſchen Bühne davon hat. Es iſt glaublich, daß man „unter andern mit deßwegen den Cid eine Tragikomödie „betitelte; und damals waren faſt alle Stücke des Scuderi „und des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frank„reich lange der Meinung geweſen, daß ſich das ununter„brochene Tragiſche, ohne alle Vermiſchung mit gemeinen „Zügen, gar nicht aushalten laſſe. Das Wort Tragi„komödie ſelbſt iſt ſehr alt; Plautus braucht es, ſeinen „Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des „Soſias zwar komiſch, Amphitruo ſelbſt aber in allem „Ernſte betrübt iſt." — Was der Herr von Voltaire nicht alles ſchreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrſamkeit zeigen will, und wie ſehr er meiſtentheils damit verunglückt!

Es iſt nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragiſchen Bühne iſt. Voltaire hat den Eſſex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgeſetzt, daß die tragiſche Bühne ſeiner Nation allein dieſen Namen verdiene. Unwiſſenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwiſſenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, iſt eben ſo unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorſtellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Perſonen, die einen vergnügten Ausgang hat; das iſt der Cid, und die Ohrfeige kam dabei gar nicht in Betrachtung; denn dieſer Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach ſein Stück eine Tragödie, ſobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Kataſtrophe haben müſſe. Plautus braucht zwar das Wort Tragico-comoedia: aber er braucht

ß im Scherze; und gar nicht, um eine beſondere Gat-
damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in dieſem Ver-
kein Menſch abgeborgt, bis es in dem ſechzehnten
underte den ſpaniſchen und italieniſchen Dichtern ein-
gewiſſe von ihren dramatiſchen Mißgeburten ſo zu
n.[1] Wenn aber auch Plautus ſeinen Amphitruo im
ſo genannt hätte, ſo wäre es doch nicht aus der Ur-
geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der
il, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch,
er, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht
t hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragikomödie
n wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir
gen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo
als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil
komiſche Handlung größtentheils unter höhern Per-
vorgeht, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt
Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

m ut commixta sit Tragico-comoedia:
me perpetuo facere ut sit Comoedia
quo veniant et di, non par arbitror.
igitur? quoniam hic servus quoque partes habet,
m hanc, proinde ut dixi, Tragico-comoediam.

Sechsundfunfzigſtes Stück.

Den 13. November 1767.

ber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Ein-
t es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann
hre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern be-
t, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird,
le Genugthuung, die ihm die Geſetze dafür verſchaffen
n, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten
ſt, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächt, und
ine eben ſo eigenmächtige Art gerächt ſeyn, als ſie
ien worden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre
e dieſes gebietet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie
t, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum
s nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohr-
i dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

„Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabei anſtellen ſollen.“ Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Colliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Masken bedauern möchte. Der Schauſpieler kann unſtreitig unter der Maske mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bei der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thunlich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſicht ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirrt; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebt, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stande angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! — Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchließungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama

[1] Ich weiß zwar nicht, wer dieſen Namen eigentlich zuerſt ge-
t hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht iſt. He-
agte: Je ne sçai si Garnier fut le premier qui s'en servit,
l a fait porter ce titre à sa Bradamante, ce que depuis
urs ont imité. (Prat. du Th. liv. II. ch. 10.) Und dabei
es die Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Theaters auch nur
bewenden laſſen. Aber ſie machen die leichte Vermuthung des
is zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu einer
nen Erfindung. Voici la première Tragi-Comédie, ou pour
dire le premier poëme du Theatre qui a porté ce titre
rnier ne connoissoit pas assez les finesses de l'art qu'il
soit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, et
s secours des Anciens, ni de ses contemporains, fait entre-
ne idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du
r siecle. Garniers Brabamante iſt von 1682, und ich kenne
enge weit frühere ſpaniſche und italieniſche Stücke, die dieſen
führen.

verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige? die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſchen Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beiden Extremen, der Tragödie und dem Poſſenſpiele, die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllt? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bei dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben jetzt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabei betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabei einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

Ces satisfactions n'appaissent point une ame:
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'est de déshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen ſchnurſtracks zuwider liefen. Corneille erhielt alſo zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulaſſen; und ſie wurden aus dem Munde der Schauſpieler verbannt. Aber jeder Zuſchauer ergänzte ſie aus dem Gedächtniſſe und aus ſeiner Em-

pfindung.

In dem Eſſex wird die Ohrfeige dadurch noch kritiſcher, daß ſie eine Perſon giebt, welche die Geſetze der Ehre nicht verbinden. Sie iſt Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er ſpotten; denn eine Frau kann weder ſchimpfen, noch ſchlagen. Aber dieſe Frau iſt zugleich der Souverain, deſſen Beſchimpfungen unauslöſchlich ſind, da ſie von ſeiner Würde eine Art von Geſetzmäßigkeit erhalten. Was kann alſo natürlicher ſcheinen, als daß Eſſex ſich wider dieſe Würde ſelbſt auflehnt, und gegen die Höhe tobt, die den Beleidiger ſeiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigſtens nicht, was ſeine letzten Vergehungen ſonſt wahrſcheinlich hätte machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen konnte und durfte ihn ſo weit nicht treiben. Aber durch eine ſo knechtiſche Behandlung außer ſich gebracht, ſehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entſchuldigung unternehmen. Die Königin ſelbſt muß ihn aus dieſem Geſichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben ſo ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geſchichte zu verdienen ſcheint, wo das, was er hier in der erſten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Abſichten geſchieht.

Der Streit, ſagt die Geſchichte, bei welchem Eſſex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er ſahe, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer ſehr verächtlichen Gebärde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und ſeine fuhr nach dem Degen. Er ſchwur, daß er dieſen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn ſelbſt von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und ſo begab er ſich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über dieſen Vorfall ſchrieb, iſt mit dem würdigſten Stolze abgefaßt, und er ſchien feſt entſchloſſen, ſich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirkſamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Dieſe Verſöhnlichkeit, wenn ſie ernſtlich war, macht uns eine ſehr ſchlechte Idee von ihm; und keine viel beſſere, wenn ſie Verſtellung war. In dieſem Falle war er wirklich ein Verräther, der ſich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunct gekommen zu ſeyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über dieſe Verſchmälerung ſeiner Einkünfte verblendete ihn ſo, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geſchichte, und verachten ihn. Aber nicht ſo bei dem Banks, der ſeinen Aufſtand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treuloſen Abſichten gegen ſeine Königin beilegt. Sein Fehler iſt der Fehler einer edlen Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der bloß durch die Bosheit ſeiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geſchenkt war.

Siebenundfunfzigstes Stück.

Den 17. November 1767.

Banks hat die nämlichen Worte beibehalten, die Eſſex r die Ohrfeige ausſtieß. Nur daß er ihn dem einen nriche noch alle Heinriche in der Welt, mit ſammt Alexan- r, beifügen läßt.[1] Sein Eſſex iſt überhaupt zu viel ihler; und es fehlt wenig, daß er nicht ein eben ſo großer iconier iſt, als der Eſſex des Gaſconiers Calprenede. bei erträgt er ſein Unglück viel zu kleinmüthig, und iſt gegen die Königin eben ſo kriechend, als er vorher neſſen gegen ſie war. Banks hat ihn zu ſehr nach dem en geſchildert. Ein Charakter, der ſich ſo leicht vergißt, ein Charakter, und eben daher der dramatiſchen Nach- tung unwürdig. In der Geſchichte kann man dergleichen verſprüche mit ſich ſelbſt für Verſtellung halten, weil in der Geſchichte doch ſelten das Innerſte des Herzens nen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem den allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wiſſen ſoll- , ob ſeine Geſinnungen wirklich mit den Handlungen, wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinſtimmen oder t. Ja, ſie mögen es, oder ſie mögen es nicht: der giſche Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen. ne Verſtellung fällt der Charakter weg; bei der Ver- ung die Würde deſſelben.

Mit der Eliſabeth hat er in dieſen Fehler nicht fallen nen. Dieſe Frau bleibt ſich in der Geſchichte immer ſo kommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre tlichkeit ſelbſt, ihre heimliche Liebe zu dem Eſſex, hat nit vieler Anſtändigkeit behandelt; ſie iſt auch bei ihm iſſermaßen noch ein Geheimniß. Seine Eliſabeth klagt t, wie die Eliſabeth des Corneille, über Kälte und Ver- ung, über Glut und Schickſal; ſie ſpricht von keinem te, das ſie verzehre; ſie jammert nicht, daß ihr der dankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem ſie ihm doch tlich genug zu verſtehen gegeben, daß er um ſie allein gen ſolle, u. ſ. w. Keine von dieſen Armſeligkeiten mt über ihre Lippen. Sie ſpricht nie als eine Verliebte; r ſie handelt ſo. Man hört es nie, aber man ſieht es, theuer ihr Eſſex ehedem geweſen, und noch iſt. Einige ken Eiferſucht verrathen ſie; ſonſt würde man ſie ſchlech- ings für nichts, als für ſeine Freundin halten können.

Mit welcher Kunſt aber Banks ihre Geſinnungen gegen Grafen in Action zu ſetzen gewußt, das können folgende nen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königin glaubt allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird ſie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich ſey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich ſo kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu ſeyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erſt auf meinen Knieen Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was iſt's, das Dich bekümmert? Was iſt es, das dieſe erhabene Seele ſo tief herab beugt? — Oder iſt Dir nicht wohl?

Die Königin. Steh auf, ich bitte dich. — Mir iſt ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüſſig zu werden. — Neue Kronen ſind wie neue Kränze; die friſcheſten ſind die lieblichſten. Meine Sonne neigt ſich; ſie hat in ihrem Mittage zu ſehr gewärmt; man fühlt ſich zu heiß; man wünſcht, ſie wäre ſchon untergegangen. — Erzähle mir doch, was ſagt man von der Ueberkunft des Eſſex?

Nottingham. — Von ſeiner Ueberkunft — ſagt man — nicht das Beſte. Aber von ihm — er iſt für einen ſo tapfern Mann bekannt —

Die Königin. Wie? tapfer? da er mir ſo dient? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? Meinen Befehl ſo gering zu ſchätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebteren Lieblingen den Kopf gekoſtet. —

Nottingham. Ja wohl. — Und doch ſollte Eſſex, bei ſo viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er ſollte nicht ſterben?

Die Königin. Er ſoll! — Er ſoll ſterben, und in den empfindlichſten Martern ſoll er ſterben! — Seine Pein ſey, wie ſeine Verrätherei, die größte von allen! — Und dann will ich ſeinen Kopf und ſeine Glieder, nicht unter den finſteren Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchſten Zinnen will ich ſie aufgeſteckt wiſſen, damit jeder, der vorübergeht, ſie erblicke und ausrufe: Siehe da, den ſtolzen, undankbaren Eſſex! Dieſen Eſſex, welcher der Gerechtigkeit ſeiner Königin trotzte! — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was ſagſt du, Nottingham? Meinſt du nicht auch? — Du ſchweigſt? Warum ſchweigſt du? Willſt du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlſt, Königin, ſo will ich Dir alles ſagen, was die Welt von dieſem ſtolzen, undankbaren Manne ſpricht. —

[1] Act. III.

— — — — By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I swear, that had you been a Man you durst not,
Nay, your bold Father Harry durst not this
Have done — Why say I him? Not all the Harrys,
Nor Alexander's self, were he alive,
Shou'd boast of such a deed on Essex done
Without revenge. — — —

Die Königin. Thu das! — Laß hören: was sagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königin? — Wer ist es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung spräche? Der Nachruhm eines verstorbenen Heiligen ist nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieses einzige wünscht man, und wünscht es mit den heißesten Thränen, die aus der reinsten Liebe gegen Dich entspringen, — dieses einzige, daß Du geruhen möchtest, ihren Beschwerden gegen diesen Essex abzuhelfen, einen solchen Verräther nicht länger zu schützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern —

Die Königin. Wer hat mir vorzuschreiben?

Nottingham. Dir vorzuschreiben! — Schreibt man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefster Unterwerfung anflehet? — Und so flehet Dich alles wider den Mann an, dessen Gemüthsart so schlecht, so boshaft ist, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu spielen. — Wie stolz! wie aufgeblasen! Und wie unartig, pöbelhaft stolz; nicht anders als ein elender Lakai auf seinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer ist, räumt man ihm ein; aber so, wie es der Wolf oder der Bär ist, blind zu, ohne Plan und Vorsicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, ist fern von ihm. Die geringste Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raset über ein Nichts; alles soll sich vor ihm schmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer selbst, der den ersten Samen des Lasters in dem Himmel ausstreute, war nicht ehrgeiziger und herrschsüchtiger, als er. Aber, so wie dieser aus dem Himmel stürzte — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferst dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören — (bei Seite) Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du solltest dich schämen, so etwas auch nur nachzusagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es ist nicht einmal wahr, daß der Pöbel das sagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünscht, daß er es sagen möchte.

Nottingham. Ich erstaune, Königin —

Die Königin. Worüber?

Nottingham. Du geboteſt mir selbst, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünscht dir dieses Gebot kam! wie vorbereitet du darauf wareſt! Auf einmal glühte dein Gesicht, flammte dein Auge; das volle Herze freute sich, überzufließen, und jedes Wort, jede Gebärde hatte seinen längst abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlt habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin seine Königin. Mir steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auch hat er sich der gräßlichsten Verbrechen gegen meine Person schuldig gemacht. Mich hat er beleidigt, aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidigt haben? Du hast keine Gesetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er streben könnte. Was findest du denn also für ein grausames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu schlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schicksal selbst erklärt sich wider diesen Mann, und doch scheint er dir kein Mitleid, keine Entschuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königin, —

Die Königin. Geh, es sey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Achtundfunfzigstes Stück.

Den 20. November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erscheint Rutland. Man erinnere sich, daß Rutland, ohne Wissen der Königin, mit dem Essex vermählt ist.

Die Königin. Kömmst du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geschickt. — Wie ist's? Ich finde dich, seit einiger Zeit, so traurig. Woher diese trübe Wolke, die dein holdes Auge umzieht? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann suchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königin so gnädig auf mich herabsieht.

Die Königin. Wie kannst du so reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. Du sollst es daraus schon sehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Essex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen.

Rutland (bei Seite). Wie fahre ich bei diesem theuren Namen zusammen! Mein Gesicht wird mich verrathen. Ich fühl' es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir sage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein so überraschendes, gütiges Vertrauen, Königin, —

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdienst. — Komm, Rutland, ich will dir alles sagen. Du sollst mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirst du es auch gehört haben, wie sehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann schreit; was für Verbrechen es ihm zur Last legt. Aber das Schlimmste weißt du vielleicht noch nicht? Er ist heute aus Irland angekommen;

wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelassen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl sagen, was ich denke? — Das Geschrei des Volkes ist nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß ist öfters so ungegründet —

Die Königin. Du sprichst die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er ist dem ungeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, so will ich mich nicht unter ihr Joch bringen lassen. Sie vergessen, daß ich ihre Königin bin. Ah, Liebe; so ein Freund hat mir längst gefehlt, gegen den ich so meinen Kummer ausschütten kann! —

Rutland. Siehe, meine Thränen, Königin — Dich so leiden zu sehen, die ich so bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Brust zu beschwören, und Balsam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, so wärest Du mein guter Engel! mitleidige, beste Rutland! — Sage, ist es nicht Schade, daß so ein braver Mann ein Verräther seyn soll? daß so ein Held, der wie ein Gott verehrt ward, sich so erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir sprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir sprechen hören!

Die Königin. Hast du ihn wirklich von mir sprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeisterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl spricht, dessen er nicht mächtig ist. Sie ist, sagte er, die Göttin ihres Geschlechts, so weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in diesen am meisten bewundern, Schönheit und Reiz, in ihr nur die Schatten sind, ein größeres Licht dagegen abzusetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert sich in ihr, wie der schwache Schimmer eines Sternes in dem alles überströmenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts übersteigt ihre Güte; die Huld selbst beherrscht, in ihrer Person, diese glückliche Insel; ihre Gesetze sind aus dem ewigen Gesetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er sich dann mit einem Seufzer, der sein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß sie nicht unsterblich seyn kann! Ich wünsche ihn nicht zu erleben, den schrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit diesen Abglanz von sich zurückruft, und mit eins sich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer so neu, als wahr in Deinem Lobe, dessen unversiegene Quelle von den lautersten Gesinnungen gegen Dich überströmte —

Die Königin. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugnisse, das du ihm giebst!

Rutland. Und kannst ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Gesetze übertreten. — Ich muß mich schämen, ihn länger zu schützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu sehen.

Rutland. Ihn nicht zu sehen, Königin? nicht zu sehen? — Bei dem Mitleid, das seinen Thron in Deiner Seele aufgeschlagen, beschwöre ich Dich, — Du mußt ihn sehen! Schämen? wessen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen hast? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen sollte Könige schimpfen? — Nein, Königin; sey auch hier Dir selbst gleich. Ja, Du wirst es; Du wirst ihn sehen, wenigstens einmal sehen —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl so geringschätzen können? Ihn, der sich so eigenmächtig vor meine Augen drängen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieses zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er sich sah. Er hörte, was hier vorging; wie sehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen suche. Er kam also, zwar ohne Erlaubniß, aber in der besten Absicht; in der Absicht, sich zu rechtfertigen und Dich nicht hintergehen zu lassen.

Die Königin. Gut; so will ich ihn denn sehen, und will ihn gleich sehen. — O, meine Rutland, wie sehr wünsche ich es, ihn noch immer eben so rechtschaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre diese günstige Gedanken! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hegen. — Rechtschaffen! So wirst Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn schwören; bei aller Deiner Herrlichkeit für ihn schwören, daß er es nie aufgehört zu seyn. Seine Seele ist reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irdische Dünste an sich zieht, und Geschmeiß ausbrütet. — Du sagst, er ist tapfer; und wer sagt es nicht? Aber ein tapferer Mann ist keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtigt; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze seiner Indien wider Dich verschwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe diese noch eintrafen, hatte öfters schon sein Name gesiegt.

Die Königin (bei Seite). Wie beredt sie ist! — Ha! dieses Feuer, diese Innigkeit, — das bloße Mitleid geht so weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (Zu ihr.) Und dann, Rutland, seine Gestalt —

Rutland. Recht, Königin; seine Gestalt. — Nie hat eine Gestalt den innern Vollkommenheiten mehr entsprochen. — Bekenne es, Du, die Du selbst so schön bist, daß man nie einen schönern Mann gesehen! So würdig, so edel, so

kühn und gebieterisch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem so sanften lieblichen Umrisse! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das seltene Muster der Kunst, die aus hundert Gegenständen zusammen suchen muß, was sie hier bei einander findet!

Die Königin (bei Seite). Ich dacht' es! — Das ist nicht länger auszuhalten. — (Zu ihr.) Wie ist dir, Rutland? Du geräthst außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was spielt so den Meister über Dich? Ist es bloß deine Königin, ist es Essex selbst, was diese wahre, oder diese erzwungene Leidenschaft wirkt? — (Bei Seite.) Sie schweigt; — ganz gewiß, sie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Busen erregt? u. s. w.

Hier erscheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu sagen, daß Essex ihren Befehl erwarte. Er soll vor sie kommen. „Rutland," sagt die Königin, „wir „sprechen einander schon weiter; geh' nur. — Nottingham, tritt du näher." Dieser Zug der Eifersucht ist vortrefflich. Essex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie sie verständiger und glücklicher vorbereitet seyn könnte. Essex anfangs, scheint sich völlig unterwerfen zu wollen; aber, da sie ihm befiehlt, sich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königin so weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht schon durch Eifersucht erbittert gewesen wäre. Es ist eigentlich die eifersüchtige Liebhaberin, welche schlägt, und die sich nur der Hand der Königin bedient. Eifersucht überhaupt schlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte diese Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Essex des Corneille gemacht haben. Sie sind so charakteristisch, so voller Leben und Wahrheit, daß das Beste des Franzosen eine sehr armselige Figur dagegen macht.

Neunundfunfzigstes Stück.

Den 24. November 1767.

Nur den Styl des Banks muß man aus meiner Uebersetzung nicht beurtheilen. Von seinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müssen. Er ist zugleich so gemein und so kostbar, so kriechend und so hochtrabend, und das nicht von Person zu Person, sondern ganz durchaus, daß er zum Muster dieser Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwischen beide Klippen, so gut als möglich, durchzuschleichen gesucht; dabei aber doch an der einen lieber, als an der andern, scheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülstigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehrsten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn schwülstig und tragisch halten viele so ziemlich für einerlei. Nicht nur viele der Leser, *auch viele der* Dichter selbst. Ihre Helden sollten wie andere Menschen sprechen? Was wären das für Helden? Ampullae et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blasen und ellenlange Worte, das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen lassen, sagt Diderot, [1] (man merke, daß er vornehmlich von seinen Landsleuten spricht) das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir „haben von den Alten die volle prächtige Versification beibehalten, die sich doch nur für Sprachen von sehr abgemessenen Quantitäten, und sehr merklichen Accenten, nur „für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten gesetzte „und mit Instrumenten begleitete Declamation so wohl „schickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem „Gespräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir „fahren lassen."

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muster nehmen dürfen. Alle Personen sprechen und unterhalten sich da auf einem freien, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müssen also fast immer mit Zurückhaltung und Rücksicht auf ihre Würde sprechen; sie können sich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den ersten den besten Worten entladen; sie müssen sie abmessen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeschafft, die wir unsere Personen größtentheils zwischen ihren vier Wänden lassen: was können wir für Ursache haben, sie dem ungeachtet immer eine so geziemende, so ausgesuchte, so rhetorische Sprache führen zu lassen? Sie hört niemand, als dem sie es erlauben wollen, sie zu hören; mit ihnen spricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die also selbst im Affecte sind, und weder Lust noch Muße haben, Ausdrücke zu controliren. Das war nur von dem Chore zu besorgen, der, so genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und stets die handelnden Personen mehr richtete, als an ihrem Schicksal wirklichen Antheil nahm. Umsonst beruft man sich deßfalls auf den höhern Rang der Personen. Vornehme Leute haben sich besser ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber sie affectiren nicht unaufhörlich, sich besser auszudrücken, als er. Am wenigsten in Leidenschaften; deren jeder seine eigene Beredtsamkeit hat, mit der allein die Natur begeistert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die sich der Unerzogenste so gut versteht, als der Polirteste.

Bei einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemals Empfindung seyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt sie sich mit den simpelsten, gemeinsten, plattesten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Elisabeth sprechen lasse, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem französischen Theater

[1] Zweite Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Uebers. 247.

gesprochen. Den niedrigen, vertraulichen Ton, in dem sie sich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adeligen Landfrau angemessen finden. „Ist dir „nicht wohl? — Mir ist ganz wohl. — Steh auf, ich bitte „dich. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich. — „Erzähle mir doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! „Laß hören! — Gemach, gemach! — Du eiferst dich aus „dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre Zunge! Mir „steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzu„spielen, wie ich will. — Auf den Kopf schlagen. — Wie „ist's? Sey munter, liebe Rutland; ich will Dir einen „wackern Mann suchen. — Wie kannst du so reden? — „Du sollst es schon sehen. — Sie hat mich recht sehr geär„gert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen. — „Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen mich „lehnen. — Ich dacht' es! — Das ist nicht länger auszu„halten." — Ja wohl ist es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunstrichter sagen. —

Werden vielleicht auch manche von meinen Lesern sagen. Denn leider giebt es Deutsche, die noch weit französischer sind, als die Franzosen. Ihnen zu gefallen, habe ich diese Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritisiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr so unendlich beleidigen, die dem Dichter so schwer zu finden waren, die er mit so vieler Ueberlegung dahin und dorthin streute, um den Dialog geschmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anschein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen sie sehr witzig zusammen auf einen Faden, und wollen sich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achselzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennt; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verstand das besser; aber Racine lebte auch bei Hofe."

Dem ungeachtet würde mich das nicht irre machen. Desto schlimmer für die Königinnen, wenn sie wirklich nicht so sprechen, nicht so sprechen dürfen. Ich habe es lange schon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht ist, wo ein Dichter die Natur studiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen. Die wahren Königinnen mögen so gesucht und affectirt sprechen, als sie wollen: seine Königinnen müssen natürlich sprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröste sich immer, wenn er schon sonst keine Königinnen gesprochen hat.

Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur. Grobheit und Wust ist eben so weit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Gränzscheidung dort wahrnimmt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülstigste Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl scheint die Engländer vornehmlich nur der eine in ihrem Banks beleidigt zu haben. Sie tadelten weniger seinen Schwulst, als die pöbelhafte Sprache, die er so edle und in der Geschichte ihres Landes so glänzende Personen führen lasse; und wünschten lange, daß sein Stück von einem Manne, der den tragischen Ausdruck mehr in seiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. [1] Dieses geschah endlich auch. Fast zu gleicher Zeit machten sich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war seiner Profession nach ein Maurer, und vertauschte, wie der alte Ben Johnson, seine Kelle mit der Feder. Nachdem er schon einen Band Gedichte auf Subscription drucken lassen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er seinen Essex 1753 aufs Theater. Als dieser zu London gespielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin gespielt. Aber Brook ließ seinen erst einige Jahre hernach drucken; und so kann es wohl seyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben sowohl den Essex des Jones als den vom Banks genutzt hat. Auch muß noch ein Essex von einem James Ralph vorhanden seyn. Ich gestehe, daß ich keinen gelesen habe, und alle drei nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Essex des Brook, sagt ein französischer Kunstrichter, daß er das Feuer und das Pathetische des Banks mit der schönen Poesie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derselben Verzweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufügt, [2] ist merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariser Parterre auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen spanischen Essex habe ich gelesen, der viel zu sonderbar ist, als daß ich nicht im Vorbeigehen etwas davon sagen sollte. —

Sechzigstes Stück.

Den 27. November 1767.

Er ist von einem Ungenannten, und führt den Titel: Für seine Gebieterin sterben. [3] Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joseph Padrino zu Sevilien

[1] (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in some Places so low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman possessed of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn so celebrated a Part of History with that Dignity of Expression befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greatest the World ever produced.

[2] (Journal Encycl. Mars 1764.) Il a aussi fait tomber en démence la Comtesse de Rutland au moment que cet illustre époux est conduit à l'échafaud; ce moment où cette Comtesse est un objet bien digne de pitié, a produit une très grande sensation, et a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule, il aurait été sifflé et l'on aurait envoyé la Comtesse avec l'Auteur aux Petites-Maisons.

[3] Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de esta Corte.

gedruckt hat, und in der er das vierundſiebzigſte Stück iſt. Wenn er verfertigt worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, woraus es ſich ungefähr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein Verfaſſer weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche die nämliche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abſtatten. Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwei Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen und auf dieſem Landgute hat er, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, viele heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſich dahin, und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von der Gartenthüre bewahrt, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es iſt natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern ſchleicht, wird er, an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben geleiteten Armes der Themſe, ein Frauenzimmer gewahr (es iſt ein ſchwüler Sommerabend), das mit den bloßen Füßen in dem Waſſer ſitzt, und ſich abkühlt. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Dieſe Schönheit, wie billig, wird weitläufig beſchrieben, und beſonders werden über die allerliebſten weißen Füße in dem klaren Waſſer ſehr ſpitzfindige Dinge geſagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwei kryſtallene Säulen in einem fließenden Kryſtalle ſtehen ſieht; er weiß vor Erſtaunen nicht, ob das Waſſer der Kryſtall ihrer Füße iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form condenſirt hat. [1] Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze Maske auf dem weißen Geſichte: er kann nicht begreifen, in welcher Abſicht die Natu göttliches Monſtrum gebildet, und auf ſeinem Ge ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem Helfenbeine ; habe: ob mehr zur Bewunderung, oder mehr z ſpottung? [1] Kaum hat ſich das Frauenzimmer wi gekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb Ty ein Schuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwei Männer mit bloßem Degen auf ſie los gehen, Schuß ſie nicht getroffen zu haben ſcheint. Eſſex ſich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift d der an, und ſie entfliehen. Er will ihnen nach; Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, ſein Leben Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwundet iſt ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die Wun zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärr ſteht; ich möchte nicht gern, daß die Königin de erführe, und ich beſchwöre Euch daher um Eure V genheit. Sie geht und Eſſex bleibt voller Erſtaun dieſe ſonderbare Begebenheit, über die er mit ſei dienten, Namens Coſme, allerlei Betrachtungen Dieſer Coſme iſt die luſtige Perſon des Stücks; er dem Garten geblieben, als ſein Herr hereingegang hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre wache, und verſperrte ihm den Eingang. Furch Coſme für viere; [2] und das ſind die ſpaniſchen Na meiniglich alle. Eſſex bekennt, daß er ſich unfehlb ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Bla ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herzen genomme daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft Rau laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſey dünkt dich, Coſme? — Wer wird's geweſen ſeyn, tete Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die waſchen? [3] — Aus dieſem Zuge kann man leicht Uebrige ſchließen. Sie gehen endlich beide wied es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte über de

[1] Las dos columnas bellas
Metiò dentro del rio, y como al vellas
Vi un crystal en el rio desatado,
Y vi crystal en ellas condensado,
No supe si las aguas que se vian
Eran sus pies, que liquidos corrian,
O si sus dos columnas se formaban
De las aguas, que alli se congelaban.

Dieſe Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben will, wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand geſchöpft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, war dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt für Schrecken zuſammen fuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eigenen Hand mittrinken.

Quiso probar a caso
El agua, y fueron crystalino vaso
Sus manos, acercò las a los labios,
Y entonces el arrayo llorò agravios,
Y como tanto, en fin, se parecia
A sus manos aquello que bebia,
Temi con sobresalto (y no fue en vano)
Qu e se bebiera parte de la mano.

[1] Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el rostro,
Juzguè, mirando tan divino monstruo,
Que la naturaleza cuidadosa
Desigual uniendo tan hermosa,
Quiso hacer por assombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

[2] Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo,
Que no voi à socorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo a que quiera el miedo
Dexarme entrar: — — — —
— — — — — — — — — —
Cosme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

[3] La muger del hortelano,
Que se lavaba las piernas.

in Bewegung gerathen seyn; Essex getraut sich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verschiebt seinen Besuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene ist noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es ist des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Elisabeth eine Verbindung mit seinem jüngsten Bruder vorgeschlagen. Dieses ist der Herzog von Alanzon. Er ist, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft, nach England gekommen, um diese Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt sich alles, sowohl von Seiten des Parlaments als der Königin, sehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt sich in sie. Jetzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in seiner Liebe behülflich zu seyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringste von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr steht, zu entdecken. Sie sagt bloß, Blanca suche sich zu verheirathen, und da sie hierauf sich mit einem Manne, dessen Stand so weit über den ihrigen erhaben sey, doch keine Rechnung machen könne, so dürfte sie schwerlich seiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf diesen Einwurf die Lauterkeit seiner Absichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier sind in diesem Puncte lange so strenge und delicat nicht, als die Franzosen.) Er hat einen Brief an die Blanca geschrieben, den Flora übergeben soll. Er wünscht, es selbst mit anzusehen, was dieser Brief für Eindruck auf sie machen werde. Er schenkt Floren eine güldene Kette, und Flora versteckt ihn in eine anstoßende Galerie, indem Blanca mit Cosme hereintritt, welcher ihr die Ankunft seines Herrn meldet.

Essex kömmt. Nach den zärtlichsten Bewillkommnungen der Blanca, nach den theuersten Versicherungen des Grafen, wie sehr er ihrer Liebe sich würdig zu zeigen wünsche, müssen sich Flora und Cosme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er sich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem sie ihm drei Jahre widerstanden, habe sie endlich sich ihm ergeben, und ihn, unter Versicherung sie zu heirathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (The hice dueño de mi honor: der Ausdruck sagt im Spanischen ein wenig viel.) Nur die Feindschaft, welche unter ihren beiderseitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Essex ist nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwischen gekommen sey. Nun aber habe er diese glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und so kann ich dir denn, sagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimnisse sicher anvertrauen. [1] —

Einundsechzigstes Stück.

Den 1. December 1767.

Hierauf beginnt sie eine lange Erzählung von dem Schicksale der Maria von Schottland. Wir erfahren (denn Essex selbst muß alles das ohne Zweifel längst wissen), daß ihr Vater und Bruder dieser unglücklichen Königin sehr zugethan gewesen; daß sie sich geweigert, an der Unterdrückung der Unschuld Theil zu nehmen; daß Elisabeth sie daher gefangen setzen, und in dem Gefängnisse heimlich hinrichten lassen. Kein Wunder, daß Blanca die Elisabeth haßt; daß sie fest entschlossen ist, sich an ihr zu rächen. Zwar hat Elisabeth nachher sie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und sie ihres ganzen Vertrauens gewürdigt. Aber Blanca ist unversöhnlich. Umsonst wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daselbst ruhig zu genießen. — Diesen Vorzug selbst wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen lassen. Sie hatte an ihren Oheim geschrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie seinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er sich im Verborgenen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieser Oheim war es gewesen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Essex, und wir mit ihm, wer die Person ist, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Essex ist, welcher ihren Anschlag vereiteln müssen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegränzte Liebe, deren sie Essex versichert, und wagt es, ihn nicht bloß zum Mitschuldigen machen zu wollen, sondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er soll sogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen ist, schreiben, und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müsse sterben; ihr Name sey allgemein verhaßt; ihr Tod sey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Essex, dem Vaterlande diese Wohlthat zu verschaffen.

Essex ist über diesen Antrag äußerst betroffen. Blanca, seine theure Blanca, kann ihm eine solche Verrätherei zumuthen? Wie sehr schämt er sich, in diesem Augenblicke, seiner Liebe! Aber was soll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, seinen Unwillen zu erkennen geben? Wird sie darum weniger bei ihren schändlichen Gesinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das ist unmöglich: Blanca, seine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er sie, durch Bitten und Vorstellungen, von ihrem Entschlusse abzubringen suchen? Er müßte nicht

[1] Bien podrè seguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño
Como a esposo, y como a amigo.

wiſſen, was für ein rachſüchtiges Geſchöpf eine beleidigte Frau iſt; wie wenig es ſich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abſchrecken läßt. Wie leicht könnte ſie ſeine Abrathung, ſein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß ſie ſich einem andern entdeckte, der ſo gewiſſenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme? [1] — Dieſes in der Geſchwindigkeit überlegt, faßt er den Vorſatz, ſich zu verſtellen, um den Roberto, ſo heißt der Oheim der Blanca, mit allen ſeinen Anhängern in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Eſſex nicht ſogleich antwortet. „Graf, ſagt ſie, wenn Du erſt lange mit Dir zu Rathe gehſt, ſo liebſt Du mich nicht. Auch nur zweifeln, iſt Verbrechen. Undankbarer! [2] — Sey ruhig, Blanca! erwiedert Eſſex: ich bin entſchloſſen. — Und wozu? — Gleich will ich Dir es ſchriftlich geben.“

Eſſex ſetzt ſich nieder, an ihren Oheim zu ſchreiben, und indem tritt der Herzog aus der Galerie näher. Er iſt neugierig zu ſehen, wer ſich mit der Blanca ſo lange unterhält; und erſtaunt, den Grafen von Eſſex zu erblicken. Aber noch mehr erſtaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt. Eſſex hat an den Roberto geſchrieben, und ſagt der Blanca den Inhalt ſeines Schreibens, das er ſofort durch den Coſme abſchicken will. Roberto ſoll mit allen ſeinen Freunden einzeln nach London kommen; Eſſex will ihn mit ſeinen Leuten unterſtützen; Eſſex hat die Gunſt des Volks; nichts wird leichter ſeyn, als ſich der Königin zu bemächtigen; ſie iſt ſchon ſo gut, als todt. Erſt müßt' ich ſterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf ſie los. Blanca und der Graf erſtaunen über dieſe plötzliche Erſcheinung; und das Erſtaunen des letztern iſt nicht ohne Eiferſucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bei ſich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertigt die Blanca, und verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemälde darin zu betrachten. [1]

Der Herzog. Bei dem Leben meines Bruders, bei dem mir noch koſtbarern Leben der Königin, bei — Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklärung zu danken. Auf Sie iſt im geringſten nicht dabei geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freilich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

[1] Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla estoi corrido.
Blanca, que es mi dulce dueño.
Blanca, à quien quiero, y estimo,
Me propone tal traicion!
Que harè, porque si ofendido,
Respondiéndo, como es justo,
Contra su traicion me irrito,
No por esso ha de evitar
Su resuelto desatino.
Pues darle cuenta a la Reina
Es impossible, pues quiso
Mi suerte, que tenga parte
Blanca en aqueste delito.
Pues si procuro con ruegos
Disuadirla, es desvario,
Que es una muger resuelta
Animal tan vengativo,
Que no se dobla à los riesgos:
Antes con efecto impio,
En el mismo rendimiento
Suelen agusar los filos;
Y quizà desesperada
De mi enojo, o mi desvio,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

[2] Si estàs consultando, Conde,
Allà dentro de ti mismo
Lo que has de hacer, no me quieres,
Ya el dudarla fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

[1] Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas estimo,
De la Reina mi señora,
Y por — pero yo lo digo,
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del decirlo,
Que no tiene Blanca parte
De estar yo aqui — — — —
— — — — — — — —
Y estad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dè,
No satisfacion, aviso
De esta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — Cond. Imagino
Que no me conoceis bien.
Duq. No os havia conocido
Hasta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he visto
Que os reconozco traidor.
Cond. Quien dixere — Duq. Yo lo digo,
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo sufriros.
Cond. Qualquier cosa que yo intente —
Duq. Mirad que estoi persuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y assi quando os he cogido
En un lance que me dà
De que sois cobarde indicios,
No he de aprovecharme de esto,
Y assi os perdona mi brio
Este rato que teneis
El valor desminuido;
Que a estar todo vos entero,
Supiera daros castigo.
Cond. Yo soi el Conde de Sex
Y nadie se me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. Duq. Yo tengo brio
Para que sin ser quien soi,
Pueda mi valor invicto
Castigar, non digo yo
Solo a vos, mas a vos mismo,
Siendo leal, que es lo mas
Con que queda encarecido.
Y pues sois tan gran Soldado,
No echeis a perder, os pido,
Tantas heroicas hazañas
Con un hecho tan indigno —

Der Graf. Wer darf das sagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Absicht mag auch gewesen seyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um so weniger darf ich mich dieses Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil sie der Ihrigen verlustig sind. Wären Sie so unbescholten, als ich Sie sonst geglaubt, so würde ich Sie zu züchtigen wissen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Essex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht sind, ein Mann von Ehre: so sollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Essex? Wenn Sie dieser berufene Krieger sind: wie können Sie so viele große Thaten durch eine so unwürdige That vernichten wollen? —

Zweiundsechzigstes Stück.

Den 4. December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm sein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, sich eines bessern zu besinnen; er will es vergessen, was er gehört habe; er ist versichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einstimme, und daß sie selbst ihm eben das würde gesagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er schließt endlich: „Noch einmal, „Graf; gehen Sie in sich! Stehen Sie von einem so „schändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie selbst! „Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: so erinnern „Sie sich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen „Henker!“ [1] — Hiermit entfernt sich der Herzog. Essex ist in der äußersten Verwirrung; es schmerzt ihn, sich für einen Verräther gehalten zu wissen; gleichwohl darf er es jetzt nicht wagen, sich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß sich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da seiner Königin am getreuesten gewesen sey, als er es am wenigsten zu seyn geschienen. [2] So spricht er mit sich selbst: zu Blanca aber sagt er, daß er den Brief sogleich an ihren Oheim senden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen; nachdem sie ihren Unstern verwünscht, sich aber noch damit getröstet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog sey, welcher von dem Anschlage des Grafen wisse.

Die Königin erscheint mit ihrem Kanzler, dem sie es vertraut hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl besetze; und morgen will sie nach London zurückkehren. Der Kanzler ist der Meinung, die Meuchelmörder aufsuchen zu lassen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der sie anzeigen werde, eine ansehnliche Belohnung zu verheißen, sollte er auch selbst ein Mitschuldiger seyn. „Denn da es „ihrer zwei waren, sagt er, die den Anfall thaten, so kann „leicht einer davon ein eben so treuloser Freund seyn, als „er ein treuloser Unterthan ist. [1] — Aber die Königin mißbilligt diesen Rath; sie hält es für besser, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu lassen, daß es Menschen gegeben, die sich einer solchen That erkühnen dürfen. „Man muß, sagt sie, die Welt „glauben machen, daß die Könige so wohl bewacht werden, „daß es der Verrätherei unmöglich ist, an sie zu kommen. „Außerordentliche Verbrechen werden besser verschwiegen, „als bestraft. Denn das Beispiel der Strafe ist von dem „Beispiele der Sünde unzertrennlich; und dieses kann oft „eben so sehr anreizen, als jenes abschrecken.“ [2]

Indem wird Essex gemeldet, und vorgelassen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge seiner Expedition abstattet, ist kurz. Die Königin sagt ihm auf eine sehr verbindliche Weise: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges schon genug.“ [3] Sie will von keinen nähern Umständen hören, bevor sie seine Dienste nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen sogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Essex sind allein; das Gespräch wird vertraulicher; Essex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt sie, und Essex würde es aus dieser bloßen Bemerkung schließen, daß er sie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht schon geschlossen hätte. Die Königin hat den Grafen schon längst heimlich geliebt; und nun ist sie ihm sogar das Leben

[1] Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Corresponded à quien sois,
Y sino bastan avisos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

[2] No he de responder al Duque
Hasta que el sucesso mismo
Muestre como fueron falsos
De mi traicion los indicios.
Y que soi mas leal, quanto
Mas traidor he parecido.

[1] Y pues son dos los culpados
Podrà ser, que alguno de ellos
Entregue al otro; que es llano,
Que serà traidor amigo
Quien fue desleal vassallo.

[2] Y es gran materia de estado
Dar a entender, que los Reyes
Estan en si tan guardados
Que aunque la traicion los busque
Nunca ha de poder hallarlos;
Y assi el secreto averigue
Enormes delitos, quando
Mas que el castigo, escarmientos
Dè de exemplares el pecado.

[3] Que ya solo con miraros
Sè el sucesso de la guerra.

ſchuldig.[1] Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verſchiedene Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken ſich erkühnen dürfe. Die Königin iſt auf dem Puncte, ſich ihm zu erkennen zu geben: doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen: er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennt. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führt, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königin. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze?

Eſſex. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Eſſex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſex. Du erhebſt mich bis zur Sonne, —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſex. Aber, weil du meiner Seele dich bemächtigt: —

Die Königin. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge!

Eſſex. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen![2]

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleien Geſchmack zu finden. Noch vor einigen dreißig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn unſere Staats- und Heldenactionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königin den Eſſex beurlaubt und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drei, welche ſie Jornadas, Tagwerke, nennen. Ihre allerälteſten Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte; und Lope folgte ihm darin, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern Neuen Kunſt, Komödien zu machen;[1] mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerſpruch finde,[2] wo ſich dieſer den Ruhm anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Acten, aus welchen ſie ſonſt beſtanden, auf drei gebracht zu haben. Der ſpaniſche Literator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.

Dreinndſechzigſtes Stück.

Den 8. December 1767.

Die Königin iſt von dem Landgute zurückgekommen; und Eſſex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröffnet mit ſeinem Coſme den zweiten Act, der in dem königlichen Schloſſe ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit Piſtolen verſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er beſorgt, wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben zu laſſen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zu Blanca gehen will. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde

[1] No bastaba, amor tyranno,
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

[2] Rein. Loco Amor — Cond. Necio impossible —
Rein Què ciego — Cond. Què temerario —
Rein. Me abates a tal baxeza —
Cond. Me quieres subir tan alto —
Rein. Advierte, que soi la Reina —
Cond. Advierte que soi vasallo —
Rein. Pues me humillas a el abysmo —
Cond. Pues me acercas a los rayos —
Rein. Sin reparar mi grandeza —
Cond. Sin mirar mi humilde estado —
Rein. Ya que te miro acà dentro —
Cond. Ya que en mi te vas entrando —
Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma, y los labios.

[1] Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves insigne ingenio,
Puso en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, come pies de niño,
Que eran etonces niñas las Comedias,
Y yo las escrivi de onze, y doze años,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

[2] In der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

ihr abschlagen müssen. Indem er sie dem Cosme zur wahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Cosme will geschwind verstecken; aber es kann so geschwind nicht hehen, daß es Blanca nicht merken sollte. Blanca mt den Grafen mit sich zur Königin; und Essex ert im Abgehen den Cosme, wegen der Schärpe reinen nd zu halten, und sie niemanden zu zeigen.

Cosme hat, unter seinen andern guten Eigenschaften, e diese, daß er ein Erzplauderer ist. Er kann kein Geniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geschwär Leibe davon zu bekommen; und das Verbot des Grafen ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er sich dieser Gefahr its sechsunddreißig Stunden ausgesetzt habe.[1] Er giebt ren die Pistolen, und hat den Mund schon auf, ihr auch ganze Geschichte von der maskirten Dame und der ärpe zu erzählen. Doch eben besinnt er sich, daß es l eine würdigere Person seyn müsse, der er sein Geniß zuerst mittheile. Es würde nicht lassen, wenn sich ra rühmen könnte, ihn dessen deflorirt zu haben.[2] (Ich ß von allerlei Art des spanischen Witzes eine kleine be einzuflechten suchen.)

Cosme darf auf diese würdigere Person nicht lange ten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu sehr gelt, daß sie sich nicht sobald als möglich von dem Grafen machen sollen, um zu erfahren, was Cosme vorhin so ig vor ihr zu verbergen gesucht. Sie kömmt also soch zurück, und nachdem sie ihn zuerst gefragt, warum icht schon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der af schicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit rechendem Tage abreisen werde: verlangt sie zu wissen, s er da versteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Cosme t nicht lange in sich dringen. Er sagt ihr alles, was er der Schärpe weiß; und Blanca nimmt sie ihm ab. Die , mit der er sich seines Geheimnisses entledigt, ist äußerst l. Sein Magen will es nicht länger bei sich behalten; stößt ihm auf; es kneipt ihn; er steckt den Finger in den ls; er giebt es von sich; und um einen besseren Geack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er gewind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen.[3]

[1] — Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entregò,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, ò la mitad,
Se me hace postema un cuento.

[2] Alla Flora; mas no,
Sera persona mas grave —
No es bien que Flora se alabe
Que el cuento me desflorò.

[3] Ya se me viene a la boca
La purga. — —
O que regueldos tan secos
Me vienen! terrible aprieto. —
Mi estomago no lo lleva;
Protesto que es gran trabajo,
Meto los dedos. —
Y pues la purga he trocado,

Blanca kann aus seinem verwirrten Geschwätze zwar nicht recht klug werden: sie versteht aber doch so viel daraus, daß die Schärpe das Geschenk einer Dame ist, in die Essex verliebt werden könnte, wenn er es nicht schon sey. „Denn er ist doch nur ein Mann;“ sagt sie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne anvertraut hat! Der beste ist noch so schlimm!“[1] — Um seiner Untreue also zuvorzukommen, will sie ihn je eher je lieber heirathen.

Die Königin tritt herein, und ist äußerst niedergeschlagen. Blanca fragt, ob sie die übrigen Hofdamen rufen soll: aber die Königin will lieber allein seyn; nur Irene soll kommen, und vor dem Zimmer singen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Essex liebt die Blanca: aber er ist ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin seyn zu wollen. Er wirft sich diesen Ehrgeiz selbst vor; er bestraft sich deßwegen; sein Herz gehört der Blanca; eigennützige Absichten müssen es ihr nicht entziehen wollen; unechte Convenienz muß keinen echten Affect besiegen.[2] Er will sich also lieber wieder entfernen, als er die Königin gewahr wird: und die Königin, als sie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber sie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu singen. Sie singt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, dessen Sinn dieser ist: Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o so laß das Mitleid, welches sie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindest, daß ich es bin, der sie führt.“ Der Königin gefällt das Lied; und Essex findet es bequem, ihr durch dasselbe auf eine versteckte Weise seine Liebe zu erklären. Er sagt, er habe es glossirt,[3]

Y el secreto he vomitado
Desde el principio hasta el fin,
Y sin dexar cosa alguna,
Tal asco me diò al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a morder de una azeituna. —

[1] Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fiò su honor,
Siendo tan malo el mejor.

[2] Abate, abate las alas,
No subas tanto, busquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia bastarda
Venza un legitimo afecto.

[3] Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche sie Glossas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichsam zum Texte, und erklären oder umschreiben diesen Text so, daß sie die Zeilen selbst in diese Erklärung oder Umschreibung wiederum einflechten. Den Text heißen sie Mote oder Letra, und die Auslegung insbesondere Glossa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt ist. Hier läßt der Dichter den Essex das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen besteht, deren jede er in einer besondern Stanze umschreibt, die sich mit der umschriebenen Zeile schließt. Das Ganze sieht so aus:

und bittet um Erlaubniß, ihr ſeine Gloſſe vorſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Königin lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilligt ſeine Art zu lieben. „Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, kann nicht groß ſeyn; denn Liebe wächst nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen muthwillig verluſtig.“

Vierundſechzigſtes Stück.

Den 11. December 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe die ſey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Belohnung. Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Gl ſo lange er ſeine Liebe verſchweige, ſey ſie noch u ſen, könne er ſich noch von der ſüßen Vorſtellung laſſen, daß ſie vielleicht dürfe genehmigt werden. glückliche ſey glücklich, ſo lange er noch nicht w unglücklich er ſey. [1] Die Königin widerlegt dieſe reien als eine Perſon, der ſelbſt daran gelegen Eſſex nicht länger darnach handle; und Eſſex, d Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das Beke wagen, von welchem die Königin behauptet, da Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe; als Blanc tritt, den Herzog anzumelden. Dieſe Erſchein Blanca bewirkt einen von den ſonderbarſten ſtreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die Coſme abgenommen, welches zwar die Königin, a Eſſex gewahr wird. [2]

MOTE.

Si acaso mis desvarios
Llegaren a tus umbrales,
La lastima de ser males
Quite el horror de ser mios.

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi osadia tan poca,
Que entre el respeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y assi non llengan tan mios
Mis males a tus orejas.
Porque no han de ser oidos
Si acaso digo mis quexas,
Si acaso mis desvarios.
El ser tan mal explicados
Sea su mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El silencio, y vos su oficio,
Quedaran mas ponderados:
Desde oy por estas señales
Sean de ti conocidos,
Que sin duda son mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no sabiendo a quales
Mas tu ingratitud se deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva
La lastima de ser males.
En mi este afecto violento
Tu hermoso desden le causa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la causa;
Y mio, porque yo siento;
Sepan, Laura, tus desvios
Que mis males son tan tuyos,
Y en mis cuerdos desvarios
Estos que tienen de tuyos
Quite el horror de ser mios.

Es müſſen aber eben nicht alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freiheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die älteren Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, *die nach dem Boſcan und Garcilaſſo* ziemlich aus der Mode gekommen.

[1] — El mas verdadero amor
Es el que en si mismo quieto
Descansa, sin atender
A mas paga, o mas intento:
La correspondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. —
— — — —
Dentro esta del silencio, y del respeto
Mi amor, y assi mi dicha esta segura,
Presumiendo tal voz (dulce locura!)
Que es admitido del mayor sugeto.
Dexandome engañar de este concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio sera la lengua, si aventura
Un bien que esta seguro en el secreto. —
Que es feliz quien no siendo venturoso
Nunca llega a saber, que es desdichado.

[2] Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio;
Digo pues, ea, ossadia,
Ella me alentò, que temo? —
Que sera bien que a tu Alteza — .
(Sale Blanca con la vanda pue
Bl. Señora, el duque — Con. A mal tie
Viene Blanca. Bl. Esta aguardando
En la antecamara — Rein. Ay, cielo!
Bl. Para entrar — Rein. Que es lo que
Bl. Licencia. Rein. Decid; — que veo!
Decid que espere; — estoi loca!
Decid, andad. Bl. Ya obedezco,
Rein. Venid aca, volved. Bl. Que mand
Vuestra Alteza? Rein. El daño es cierto
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — mientras yo salgo —
Y dexadme. Bl. Que es aquesto?
Ya voi. Con. Ya Blanca se fue.
Quiero pues volver. — Rein. Ha zelos!
Con. A declararme atrevido,
Pues si me atrevo, me atrevo
En fè de sus pretensiones.
Rein. Mi prenda en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza
Que pueda tanto un afecto
En mi. Con. Segun lo que dixo
Vuestra Alteza aqui, y supuesto,
Que cuesta cara la dicha,
Que se compra con el miedo,
Quiero morir noblemente.

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſelbſt. Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an dem Hülfsmittel ſterben kann? Was fürchte ich noch? — Königin, wann denn alſo, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, er ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät? —

Die Königin. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.

Die Königin. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bei Gott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo viel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — wie Ihre Majeſtät geſagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kommt; — wenn man viel edler ſtirbt; — ſo will auch ich, —

Die Königin. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wenn ich — Warum fürchte ich mich noch? — wenn ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königin. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Thor! Unſinniger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß Sie den Verſtand verloren. —

Und ſo fahren Ihro Majeſtät fort, den armen Grafen auszuſenſtern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhüben, von ihren Strahlen zerſtreut würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſex. Er zieht ſich beſchämt zurück und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Palaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können. [1] Er entfernt ſich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frei geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müſſe, oder ihre Ehre ſey verloren. Der Herzog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich bei der Königin ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald in tiefen Gedanken wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. — Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen; und ſo läßt er ſie.

Die Königin wird neugierig und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhängen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann. Sie fleht die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bekennen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königin, ſondern nur die Frau. [2]

[1] — — No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que se engendraron
Tan livianos pensamientos.

[2] — — Ya estoi resuelta;
No a la voluntad mudable
De un hombre esté yo sujeta,
Que aunque ne sè que mi olvide,
Es necessedad, que yo quiera
Dexar a su cortesia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Isabela, escuchadme,
Y al escucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con las orejas.
Isabella os he llamado
En esta ocasion, no Reina,
Que quando vengo a deciros

Rein. Porque lo decis? Con. Que espero,
Si a vuestra Alteza (que dudo!)
Le declarasse mi afecto,
Algun amor — Rein. Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoceisme? Quien soi yo?
Decid, quien soi? que sospecho,
Que se os huyo la memoria. —

Fünfundſechzigſtes Stück.

Den 15. December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleien, Seufzer, Liebkoſungen, und beſonders Thränen ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen! Der Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königin. Was höre ich?

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königin. —

Die Königin (bei Seite). Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie ſelbſt zu hören wünſcht. Sie hört, wo und wie der Graf glücklich geweſen; [1] und als ſie endlich auch hört, daß er ihr die Ehe verſprochen und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens dringe: ſo bricht der ſo lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhöhnt das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichſte und verbietet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königin Eiferſucht ſeyn müſſe, und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königin. Eiferſucht? — Nein; bloß deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo vermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage ich, zu lieben? — ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzuſehen? — ſich nur einen Gedanken von ihm in den Sinn kommen zu laſſen: das ſollte dieſer andern nicht das Leben koſten? — Du ſiehſt, wie ſehr mich eine bloß vorausgeſetzte, erdichtete Eiferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bei einer wahren thun würde. Jetzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig: hüte dich, mich es wirklich zu machen! [2]

Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os pareszca,
No Reina, muger os busco.
Solo muger os quisiera. —
[1] Bl. Le llamè una noche obscura —
Rein. Y vino a verte? Bl. Pluguiera
A dios, que no fuera tanta
Mi desdicha, y su fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y yo que dos veces ciega,
Por mi mal, estaba entonces
Del amor, y las tinieblas —
[2] Rein. Este es zelo, Blanca. Bl. Zelos,
Añadiendose una letra.
Rein. Que decis? Bl. Señora, que
Si acaso possible fuera,

Mit dieſer Drohung geht die Königin ab, Blanca in der äußerſten Verzweiflung. Dieſ zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca klagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Vermögen genommen: und nun will ſie i Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſch warum ſoll Blanca noch erſt warten, bis ſie für ſie vollzieht? Sie will ſie ſelbſt bewerkſ noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Kön ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein, ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie ſieht mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedene Briefſchaft die Königin nur auf einen Tiſch zu legen beſ ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Ka die außerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie geſchäften obliege; die Königin erkennt es für und beurlaubt den Kanzler. Nun iſt ſie allein zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebte entſchlagen, und anſtändigern Sorgen überla das erſte Papier, was ſie in die Hände nimmt, ſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „W eben," ſagt ſie, „von einem Grafen ſeyn, wa vorkömmt!" Dieſer Zug iſt vortrefflich. Au ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjeni an den ſie jetzt nicht denken wollte. Seine Liebe iſt ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Le macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befr bei dem Bruder des Todes Linderung ſuchen: ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein und hat ein Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimme (Der Dichter hatte ſie zu Anfang dieſes Acts

A no ser vos la que dice
Essas palabras, dixera,
Que eran zelos. Rein. Que son zelos?
No son zelos, es ofensa
Que me estais haciendo vos.
Supongamos, que quisiera
A el Conde en esta ocasion:
Pues si yo a el Conde quisiera
Y alguna atrevida, loca
Presumida, descompuesta
Le quisiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No sè que diga,
No hai cosa que menos sea —
No la quitara la vida?
La sangre no la bebiera? —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y dispararon mi enojo —
Mirad que no me deis zelos,
Que si fingidos se altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, que hiciera —
Escarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

gebens dahin tragen lassen.) Sie findet die Königin allein und entschlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte sie sich wünschen? Aber eben hat der Graf die Blanca gesucht, und sie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geschieht. Er kömmt also, sie hier zu suchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderischen Arm zu fallen, und ihr die Pistole, die sie auf die Königin schon gespannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und alles kömmt aus dem Schlosse herzugelaufen.

Die Königin (im Erwachen). Ha! Was ist das?

Der Kanzler. Herbei, herbei! Was war das für ein Knall in dem Zimmer der Königin? Was geschieht hier?

Essex (mit der Pistole in der Hand). Grausamer Zufall!

Die Königin. Was ist das, Graf?

Essex. Was soll ich thun?

Die Königin. Blanca, was ist das?

Blanca. Mein Tod ist gewiß!

Essex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Essex (bei Seite). Wozu soll ich mich entschließen? Schweige ich: so fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: so werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuersten Blanca.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Bist du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherin! Verräther! Und doch kann nur eines von euch diesen Namen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben suchte, so bin ich es dem andern schuldig. Wem bin ich es schuldig, Graf? Wer suchte es, Blanca? Ihr schweigt? — Wohl, schweigt nur! Ich will in dieser Ungewißheit bleiben; ich will den Unschuldigen nicht wissen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben so sehr schmerzen, meinen Beschützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherei vergeben, ich will sie ihr verdanken, wenn dafür der Graf nur unschuldig war.[1]

[1] Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio esta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, respondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confusamente:
Ha, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Estas razones de entrambos
A entrambas cosas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no saber el traidor,
No saber el innocente.
Mejor es quedar confusa,
En duda mi juicio quede,
Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A pensar, que es el traidor,
Que es el leal tambien piense.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fuesse,
Solo à trueque de que el Conde
Fuera el, que estaba innocente. —
No pudo ser que mintiera
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado,
Sin estar enamorado,
Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos sabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quandó al decir sus enojos
Y su despecho reñi?

Aber der Kanzler sagt: wenn es die Königin schon hierbei wolle bewenden lassen, so dürfe er es doch nicht; das Verbrechen sey zu groß; sein Amt erfordere, es zu ergründen; besonders da aller Anschein sich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es untersuchen. — Graf, —

Essex. Königin! —

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit. — (Bei Seite.) Aber wie sehr fürchtet meine Liebe, sie zu hören! — War es Blanca?

Essex. Ich Unglücklicher!

Die Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Essex. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

Die Königin. Sie waren es also?

Essex. Schreckliches Schicksal! — Ich weiß nicht.

Die Königin. Sie wissen es nicht? — Und wie kömmt dieses mörderische Werkzeug in Ihre Hand? —

Der Graf schweigt und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis sich die Sache mehr aufhellt, soll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt und der zweite Aufzug schließt.

Sechsundsechzigstes Stück.

Den 18. December 1767.

Der dritte Aufzug fängt sich mit einem langen Monologe der Königin an, die allen Scharfsinn der Liebe aufbietet, den Grafen unschuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht gespart, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Besonders geht sie mit den Voraussetzungen wider die Blanca ein wenig sehr weit; sie denkt über diesen Punct überhaupt lange so zärtlich und sittsam nicht, als wir es wohl wünschen möchten und als sie auf unsern Theatern denken müßte.[1]

Es kommen der Herzog und der Kanzler: jener, ihr ſeine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieſer, ihr einen neuen Beweis, der ſich wider den Eſſex äußert, vorzulegen. Auf der Piſtole, die man ihm aus der Hand genommen, ſteht ſein Name; ſie gehört ihm; und wem ſie gehört, der hat ſie unſtreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts ſcheint den Eſſex unwiderſprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Coſme hat bei anbrechendem Tage mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen und iſt angehalten worden. Seine Reiſe ſieht einer Flucht ſehr ähnlich und eine ſolche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen ſeines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird alſo vor den Kanzler gebracht und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem ſich Coſme rechtfertigt, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er ſagen ſoll, wo er hingewollt, läßt er ſich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm ſein Graf an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieſer Brief enthält. Er wird geleſen und Coſme erſtaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgeſehen geweſen. Aber noch mehr erſtaunt er über den Schluß deſſelben, worin der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto ſeine Antwort ſicher beſtellen könne. „Was höre ich? ruft Coſme. „Ich ein Vertrauter? Bei dieſem und jenem! ich bin kein „Vertrauter; ich bin niemals einer geweſen und will auch „in meinem Leben keiner ſeyn. — Habe ich wohl das Anſehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wiſſen, was „mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dafür zu „nehmen. Ich ein Vertrauter, ich, dem das geringſte Geheimniß zur Laſt wird? Ich weiß zum Exempel, daß „Blanca und mein Herr einander lieben, und daß ſie heimlich mit einander verheirathet ſind: es hat mir ſchon lange „das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur ſagen, „damit ſie hübſch ſehen, meine Herren, was für ein Vertrauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel wichtigeres iſt: ich würde es eben ſo wohl ſagen.“ [1] Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief Verrätherei des Grafen gelangt. Der Herzog gl auch ſein Stillſchweigen brechen zu müſſen und de nicht länger zu verbergen, was er in dem Zi Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kan auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald di wieder allein iſt, reizen ſie ſowohl beleidigte M gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm i fängniß. Der Kanzler kömmt und eröffnet der daß ihn das Parlament für ſchuldig erkannt und verurtheilt habe, welches Urtheil morgen des T zogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine U

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, gern glauben: aber ſo viele Beweiſe wider Sie! Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanz dem Zimmer der Blanca nicht ausdrücklich den Königin beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freilich g

Der Kanzler. Sah die Königin, als ſie nicht die Piſtole in Ihrer Hand? Gehört die Pi der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

Eſſex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß d den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eigene vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich deriſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielt Ihnen ſ ſal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ih bezahlen müſſen.

Eſſex. Schlimm genug. [1]

[1] Que escucho? Señores mios,
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente soi,
Si lo he sido, o si lo fuere,
Ni tengo intencion de serlo.
— — — Tengo yo
Cara de ser confidente?
Yo no sè que ha visto en mi
Mi amo para tenerme
En esta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fuesse
Cosa de mas importancia
Un secretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que estan casados los dos
En secreto — — —

[1] Cond. Solo el descargo que tengo
Es et estar innocente.
Senescal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. Con. Yo muero
Innocente. Sen. Pues decid
No escribisteis a Roberto
Esta carta? Aquesta firma
No es la vuestra? Con. No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyò en el aposento

„Wissen Ihro Gnaden nicht, fragt Cosme, der dabei „ob sie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler vortet Nein, weil ihn sein Herr hinlänglich gerecht- gt habe; und der Graf ersucht den Kanzler, zu ver- en, daß er die Blanca noch vor seinem Tode sprechen e. Der Kanzler bedauert, daß er, als Richter, ihm Bitte versagen müsse; weil beschlossen worden, seine richtung so heimlich als möglich geschehen zu lassen, Furcht vor den Mitverschworenen, die er vielleicht so- l unter den Großen, als unter dem Pöbel in Menge n möchte. Er ermahnt ihn, sich zum Tode zu bereiten geht ab. Der Graf wünschte bloß deßwegen die Blanca einmal zu sprechen, um sie zu ermahnen, von ihrem haben abzustehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, will er es schriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden sein Leben für sie hinzugeben; bei diesem Opfer, das Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bei zur Wirklichkeit gelangt, will er sie beschwören, es nicht ptlos bleiben zu lassen. Es ist Nacht; er setzt sich nieder chreiben und befiehlt Cosmen, den Brief, den er ihm ach geben werde, sogleich nach seinem Tode der Blanca uhändigen. Cosme geht ab, um indeß erst auszuschlafen.

Siebenundsechzigstes Stück.

Den 22. December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl schwerlich er- tet hätte. Alles ist ruhig und stille, als auf einmal die Dame, welcher Essex in dem ersten Acte das Leben te, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem ichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen as Gefängniß hereintritt. Es ist die Königin. „Der f,“ sagt sie vor sich im Hereintreten, „hat mir das

De Blanca trazar la muerte
De la Reina? Con. Aquesso es cierto.
Sen. Quando despertò la Reina
No os hallò, Conde, a vos mesmo
Con la pistola en la mano?
Y la pistola que vemos
Vuestro nombre alli gravado
No es vuestro? Con. Os lo concedo.
Sen. Luego vos estais culpado.
Con. Esso solamente niego.
Sen. Pues como escribisteis, Conde.
La carta al traidor Roberto?
Con. No lo sè. Sen. Pues como el Duque
Que escuchò vuestros intentos,
Os convence en la traicion?
Con. Porque assi lo quiso el cielo.
Sen. Como hallando en vuestra mano
Os culpa el vil instrumento?
Con. Porque tengo poca dicha. —
Sen. Pues sabed, que si es desdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vuestra fortuna,
Conde amigo, que supuesto
Que no dais otro descargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vuestra cabeza
Ha de pagar —

„Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf „hat mir das Leben nehmen wollen: das schreit um Rache. „Durch seine Verurtheilung ist der Gerechtigkeit ein Genüge „geschehen: nun geschehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!“[1] „Indem sie näher kömmt, wird sie gewahr, daß der Graf schreibt. „Ohne Zweifel,“ sagt sie, „an seine Blanca! „Was schadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurig- „sten, uneigennützigsten Liebe: jetzt schweige die Eifer- „sucht! — Graf!“ — Der Graf hört sich rufen, sieht hinter sich, und springt voller Erstaunen auf. „Was seh' ich!“ — „Keinen Traum,“ fährt die Königin fort, „son- „dern die Wahrheit. Eilen Sie, sich davon zu überzeugen, „und lassen Sie uns kostbare Augenblicke nicht mit Zwei- „feln verlieren. — Sie erinnern sich doch meiner? Ich „bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie „morgen sterben sollen; und ich komme, Ihnen meine „Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. „Ich habe den Schlüssel des Gefängnisses zu bekommen „gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier ist er; nehmen „Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröffnen; fliehen „Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir so „theuer ist.“

Essex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich sonst so viel gewagt haben, als ich wage?

Essex. Wie sinnreich ist das Schicksal, das mich ver- folgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück selbst unglücklich zu machen. Ich scheine glücklich, weil die mich zu befreien kommt, die meinen Tod will: aber ich bin um so viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freiheit mir anbietet. —[2]

Die Königin versteht hieraus genugsam, daß sie Essex kennt. Er verweigert sich der Gnade, die sie ihm ange- tragen, gänzlich; aber er bittet, sie mit einer andern zu vertauschen.

Die Königin. Und mit welcher?

Essex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß sie in Ihrem Vermögen steht, — mit der Gnade, mir das Angesicht meiner Königin sehen zu lassen. Es ist die ein- zige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu er- innern, was ich für Sie gethan habe. Bei dem Leben,

[1] El Conde me diò la vida
Y assi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y assi ofendida me quexo.
Pues ya que con la sentencia
Esta parte he satisfecho,
Pues cumpli con la justicia,
Con el amor cumplir quiero. —

[2] Ingeniosa mi fortuna
Hallò en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoso veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien desdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

das ich Ihnen gerettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königin (vor ſich). Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertigt! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl: aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich jetzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen. [1]

Eſſex (indem er den Schlüſſel nimmt). Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal auf dem Angeſichte der Königin, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eines ſind, ſo gehört doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken (indem ſie die Maske abnimmt) iſt der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet — [2]

Die Königin. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt größer, als Ihre Dienſte.

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu verſprechen?

Die Königin. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königin ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe w wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Dieſe hat ſchon mehr gethan, ſollte: ſie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gere zu entfliehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdi Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

Die Königin. Sie haben ſchon gehört, daß Dame nicht bin. Aber geſetzt, ich wäre es: gebe ic nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen em habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königin. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Was meine Freiheit bewirken ſoll, muß nicht meiner ſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich fochten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem Schlüſſel für alles das abzulohnen? [1] Ich will mei einem anſtändigern Mittel zu danken haben, oder (Indem er nach dem Fenſter geht.)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Eſſex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebe meiner Entehrung! Wenn bei dir alle meine Hoffn ruht, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Ab alle meine Hoffnung! (Er eröffnet das Fenſter, und Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal.) Durch die Fluc mein Leben viel zu theuer erkauft. [2]

Die Königin. Was haben Sie gethan, Gr Sie haben ſehr übel gethan.

Eſſex. Wenn ich ſterbe: ſo darf ich wenigſte ſagen, daß ich eine undankbare Königin hinterla Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht: ſo denke ſie

[1] Pues si esto ha de ſer, primero
Tomad, Conde, aquesta llave,
Que si ha de ſer instrumento
De vuestra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,
Serè, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida
Me empeñè, por lo que os debo,
Por si no puedo despues,
De esta suerte me prevengo.
[2] Morirè yo consolado,
Aunque si por privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de este indulto, Señora,
Vida por ley me prometo;
Esto es en comun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero si en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Major indulto en mis hechos,
Mis hazañas — —

[1] Luego esta, que assi camino
Abrirà a mi vida, abriendo,
Tambien lo abrirà a mi infamia;
Luego esta, que instrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrà de ſer de mi miedo.
Esta, que solo me sirve
De huir, es el desempeño
De Reinos, que os he ganado,
De servicios, que os he hecho,
Y en fin, de essa vida, de essa,
Que teneis oy por mi esfuerzo?
En esta se cifra tanto? —
[2] Vil instrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por esta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre sus crystales quiero,
Si sois mi esperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamasis sepulte
Mi esperanza, y mi remedio.

Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf mſte: es ſteht bei ihr, ſie zu belohnen, oder mit nken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner ir Sie nicht thun.

r. So muß ich denn ſterben?

Königin. Unfehlbar. Die Frau wollte Sie e Königin muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie in ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das r es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, viel weniger nach ihren Empfindungen handeln als andere. — Graf, ich empfehle Sie der —

Achtundſechzigſtes Stück.

Den 25. December 1767.

einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch einige gen in der Stille: und beide, der Graf und die gehen ab, jedes von einer beſondern Seite. Im hen, muß man ſich einbilden, hat Eſſex Coſmen f gegeben, den er an die Blanca geſchrieben. i Augenblick darauf kömmt dieſer damit herein, daß man ſeinen Herrn zum Tode führe; ſobald vorbei ſey, wolle er den Brief, ſo wie er es ver- übergeben. Indem er ihn aber anſieht, erwacht gierde. „Was mag dieſer Brief wohl enthalten? verſchreibung? die käme ein wenig zu ſpät. Die t von ſeinem Urtheile? die wird er doch nicht der die es zur Wittwe macht. Sein Teſtament? hl nicht. Nun was denn?“ Er wird immer be- zugleich fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal Leben gekoſtet hätte, daß er nicht gewußt, was riefe ſeines Herrn ſtünde. „Wäre ich nicht, ſagt einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Geyer die Vertrautſchaft! Nein, das muß mir der begegnen!“ Kurz, Coſme beſchließt, den Brief en; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der In- rſt betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das e und gefährliche Dinge enthalte, nicht geſchwind werden zu können; er zittert über den bloßen , daß man es in ſeinen Händen finden könne, ehe villig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges in zu bringen.

kömmt die Königin mit dem Kanzler heraus. ll ſie den Kanzler nur erſt abfertigen laſſen; und Seite. Die Königin ertheilt dem Kanzler den fehl zur Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich in der Stille vollzogen werden; das Volk ſoll on erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue und Gehorſam zurufe.[1] Den Kopf ſoll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebſt dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen laſſen; hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an dieſem Beiſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuſchärfen, daß ihre Königin eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie gnädig ſeyn zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Dichter ſagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes.[2]

Der Kanzler geht mit dieſen Befehlen ab und Coſme tritt die Königin an. „Dieſen Brief, ſagt er, hat mir „mein Herr gegeben, ihn nach ſeinem Tode der Blanca „einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß ſelbſt „nicht warum; und da ich Dinge darin finde, die Ihro „Majeſtät wiſſen müſſen, und die dem Grafen vielleicht „noch zu Statten kommen können: ſo bringe ich ihn Ihro „Majeſtät, und nicht der Blanca.“ Die Königin nimmt den Brief, und lieſt: „Blanca, ich nahe mich meinem „letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, mit „dir zu ſprechen: empfange alſo meine Ermahnung ſchrift- „lich. Aber vor's erſte lerne mich kennen; ich bin nie der „Verräther geweſen, der ich dir vielleicht geſchienen; ich „verſprach, dir in der bewußten Sache behülflich zu ſeyn, „bloß um der Königin deſto nachdrücklicher zu dienen, und „den Roberto, nebſt ſeinen Anhängern, nach London zu „locken. Urtheile, wie groß meine Liebe iſt, da ich dem „ungeachtet eher ſelbſt ſterben, als dein Leben in Gefahr „ſetzen will. Und nun die Ermahnung: ſtehe von dem „Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizt; du haſt „mich nun nicht mehr; und es möchte ſich nicht alle Tage „einer finden, der dich ſo ſehr liebte, daß er den Tod des „Verräthers für dich ſterben wollte.“[3] —

[1] Hasta que el tronco cadaver
Le sirva de muda lengua.

[2] Y assi al salon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el sangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por symbolo de justicia,
Costumbre de Inglaterra:
Y en estando todos juntos,
Monstrandome justiciera,
Exhortandolos primero
Con amor a la obediencia,
Les mostrarè luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

[3] Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de escribirte un consejo,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promessa
De ayudar en lo que sabes,
Fue por servir a la Reina,

Menſch! ruft die beſtürzte Königin, was haſt du mir da gebracht? — Nun? ſagt Coſme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geſchwind!“ — Und eben wird er gebracht: ſein Leichnam nämlich. So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überſtrömte, ihren Grafen unſchuldig zu wiſſen: ſo groß ſind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu ſehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern! —

So ſchließt ſich dieſes Stück, bei welchem ich meine Leſer vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir ſind mit den dramatiſchen Werken der Spanier ſo wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns überſetzt, oder auch nur auszugsweiſe mitgetheilt hätte. Denn die Virginia des Auguſtino de Montiano y Luyando iſt zwar ſpaniſch geſchrieben; aber kein ſpaniſches Stück: ein bloßer Verſuch in der correcten Manier der Franzoſen, regelmäßig aber froſtig. Ich bekenne ſehr gern, daß ich bei weitem ſo vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. [1] Wenn das zweite Stück des nämlichen Verfaſſers nicht beſſer gerathen iſt; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben dieſen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: ſo mögen ſie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die echten ſpaniſchen Stücke ſind vollkommen nach der Art dieſes Eſſex. In allen einerlei Fehler und einerlei Schönheiten, mehr oder weniger, das verſteht ſich. Die Fehler ſpringen in die Augen, aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel, eine ſehr ſinnreiche Verwicklung, ſehr viele und ſonderbare und immer neue Theaterſtreiche; die ausgeſparteſten Situationen, meiſtens ſehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das ſind allerdings Schönheiten; ich ſage nicht, daß es die höchſten ſind; ich leugne nicht, daß ſie zum Theil ſehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche natürliche können getrieben werden, daß ſie bei den niern von dieſer Uebertreibung ſelten frei ſind. Abe nehme den meiſten franzöſiſchen Stücken ihre mech Regelmäßigkeit und ſage mir, ob ihnen andere als heiten ſolcher Art übrig bleiben? Was haben ſie noch viel Gutes, als Verwicklung und Theaterſtreid Situationen?

Anſtändigkeit, wird man ſagen. — Nun ja; A digkeit. Alle ihre Verwicklungen ſind anſtändiger u förmiger; alle ihre Theaterſtreiche anſtändiger und droſchner; alle ihre Situationen anſtändiger und gezu ner. Das kömmt von der Anſtändigkeit!

Aber Coſme, dieſer ſpaniſche Hanswurſt; dieſe heure Verbindung der pöbelhafteſten Poſſen mit dem lichſten Ernſte; dieſe Vermiſchung des Komiſchen un giſchen, durch die das ſpaniſche Theater ſo berüchti Ich bin weit entfernt, dieſe zu vertheidigen. We zwar bloß mit der Anſtändigkeit ſtritte, — man v ſchon, welche Anſtändigkeit ich meine; — wenn ſie keinen Fehler hätte, als daß ſie die Ehrfurcht bele welche die Großen verlangen, daß ſie der Lebensa Etiquette, dem Ceremoniel und allen den Gaukelei widerlief, durch die man den größern Theil der Me bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der vo beſſerm Stoffe ſey, als er: ſo würde mir die unſi Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberw Ernſt, von Schwarz auf Weiß willkommner ſeyn, kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, di Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armſeli mehr heißen, unfehlbar einſchläfert. Doch es ko ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Neunundſechzigſtes Stück.

Den 29. December 1767.

Lope de Vega, ob er ſchon als der Schöpfer de niſchen Theaters betrachtet wird, war es indeß nich jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits ſo gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anſtimmen m In ſeinem Lehrgedichte über die Kunſt, neue Kon zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert nug darüber. Da er ſah, daß es nicht möglich ſey den Regeln und Muſtern der Alten für ſeine Zeitge mit Beifall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelle wenigſtens Gränzen zu ſetzen; das war die Abſicht Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch d ſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grun haben, und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nac keinen. Stücke, welche die claſſiſchen Regeln nicht achten, können doch noch immer Regeln beobachten müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen n

Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que seguirle intentan;
Para aquesto fue la carta:
Esto he querido que sepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que assi se dexa
Morir, por guardar tu vida.
Este ha sido la advertencia:
(Valgame dios!) el consejo
Es, que desistas la empressa
A que Roberto te incita.
Mira que sin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conservarte la vida
Por traidor la suya pierda. —

[1] *Theatraliſche Bibliothek, erſtes Stück*, S. 117.

Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könnet ihr in euren Komödien „auftreten laſſen. Ich höre zwar, daß unſer weiſer Mo„narch (Philipp der Zweite) dieſes nicht gebilligt; es ſey „nun, weil er einſah, daß es wider die Regeln laufe, oder „weil er es der Würde eines Königes zuwider glaubte, ſo „mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch „gern zu, daß dieſes wieder zur älteſten Komödie zurück„kehren heißt, die ſelbſt Götter einführte; wie unter andern „in dem Amphitruo des Plautus zu ſehen: und ich weiß „gar wohl, daß Plutarch, wenn er von Menandern redet, „die älteſte Komödie nicht ſehr lobt. Es fällt mir alſo „freilich ſchwer, unſere Mode zu billigen. Aber da wir „uns nun einmal in Spanien ſo weit von der Kunſt ent„fernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch hierüber „ſchweigen. Es iſt wahr, das Komiſche mit dem Tragi„ſchen vermiſcht, Seneca mit dem Terenz zuſammenge„ſchmolzen, giebt kein geringeres Ungeheuer, als der Mi„notaurus der Paſiphae war. Doch dieſe Abwechſelung „gefällt nun einmal; man will nun einmal keine andere „Stücke ſehen, als die halb ernſthaft und halb luſtig ſind; „die Natur ſelbſt lehrt uns die Mannichfaltigkeit, von der „ſie einen Theil ihrer Schönheit entlehnt.“ [1]

Die letzten Worte ſind es, weßwegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Poſſirlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen zum Muſter dient? Es ſcheint ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht bloß die Fehler ſeiner Bühne beſchönigt; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

„Man tadelt,“ ſagt einer von unſern neueſten Scribenten, „an Shakeſpeare, — demjenigen unter allen „Dichtern ſeit Homer, der die Menſchen, vom Könige bis „zum Bettler, und von Julius Cäſar bis zu Jak Fallſtaff, „am beſten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher „Intuition durch und durch geſehen hat, — daß ſeine „Stücke keinen, oder doch nur einen ſehr fehlerhaften un„regelmäßigen und ſchlecht ausgeſonnenen Plan haben; „daß komiſches und tragiſches darin auf die ſeltſamſte Art „durch einander geworfen iſt, und oft eben dieſelbe Perſon, „die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen „in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf „uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen „Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, „doch dergeſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer „wird, uns wieder in die Faſſung zu ſetzen, worin er uns „haben möchte. — Man tadelt das, und denkt nicht daran, „daß ſeine Stücke eben darin natürliche Abbildungen des „menſchlichen Lebens ſind.“

„Das Leben der meiſten Menſchen und (wenn wir es „ſagen dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper „ſelbſt, in ſo fern wir ſie als eben ſo viel moraliſche Weſen „betrachten, gleicht den Haupt- und Staats-Actionen im „alten gothiſchen Geſchmack in ſo vielen Puncten, daß man „beinahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder „dieſer letztern wären klüger geweſen, als man gemeinig„lich denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar die heimliche „Abſicht gehabt hätten, das menſchliche Leben lächerlich zu „machen, wenigſtens die Natur eben ſo getreu nachahmen „wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn ließen, ſie „zu verſchönern. Um jetzt nichts von der zufälligen Aehn„lichkeit zu ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben „die wichtigſten Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten „Acteurs geſpielt werden, was kann ähnlicher ſeyn, als „es beide Arten der Haupt- und Staats-Actionen einander „in der Anlage, in der Abtheilung und Dispoſition der „Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu ſeyn „pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der einen und „der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes gerade „ſo und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraſchen „ſie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im min„deſten vorbereitet waren? Wie oft ſehen wir Perſonen „kommen und wieder abtreten, ohne daß ſich begreifen „läßt, warum ſie kamen, oder warum ſie wieder verſchwin„den? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlaſſen? „Wie oft ſehen wir die größeſten Wirkungen durch die „armſeligſten Urſachen hervorgebracht? Wie oft das Ernſt„hafte und Wichtige mit einer leichtſinnigen Art, und das „Nichtsbedeutende mit lächerlicher Gravität behandelt? „Und wenn in beiden endlich alles ſo kläglich verworren „und durch einander geſchlungen iſt, daß man an der „Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie „glücklich ſehen wir durch irgend einen unter Blitz und „Donner aus papiernen Wolken herabſpringenden [2] ...

[1] Eligese el sujeto, y no se mire,
(Perdonen los preceptos) si es de Reyes,
Aunque por esto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de España, y Señor nuestro,
En viendo un Rey en ellos se enfadava,
O fuesse el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Este es bolver à la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puso Dioses,
Como en su Anfitrion lo muestra Jupiter.
Sabe Dios, que me pesa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No siente bien de la Comedia antigua,
Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en España le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos esta vez los labios.
Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque sea,
Como otro Minotauro de Pasife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aquesta variedad deleyta mucho
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

„oder durch einen friſchen Degenhieb den Knoten auf ein„mal zwar nicht aufgelöſet, aber doch aufgeſchnitten, „welches in ſo fern auf eines hinauslauft, daß auf die eine „oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die „Zuſchauer klatſchen oder ziſchen können, wie ſie wollen „oder — dürfen. Uebrigens weiß man, was für eine „wichtige Perſon in den komiſchen Tragödien, wovon wir „reden, der edle Hanswurſt vorſtellt, der ſich, vermuthlich „zum ewigen Denkmal des Geſchmacks unſerer Voreltern, „auf dem Theater der Hauptſtadt des deutſchen Reichs er„halten zu wollen ſcheint. Wollte Gött, daß er ſeine Per„ſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viel „große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man „nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, — oder, welches „noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt, — aufführen „geſehen? Wie oft haben die größeſten Männer, dazu ge„boren, die ſchützenden Genii eines Throns, die Wohl„thäter ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn, alle ihre „Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen ſchnakiſchen „Streich von Hanswurſt oder ſolchen Leuten vereitelt ſehen „müſſen, welche, ohne eben ſein Wamms und ſeine gelben „Hoſen zu tragen, doch gewiß ſeinen ganzen Charakter an „ſich trugen? Wie oft entſteht in beiden Arten der Tragi„Komödien die Verwicklung ſelbſt lediglich daher, daß „Hanswurſt durch irgend ein dummes und ſchelmiſches „Stückchen von ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, ehe „ſie ſich's verſehen können, ihr Spiel verderbt?“ —

Wenn in dieſer Vergleichung des großen und kleinen, des urſprünglichen und nachgebildeten, heroiſchen Poſſenſpiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeſchrieben, welches unſtreitig unter die vortrefflichſten unſers Jahrhunderts gehört, aber für das deutſche Publicum noch viel zu früh geſchrieben zu ſeyn ſcheint. In Frankreich und England würde es das äußerſte Aufſehen gemacht haben; der Name ſeines Verfaſſers würde auf aller Zungen ſeyn. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unſere Großen lernen fürs erſte an den *** kauen; und freilich iſt der Saft aus einem franzöſiſchen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß ſchärfer und ihr Magen ſtärker geworden, wenn ſie indeß Deutſch gelernt haben, ſo kommen ſie auch wohl einmal über den — Agathon. [1] Dieſes iſt das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier als gar nicht ſagen will, wie ſehr ich es bewundere: da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf, von claſſiſchem Geſchmack. Roman? Wir wollen ihm dieſen Titel nur geben, vielleicht daß es einige Leſer mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen iſt ohnedem nichts gelegen).

[1] *Zweiter Theil. S. 192.*

Siebzigſtes Stück.

Den 1. Januar 1768.

Wenn in dieſer Vergleichung, ſage ich, die ſatyriſche Laune nicht zu ſehr hervorſtäche: ſo würde man ſie für die beſte Schutzſchrift des komiſch-tragiſchen oder tragiſch-komiſchen Drama (Miſchſpiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden), für die gefliſſentlichſte Ausführung des Gedankens beim Lope halten dürfen. Aber zugleich würde ſie auch die Widerlegung deſſelben ſeyn. Denn ſie würde zeigen, daß eben das Beiſpiel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen Ernſtes mit der poſſenhaften Luſtigkeit rechtfertigen ſoll, eben ſo gut jedes dramatiſche Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menſchenverſtand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundſatz der Kunſt ſeyn, oder, wenn ſie es doch bliebe, würde durch ihn ſelbſt die Kunſt, Kunſt zu ſeyn, aufhören; wenigſtens keine höhere Kunſt ſeyn, als etwa die Kunſt, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der ſeltſamſte kann ſo ſeltſam nicht ſeyn, daß er nicht natürlich ſcheinen könnte; bloß und allein der ſcheint es nicht, bei welchem ſich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunſt die Kunſt ausmacht; der künſtlichſte in dieſem Verſtande iſt hier der ſchlechteſte, und der wildeſte der beſte!

Als Kritikus dürfte unſer Verfaſſer ganz anders ſprechen. Was er hier ſo ſinnreich aufſtützen zu wollen ſcheint, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbariſchen Geſchmacks verdammen, wenigſtens als die erſten Verſuche der unter ungeſchlachteten Völkern wieder auflebenden Kunſt vorſtellen, an deren Form irgend ein Zuſammenfluß gewiſſer äußerlichen Urſachen oder das Ohngefähr den meiſten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigſten, auch wohl ganz oder gar keinen Antheil hatte. Er würde ſchwerlich ſagen, daß die erſten Erfinder des Miſchſpiels (da das Wort einmal da iſt, warum ſoll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die „Griechen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſie zu verſchönern.“

Die Worte getreu und verſchönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenſtande der Nachahmung, gebraucht, ſind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wiſſen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; ſelbſt was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die ſchöner ſeyn wolle, als die Natur, ſey eben darum nicht Natur. Beide erklären ſich für Verehrer der einzigen Natur, ſo wie ſie iſt: jene finden in ihr nichts zu vermeiden, dieſe nichts hinzuzuſetzen. Jenen alſo müßte nothwendig das gothiſche Miſchſpiel gefallen, ſo wie dieſe Mühe haben

würden, an den Meisterstücken der Alten Geschmack zu finden.

Wenn dieses nun aber nicht erfolgte? Wenn jene, so große Bewunderer sie auch von der gemeinsten und alltäglichsten Natur sind, sich dennoch wider die Vermischung des Possenhaften und Interessanten erklärten? Wenn diese, so ungeheuer sie auch alles finden, was besser und schöner seyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechische Theater, ohne den geringsten Anstoß von dieser Seite, durchwandelten? Wie wollten wir diesen Widerspruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erst behauptet, widerrufen müssen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer solchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir streiten, mit dem menschlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, ist doch so richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können. — Der Hauptgedanke ist dieser: es ist wahr und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie gothischer Erfindung die Natur getreu nachahmt; sie ahmt sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich; sie ahmt die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks seyn; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sey der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig eckeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten.

Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man sieht schon, wo ich hinaus will. —

Den fünfundvierzigsten Abend (Freitags; den 12. Juli) wurden die Brüder des Hrn. Romanus und das Orakel vom Saint-Foix gespielt.

Das erstere Stück kann für ein deutsches Original gelten, ob es schon größten Theils aus den Brüdern des Terenz genommen ist. Man hat gesagt, daß auch Moliere aus dieser Quelle geschöpft habe, und zwar seine Männerschule. Der Herr von Voltaire macht seine Anmerkungen über dieses Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen: wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt, wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere; (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beifallen) und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen weniger behülflich seyn könnte; secundus, vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann: so kommt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire. Also auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwan mehr muthwillig als gründlich scheinen wollte, der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es bloß aus Mißtrauen in mich selbst.

„Die Brüder des Terenz, sagt der Herr von Voltaire, „können höchstens die Idee zu der Männerschule gegeben „haben. In den Brüdern sind zwei Alte von verschiedner „Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verschieden erziehen; „eben so sind in der Männerschule zwei Vormünder, ein „sehr strenger und ein sehr nachsehender: das ist die ganze „Aehnlichkeit. In den Brüdern ist fast ganz und gar keine „Intrigue, die Intrigue in der Männerschule hingegen ist „fein und unterhaltend und komisch. Eine von den Frauen„zimmern des Terenz, welche eigentlich die interessanteste „Rolle spielen müßte, erscheint bloß auf dem Theater, um „niederzukommen. Die Isabelle des Moliere ist fast immer „auf der Scene, und zeigt sich immer witzig und reizend, und „verbindet sogar die Streiche, die sie ihrem Vormunde „spielt, noch mit Anstand. Die Entwicklung in den Brü„dern ist ganz unwahrscheinlich; es ist wider die Natur, „daß ein Alter, der sechzig Jahre ärgerlich und streng und „geizig gewesen, auf einmal lustig und höflich und frei„gebig werden sollte. Die Entwicklung in der Männer„schule aber ist die beste von allen Entwicklungen des Mo„liere; wahrscheinlich, natürlich, aus der Intrigue selbst „hergenommen, und was unstreitig nicht das schlechteste „daran ist, äußerst komisch."

Einundsiebzigstes Stück.

Den 5. Januar 1768.

Es scheint nicht, daß der Herr von Voltaire, seitdem er aus der Classe bei den Jesuiten gekommen, den Terenz viel wieder gelesen habe. Er spricht ganz so davon, als von einem alten Traume; es schwebt ihm nur noch so was davon im Gedächtnisse, und das schreibt er auf gut Glück so hin, unbekümmert, ob es gehauen oder gestochen ist. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks sagt, „daß sie bloß auf dem Theater erscheine, um niederzukommen." Sie erscheint gar nicht auf dem Theater; sie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt bloß ihre Stimme aus dem Hause; und warum sie eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, das läßt sich auch gar nicht absehen. Den Griechen und Römern war nicht alles interessant, was es den Franzosen ist. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Wasser gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlassen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem sehr ungeschickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea ist der mürrische, strenge Vater, und dieser soll seinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das ist, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet seinen Charakter bis ans Ende. Donatus sagt: Servatur autem per totam fabulam *mitis* Micio, saevus Demea, Leno avarus u. s. w. *Was geht mich Donatus an?* dürfte der Herr von Voltaire sagen. Nach Belieben; wenn wir Deutsche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger gelesen und besser verstanden, als Voltaire. Doch es ist ja von keinem verlornen Stücke die Rede; es ist noch da; man lese selbst.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigsten Vorstellungen zu besänftigen gesucht, bittet er ihn, wenigstens auf heute sich seines Aergernisses zu entschlagen, wenigstens heute lustig zu seyn. Endlich bringt er ihn auch so weit; heute will Demea alles gut seyn lassen; aber morgen, bei früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land: da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelassen hat; die Sängerin, die diesem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es ist doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts kostet; aber zu singen wird sie nicht viel bekommen, sie soll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Acts, wo Demea allein ist, scheint es zwar, wenn man seine Worte so obenhin nimmt, als ob er völlig von seiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundsätzen des Micio zu handeln anfangen wolle.[1] Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er sich anthun soll, verstehen muß. Denn auch diesen Zwang weiß er hernach so zu nutzen, daß er zu der förmlichsten hämischsten Verspottung seines gefälligen Bruders ausschlägt. Er stellt sich lustig, um die andern wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er macht in dem verbindlichsten Tone die bittersten Vorwürfe; er wird nicht freigebig, sondern er spielt den Verschwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Absicht, als um alles, was er Verschwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieses erhellt unwidersprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der sich durch den Anschein betrügen läßt und ihn wirklich verändert glaubt.[2] Hic ostendit Terentius, sagt Donatus, magis Demeam simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meint, selbst diese Verstellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geschmählt und gepoltert habe: denn eine solche Verstellung erfordere mehr Gelassenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierin ist Terenz ohne Tadel, und er hat alles so vortrefflich motivirt, bei jedem Schritte Natur und Wahrheit so genau beobachtet, bei dem geringsten Uebergange so feine

[1] — Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excurso spatio mitto —

[2] Mi. Quid istuc? quae res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quae istaec subita est largitas? De. Dicam tibi:
Ut id ostenderem, quod te isti facilem et festivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex aequo et bono,
Sed ex assentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
Nunc adeo, si ob eam rem vobis mea vita invisa est, Aeschine,
Quia non justa injusta prorsus omnia, omnino obsequor;
Missa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur ist öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe sehr nöthig, sich das Spiel des Acteurs dabei zu denken; denn dieses schrieben die alten Dichter nicht bei. Die Declamation hat ihren eignen Künstler, und in dem Uebrigen konnten sie sich ohne Zweifel auf die Einsicht der Spieler verlassen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten. Nicht selten befanden sich unter diesen die Dichter selbst; sie sagten, wie sie es haben wollten; und da sie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis sie gespielt waren, als bis man sie gesehen und gehört hatte: so konnten sie es um so mehr überhoben seyn, den geschriebenen Dialog durch Einschiebsel zu unterbrechen, in welchen sich der beschreibende Dichter gewissermaßen mit unter die handelnden Personen zu mischen scheint. Wenn man sich aber einbildet, daß die alten Dichter, um sich diese Einschiebsel zu ersparen, in den Reden selbst, jede Bewegung, jede Gebärde, jede Miene, jede besondre Abändrung der Stimme, die dabei zu beobachten, mit anzudeuten gesucht, so irrt man sich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer solchen Andeutung sich nicht die geringste Spur zeigt, und wo gleichwohl der wahre Verstand nur durch die Errathung der wahren Action kann getroffen werden; ja in vielen scheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was der Schauspieler durch jene ausdrücken muß.

Selbst in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden sich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewissermaßen die Mißdeutung beruht, die ich bestreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit seinen eignen Augen gesehen, daß es sein ehrbarer frommer Sohn ist, für den die Sängerin entführt worden, und stürzt mit dem unbändigsten Geschrei heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Gesicht.

Demea. Ha! da ist er, der mir sie beide verdirbt — meine Söhne, mir sie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O so mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bei mir, es soll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns bloß bei der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warst du es nicht selbst, der es zuerst auf die Bahn brachte, daß sich ein jeder nur um den seinen bekümmern sollte? Antworte. [1] u. s. w.

Wer sich hier nur an die Worte hält und kein so richtiger Beobachter ist, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geschwind austobe, viel zu geschwind diesen gelassenen Ton anstimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beifallen, daß jeder Affect, wenn er aufs äußerste gekommen, nothwendig wieder sinken müsse; daß Demea, auf den Verweis seines Bruders, sich des ungestümen Jachzorns nicht anders als schämen könne; das alles ist auch ganz gut, aber es ist doch noch nicht das rechte. Dieses lasse er sich also vom Donatus lehren, der hier zwei vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, sagt er, paulo citius destomachatus, quam res etiam incertae poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati, omissa saevitia ad ratiocinationes saepe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er sich einbildet, daß sich gegen seine Beschwerden durchaus nichts einwenden lasse: so wird er sich bei dem Schelten gerade am wenigsten aufhalten, sondern zu den Beweisen eilen, um seinen Gegner durch eine so sonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen seines kochenden Geblüts nicht so unmittelbar gebieten kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: so macht Donatus die zweite Anmerkung: non quod dicatur, sed quo gestu dicatur, specta: et videbis neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea sagt zwar: ich mäßige mich, ich bin wieder bei mir; aber Gesicht und Gebärde und Stimme verrathen genugsam, daß er sich noch nicht gemäßigt hat, daß er noch nicht wieder bei sich ist. Er bestürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle seine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zu Worte zu kommen.

Zweiundsiebzigstes Stück.

Den 8. Januar 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringsten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart seiner Kinder unwillig zu seyn, ist ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nerrgeln. Micio muß auch nur abbrechen und sich begnügen, daß ihm die mürrische Laune, die er nicht ändern kann, wenigstens auf heute Frieden lassen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabei nehmen läßt, sind meisterhaft. [1]

[1] — — — De. Eccum adest
Communis corruptela nostrum liberum.
Mi. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
De. Repressi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipsam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo est ortum, ne tu curares meum,
Neve ego tuum? responde. —

[1] — — — De. Ne nimium modo
Bonae tuae istae nos rationes, Micio,
Et tuus iste animus aequus subvertat. Mi. Tace;
Non flet. Mitte jam istaec; da te hodie mihi:
Exporge frontem. De. Scilicet ita tempus fert,
Faciendum est: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. Mi. De nocte censeo:
Hodie modo hilarum fac te. De. Et istam psaltriam
Una illuc mecum hinc abstraham. Mi. Pugnaveris.
Eo pacto prorsum illic alligaris filium.
Modo tacito, ut illam serves. De. Ego istuc videro,

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit diesen schönen Grundsätzen, mit dieser deiner lieben Nachsicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Besser als du glaubst. — Und nun genug davon! Heute schenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute seyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, sobald es Tag wird, geh' ich wieder aufs Dorf, und der Bursche geht mit. —

Micio. Lieber noch ehe es Tag wird, dächte ich. Sey nur heute lustig!

Demea. Auch das Mensch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird sich der Sohn gewiß nicht weg wünschen. Nur halte sie auch gut.

Demea. Da laß mich vor sorgen! Sie soll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlstaubs und Kohlstaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu soll sie mir am heißen Mittage stoppeln gehn, bis sie so trocken, so schwarz geworden, als ein Löschbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun bist du auf dem rechten Wege! — Und alsdann, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bei ihr schlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachst du mich aus? — Bei so einer Gemüthsart freilich kannst du wohl glücklich seyn. Ich fühl' es, leider —

Micio. Du fängst doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch schon wieder auf.

Bei dem „Lachst du mich aus?" des Demea merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus EGO SENTIO, amare severeque dicit. Unvergleichlich! Demea, dessen voller Ernst es war, daß er die Sängerin nicht als Sängerin, sondern als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio selbst braucht nicht zu lachen: je ernsthafter er sich stellt, desto besser. Demea kann darum doch sagen: Lachst du mich aus? und muß sich zwingen wollen, sein eignes Lachen zu verbeißen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl' es leider" sagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber so ungern, so kurz das Lachen auch ist: so große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann wie Demea hat man wirklich fürs erste gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je seltner ihm diese wohlthätige Erschütterung ist, desto länger hält sie innerlich an; nachdem er längst alle Spur derselben auf seinem Gesichte vertilgt, dauert sie noch fort, ohne d es selbst weiß, und hat auf sein nächstfolgendes Bet einen gewissen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bei einem Grammatiker so Kenntnisse gesucht? Die alten Grammatiker waren das, was wir jetzt bei dem Namen denken. Es w Leute von vieler Einsicht; das ganze weite Feld der S war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen classi Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht wegen der Sprache studirt zu werden. Nur muß ma neuern Interpolationen zu unterscheiden wissen. Daß dieser Donatus (Aelius) so vorzüglich reich an Bemerku ist, die unsern Geschmack bilden können, daß er die steckteften Schönheiten seines Autors mehr als irgen anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht we von seinen größern Gaben, als von der Beschaffenheit s Autors selbst. Das römische Theater war zur Zeit Donatus noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des T wurden noch gespielt, und ohne Zweifel noch mit v von den Ueberlieferungen gespielt, die sich aus den be Zeiten des römischen Geschmacks herschrieben: er d also nur anmerken, was er sah und hörte; er brauchte nur Aufmerksamkeit und Treue, um sich das Verdien machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdc hat, die er selbst schwerlich dürfte ausgegrübelt haben. wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angeh Schauspieler mehr lernen könnte, als diesen Comm des Donatus über den Terenz; und bis das Latein i unsern Schauspielern üblicher wird, wünschte ich sehr, man ihnen eine gute Uebersetzung davon in die H geben wollte. Es versteht sich, daß der Dichter dabei und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, wa bloße Worterklärung betrifft. Die Dacier hat in i Absicht den Donatus nur schlecht genutzt, und ihre U setzung des Textes ist wässrig und steif. Eine neuere sche, die wir haben, hat das Verdienst der Richtigke so, aber das Verdienst der komischen Sprache fehlt gänzlich;[1] und Donatus ist auch nicht weiter gebra

Atque ibi favillae plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo sit saxo et molendo; praeter haec
Meridie ipso faciam ut stipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo est. MI. Placet.
Nunc mihi videre sapere. Atque equidem filium,
Tum etiam si nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
DE. Derides? fortunatus, qui istoc animo sies:
Ego sentio. MI. Ah pergisne? DE. Jam jam desino.

[1] Halle 1768. Wunders halben erlaube man mir die daraus anzuführen, die ich eben jetzt übersetzt habe. Was mi aus der Feder gefloffen, ist weit entfernt, so zu seyn, wie ei sollte: aber man wird doch ungefähr daraus sehen können, das Verdienst besteht, das ich dieser Uebersetzung absprechen mu

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht schönen Gründe und dein gleichgültiges Gemüthe sie ganz un ins Verderben stürzen.

Micio. Ach, schweig doch nur, das wird nicht geschehen. das immer seyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mi Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es so mit sich, ich m wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit m Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die wieder gehen willst; sey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerin will ich zugleich mit herausschleppe

Micio. Da thust du wohl, dadurch wirst du machen, da Sohn ohne sie nicht wird leben können. Aber sorge auch, daß gut verhältst.

als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre also keine gethane Arbeit, was ich vorschlage; aber wer soll sie thun? Die nichts bessers thun könnten, können auch dieses nicht: und die etwas bessers thun könnten, werden sich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unsern Nachahmer zu kommen — Es ist doch sonderbar, daß auch Herr Romanus den falschen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben scheint. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigstens läßt er sie mit dem Charakter seines Lysimons vorgehen. „Je Kinder," läßt er ihn rufen, „schweigt doch! „Ihr überhäuft mich ja mit Liebkosungen. Sohn, Bruder, „Vetter, Diener, alles schmeichelt mir, bloß weil ich ein„mal ein bißchen freundlich aussehe. Bin ich's denn, oder „bin ich's nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! „Es ist doch hübsch, wenn man geliebt wird. Ich will „auch gewiß so bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich so eine „vergnügte Stunde gehabt hätte." Und Frontin sagt: „Nun unser Alter stirbt gewiß bald. [1] Die Veränderung ist gar zu plötzlich." Ja wohl; aber das Sprüchwort und der gemeine Glaube von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, soll doch wohl nicht im Ernste hier etwas rechtfertigen?

Dreiundsiebzigstes Stück.

Den 12. Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bei dem Terenz geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun so macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr kümmern!" Er ist es ganz und gar nicht, der sich nach der Weise der andern, sondern die andern sind es, die sich nach seiner Weise künftig zu bequemen versprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lysimon in unsern deutschen Brüdern bei der Vorstellung gleichwohl immer so wohl aufgenommen werden? Der beständige Rückfall des Lysimon in seinen alten Charakter macht sie komisch: aber bei diesem hätte es auch bleiben müssen. — Ich verspare das Weitere, bis zu einer weiten Vorstellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foix, welches diesen Abend den Beschluß machte, ist allgemein bekannt und allgemein beliebt.

Den sechsundvierzigsten Abend (Montags, den 20. Julius) ward Miß Sara, und den siebenundvierzigsten, Tages darauf, Nanine wiederholt. Auf die Nanine folgte der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Acte.

Oder, wie es wörtlicher und besser heißen würde: die unvermuthete Entwickelung. Denn es ist einer von denen Titeln, die nicht sowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewissen Einwendungen vorbauen sollen, die der Dichter gegen seinen Stoff oder dessen Behandlung vorher sieht. Ein Vater will seine Tochter an einen jungen Menschen verheirathen, den sie nie gesehen hat. Sie ist mit einem andern schon halb richtig, aber dieses auch schon seit so langer Zeit, daß es fast gar nicht mehr richtig ist. Unterdessen möchte sie ihn doch noch lieber als einen ganz Unbekannten und spielt sogar, auf sein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freier abzuschrecken. Dieser kommt; aber zum Glücke ist es ein so schöner liebenswürdiger Mann, daß sie gar bald ihre Verstellung vergißt und in aller Geschwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel und alle Leser und Zuschauer werden ausrufen: das ist auch sehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen so mühsam geschürzt hat, in einer einzigen nicht zu lösen, sondern mit eins zu zerhauen! Nun aber ist dieser Fehler in dem Titel selbst angekündigt und durch diese Ankündigung gewissermaßen gerechtfertigt. Denn, wenn es nun wirklich einmal so einen Fall gegeben hat: warum soll er nicht auch vorgestellt werden können? Er sahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie so ähnlich, und sollte er denn eben deßwegen um so unschicklicher zur Komödie seyn? — Nach der Strenge allerdings; denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennt, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht sehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang ist, daß Jungfer Argante den Crast und nicht den Dorante heirathet, und dieser ist hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten ist so lau, so wetterläunisch; sie liebt ihn, weil sie seit vier Jahren niemanden gesehen hat, als ihn, manchmal liebt sie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, so wie es kommt; hat sie ihn lange nicht gesehen, so kommt er ihr liebenswürdig genug vor; sieht sie ihn alle Tage, so macht er ihr Langeweile; besonders stoßen ihr dann und wann Gesichter auf, gegen welche sie Dorantens Gesicht so kahl, so unschmackhaft, so eckel findet! Was brauchte es also weiter, um sie ganz von ihm abzubringen, als daß Crast, den ihr ihr Vater bestimmte, ein solches Gesicht ist? Daß sie diesen also nimmt, ist so wenig unerwartet, daß es vielmehr sehr unerwartet seyn würde.

[1] Demea. Dafür werde ich schon sorgen. Sie soll mir kochen, und Rauch, Asche und Mehl sollen sie schon kenntlich machen. Außerdem soll sie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren lesen, und dann will ich sie ihm so verbrannt und so schwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun seh ich recht ein, daß du weislich handelst; aber dann kannst du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er sie mit zu Bette nimmt.

Demea. Lachst du mich etwa aus? Du bist glücklich, daß du in solches Gemüth hast; aber ich fühle.

Micio. Ach! hältst du noch nicht inne?

Demea. Ich schweige schon.

[1] So soll es ohne Zweifel heißen, und nicht: stirbt ohnmöglich bald. Für viele von unsern Schauspielern ist es nöthig, auch solche Druckfehler anzumerken.

wenn sie bei jenem bliebe. Entwicklung hingegen ist ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involvirt eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abspringt, ohne sich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil seiner Personen läßt. Und so ist es hier: Peter wird es mit Doranten schon ausmachen; der Dichter empfiehlt sich ihm.

Den achtundvierzigsten Abend (Mittwochs, den 22. Julius) ward das Trauerspiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt; zum Beschlusse Herzog Michel.

Dieses Stück ist unstreitig eines von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden im geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakespeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. „Sollte ich also, sagt er, bei der Vergleichung „schon viel verlieren: so wird man doch wenigstens finden, „daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht „wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein „Plagium zu begehen.“

Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch vom Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

Shakespeare will studirt, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das seyn, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespeare keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespeare, sind nach den großen Maaßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines *Riesen für einen Zwerg* recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ermel, sondern einen ganzen aus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig seyn. sten werden in dem Faden die Flocke nicht erken aus er gesponnen ist. Die wenigen, welche die stehen, verrathen den Meister nicht und wissen Goldkorn so künstlich kann getrieben seyn, daß der Form den Werth der Materie bei weitem üb

Ich für mein Theil bedauere es also wirklich serm Dichter Shakespeares Richard so spät beige hätte ihn können gekannt haben und doch eben geblieben seyn, als er jetzt ist; er hätte ihn könn haben, ohne daß ein einziger übertragener Geda gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, so würde speares Werk wenigstens nachher als einen Spie haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwi mein Auge unmittelbar darin zu erkennen nicht gewesen wäre. — Aber woher weiß ich, daß dieses nicht gethan? Und warum sollte er es ni haben?

Kann es nicht eben so wohl seyn, daß er das für dergleichen Flecken halte, für keine hält? U nicht sehr wahrscheinlich; daß er mehr Recht hat, Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers theils viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichti Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm chen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie wä Arbeit sich selbst gemacht und sie auch schon sich antwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten seyn, sie andern machen zu hören: denn er hat es gern, über sein Werk urtheilt; schal oder gründlich, rechts, gutartig oder hämisch, alles gilt ihm gl auch das schalste, linkste, hämischste Urtheil ist ih als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die die andre Art in seinen Nutzen zu verwenden wis was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für so etwas auß liches halten: und doch muß er die Achseln über Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdient als ein unverdientes Lob auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hierm reiten will. — Wenigstens nicht bei dem Verfa höchstens nur bei einem oder dem andern Mitspre weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner Lustspiele gelobt hätte. [1] — Auf Unkosten? aber nigstens der frühern? Ich gönne es Ihnen, m

[1] Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmid zu seiner Theorie der Poesie, S. 45.

daß man niemals Ihre ältern Werke so möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß Ihr letztes immer ihr bestes ist! —

Vierundsiebzigstes Stück.

Den 15. Januar 1768.

Zur Sache. — Es ist vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünschte.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht seyn müsse. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke lasse sich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieses ein: so ist Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie ist.

Denn Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, ist unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage, die Bühne; daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es sind ganz andere Personen in seinem Werke, die er zu Gegenständen unseres Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieser Bösewicht, der die Luft, die sich zwischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllt, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der Welt hätten seyn müssen; sollte dieser blutdürstige, seines Blutdurstes sich rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsetzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.

Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menschen in eine Maschine, ehe sie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey.

Bei den Franzosen führt Crebillon den Beinamen des Schrecklichen. Ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in der Tragödie nicht seyn sollte, als von dem echten, das der Philosoph zu dem Wesen der Tragödie rechnet.

Und dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen. Das Wort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht; Mitleid und Furcht, sagt er, soll die Tragödie erregen, nicht Mitleid und Schrecken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der Furcht; es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben dieses Plötzliche, dieses Ueberraschende, welches die Idee desselben einschließt, zeigt deutlich, daß die, von welchen sich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht, herschreibt, nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles meine. — Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen; man erlaube mir also einen kleinen Ausschweif.

„Das Mitleid, sagt Aristoteles, verlangt einen, der „unverdient leidet, und die Furcht einen unsers gleichen. „Der Bösewicht ist weder dieses noch jenes: folglich kann „auch sein Unglück weder das erste noch das andere er„regen." [1]

Die Furcht, sage ich, nennen die neuern Ausleger und Uebersetzer Schrecken und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat sich," sagt einer aus der Menge, [2] „über die „Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und „in der That enthält sie in jeder Betrachtung ein Glied zu „viel, welches sie an ihrer Allgemeinheit hindert und sie „allzusehr einschränkt. Wenn Aristoteles durch den Zusatz „unsers gleichen" nur bloß die Aehnlichkeit der Menschheit „verstanden hat, weil nämlich der Zuschauer und die han„delnde Person beide Menschen sind, gesetzt auch, daß sich „unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range „ein unendlicher Abstand befände: so war dieser Zusatz „überflüssig, denn er verstand sich von selbst. Wenn er „aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Personen, „oder solche, die einen vergeblichen Fehler an sich hätten, „Schrecken erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die „Vernunft und die Erfahrung ist ihm sodann entgegen. „Das Schrecken entspringt unstreitig aus einem Gefühl der „Menschlichkeit: denn jeder Mensch ist ihm unterworfen, „und jeder Mensch erschüttert sich, vermöge dieses Gefühls, „bei dem widrigen Zufalle eines andern Menschen. Es ist „wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieses „von sich zu läugnen; allein dieses würde allemal eine Ver„läugnung seiner natürlichen Empfindungen, und also eine „bloße Prahlerei aus verderbten Grundsätzen, und kein

[1] Im 13. Kapitel der Dichtkunst.

[2] Hr. S. in der Vorrede zu s. komischen Theater, S. 16.

„Einwurf ſeyn. — Wenn nun auch einer laſterhaften Per„ſon, auf die wir eben unſere Aufmerkſamkeit wenden, „unvermuthet ein widriger Zufall zuſtößt, ſo verlieren wir „den Laſterhaften aus dem Geſichte, und ſehen bloß den „Menſchen. Der Anblick des menſchlichen Elends über„haupt macht uns traurig, und die plötzliche, traurige Em„pfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken.“

Ganz recht, aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt dieſes wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſteht, iſt ein mitleidiges Schrecken und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verſtünde.

„Das Mitleid,“ ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, [1] „iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus „der Liebe zu einem Gegenſtande und aus der Unluſt über „deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, „durch welche ſich das Mitleid zu erkennen giebt, ſind von „den einfachen Symptomen der Liebe ſowohl als der Un„luſt unterſchieden, denn das Mitleid iſt eine Erſcheinung. „Aber wie vielerlei kann dieſe Erſcheinung werden! Man „ändre nur in dem bedauerten Unglück die einzige Beſtim„mung der Zeit: ſo wird ſich das Mitleiden durch ganz „andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, „die über die Urne ihres Bruders weint, empfinden wir „ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält das Unglück für „geſchehen und bejammert ihren gehabten Verluſt. Was „wir bei den Schmerzen des Philoktets fühlen, iſt gleichfalls „Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn „die Qual, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt ge„genwärtig und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn „aber Oedip ſich entſetzt, indem das große Geheimniß ſich „plötzlich entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als ſie den „eiferſüchtigen Mithridates ſich entfärben ſieht; wenn die „tugendhafte Desdemona ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt „zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr reden hört: was „empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mit„leidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. „Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen „der Empfindungen iſt in allen dieſen Fällen einerlei. „Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden „iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen; ſo müſſen „wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Perſon thei„len, welches man ſehr nachdrücklich Mitleiden nennt. „Warum ſollten alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, „Eiferſucht, Rachbegier und überhaupt alle Arten von un„angenehmen Empfindungen, ſogar den Neid nicht aus„genommen, aus Mitleiden entſtehen können? — Man „ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der größte Theil der „Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und „Mitleiden eintheilt. Schrecken und Mitleiden! Iſt denn „das theatraliſche Schrecken kein Mitleiden? Für wen er„ſchrickt der Zuſchauer, wenn Merope auf ihren eigenen „Sohn den Dolch zieht? Gewiß nicht für ſich, ſondern für „den Aegiſth, deſſen Erhaltung man ſo ſehr wünſcht und für „die betrogene Königin, die ihn für den Mörder ihres „Sohnes anſieht. Wollen wir aber nur die Unluſt über „das gegenwärtige Uebel eines Andern Mitleiden nennen: „ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, ſondern alle „übrigen Leidenſchaften, die uns von einem andern mit„getheilt werden, von dem eigentlichen Mitleiden unter„ſcheiden.“ —

[1] Philoſophiſche Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn, zweiter Theil, S. 4.

Fünfundſiebzigſtes Stück.

Den 19. Januar 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſt um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefähr empfunden haben; wenigſtens iſt es unläugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilt werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern für dieſen andern erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhängt ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mit einem Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über ſeine Dichtkunſt liefern will, welcher den Dacierſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange bis zum Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt finden, wo er ſich deren am wenigſten

ermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studiren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabei fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten; sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklärung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beifügt, findet sich in dem sechsten und achten Capitel des zweiten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Capitel zu erinnern; gleichwohl hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger derer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der sich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne sie einsahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nämlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beigesellt habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts, und ich möchte wohl hören, was sie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man sie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben so wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruht aber alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleid gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unsers Mitleidens werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für eines von den Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sähe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit Andern Mitleid zu haben. Er erklärte daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde: [1] und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen, seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für uns verloren, sey nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen, und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

So dachte Aristoteles von dem Mitleiden und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, so wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklärung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte seine Stücke schon alle geschrieben, als er sich hinsetzte, über die Dichtkunst des Aristoteles zu commentiren. [1] Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet, und nach dieser Erfahrung würde er uns unstreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatischen Codex haben sagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit seiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieses scheint er höchstens nur in Absicht auf die mechanischen Regeln der Kunst gethan zu haben. In den wesentlichern ließ er sich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verstoßen, gleichwohl nicht wider ihn verstoßen haben wollte: so suchte er sich durch Auslegungen zu helfen, und ließ seinen vorgeblichen Lehrmeister Dinge sagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und sie als die vollkommensten untadelhaftesten Personen geschildert; er hatte die abscheulichsten Ungeheuer in dem Prusias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Aristoteles, daß sie zur Tragödie unschicklich wären, weil beide weder Mitleid

[1] Ὧν δ' ἁπλῶς ἐλπεινόν, φοβερὰ ἐξιν, ὅσα ἐφ' ἑτέρων γιγνόμενα, ἢ μελλοντα, ἐλεεινα ἐξιν. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in seiner Ausgabe der Rhetorik, Spirae 1598) eingekommen ist, dieses zu übersetzen: Denique ut simpliciter loquar, formidabilia sunt, quaecunque simulac in aliorum potestatem venerunt, vel ventura sunt, miseranda sunt. Es muß schlechtweg heißen: quaecunque allis evenerunt, vel eventura sunt.

[1] Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scène, sagt er in seiner Abhandlung über das Drama. Sein erstes Stück, Melite, war von 1625, und sein letztes, Surena, von 1675, welches gerade die funfzig Jahre ausmacht, so daß es gewiß ist, daß er, bei den Auslegungen des Aristoteles, auf alle seine Stücke ein Auge haben konnte und hatte.

noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bei dieſem Widerſpruche weder ſein Anſehen, noch das Anſehen des Ariſtoteles leiden möge? „O, ſagt er, mit dem Ariſtoteles „können wir uns hier leicht vergleichen.[1] Wir dürfen nur „annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß „beide Mittel zugleich, ſowohl Furcht als Mitleid, nöthig „wären, um die Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken, „die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie macht: ſon„dern nach ſeiner Meinung ſey auch eines zureichend. — „Wir können dieſe Erklärung, fährt er fort, aus ihm ſelbſt „bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, welche „er von der Ausſchließung derjenigen Begebenheiten, die „er in den Trauerſpielen mißbilligt, giebt. Er ſagt nie„mals: dieſes oder jenes ſchickt ſich in die Tragödie nicht, „weil es bloß Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder „dieſes iſt daſelbſt unerträglich, weil es bloß die Furcht „erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; ſondern er „verwirft ſie deßwegen, weil ſie, wie er ſagt, weder Mit„leid noch Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch „zu erkennen, daß ſie ihm deßwegen nicht gefallen, weil „ihnen ſowohl das eine als das andere fehlt, und daß er „ihnen ſeinen Beifall nicht verſagen würde, wenn ſie nur „eines von beiden wirkten."

Sechsundſiebzigſtes Stück.

Den 22. Januar 1768.

Aber das iſt grundfalſch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch ſonſt auf die Verdrehungen ziemlich aufmerkſam war, welche Corneille von dem Texte des Ariſtoteles zu ſeinem Beſten zu machen ſuchte, dieſe größte von allen überſehen können. Zwar, wie konnte er ſie nicht überſehen, da es ihm nie einkam, des Philoſophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie geſagt, es iſt grundfalſch, was ſich Corneille einbildet. Ariſtoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er ſeine eigenen Erklärungen vergeſſen können, man müßte glauben, daß er ſich auf die handgreiflichſte Weiſe widerſprechen können. Wenn, nach ſeiner Lehre, kein Uebel eines andern unſer Mitleid erregt, was wir nicht für uns ſelbſt fürchten: ſo konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden ſeyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erregt; denn er hielt die Sache ſelbſt für unmöglich; dergleichen Handlungen exiſtirten ihm nicht; ſondern ſobald ſie unſer Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten ſie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch dieſe Furcht erweckten ſie Mitleid. Noch weniger konnte er ſich die Handlung einer Tragödie vorſtellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unſer Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns ſelbſt errege, auch unſer Mitleid erwecken müſſe, ſobald wir andere dam oder betroffen erblickten; und das iſt eben der Fal gödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürch uns, ſondern andern begegnen ſehen.

Es iſt wahr, wenn Ariſtoteles von den Ha ſpricht, die ſich in die Tragödie nicht ſchicken, ſo ſich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß ſi Mitleid noch Furcht erwecken. Aber deſto ſchlimn ſich Corneille durch dieſes weder noch verführ Dieſe disjunctive Partikeln involviren nicht im er ſie involviren läßt. Denn wenn wir zwei ode Dinge von einer Sache durch ſie verneinen, ſo darauf an, ob ſich dieſe Dinge eben ſo wohl in von einander trennen laſſen, als wir ſie in der A und durch den ſymboliſchen Ausdruck trennen könr die Sache dem ungeachtet noch beſtehen ſoll, ob das eine oder das andere von dieſen Dingen fehl wir z. E. von einem Frauenzimmer ſagen, ſie ſchön noch witzig: ſo wollen wir allerdings ſc würden zufrieden ſeyn, wenn ſie auch nur eins wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nic Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getre wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Hi Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir ſeyn würden, wenn er nur eins von beiden glau er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: den eine glaubt, muß nothwendig auch das andere Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſin wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehm wir ſagen, dieſes Gemälde taugt nichts, denn es Zeichnung noch Colorit; wollen wir damit ſage gutes Gemälde ſich mit einem von beiden begnü — Das iſt ſo klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fü ten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe z haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nich luſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegen empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſtel der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie u aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſ aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid

Jedoch auch ſonach glaube ich nicht, die Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn, wenn wir auch ſchon, ohne Furd ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene F kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzügl

[1] *Il est aisé de nous accommoder* avec Aristote etc.

ohne sie seyn kann. Und was hindert uns, anzu-
n, daß die vermischte Empfindung über das physika-
lebel eines geliebten Gegenstandes, nur allein durch
u kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächst,
chem sie Affect genannt zu werden verdient?
ristoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet
litleid nicht nach seinen primitiven Regungen, er be-
t es bloß als Affect. Ohne jene zu verkennen, ver-
t er nur dem Funken den Namen der Flamme.
dige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nennt
ilanthropie, und nur den stärkern Regungen dieser
welche mit Furcht für uns selbst verknüpft sind, giebt
Namen des Mitleids. Also behauptet er zwar, daß
nglück eines Bösewichts weder unser Mitleid noch
Furcht errege: aber er spricht ihm darum nicht alle
ng ab. Auch der Bösewicht ist noch Mensch, ist noch
esen, das bei allen seinen moralischen Unvollkom-
iten, Vollkommenheiten genug behält, um sein Ver-
, seine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bei
etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids
am, zu empfinden. Aber, wie schon gesagt, diese
dähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, son-
Philanthropie. „Man muß, sagt er, keinen Böse-
t aus unglücklichen Umständen in glückliche gelangen
n; denn das ist das untragischste, was nur seyn
; es hat nichts von allem, was es haben sollte; es
ckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch Furcht.
muß es kein völliger Bösewicht seyn, der aus glück-
n Umständen in unglückliche verfällt; denn eine der-
hen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder
eid noch Furcht erwecken." Ich kenne nichts kahleres
bgeschmackteres, als die gewöhnlichen Uebersetzungen
Wortes Philanthropie. Sie geben nämlich das Adjec-
davon im Lateinischen durch hominibus gratum;
anzösischen durch ce que peut faire quelque plai-
nd im Deutschen durch „was Vergnügen machen
" Der einzige Goulston, so viel ich finde, scheint
inn des Philosophen nicht verfehlt zu haben, indem
s φιλανθρωπον durch quod humanitatis sensu
t übersetzt. Denn allerdings ist unter dieser Philan-
e, auf welche das Unglück auch eines Bösewichts
uch macht, nicht die Freude über seine verdiente Be-
ng, sondern das sympathetische Gefühl der Mensch-
t zu verstehen, welches, trotz der Vorstellung, daß
eiden nichts als Verdienst sey, dennoch in dem Augen-
des Leidens in uns sich für ihn regt. Herr Curtius
war diese mitleidigen Regungen für einen unglück-
Bösewicht nur auf eine gewisse Gattung der ihn
den Uebel einschränken. „Solche Zufälle des Laster-
n, sagt er, die weder Schrecken noch Mitleid in uns
en, müssen Folgen seines Lasters seyn: denn treffen
n zufällig, oder wohl gar unschuldig, so behält er
em Herzen der Zuschauer die Vorrechte der Mensch-
„lichkeit, als welche auch einem unschuldig leidenden Gott-
„losen ihr Mitleid nicht versagt." Aber er scheint dieses nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Bösewicht befällt, eine unmittelbare Folge seines Verbrechens ist, können wir uns nicht entwehren, bei dem Anblicke dieses Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge," sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, „die sich um einen Verurtheilten „in dichte Haufen drängt. Sie haben alle Greuel vernom-„men, die der Lasterhafte begangen; sie haben seinen Wan-„del und vielleicht ihn selbst verabscheut. Jetzt schleppt man „ihn entstellt und ohnmächtig auf das entsetzliche Schau-„gerüst. Man arbeitet sich durch das Gewühl, man stellt „sich auf die Zehen, man klettert die Dächer hinan, um „die Züge des Todes sein Gesicht entstellen zu sehen. Sein „Urtheil ist gesprochen; sein Henker naht sich ihm; ein „Augenblick wird sein Schicksal entscheiden. Wie sehnlich „wünschen jetzt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! „Ihm? dem Gegenstande ihres Abscheues, den sie einen „Augenblick vorher selbst zum Tode verurtheilt haben wür-„den? Wodurch wird jetzt ein Strahl der Menschenliebe „wiederum bei ihnen rege? Ist es nicht die Annäherung „der Strafe, der Anblick der entsetzlichsten physikalischen „Uebel, die uns sogar mit einem Ruchlosen gleichsam aus-„söhnen und ihm unsere Liebe erwerben? Ohne Liebe könn-„ten wir unmöglich mitleidig mit seinem Schicksale seyn."

Und eben diese Liebe, sage ich, die wir gegen unsern Nebenmenschen unter keinerlei Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmt, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben diese Liebe ist es, welche Aristoteles unter dem Namen der Philanthropie versteht. Wir haben Recht, wenn wir sie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Aristoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um sie, wie gesagt, von dem höchsten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem sie durch die Dazukunft einer wahrscheinlichen Furcht für uns selbst Affect werden, zu unterscheiden.

Siebenundsiebzigstes Stück.

Den 26. Januar 1768.

Einem Einwurfe ist hier noch vorzukommen. Wenn Aristoteles diesen Begriff von dem Affecte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns selbst verknüpft seyn müsse: was war es nöthig, der Furcht noch insbesondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid schloß sie schon in sich, und es wäre genug gewesen, wenn er bloß gesagt hätte: die Tragödie soll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unserer Leidenschaft bewirken. Denn

der Zuſatz der Furcht ſagt nichts mehr, und macht das, was er ſagen ſoll, noch dazu ſchwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Ariſtoteles uns bloß hätte lehren wollen, welche Leidenſchaften die Tragödie erregen könne und ſolle, ſo würde er ſich den Zuſatz der Furcht allerdings haben erſparen können und ohne Zweifel ſich wirklich erſpart haben; denn nie war ein Philoſoph ein größerer Wortſparer als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenſchaften durch die in der Tragödie erregten in uns gereinigt werden ſollten; und in dieſer Abſicht mußte er der Furcht insbeſondere gedenken. Denn obſchon, nach ihm, der Affect des Mitleids weder in noch außer dem Theater ohne Furcht für uns ſelbſt ſeyn kann; ob ſie ſchon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids iſt: ſo gilt dieſes doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere iſt kein Ingredienz der Furcht für uns ſelbſt. Sobald die Tragödie aus iſt, hört unſer Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrſcheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns ſelbſt ſchöpfen laſſen. Dieſe nehmen wir mit; und ſo wie ſie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, ſo hilft ſie nun auch, als eine für ſich fortdauernde Leidenſchaft, ſich ſelbſt reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß ſie dieſes thun könne und wirklich thue, fand es Ariſtoteles für nöthig, ihrer insbeſondere zu gedenken.

Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne ſich auf die bloß weſentlichen Eigenſchaften derſelben einzuſchränken, hat er verſchiedene zufällige hineingezogen, weil ſie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Dieſe indeß abgerechnet und die übrigen Merkmale in einander reducirt, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nämlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht iſt, welches Mitleid erregt. Ihrem Geſchlechte nach iſt ſie die Nachahmung einer Handlung; ſo wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus dieſen beiden Begriffen laſſen ſich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und ſogar ihre dramatiſche Form iſt daraus zu beſtimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigſtens wüßte ich keinen Kunſtrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu verſuchen. Sie nehmen alle die dramatiſche Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun ſo iſt, weil es einmal ſo iſt, und das man ſo läßt, weil man es gut findet. Der einzige Ariſtoteles hat die Urſache ergründet, aber ſie bei ſeiner Erklärung mehr vorausgeſetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie, „ſagt er, iſt die Nachahmung einer Handlung — die nicht „vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mit„leids und der Furcht die Reinigung dieſer und dergleichen Leidenſchaften bewirkt.“ So drückt er ſich von Wort zu Wort aus. Wem ſollte hier nicht der ſonderbare Gegenſatz: „nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt „des Mitleids und der Furcht,“ befremden? Mitleid und Furcht ſind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Abſicht zu erreichen: und die Erzählung kann ſich nur auf die Art und Weiſe beziehen, ſich dieſer Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheint hier alſo Ariſtoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheint hier nicht offenbar der eigentliche Gegenſatz der Erzählung, welche die dramatiſche Form iſt, zu fehlen? Was thun aber die Ueberſetzer bei dieſer Lücke? Der eine umgeht ſie ganz behutſam, und der andere füllt ſie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darin, als eine vernachläſſigte Wortfügung, an die ſie ſich nicht halten zu dürfen glauben, wenn ſie nur den Sinn des Philoſophen liefern. Dacier überſetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. ſ. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, ſondern (durch Vorſtellung der Handlung ſelbſt) uns vermittelſt des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigt.“ O, ſehr recht! Beide ſagen, was Ariſtoteles ſagen will, nur daß ſie es nicht ſo ſagen, wie er es ſagt. Gleichwohl iſt auch an dieſem Wie gelegen; denn es iſt wirklich keine bloß vernachläſſigte Wortfügung. Kurz, die Sache iſt dieſe: Ariſtoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfordere; daß wir längſt vergangene oder fern in der Zukunft bevorſtehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht ſo ſtark bemitleiden können, als ein anweſendes; daß es folglich nothwendig ſey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das iſt, nicht in der erzählenden Form, ſondern als gegenwärtig, das iſt, in der dramatiſchen Form, nachzuahmen. Und nur dieſes, daß unſer Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, ſondern faſt einzig und allein durch die gegenwärtige Anſchauung erregt wird, nur dieſes berechtigte ihn, in der Erklärung anſtatt der Form der Sache die Sache gleich ſelbſt zu ſetzen, weil dieſe Sache nur dieſer einzigen Form fähig iſt. Hätte er es für möglich gehalten, daß unſer Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: ſo würde es allerdings ein ſehr fehlerhafter Sprung geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte, „nicht durch die Erzählung, ſondern durch Mitleid und Furcht.“ Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatiſche Form zu erregen ſey: ſo konnte er ſich dieſen Sprung der Kürze wegen erlauben. — Ich verweiſe deßfalls auf das nämliche neunte Kapitel des zweiten Buchs ſeiner Rhetorik. [1]

[1] *Επει δ' εγγυς φαινομενα τα παθη, ελεεινα εἰσι, τα δε μυριοζον ἐτος γενομενα, ἡ εσομενα, οὐτ' ἐλπιζοντες, οὐτε μεμνημενοι, ἡ ὁλως οὐκ ἐλεουσιν, ἡ οὐχ ὁμοιως ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὁλως τη ὑποκρισει, ἐλλεεινοτερους εἰναι.*

Was endlich den moralischen Endzweck anbelangt, wel- Aristoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die rung derselben bringen zu müssen glaubte, so ist be- , wie sehr besonders in den neuern Zeiten darüber ten worden. Ich getraue mich aber zu erweisen, daß die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht verstan- iben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken unter- ben, ehe sie gewiß wußten, welches seine wären. Sie iten Grillen, die sie selbst gefangen, und bilden sich wie unwidersprechlich sie den Philosophen widerlegen, sie ihr eigenes Hirngespinnste zu Schanden machen. ınn mich in die nähere Erörterung dieser Sache hier einlassen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis echen scheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

. Sie lassen den Aristoteles sagen, „die Tragödie solle ermittelst des Schreckens und Mitleids von den Feh- der vorgestellten Leidenschaften reinigen." Der vor- ten? Also, wenn der Held durch Neugierde, oder iz, oder Liebe, oder Zorn, unglücklich wird: so ist es Neugierde, unser Ehrgeiz, unsere Liebe, unser Zorn, n die Tragödie reinigen soll? Das ist dem Aristo- nie in den Sinn gekommen. Und so haben die Herren reiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in ı; sie jagen in der gewissen Hoffnung des Sieges f los, und kehren sich an keinen Sancho, der weiter als gesunden Menschenverstand hat, und ihnen auf ı bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, sich nicht zu len und doch nur erst die Augen recht aufzusperren. τοιουτων παθηματων, sagt Aristoteles; und das heißt der vorgestellten Leidenschaften; das hätten sie über- müssen durch dieser und dergleichen oder der erweck- idenschaften. Das τοιουτων bezieht sich lediglich auf orhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie soll Mitleid und unsere Furcht erregen, bloß um diese ergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaf- ne Unterschied zu reinigen. Er sagt aber τοιουτων icht τουτων; er sagt dieser und dergleichen, und nicht ieser: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht as eigentlich sogenannte Mitleid, sondern überhaupt ilanthropische Empfindungen, so wie unter der Furcht bloß die Unlust über ein uns bevorstehendes Uebel, n auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust in gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergan- Uebel, Betrübniß und Gram, verstehe. In diesem Umfange soll das Mitleid und die Furcht, welche agödie erweckt, unser Mitleid und unsere Furcht n; aber auch nur diese reinigen und keine andere schaften. Zwar können sich in der Tragödie auch zur ung der andern Leidenschaften nützliche Lehren und le finden; doch sind diese nicht ihre Absicht; diese mit der Epopee und Komödie gemein, in so fern sie dicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt ht aber in so fern sie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbesondere ist. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung.

Achtundsiebzigstes Stück.

Den 29. Januar 1768.

2. Da die Gegner des Aristoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenschaften er eigentlich durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie in uns gereinigt haben wollte: so war es natürlich, daß sie sich auch mit der Reinigung selbst irren mußten. Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläuftiger zu handeln. „Weil man aber, sagt Cor- „neille, ganz und gar nichts von dieser Materie darin „findet, so ist der größte Theil seiner Ausleger auf die Ge- „danken gerathen, daß sie nicht ganz auf uns gekommen „sey." Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch schon in dem, was uns von seiner Dichtkunst noch übrig, es mag viel oder wenig seyn, alles zu finden, was er einem, der mit seiner Philosophie sonst nicht ganz unbekannt ist, über diese Sache zu sagen für nöthig halten konnte. Corneille selbst bemerkte eine Stelle, die uns, nach seiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weise zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenschaften in der Tragödie geschehe: nämlich die, wo Aristoteles sagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unsers gleichen." Diese Stelle ist auch wirklich sehr wichtig, nur daß Corneille einen falschen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenschaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke, sagt er, von welchem wir „unsers gleichen befallen sehen, erweckt in uns die Furcht, „daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; diese Furcht „erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und diese Be- „gierde ein Bestreben, die Leidenschaft, durch welche die „Person, die wir bedauern, sich ihr Unglück vor unsern „Augen zuzieht, zu reinigen, zu mäßigen, zu bessern, ja „gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft sagt, „daß man die Ursache abschneiden müsse, wenn man die „Wirkung vermeiden wolle." Aber dieses Raisonnement, welches die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenschaften bewirkt, ist falsch und kann unmöglich die Meinung des Aristoteles seyn; weil sonach die Tragödie gerade alle Leidenschaften reinigen könnte, nur nicht die zwei, die Aristoteles ausdrücklich durch sie gereinigt wissen will. Sie könnte unsern Vor

unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeiz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereinigt laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beides ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nämlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punct ſeyn, in welchem zwei gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie gereinigt werden ſollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie ſehr gering ſeyn würde, wenn er bloß hierauf eingeſchränkt wäre: ſo ließ er ſich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenſchaften beizulegen. Wie nun Corneille dieſe für ſein Theil läugnete, und in Beiſpielen zeigte, daß ſie mehr ein ſchöner Gedanke, als eine Sache ſey, die gewöhnlicher Weiſe zur Wirklichkeit gelange: ſo mußte er ſich mit ihm in dieſe Beiſpiele ſelbſt einlaſſen, wo er ſich denn ſo in der Enge fand, daß er die gewaltſamſten Drehungen und Wendungen machen mußte, um ſeinen Ariſtoteles mit ſich durchzubringen. Ich ſage, ſeinen Ariſtoteles: denn der rechte iſt weit entfernt, ſolcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieſer, um es abermals und abermals zu ſagen, hat an keine andere Leidenſchaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen ſolle, als an unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt; und es iſt ihm ſehr gleichgültig, ob die Tragödie zu Reinigung der übrigen Leidenſchaften viel oder wenig beiträgt. An jene Reinigung hätte ſich Dacier allein halten ſollen: aber freilich hätte er ſodann auch einen vollſtändigern Begriff damit verbinden müſſen. „Wie die Tragödie, ſagt er, Mitleid und Furcht „errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das iſt nicht „ſchwer zu erklären. Sie erregt ſie, indem ſie uns das „Unglück vor Augen ſtellt, in das unſers gleichen durch „*nicht vorſetzliche Fehler gefallen* ſind; und ſie reinigt ſie, „indem ſie uns mit dieſem nämlichen Unglücke bekannt „macht, und uns dadurch lehrt, es weder allzuſehr zu fürch„ten, noch allzuſehr davon gerührt zu werden, wenn es „uns wirklich ſelbſt treffen ſollte. — Sie bereitet die Men„ſchen, die allerwidrigſten Zufälle muthig zu ertragen, und „macht die Allerelendeſten geneigt, ſich für glücklich zu hal„ten, indem ſie ihre Unglücksfälle mit weit größern ver„gleichen, die ihnen die Tragödie vorſtellt. Denn in welchen „Umſtänden kann ſich wohl ein Menſch finden, der bei Er„blickung eines Oedips, eines Philoktets, eines Oreſts nicht „erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen „die, welche dieſe Männer erdulden müſſen, gar nicht in „Vergleichung kommen?“ Nun das iſt wahr; dieſe Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand ſie faſt mit den nämlichen Worten bei einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unſers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben ſich duldet; daß folglich bei dem Elenden, deſſen Mitleid nicht zu erregen iſt, die Reinigung oder Linderung ſeiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, ſo wie er es ſagt, gelten laſſen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit geſagt? Ob er im geringſten mehr damit geſagt, als, daß das Mitleid unſere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Forderung des Ariſtoteles. Denn wenn Ariſtoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer ſieht nicht, daß dieſes weit mehr ſagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn nach den verſchiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Ariſtoteles ganz erſchöpfen will, ſtückweiſe zeigen: 1. wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2. wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3. wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4. wie die tragiſche Furcht unſer Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat ſich nur an den dritten Punct gehalten, und auch dieſen nur ſehr ſchlecht, und auch dieſen nur zur Hälfte erläutert. Denn wer ſich um einen richtigen und vollſtändigen Begriff von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Puncten einen doppelten Fall in ſich ſchließt. Da nämlich, es kurz zu ſagen, dieſe Reinigung in nichts anderem beruht, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unſerm Philoſophen, ſich dieſſeits und jenſeits ein Extrem findet, zwiſchen welchem ſie inne ſteht: ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn; welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein in Anſehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht

icht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele des- i reinigen, welcher ſich ganz und gar keines Unglücks tet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, s entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid in Anſehung rcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, ; ſo wie hinwiederum die tragiſche Furcht in An- des Mitleids. Dacier aber, wie geſagt, hat nur , wie das tragiſche Mitleid unſere allzugroße Furcht ; und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen l derſelben abhelfe, oder ſie in dem, welcher allzu von ihr empfindet, zu einem heilſamern Grade er- geſchweige, daß er auch das Uebrige ſollte gezeigt

Die nach ihm gekommen, haben, was er unter- auch im geringſten nicht ergänzt; aber wohl ſonſt, ch ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig Streit zu ſetzen, Dinge dahin gezogen, die dem Ge- überhaupt, aber keineswegs der Tragödie als Tra- nsbeſondere zukommen; z. E. daß ſie die Triebe der lichkeit nähren und ſtärken; daß ſie Liebe zur d und Haß gegen das Laſter wirken ſolle u. ſ. w. [1] ! welches Gedicht ſollte das nicht? Soll es aber ein ſo kann es nicht das unterſcheidende Kennzeichen der die ſeyn; ſo kann es nicht das ſeyn, was wir ſuchten.

Neunundſiebzigſtes Stück.

Den 2. Februar 1768.

id nun wieder auf unſern Richard zu kommen. — d alſo erweckt eben ſo wenig Schrecken, als Mitleid: Schrecken in dem gemißbrauchten Verſtande für die he Ueberraſchung des Mitleids, noch in dem eigent- Verſtande des Ariſtoteles für heilſame Furcht, daß n ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er rregte, würde er auch Mitleid erregen; ſo gewiß er derum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unſers ds nur im geringſten würdig fänden. Aber er iſt ſo ſcheulicher Kerl, ſo ein eingefleiſchter Teufel, in dem völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns ſelbſt , daß ich glaube, wir könnten ihn vor unſern Augen artern der Hölle übergeben ſehen, ohne das geringſte zu empfinden, ohne im geringſten zu fürchten, daß ſolche Strafe nur auf ſolche Verbrechen folge, ſie nſrer erwarte. Und was iſt endlich das Unglück, die , die ihn trifft? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir ſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in uſt geſtorben. Als der Königin dieſes erzählt wird, der Dichter ſagen:

eß iſt etwas! —

be mich nie enthalten können, bei mir nachzuſprechen: das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch als ein Mann auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph ſeiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν. [1]) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm, aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird: er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? —

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir bei dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabei, und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Qual.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das ſich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird läugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellt, und Verzweiflung von weitem nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiße wie er wolle — Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheint. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erklärt, wo keine

r. Curtius in ſeiner Abhandlung von der Abſicht des Trauer- ſpiels nach der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt.

[1] Arist. Rhet. Lib. II. Cap. 9.

Schwierigkeit aufſtößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zum Beſten auflöſe, werde es auch in jenem geſchehen; und er vergißt dieſe ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorſicht mit in ſeinen kleinen Zirkel flicht, und gefliſſentlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſchont uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt! Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben ſoll, wenn wir, bei unſerer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen, ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beiſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig als möglich erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen!

Wenn nun aber der Perſonen des Richards keine einzige die erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, falls er wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er gleichwohl ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer Publicum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was iſt denn ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat ſie. Und wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe oder ob er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftigt, wenn er ſie vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie denn nothwendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles beſchäftigt und vergnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht; aber es iſt darauf zu antworten. Ueberhaupt, wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, ſo bleibt er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon die Schönheiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſt Schönheiten haben. Poeſie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Geſinnungen, einen feurigen hinreißenden Dialog, glückliche Veranlaſſungen für den Acteur, den ganzen Umfang ſeiner Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechslungen zu durchlaufen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. ſ. w.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht; aber auch die Beſchäftigung unſeres Abſcheues iſt nicht ganz ohne Vergnügen; beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheure in den Verbrechen participirt von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, iſt Gräuel; aber alle dieſe *Gräuel geſchehen* in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unſere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen gewährt.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erſpart uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewandte Mittel; wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig umſonſt vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchten wir es nicht gern, auch noch bloß vor langer Weile, vergoſſen finden. Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Abſicht intereſſirte uns, als zu erreichende Abſicht; wenn ſie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abſcheuliche derſelben erblicken, würden wir wünſchen, daß ſie nicht erreicht wäre; dieſen Wunſch ſehen wir voraus, und uns ſchaudert vor der Erreichung.

Die guten Perſonen des Stücks lieben wir; eine ſo zärtliche feurige Mutter, Geſchwiſter, die ſo ganz eines in dem andern leben; dieſe Gegenſtände gefallen immer, erregen immer die ſüßeſten ſympathetiſchen Empfindungen, wir mögen ſie finden wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu ſehen, iſt zwar herbe, iſt zwar für unſere Ruhe, zu unſerer Beſſerung kein ſehr erſprießliches Gefühl; aber es iſt doch immer Gefühl.

Und ſonach beſchäftigt uns das Stück durchaus und vergnügt durch dieſe Beſchäftigung unſerer Seelenkräfte. Das iſt wahr; nur die Folge iſt nicht wahr, die man daraus zu ziehen meint: nämlich, daß wir alſo damit zufrieden ſeyn können.

Ein Dichter kann viel gethan und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß ſein Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß dieſe vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derſelben auf keine Weiſe erſetzen, beſonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Koſtbarkeit iſt, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn ſie weiter nichts als ſolche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anſtalten erfordernde Gattung eben ſo wohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maſchine in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigſtes Stück.

Den 5. Februar 1768.

Wozu die ſaure Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung

n weiter nichts hervorbringen will, als einige von gungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervor- würde.

e dramatische Form ist die einzige, in welcher sich und Furcht erregen läßt; wenigstens können in ndern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen rregt werden; und gleichwohl will man lieber alle darin erregen, als diese; gleichwohl will man sie u allem anderen brauchen, als zu dem, wozu sie so ich geschickt ist.

s Publicum nimmt vorlieb. — Das ist gut und icht gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der an der man immer vorlieb nehmen muß.

ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische if die Schauspiele waren; besonders jenes auf das e. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk s Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie ther kommt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich tarken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert , daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie ls und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir n der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu ffen? Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neu- aus Mode, aus langer Weile, aus Gesellschaft, gierde zu begaffen und begafft zu werden ins Thea- d nur wenige und diese wenige nur sparsam aus : Absicht.

) sage wir, unser Volk, unsere Bühne; ich meine icht bloß uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es zig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was on unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß stimmen und große Verehrer des französischen Thea- d, dabei denken, das kann ich so eigentlich nicht Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich ämlich dabei: daß nicht allein wir Deutsche, sondern ch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater en rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa en prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein r haben.

in tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, die französische Tragödie macht, sind so flach, so — Man höre einen Franzosen selbst davon sprechen. bei den hervorstechenden Schönheiten unsers Thea- " sagt der Herr von Voltaire, „fand sich ein verbor- Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das icum von selbst keine höheren Ideen haben konnte, m die großen Meister durch ihre Muster beibrach- Der einzige Saint-Evremont hat diesen Fehler auf- t; er sagt nämlich, daß unsere Stücke nicht Ein- genug machten, daß das, was Mitleid erwecken aufs höchste Zärtlichkeit errege, daß Rührung die „Stelle der Erschütterung und Erstaunen die Stelle des „Schreckens vertrete: kurz, daß unsere Empfindungen nicht „tief genug gingen. Es ist nicht zu läugnen, Saint-Evre- „mont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde „des französischen Theaters getroffen. Man sage immer- „hin, daß Saint-Evremont der Verfasser der elenden Ko- „mödie Sir Politik Wouldbe und noch einer andern eben „so elenden, die Opern genannt, ist; daß seine kleinen ge- „sellschaftlichen Gedichte das kahlste und gemeinste sind, „was wir in dieser Gattung haben; daß er nichts als ein „Phrasendrechsler war; man kann keinen Funken Genie ha- „ben und gleichwohl viel Witz und Geschmack besitzen. Sein „Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da er die Ursache, „warum die meisten von unsern Stücken so matt und kalt „sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem Grade „von Wärme gefehlt; das andere hatten wir alles."

Das ist: wir hatten alles, nur nicht das, was wir ha- ben sollten; unsere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Diese Kälte aber," fährt er fort, „diese einförmige „Mattigkeit entsprang zum Theil von dem kleinen Geiste „der Galanterie, der damals unter unsern Hofleuten und „Damen so herrschte und die Tragödie in eine Folge von „verliebten Gesprächen verwandelte, nach dem Geschmacke „des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke sich hiervon „noch etwa ausnahmen, die bestanden aus langen politi- „schen Raisonnements, dergleichen den Sertorius so ver- „dorben, den Otho so kalt, und den Surena und Attila „so elend gemacht haben. Noch fand sich aber auch eine „andere Ursache, die das hohe pathetische von unserer Scene „zurückhielt und die Handlung wirklich tragisch zu machen „verhinderte; und diese war das enge schlechte Theater mit „seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf „einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern „angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit wel- „chen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer „bestechen, fesseln, täuschen? Welche große tragische Action „ließ sich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbil- „dungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus „langen Erzählungen bestehen, und so wurden sie mehr „Gespräche als Spiele. Jeder Acteur wollte in einem lan- „gen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen „nicht hatte, ward verworfen. — Bei dieser Form fiel alle „theatralische Handlung weg; fielen alle die großen Aus- „drücke der Leidenschaften, alle die kräftigen Gemälde der „menschlichen Unglücksfälle, alle die schrecklichen bis in das „Innerste der Seele dringende Züge weg; man rührte das „Herz nur kaum, anstatt es zu zerreißen."

Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene lassen

uns nichts als den Fat oder den Schulmeiſter hören; und dieſe fordern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweite Urſache? — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfordert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Ariſtoteles ſollte er es allerdings. „Furcht „und Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs „Geſicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung „der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vor„züglicher und die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn „die Fabel muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, „den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloß anhört, „zu Mitleid und Furcht über dieſe Begebenheiten bringt; „ſo wie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, „um dazu gebracht zu werden. Dieſe Abſicht aber durch „das Geſicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunſt, „und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung des Stücks „übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpeares eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beiſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte; und dem ungeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpeares ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind. [1]

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheint, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; kein Zuſchauer werden mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Decorateur hat freies Feld; er malt und baut dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt; aber wo ſind ſie denn die wärmern Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

Einundachtzigſtes Stück.

Den 9. Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen; und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer; der Braß von dem Volke aber iſt keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will bloß ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine, ſie haben es noch nicht, weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freilich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen wie mit einzelnen Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Kritik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle; und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und ſein Geſchmack nur zugleich mit den Einſichten und dem Geſchmacke ſeines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen; ſo hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er ſich ſchon ſo oft den größten Dichter hatte

[1] (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78, 79.) — Some have insinuated, that fine scenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarse stuff, upon the drawing up of which, the stage appeared either with bare walls on the sides, coarsly matted, or covered with tapestry; so that for the place originally represented, and all the successive changes, in which the poets of those times freely indulged themselves, there was nothing to help the spectator's understanding, or to assist the actor's performance, but bare imagination. — The spirit and judgement of the actors supplied all deficiencies, and made as some would insinuate, plays more intelligible without scenes, *than* they afterwards were with them.

nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte; und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage (die es zwar auch nie gewesen), ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden, als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst und zum Theil ihre Nachbarn mit hintergangen: nun komme einer und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.

Diese letztern besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten), als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen, — nichts anders, als das kahlste, wässrigste, untragischste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet, so sucht er, bei einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation! entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poëmes que nous avons vû réussir sur nos théâtres: um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpuncte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kommt, beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid ohne Furcht; ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und sehr großes Mitleid, aber Furcht wohl schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? aber Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille, und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen, so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan; und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen, die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen; genug, daß es nicht die aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahirt hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahren Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französische Tragödien geworden; weil ihre Verfasser alle nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille sich vorsetzten. Ich habe schon gesagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen; aber auch durch diese bloße Verbindung wird die erstere geschwächt und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödien seiner Zeit noch eher die erste als die zweite Absicht erreichten. „Unsere Tragödie, sagt er, ist zu Folge „jener noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu „erwecken und zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur „sehr selten, die doch gleichwohl die wichtigere ist, und sie „reinigt die übrigen Leidenschaften nur sehr wenig, oder „da sie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, „wenn sie ja eine davon reinigte, so würde es einzig und „allein die Liebe seyn, woraus denn klar erhellt, daß ihr „Nutzen nur sehr klein ist.“ [1] Gerade umgekehrt! Es giebt

[1] (Poet. d'Arist. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragédie peut réussir assez dans la première partie, c'est à dire, qu'elle peut exciter et purger la terreur et la compassion. Mais elle parvient rarement à la dernière, qui est pourtant la plus utile, elle purge peu les autres passions, ou comme elle roule ordinairement sur des intrigues d'amour, si elle en purgeoit quelqu'une, ce seroit celle-là seule, et par là il est aisé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

noch eher franzöſiſche Tragödien, welche der zweiten, als welche der erſten Abſicht ein Genüge leiſten. Ich kenne verſchiedene franzöſiſche Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenſchaft recht wohl ins Licht ſetzen; aus denen man viele gute Lehren, dieſe Leidenſchaft betreffend, ziehen kann; aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen ſollte, in welchem ich aus verſchiedenen griechiſchen und engliſchen Stücken gewiß weiß, daß ſie es erregen kann. Verſchiedene franzöſiſche Tragödien ſind ſehr feine, ſehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien ſind. Die Verfaſſer derſelben konnten nicht anders, als ſehr gute Köpfe ſeyn; ſie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpeare zum Shakeſpeare macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Forderungen des Ariſtoteles im Widerſpruch; aber jene deſto öfter. Denn nur weiter —

Zweiundachtzigſtes Stück.

Den 12. Februar 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne all ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich. — Ganz recht, ſagt Corneille: „ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen „und Haß gegen den, welcher das Leiden verurſacht, als „Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung „alſo, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie „ſeyn ſoll, würde, wenn ſie nicht ſehr fein behandelt wäre, „dieſe erſticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden „ſollte. Der Zuſchauer würde mißvergnügt weggehen, weil „ſich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermiſcht, welches „ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit wegnehmen „können. Aber — kommt Corneille hinten nach; denn mit „einem Aber muß er nachkommen — aber, wenn dieſe Ur„ſache wegfällt, wenn es der Dichter ſo eingerichtet, daß „der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für ſich „als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: „alsdann? — O alsdann, ſagt Corneille, halte ich dafür, „darf man ſich gar kein Bedenken machen, auch den tugend„hafteſten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ [1] — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache macht Corneille ein Inſofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, inſofern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglückes ſelbſt; Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß, wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann; genug, daß fürs erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertigt ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles bloß an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken und verſchiedene Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ungeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a sû prévoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples sur les théâtres de son tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — „Die erſte,“ ſagt er, „iſt, wenn ein ſehr Tugendhafter „durch einen ſehr Laſterhaften verfolgt wird, der Gefahr „aber entkommt, und ſo, daß der Laſterhafte ſich ſelbſt „darin verſtrickt, wie es in der Rodogune und im Hera„klius geſchieht, wo es ganz unerträglich würde geweſen „ſeyn, wenn in dem erſten Stücke Antiochus und Rodo„gune, und in dem andern Heraklius und Pulcheria und „Martian umgekommen wären, Cleopatra und Pholas „aber triumphirt hätten. Das Unglück der erſtern erweckt „ein Mitleid, welches durch den Abſcheu, den wir wider „ihre Verfolger haben, nicht erſtickt wird, weil man be„ſtändig hofft, daß ſich irgend ein glücklicher Zufall ereignen „werde, der ſie nicht unterliegen laſſe.“ Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe! Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglück; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zweite Manier! „Auch kann es ſich zutragen, ſagt Corneille, daß ein „ſehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl „eines andern umkommt, der nicht laſterhaft genug iſt, „unſern Unwillen allzuſehr zu verdienen, indem er in der

[1] J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur la scène des hommes très vertueux.

Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix seinen Eidam Polyeukt umkommen läßt; so ist es nicht aus wüthendem Eifer gegen die Christen, der ihn uns verabscheuungswürdig machen würde, sondern bloß aus kriechender Furchtsamkeit, die sich nicht getraut, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor dessen Hasse und Rache er in Sorgen steht. Man faßt also wohl einigen Unwillen gegen ihn und mißbilligt sein Verfahren; doch überwiegt dieser Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn seine wunderbare Bekehrung zum Schlusse des Stücks nicht völlig wieder mit den Zuhörern aussöhnen sollte." Tragische Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten und selbst in Athen gegeben. Warum sollte es also dem Aristoteles in einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus eben so erleuchtet zu werden, als Corneille? Offen! Die furchtsamen, schwanken, unentschlossenen Charaktere, wie Felix, sind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen sie noch obendrein ihrerseits kalt und leer, ohne sie auf der andern Seite im geringsten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie gesagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abscheu, den sie erwecken; sondern in dem Unglücke selbst, das jene unverschuldet trifft; das sie einmal so unverschuldet trifft als das andere, wie Verfolger mögen böse oder schwach seyn, mögen mit Vorsatz ohne Vorsatz ihnen so hart fallen. Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden unglücklich sind. Die Griechen hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich als möglich entfernen gesucht; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er eben so unrichtig als gotteslästerlich ist? — Das nämliche würde sicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn sie Corneille nicht selbst näher anzugeben vergessen hätte.

5. Auch gegen das, was Aristoteles von der Unschicklichkeit eines ganz Lasterhaften zum tragischen Helden sagt, bei dessen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille seine Läuterungen bei. Mitleid zwar, gesteht er zu, könne er nicht erregen, aber Furcht allerdings. Denn ob sich schon keiner von den Zuschauern der Laster desselben fähig glaube, und folglich auch desselben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: so könnte doch ein jeder irgend eine jenen Lastern ähnliche Unvollkommenheit bei sich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derselben gegen sie auf seiner Hut zu seyn lernen. Doch dieses gründet sich auf den falschen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften hatte, und widerspricht sich selbst. Denn ich habe schon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich ist, und daß der Bösewicht, wenn es möglich wäre, daß er unsere Furcht erregen könne, auch nothwendig unser Mitleid erregen müßte. Da er aber dieses, wie Corneille selbst zugesteht, nicht kann: so kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeschickt, die Absicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Aristoteles hält ihn hierzu noch für ungeschickter als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher besser als schlimmer wählen solle. Die Ursache ist klar; ein Mensch kann sehr gut seyn und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringsten gräßlich zu seyn, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Was Du Bos[1] von dem Gebrauche der lasterhaften Personen in der Tragödie sagt, ist das nicht, was Corneille will. Du Bos will sie nur zu den Nebenrollen erlauben; bloß zu den Werkzeugen, die Hauptpersonen weniger schuldig zu machen; bloß zur Abstechung. Corneille aber will das vornehmste Interesse auf sie beruhen lassen, so wie in der Rodogune; und das ist es eigentlich, was mit der Absicht der Tragödie streitet und nicht jenes. Du Bos merkt dabei auch sehr richtig an, daß das Unglück dieser subalternen Bösewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, sagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber also sollte sich der Dichter auch schon deßwegen ihrer so viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Absicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn sie bloße Hülfsmittel sind, durch die sie der Dichter desto besser mit andern Personen zu erreichen sucht: so ist es unstreitig, daß das Stück noch besser seyn würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne sie hätte. Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie.

Dreiundachtzigstes Stück.

Den 16. Februar 1768.

6. Und endlich die Mißdeutung der ersten und wesentlichsten Eigenschaft, welche Aristoteles für die Sitten der tragischen Personen fordert! Sie sollen gut seyn, die Sitten. — Gut? sagt Corneille. „Wenn gut hier so viel als tugendhaft heißen soll: so wird es mit den meisten alten und neuen Tragödien übel aussehen, in welchen schlechte und lasterhafte, wenigstens mit einer Schwachheit, die nächst der Tugend so recht nicht bestehen kann, behaftete Personen genug vorkommen." Besonders ist ihm für seine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Aristoteles fordert, will er also durchaus für keine moralische Güte gelten lassen; es muß eine andere Art von Güte seyn, die sich mit dem moralisch Bösen eben so wohl verträgt als mit dem

[1] Réflexions cr. T. I. Sect. XV.

moraliſch Guten. Gleichwohl meint Ariſtoteles ſchlechterdings eine moraliſche Güte, nur daß ihm tugendhafte Perſonen und Perſonen, welche in gewiſſen Umſtänden tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerlei ſind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falſche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäreſis iſt, durch welche allein nach unſerm Weltweiſen freie Handlungen zu guten oder böſen Sitten werden, hat er gar nicht verſtanden. Ich kann mich jetzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlaſſen; er läßt ſich nur durch den Zuſammenhang, durch die ſyllogiſtiſche Folge aller Ideen des griechiſchen Kunſtrichters einleuchtend genug führen. Ich verſpare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bei dieſer ohnedem nur darauf ankommt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille bei Verfehlung des richtigen Weges ergriffen. Dieſer Ausweg lief dahin, daß Ariſtoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder ſtrafbaren Neigung verſtehe, ſo wie ſie der eingeführten Perſon entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr ſchicklich beigelegt werden könne: le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune, ſagt er, „iſt äußerſt böſe; da iſt kein Meuchelmord, vor dem ſie „ſich ſcheue, wenn er ſie nur auf dem Throne zu erhalten „vermag, den ſie allem in der Welt vorzieht; ſo heftig iſt „ihre Herrſchſucht. Aber alle ihre Verbrechen ſind mit einer „gewiſſen Größe der Seele verbunden, die ſo etwas Er„habenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen ver„dammt, doch die Quelle, woraus ſie entſpringen, bewun„dern muß. Eben dieſes getraue ich mir von dem Lügner „zu ſagen. Das Lügen iſt unſtreitig eine laſterhafte An„gewohnheit; allein Dorant bringt ſeine Lügen mit einer „ſolchen Gegenwart des Geiſtes, mit ſo vieler Lebhaftigkeit „vor, daß dieſe Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt „und die Zuſchauer geſtehen müſſen, daß die Gabe ſo zu „lügen ein Laſter ſey, deſſen kein Dummkopf fähig iſt.“ — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantiſch; das Laſter aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter abſchrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit deſſelben verbirgt! Die Folgen ſind zufällig, und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glücklich als unglücklich fallen. Dieſes bezieht ſich auf die Reinigung der Leidenſchaften, wie ſie Corneille ſich dachte. Wie ich mir ſie vorſtelle, wie ſie Ariſtoteles gelehrt hat, iſt ſie *vollends nicht mit jenem trügeriſchen* Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. — Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meint nämlich, „die Sitten ſollen gut ſeyn,“ heiße nichts mehr als ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles soint bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man „gut ausdrücken“ für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus charakteriſirten Perſonen perſonifirte Charaktere, aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind. —

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum; denn er iſt ganz aus einer Erzählung in den Bremiſchen Beiträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komiſchen, wie ſeine Candidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affectirt. Herr Löwen hat ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudirte.

Den neunundvierzigſten Abend (Donnerſtags, den 23. Juli) ward das Luſtſpiel des Herrn von Voltaire: die Frau die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluſſe des L'Affichard: Iſt er von Familie? wiederholt.

Die Frau die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Herr von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden, aber noch nicht zu Paris, ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da ſeit der Zeit keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten; denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil — ich weiß ſelbſt nicht. Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feierkleide ſehen.

Charaktere und Intereſſe hat das Stück nicht, aber

rschiedene Situationen, die komisch genug sind. Zwar t auch das Komische aus dem allergemeinsten Fache, da es h auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und ißverständnisse gründet. Doch die Lacher sind nicht eckel; n wenigsten würden es unsre deutschen Lacher seyn, wenn nen das Fremde der Sitten und die elende Uebersetzung das ot pour rire nur nicht meistens so unverständlich machte.

Den funfzigsten Abend (Freitags, den 24. Juli) ward reffets Sidney wiederholt. Den Beschluß machte der hende Blinde.

Dieses kleine Stück ist vom Le Grand und auch nicht on ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles einem lten Stücke des de Brosse abgeborgt. Ein Officier, schon was bei Jahren, will eine junge Wittwe heirathen, in ie er verliebt ist, als er Ordre bekömmt, sich zur Armee verfügen. Er verläßt seine Versprochene mit den wechsel itigen Versicherungen der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Kaum ber ist er weg, so nimmt die Wittwe die Aufwartungen s Sohnes von diesem Officier an. Die Tochter desselben acht sich gleichergestalt die Abwesenheit ihres Vaters zu utze und nimmt einen jungen Menschen, den sie liebt, im ause auf. Diese doppelte Intrigue wird dem Vater ge eldet, der, um sich selbst davon zu überzeugen, ihnen hreiben läßt, daß er sein Gesicht verloren habe. Die List lingt; er kommt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines edienten, der um den Betrug weiß, sieht er alles, was in seinem Hause vorgeht. Die Entwicklung läßt sich er uthen; da der Officier an der Unbeständigkeit der Wittwe icht länger zweifeln kann, so erlaubt er seinem Sohne sie heirathen und der Tochter giebt er die nämliche Erlaub iß, sich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen wischen der Wittwe und dem Sohn des Officiers, in Gegen art des letzten, haben viel Komisches; die Wittwe ver chert, daß ihr der Zufall des Officiers sehr nahe gehe, aß sie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich ebt sie seinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit n Augen, oder bezeigt ihm sonst ihre Zärtlichkeit durch ebärden. Das ist der Inhalt des alten Stücks vom de rosse [1] und ist auch der Inhalt von dem neuen Stücke des e Grand. Nur daß in diesem die Intrigue mit der Tochter eggeblieben ist, um jene fünf Acte desto leichter in Einen bringen. Aus dem Vater ist ein Onkel geworden, und as sonst dergleichen kleine Veränderungen mehr sind. Es ag endlich entstanden seyn wie es will; genug, es ge illt sehr. Die Uebersetzung ist in Versen, und vielleicht ne von den besten, die wir haben; sie ist wenigstens sehr ießend und hat viele drollige Zeilen.

Vierundachtzigstes Stück.

Den 19. Februar 1768.

Den einundfunfzigsten Abend, (Montags, den 27. Juli) ard der Hausvater des Herrn Diderot aufgeführt.

[1] Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Da dieses vortreffliche Stück, welches den Franzosen nur so so gefällt, — wenigstens hat es mit Müh und Noth kaum ein- oder zweimal auf dem Pariser Theater erscheinen dürfen, — sich allem Ansehen nach lange, sehr lange und warum nicht immer? auf unsern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können gespielt wer den: so hoffe ich Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich sowohl über das Stück selbst, als über das ganze dramatische System des Verfassers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. — Nicht erst mit dem natürlichen Sohne in den beigefügten Unterredungen, welche zusammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot sein Mißvergnügen mit dem Theater seiner Nation geäußert. Bereits verschiedene Jahre vorher ließ er es sich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen sich seine Landsleute täuschen und Europa sich von ihnen täuschen lassen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freilich dergleichen Dinge nicht sucht: in einem Buche, in welchem der perfiflirende Ton so herrscht, daß den meisten Lesern auch das, was guter gesunder Verstand darin ist, nichts als Posse und Höhnerei zu seyn scheint. Ohne Zweifel hatte Diderot seine Ursachen, warum er mit seiner Herzensmeinung lieber erst in einem solchen Buche hervorkommen wollte; ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will.

Dieses Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es jetzt durchaus nicht geschrieben haben. Daran thut Diderot auch sehr wohl; aber doch hat er es geschrieben und muß es geschrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius seyn will. Auch ist es gewiß, daß nur ein solcher junger Mann dieses Buch schreiben konnte, der sich einmal schämen würde, es geschrieben zu haben.

Es ist eben so gut, wenn die wenigsten von meinen Lesern dieses Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dient. —

Ein Kaiser — was weiß ich wo und welcher? — hatte mit einem gewissen magischen Ringe gewisse Kleinode so viel häßliches Zeug schwatzen lassen, daß seine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geschlechte darüber brechen mögen; wenigstens nahm sie sich auf die ersten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majestät und ein Paar witzige Köpfe einzuschränken. Diese waren Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann, und Riccaric, ein Mitglied der kaiserlichen Academie, ein Mann, der das Alterthum studirt hatte und ein großer Verehrer desselben war, doch ohne Pedant zu seyn. Mit diesen unterhält sich die Favoritin einsmals, und das Gespräch fällt auf den elenden Ton der academischen Reden, über den sich niemand mehr ereifert als der Sultan selbst, weil es ihn verdrießt, sich nur immer auf Unkosten seines Vaters und

ſeiner Vorfahren darin loben zu hören, und er wohl vorausſieht, daß die Academie eben ſo auch ſeinen Ruhm einmal dem Ruhme ſeiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beigefallen; und ſo ſpinnt ſich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Leſern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren ſich, mein Herr, antwortete „Riccaric dem Selim. Die Academie iſt noch jetzt das „Heiligthum des guten Geſchmacks, und ihre ſchönſten Tage „haben weder Weltweiſe noch Dichter aufzuweiſen, denen „wir nicht andere aus unſerer Zeit entgegen ſetzen könnten. „Unſer Theater ward für das erſte Theater in ganz Afrika „gehalten und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk „iſt nicht der Tamerlan des Tuxigraphe! Es verbindet das „Pathetiſche des Euriſope mit dem Erhabnen des Azophe. „Es iſt das klare Alterthum!“

„Ich habe, ſagte die Favoritin, die erſte Vorſtellung „des Tamerlans geſehen und gleichfalls den Faden des „Stücks ſehr richtig geführt, den Dialog ſehr zierlich und „das Anſtändige ſehr wohl beobachtet gefunden.“

„Welcher Unterſchied, Madame, unterbrach ſie Ricca„ric, zwiſchen einem Verfaſſer wie Tuxigraphe, der ſich „durch Leſung der Alten genährt, und dem größten Theil „unſrer Neuern!“

„Aber dieſe Neuern, ſagte Selim, die Sie hier ſo „wacker über die Klinge ſpringen laſſen, ſind doch bei „weitem ſo verächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder „wie? finden Sie kein Genie, keine Erfindung, kein Feuer, „keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bei „ihnen? Was bekümmre ich mich um Regeln, wenn man „mir nur Vergnügen macht? Es ſind wahrlich nicht die „Bemerkungen des weiſen Almudir und des gelehrten „Abdaldok, noch die Dichtkunſt des ſcharfſinnigen Facardin, „die ich alle nicht geleſen habe, welche es machen, daß ich „die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des Alba„boukre und ſo vieler andren Saracenen bewundre! Giebt „es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der „Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen „dieſe ſie ſtudirten?“

„Die Natur, antwortete Riccaric, zeigt ſich uns alle „Augenblicke in verſchiedenen Geſtalten. Alle ſind wahr, „aber nicht alle ſind gleich ſchön. Eine gute Wahl darunter „zu treffen, das müſſen wir aus den Werken lernen, von „welchen Sie eben nicht viel zu halten ſcheinen. Es ſind „die geſammelten Erfahrungen, welche ihre Verfaſſer und „deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch ſo „vortrefflicher Kopf ſeyn, ſo erlangt man doch nur ſeine „Einſichten eine nach der andern; und ein einzelner Menſch „ſchmeichelt ſich vergebens, in dem kurzen Raume ſeines „Lebens, alles ſelbſt zu bemerken, was in ſo vielen Jahr„hunderten vor ihm entdeckt worden. Sonſt ließe ſich be„haupten, daß eine Wiſſenſchaft ihren Urſprung, ihren „*Fortgang, und ihre* Vollkommenheit einem einzigen Geiſte „zu verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfah„rung iſt.“

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget „weiter nichts, als daß die Neuern, welche ſich alle die „Schätze zu Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit ge„ſammelt worden, reicher ſeyn müſſen, als die Alten; „oder wenn Ihnen dieſe Vergleichung nicht gefällt, daß ſie „auf den Schultern dieſer Koloſſen, auf die ſie geſtiegen, „nothwendig müſſen weiter ſehen können, als dieſe ſelbſt. „Was iſt auch in der That ihre Naturlehre, ihre Aſtrono„mie, ihre Schiffskunſt, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, „in Vergleichung mit unſern? Warum ſollten wir ihnen „alſo in der Beredtſamkeit und Poeſie nicht eben ſo wohl „überlegen ſeyn?“

„Selim, verſetzte die Sultane, der Unterſchied iſt groß, „und Riccaric kann Ihnen die Urſachen davon ein ander„mal erklären. Er mag Ihnen ſagen, warum unſere Tra„gödien ſchlechter ſind als der Alten ihre; aber daß ſie es „ſind, kann ich leicht ſelbſt auf mich nehmen, Ihnen zu „beweiſen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben, fuhr ſie „fort, daß Sie die Alten nicht geleſen haben. Sie haben „ſich um zu viele ſchöne Kenntniſſe beworben, als daß „Ihnen das Theater der Alten unbekannt ſeyn ſollte. Nun „ſetzen Sie gewiſſe Ideen, die ſich auf ihre Gebräuche, auf „ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen „nur deßwegen anſtößig ſind, weil ſich die Umſtände ge„ändert haben, bei Seite, und ſagen Sie mir, ob ihr Stoff „nicht immer edel, wohlgewählt und intereſſant iſt? ob ſich „die Handlung nicht gleichſam von ſelbſt einleitet? ob der „ſimple Dialog dem Natürlichen nicht ſehr nahe kommt? „ob die Entwicklungen im geringſten gezwungen ſind? ob „ſich das Intereſſe wohl theilt und die Handlung mit Epi„ſoden überladen iſt? Verſetzen Sie ſich in Gedanken in „die Inſel Alindala; unterſuchen Sie alles, was da vor„ging; hören Sie alles, was von dem Augenblicke an, „als der junge Ibrahim und der verſchlagene Forſanti ans „Land ſtiegen, da geſagt ward; nähern Sie ſich der Höhle „des unglücklichen Polipſile; verlieren Sie kein Wort von „ſeinen Klagen und ſagen Sie mir, ob das geringſte vor„kommt, was Sie in der Täuſchung ſtören könnte? Nennen „Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nämliche „Prüfung aushalten, welches auf den nämlichen Grad der „Vollkommenheit Anſpruch machen kann: und Sie ſollen „gewonnen haben.“

„Beim Brama! rief der Sultan und gähnte; Madame „hat uns da eine vortreffliche academiſche Vorleſung ge„halten!“

„Ich verſtehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritin „fort, und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen „man ſie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre „gefällt und rührt. Ich weiß auch, daß die Vollkommen„heit eines Schauſpiels in der ſo genauen Nachahmung „einer Handlung beſteht, daß der ohne Unterbrechung

‚betrogene Zuschauer bei der Handlung selbst gegenwärtig ‚zu seyn glaubt. Findet sich aber in den Tragödien, die ‚Sie uns so rühmen, nur das geringste, was diesem ähn‚lich sähe?“

Fünfundachtzigstes Stück.

Den 23. Februar 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darin loben? Er ist meistens ‚so vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder seyn würde, ‚wenn wirklich so viel Dinge in so kurzer Zeit geschehen ‚wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, ‚die Heirath einer Prinzessin, der Fall eines Prinzen, ‚alles das geschieht so geschwind, wie man eine Hand um‚wendet. Kommt es auf eine Verschwörung an? im ersten ‚Act wird sie entworfen; im zweiten ist sie beisammen; im ‚dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hinder‚nisse gehoben, und die Verschwornen halten sich fertig; ‚mit nächstem wird es einen Aufstand setzen, wird es zum ‚Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. ‚Und das alles nennen Sie gut geführt, interessant, warm, ‚wahrscheinlich? Ihnen kann ich nun so etwas am wenig‚sten vergeben, der Sie wissen, wie viel es oft kostet, die ‚allerelendeste Intrigue zu Stande zu bringen, und wie ‚viel Zeit bei der kleinsten politischen Angelegenheit auf ‚Einleitungen, auf Besprechungen und Berathschlagungen ‚geht.“

„Es ist wahr, Madame, antwortete Selim, unsere ‚Stücke sind ein wenig überladen; aber das ist ein noth‚wendiges Uebel; ohne Hülfe der Episoden würden wir ‚uns vor Frost nicht zu lassen wissen.“

„Das ist: um der Nachahmung einer Handlung Feuer ‚und Geist zu geben, muß man die Handlung weder so ‚vorstellen, wie sie ist, noch so, wie sie seyn sollte. Kann ‚etwas lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; ‚es wäre denn etwa dieses, daß man die Geigen ein leb‚haftes Stück, eine muntere Sonate spielen läßt, während ‚daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert seyn sollen, der auf dem Puncte ist, seine Geliebte, seinen Thron und sein Leben zu verlieren.“

„Madame, sagte Mongogul, Sie haben vollkommen Recht; traurige Arien müßte man indeß spielen, und ich will Ihnen gleich einige bestellen gehen. Hiermit stand er auf und ging heraus, und Selim, Riccaric und die Favoritin setzten die Unterredung unter sich fort.“

„Wenigstens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie nicht läugnen, daß, wenn die Episoden uns aus der Täuschung heraus bringen, der Dialog uns wieder herein setzt. Ich wüßte nicht, wer das besser verstünde, als unsere tragische Dichter.“

„Nun, so versteht es durchaus niemand, antwortete Mirzoza. Das Gesuchte, das Witzige, das Spielende, das darin herrscht, ist tausend und tausend Meilen von der Natur entfernt. Umsonst sucht sich der Verfasser zu „verstecken; er entgeht meinen Augen nicht und ich erblicke „ihn unaufhörlich hinter seinen Personen. Cinna, Ser„torius, Maximus, Aemilia sind alle Augenblicke das „Sprachrohr des Corneille. So spricht man bei unsern „alten Saracenen nicht mit einander. Herr Riccaric kann „Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus über„setzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die sich „durch den Mund derselben ausdrückt. Ich möchte gar zu „gern zu den Neuern sagen: „Meine Herren, anstatt daß „ihr euern Personen bei aller Gelegenheit Witz gebt, so „sucht sie doch lieber in Umstände zu setzen, die ihnen wel„chen geben.“

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Ver„laufe und dem Dialoge unserer dramatischen Stücke ge„sagt hat, scheint es wohl nicht, sagte Selim, daß sie den „Entwickelungen wird Gnade widerfahren lassen.“

„Nein, gewiß nicht, versetzte die Favoritin; es giebt „hundert schlechte für eine gute. Die eine ist nicht vorbe„reitet; die andere ereignet sich durch ein Wunder. Weiß „der Verfasser nicht, was er mit einer Person, die er von „Scene zu Scene ganze fünf Acte durchgeschleppt hat, an„fangen soll: geschwind fertigt er sie mit einem guten „Dolchstoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen und „ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man „wohl jemals so gesprochen, wie wir declamiren? Pflegen „die Prinzen und Könige wohl anders zu gehen als sonst „ein Mensch, der gut geht? Gesticuliren sie wohl jemals „wie Besessene und Rasende? Und wenn Prinzessinnen „sprechen, sprechen sie wohl in so einem heulenden Tone? „Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu „einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben; „und ich meines Theils halte es fast für erwiesen, daß „von allen Gattungen der Literatur, auf die sich die Afri„kaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade „diese die unwillkommenste geblieben ist.“

„Eben hier war die Favoritin mit ihrem Ausfalle „gegen unsere theatralische Werke, als Mongogul wieder „herein kam. Madame, sagte er, Sie werden mir einen „Gefallen erweisen, wenn Sie fortfahren. Sie sehen, ich „verstehe mich darauf, eine Dichtkunst abzukürzen, wenn „ich sie zu lang finde.“

„Lassen Sie uns, fuhr die Favoritin fort, einmal an„nehmen, es käme einer ganz frisch aus Angote, der in „seinem Leben von keinem Schauspiele etwas gehört hätte, „dem es aber weder an Verstand noch an Welt fehle; der „ungefähr wisse, was an einem Hofe vorgehe; der mit „den Anschlägen der Höflinge, mit der Eifersucht der Mi„nister, mit den Hetzereien der Weiber nicht ganz unbe„kannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen sagte: Mein „Freund, es äußern sich in dem Seraglio schreckliche Be„wegungen. Der Fürst, der mit seinem Sohne mißver„gnügt ist, weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Ma„nimonbande liebt, ist ein Mann, den ich für fähig halte,

„an beiden die grausamste Rache zu üben. Diese Sache „muß, allem Ansehen nach, sehr traurige Folgen haben. „Wenn Sie wollen, so will ich machen, daß Sie von allem, „was vorgeht, Zeuge seyn können.“ Er nimmt mein An„erbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitterwerk „vermachte Loge, aus der er das Theater sieht, welches „er für den Palast des Sultans hält. Glauben Sie wohl, „daß trotz alles Ernstes, in dem ich mich zu erhalten be„mühte, die Täuschung dieses Fremden einen Augenblick „dauern könnte? Müssen Sie nicht vielmehr gestehen, daß „er, bei dem steifen Gange der Acteurs, bei ihrer wunder„lichen Tracht, bei ihren ausschweifenden Gebärden, bei „dem seltsamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemessenen „Sprache, bei tausend andern Ungereimtheiten, die ihm „auffallen würden, gleich in der ersten Scene mir ins Ge„sicht lachen und gerade heraus sagen würde, daß ich ihn „entweder zum besten haben wollte, oder daß der Fürst „mit sammt seinem Hofe nicht wohl bei Sinnen seyn „müßten.“

„Ich bekenne, sagte Selim, daß mich dieser angenom„mene Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht „zu bedenken geben, daß wir in das Schauspiel gehen mit „der Ueberzeugung, der Nachahmung einer Handlung, „nicht aber der Handlung selbst beizuwohnen.“

„Und sollte denn diese Ueberzeugung verwehren, er„wiederte Mirzoza, die Handlung auf die allernatürlichste „Art vorzustellen?“ —

Hier kommt das Gespräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns also wieder zu sehen, was wir gelesen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle diese Wahrheiten waren damals in den Wind gesagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem französischen Publicum, als bis sie mit allem didaktischen Ernste wiederholt und mit Proben begleitet wurden, in welchen sich der Verfasser von einigen der gerügten Mängel zu entfernen und den Weg der Natur und Täuschung besser einzuschlagen bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Kritik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater seiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht sahe, auf dem wir es durchaus glauben sollen; warum er so viel Fehler in den gepriesenen Meisterstücken desselben fand: bloß und allein, um seinen Stücken Platz zu schaffen. Er mußte die Methode seiner Vorgänger verschrieen haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nämlichen Methode er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan seyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Mensch andern als seinen kaufe. Und so fielen die Palissots über seine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch in seinem natürlichen Sohne manche Blöße gegeben. Dieser erste Versuch ist bei weitem das nicht, was der Hausvater ist. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantische in diesen Charakteren selbst, ein steifer kostbarer Dialog, ein pedantisches Gellinge von neumodisch philosophischen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Besonders zog die feierliche Theresia (oder Constantia, wie sie in dem Originale heißt), die so philosophisch selbst auf die Freierei geht, die mit einem Manne, der sie nicht mag, so weise von tugendhaften Kindern spricht, die sie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihrer Seite. Auch kann man nicht läugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beigefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darin annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verschiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darin vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfasser nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die sie in dem blendenden Vortrage zu haben schienen.

Sechsundachtzigstes Stück.

Den 26. Februar 1768.

Z. E. Diderot behauptete,[1] daß es in der menschlichen Natur aufs höchste nur ein Dutzend wirklich komische Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären, und daß die kleinen Verschiedenheiten unter den menschlichen Charakteren nicht so glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermischten Charaktere. Er schlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände auf die Bühne zu bringen, und wollte die Bearbeitung dieser zu dem besondern Geschäfte der ernsthaften Komödie machen. „Bisher, sagt er, ist in der Komödie der Charakter das „Hauptwerk gewesen, und der Stand war nur etwas Zu„fälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk und „der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter „zog man die ganze Intrigue: man suchte durchgängig „die Umstände, in welchen er sich am besten äußert, und „verband diese Umstände unter einander. Künftig muß „der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die Un„bequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werks die„nen. Diese Quelle scheint mir weit ergiebiger, von weit „größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die „Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig „übertrieben, so konnte der Zuschauer zu sich selbst sagen, „das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich läugnen, „daß der Stand, den man spielt, sein Stand ist; seine „Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, „was er hört, nothwendig auf sich anwenden.“

Was Palissot hierwider erinnert,[2] ist nicht ohne Grund. Er läugnet es, daß die Natur so arm an ursprünglichen Charakteren sey, daß sie die komischen Dichter bereits sollten erschöpft haben. Moliere sahe noch genug neue Charaktere vor sich, und glaubte kaum den allerkleinsten Theil von denen behandelt zu haben, die er

[1] S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321, 322 der Ueberf.

[2] Petites Lettres sur de grands Philosophes. Lettr. II.

behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verschiedene derselben in der Geschwindigkeit entwirft, ist so merkwürdig als lehrreich, indem sie vermuthen läßt, daß der Misanthrop schwerlich sein Non plus ultra in dem hohen Komischen dürfte geblieben seyn, wenn er länger gelebt hätte. [1] Palissot selbst ist nicht unglücklich, einige neue Charaktere von seiner eigenen Bemerkung beizufügen: den dummen Mäcen mit seinen kriechenden Clienten, den Mann an seiner unrechten Stelle; den Argliſtigen, dessen ausgekünstelte Anschläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermannes scheitern; den Scheinphilosophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit gesellschaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode sey. — Das sind wahrlich nicht gemeine Aussichten, die sich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da ist noch Ernte genug für die wenigen Schnitter, die sich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, sagt Palissot, der komischen Charaktere wirklich so wenige, und diese wenigen wirklich alle schon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieser Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müssen? Wird er nicht traurig oder lustig, ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch seyn müssen? Wird es nicht bloß dieser Charakter seyn, der ihn aus der Classe metaphysischer Abstracte heraushebt und eine wirkliche Person aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige seyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freilich muß die Person, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moralischen Charakter haben; aber ich will, daß es ein solcher seyn soll, der mit den Pflichten und Verhältnissen des Standes nicht streitet, sondern aufs beste harmonirt. Also wenn diese Person ein Richter ist, so steht es mir nicht frei, ob ich ihn ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch machen will: er muß nothwendig ernsthaft und leutselig seyn, und jedesmal es in dem Grade seyn, den das vorhabende Geschäft erfordert.

Dieses, sage ich, könnte Diderot antworten; aber zugleich hätte er sich einer andern Klippe genähert, nämlich der Klippe der vollkommenen Charaktere. Die Personen seiner Stände würden nie etwas anders thun, als was sie nach Pflicht und Gewissen thun müßten; sie würden handeln, völlig wie es im Buche steht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorstellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug seyn, daß es sich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür fest zu setzen, und für diese eine eigene Dichtkunst zu schreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere scheint mir Diderot überhaupt nicht genug erkundigt zu haben. In seinen Stücken steuert er ziemlich gerade darauf los, und in seinen kritischen Seekarten findet sich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden sich Dinge darin, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnre sich nur, was er bei Gelegenheit des Contrasts unter den Charakteren von den Brüdern des Terenz sagt. [1] „Die zwei „contrastirten Väter darin sind mit so gleicher Stärke ge„zeichnet, daß man dem feinsten Kunstrichter Trotz bieten „kann, die Hauptperson zu nennen; ob es Micio oder ob „es Demea seyn soll? Fällt er sein Urtheil vor dem letzten „Auftritte, so dürfte er leicht mit Erstaunen wahrnehmen, „daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen „verständigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr ist, „und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl „gar der verständige Mann seyn könnte. Man sollte zu „Anfang des fünften Aufzuges dieses Drama's fast sagen, „der Verfasser sey durch den beschwerlichen Contrast ge„zwungen worden, seinen Zweck fahren zu lassen und das „ganze Interesse des Stücks umzukehren. Was ist aber „daraus geworden? Dieses, daß man gar nicht mehr weiß, „für wen man sich interessiren soll. Vom Anfange her ist „man für den Micio gegen den Demea gewesen, und am „Ende ist man für keinen von beiden. Beinahe sollte man „einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwischen „diesen zwei Personen hielte und zeigte, worin sie beide „fehlten."

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn sehr, diesen dritten Vater: es sey in dem nämlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wissen, wie ein Vater seyn soll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnt zu werden.

[1] (Impromptu de Versailles Sc. 2.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Molière) fournirons toujours assez de matière, et nous ne prenons guères le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuisé dans ses Comédies tous les ridicules des hommes, et sans sortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractères de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde, et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges qu'ils donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtisans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encensent dans la prosperité, et vous accablent dans la disgrace? N'a-t-il pas ceux qui sont toujours mécontens de la Cour, ces suivans inutiles, ces incommodes assidus, ces gens, dis-je, qui pour services ne peuvent compter que des importunités, et qui veulent qu'on les recompense d'avoir obsédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promènent leurs civilités à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes protestations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Molière aura toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste.

[1] In der dr. Dichtkunst hinter dem Hausvater S. 358 d. Uebers.

Diderot hat Recht: es iſt beſſer, wenn die Charaktere bloß verſchieden, als wenn ſie contraſtirt ſind. Contraſtirte Charaktere ſind minder natürlich und vermehren den romantiſchen Anſtrich, an dem es den dramatiſchen Begebenheiten ſo ſchon ſelten fehlt. Für eine Geſellſchaft im gemeinen Leben, wo ſich der Contraſt der Charaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind. Sehr richtig! Aber iſt ein Charakter, der ſich immer genau in dem geraden Gleiſe hält, das ihm Vernunft und Tugend vorſchreiben, nicht eine noch ſeltenere Erſcheinung? Von zwanzig Geſellſchaften im gemeinen Leben werden eher zehn ſeyn, in welchen man Väter findet, die bei Erziehung ihrer Kinder völlig entgegengeſetzte Wege einſchlagen, als eine, die den wahren Vater aufweiſen könnte. Und dieſer wahre Vater iſt noch dazu immer der nämliche, iſt nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich ſind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater in's Spiel bringen, nicht allein jedes für ſich unnatürlicher, ſondern auch unter einander einförmiger ſeyn, als es die ſeyn können, welche Väter von verſchiedenen Grundſätzen einführen. Auch iſt es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Geſellſchaften bloß verſchieden ſcheinen, ſich von ſelbſt contraſtiren, ſobald ein ſtreitendes Intereſſe ſie in Bewegung ſetzt. Ja es iſt natürlich, daß ſie ſich ſodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau ſich zu betragen ſcheint; und der Laue wird kalt wie Eis, um jenen ſo viel Uebereilungen begehen zu laſſen, als ihm nur immer nützlich ſeyn können.

Sieben- und achtundachtzigſtes Stück.

Den 4. März 1768.

Und ſo ſind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falſch. Er ſieht den Ring, in den er mit ſeiner Lanze ſtoßen will, ſcharf genug; aber in der Hitze des Anſprengens verrückt die Lanze, und er ſtößt den Ring gerade vorbei.

So ſagt er über den natürlichen Sohn unter anderm: „Welch ein ſeltſamer Titel! der natürliche Sohn! „Warum heißt das Stück ſo? Welchen Einfluß hat die Ge„burt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt ſie? „Zu welcher Situation giebt ſie Gelegenheit? Welche Lücke „füllt ſie auch nur? Was kann alſo die Abſicht des Ver„faſſers dabei geweſen ſeyn? Ein paar Betrachtungen über „das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? „Welcher vernünftige Menſch weiß denn nicht von ſelbſt, „wie ungerecht ein ſolches Vorurtheil iſt?“

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war allerdings zur Verwicklung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde es weit unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine Schweſter nicht kennt, und ſeine Schweſter von keinem Bruder weiß; es ſtand mir frei, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen können. — Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag' ich, wäre Paliſſot nicht ungefähr widerlegt?

Gleichwohl iſt der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe bloß geſtellt, mit welchem Paliſſot dem Dichter weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nämlich: daß der Umſtand der unehelichen Geburt und der daraus erfolgten Verlaſſenheit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen Menſchen ſo viele Jahre hindurch ſah, ein viel zu eigenthümlicher und beſonderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eigenen Lehre des Diderot ein komiſcher Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über dieſe Lehre; und welchem Reize von der Art brauchte ich in einer ſolchen Schrift zu widerſtehen?

„Die komiſche Gattung, ſagt Diderot, [1] hat Arten, „und die tragiſche hat Individuen. Ich will mich erklären. „Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt „Regulus oder Brutus oder Cato, und ſonſt kein anderer. „Die vornehmſte Perſon einer Komödie hingegen muß eine „große Anzahl von Menſchen vorſtellen. Gäbe man ihr „von ungefähr eine ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur „ein einziges Individuum ähnlich wäre, ſo würde die „Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz „ſcheint mir einmal in dieſen Fehler gefallen zu ſeyn. — „Sein Heautontimorumenos iſt ein Vater, der ſich „über den gewaltſamen Entſchluß grämt, zu welchem er „ſeinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und „der ſich deßwegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in „Kleidung und Speiſe kümmerlich hält, allen Umgang „flieht, ſein Geſinde abſchafft, und das Feld mit eigenen „Händen baut. Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo „einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum „in einem ganzen Jahrhundert Ein Beiſpiel einer ſo ſelt„ſamen Betrübniß aufzuweiſen haben.“

Zuerſt von der Inſtanz des Heautontimorumenos. Wenn dieſer Charakter wirklich zu tadeln iſt, ſo trifft der Tadel nicht ſowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle ſpielen laſſen, als er in der Copie des Terenz ſpielt, in der ſich ſeine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue wohl ſehr einziehen müſſen. [2] Aber daß er von

[1] Unterred. S. 292 der Ueberſ.

[2] Falls nämlich die 6. Zeile des Prologs

Duplex quae ex argumento facta est simplici,

von dem Dichter wirklich ſo geſchrieben und nicht anders zu verſtehen iſt, als die Dacier und nach ihr der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colman, ſie erklären. Terence only meant to say, that he had doubled de characters; instead of one old man, one

nandern herrührt, dieſes allein ſchon hätte mich wenig-
s abgeſchreckt, den Terenz deßfalls zu verdammen. Das

ώ Μενανδρε και βιε, ποτερος αρ' υμων ποτερον ιμιμησατο;

iſt zwar froſtiger, als witzig geſagt; doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter geſagt haben, der Charaktere zu ſchildern im Stande wäre, wovon ſich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhundert ein einziges Beiſpiel zeigt? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein ſolcher Charakter entfallen ſeyn. Der fruchtbarſte Kopf ſchreibt ſich leer; und wenn die Einbildungskraft ſich keiner wirklichen Gegenſtände der Nachahmung mehr erinnern kann, ſo componirt ſie deren ſelbſt, welches denn freilich meiſtens Karrikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß ſchon Horaz, der einen ſo beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, den Fehler, wovon die Rede iſt, eingeſehen, und im Vorbeigehen, aber faſt unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle ſoll die in der zweiten Satyre des erſten Buchs ſeyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus „einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fal„len pflegen. Fuſidius, ſagt er, fürchtet für einen Ver„ſchwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? „Er leiht monatlich für fünf Procent, und macht ſich im „Voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, „deſto mehr fordert er. Er weiß die Namen aller jungen „Leute, die von gutem Hauſe ſind und jetzt in die Welt „treten, dabei aber über harte Väter zu klagen haben. „Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieſer Menſch wieder einen „Aufwand mache, der ſeinen Einkünften entſpricht? Weit „gefehlt! Er iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in

ng gallant, one mistress, as in Menander, he had two old
etc. He therefore adds very properly: novam esse
endi, — which certainly could not have been implied, had
characters been the same in the Greek poet. Auch ſchon
an Barlandus, ja ſelbſt die alte Glossa interlinealis des Aſcen-
hatte das duplex nicht anders verſtanden; propter senes et
nes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac latina senes
, adolescentes item duo sunt. Und dennoch will mir dieſe
legung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von
Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Te-
den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll,
er wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen
ſ ohne den Chremes und ohne den Clitipho habe behandeln können;
: ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung
Auflöſung ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch
he ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht
nken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat und die vom
rne angenommen worden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Ver-
nheit haben die Kritiker bald das duplex, bald das simplici in
Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſer-
en berechtigten. Einige haben geleſen:

Duplex quae ex argumento facta est duplici.

Andere:

Simplex quae ex argumento facta est duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſt:

Simplex quae ex argumento facta est simplici?

Und in allem Ernſte, ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe Stelle im Zuſammenhange und überlege meine Gründe.

Ex integra Graeca integram comoediam
Hodie sum acturus Heautontimorumenon:
Simplex quae ex argumento facta est simplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminasse graecas, dum facit
Paucas latinas —

Er ſchmelzte nämlich öfters zwei Stücke in eines und machte aus griechiſchen Komödien eine einzige lateiniſche. So ſetzte er ſeine ria aus der Andria und Perinthia des Menanders zuſammen; n Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes ters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nämlichen und einem ke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertigt er ſich nun em Prolog des Heautontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere Dichter vor ihm gethan hätten.

— — — Id esse factum hic non negat
Neque se pigere, et deinde factum iri autumat.
Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfter werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke und nicht auf das wärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches ems genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der igen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

Simplex quae ex argumento facta est simplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menanders iſt, ſo einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus n Stücken eingeſchaltet: es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechi- Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem iſchen; ich gebe alſo

Ex integra Graeca integram Comoediam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten e gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, er offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber wegs auf das zweite integram ſchicken würde. — Und ſo glaube daß ſich meine Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoßen:

Novam esse ostendi, et quae esset —

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennt, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß bewieſen zu haben vorgeben, daß ſein Stück neu ſey, novam esse? — Doch dieſe Schwierigkeit kann ich ſehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieſer Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß ſie ſchlechterdings die einzig wahre iſt, ob ſie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, ſo viel ich weiß, ſie nur von weitem vermuthet hat. Ich ſage nämlich: die Worte

Novam esse ostendi, et quae esset —

beziehen ſich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen ſagen laſſen; ſondern man muß darunter verſtehen apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe gefloſſen, ſondern bloß, was im Lateiniſchen noch nicht vorhanden geweſen. Daß mein Stück, will er ſagen, ein neues Stück ſey, das iſt ein ſolches Stück, welches noch nie lateiniſch erſchienen, welches ich ſelbſt aus dem Griechiſchen überſetzt, das habe ich den Aedilen, die mir es abgekauft, bewieſen. Um mir hierin ohne Bedenken beizufallen, darf man ſich nur an den Streit erinnern, welchen er wegen ſeines Eunuchus vor den Aedilen hatte. Dieſen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechiſchen überſetztes Stück verkauft; aber ſein Widerſacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus zwei alten Stücken des Näbius und Plautus genommen habe. Freilich hatte der Eunuchus mit dieſen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beſchuldigung des Lavinius falſch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechiſchen Quelle geſchöpft, aus welcher, ihm unwiſſend, ſchon Näbius und Plautus vor ihm geſchöpft hatten. Alſo, um dergleichen Verleumdungen bei ſeinem Heautontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechiſche Original vorgezeigt und ſie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht ſelbſt von ihm gefordert haben. Und darauf geht das

Novam esse ostendi, et quae esset.

„der Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines „Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: non „se pejus cruciaverit.“ — Dieſes ſchlechter, dieſes pejus, will Diderot, ſoll hier einen doppelten Sinn haben; einmal ſoll es auf den Fuſidius und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beiläufige Hiebe, meint er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann ſeyn, ohne ſich auf die vorhabende Stelle anwenden zu laſſen. Denn hier, dünkt mich, würde die beiläufige Anſpielung dem Hauptverſtande nachtheilig werden. Fuſidius iſt kein ſo großer Narr, wenn es mehr ſolche Narren giebt. Wenn ſich der Vater des Terenz eben ſo abgeſchmackt peinigte, wenn er eben ſo wenig Urſache hätte, ſich zu peinigen, als Fuſidius, ſo theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fuſidius iſt weniger ſeltſam und abgeſchmackt. Nur alsdann, wenn Fuſidius ohne alle Urſache eben ſo hart und grauſam gegen ſich ſelbſt iſt, als der Vater des Terenz mit Urſache iſt, wenn jener aus ſchmutzigem Geize thut, was dieſer aus Reue und Betrübniß that: nur alsdann wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir dieſen finden.

Und allerdings iſt jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieſes Vaters; die ſich nicht ſelbſt vergißt, die peinigt ſich ſelbſt. Es iſt wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre ſich ein Beiſpiel einer ſolchen Betrübniß finde; vielmehr handelt jede ungefähr eben ſo, nur mehr oder weniger, mit dieſer oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſah daher in dem Betragen des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affecte hingeriſſen, thun, ſondern auch bei kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben. [1] Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. ſ. w.

Menedemus aber, ſo heißt der Selbſtpeiniger bei dem Terenz, hält ſich nicht allein ſo hart aus Betrübniß; ſondern, warum er ſich auch jeden geringen Aufwand verweigert, iſt die Urſache und Abſicht vornehmlich dieſes, um deſto mehr für den abweſenden Sohn zu ſparen, und dem einmal ein deſto gemächlicheres Leben zu verſichern, den er jetzt gezwungen, ein ſo ungemächliches zu ergreifen. Was iſt hierin, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltſame darin beſtehe, daß Menedemus ſelbſt hackt, ſelbſt gräbt, ſelbſt acker hat er wohl in der Eile mehr an unſere neuere als a alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater jetziger Zeit das freilich nicht ſo leicht thun: denn die wenigſten w es zu thun verſtehen. Aber die wohlhabendſten, vorneh Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Ar bekannter und ſchämten ſich nicht, ſelbſt Hand anzu

Doch alles ſey vollkommen wie es Diderot ſagt! Charakter des Selbſtpeinigers ſey wegen des allzu thümlichen, wegen dieſer ihm faſt nur allein zukomm Falte, zu einem komiſchen Charakter ſo ungeſchickt, nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gef Denn was kann eigenthümlicher ſeyn, als der Cha ſeines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine haben, die ihm nur allein zukommt, als der Cha dieſes natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geb läßt er ihn von ſich ſelbſt ſagen, „ward ich an eine „verſchleudert, der die Gränze zwiſchen Einöde und „ſchaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, „nach den Banden umzuſehen, die mich mit den Me „verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmer dav „blicken. „Dreißig Jahre lang irrte ich unter ihne „ſam, unbekannt und verabſäumt umher, ohne die „lichkeit irgend eines Menſchen empfunden, noch „einen Menſchen angetroffen zu haben, der die m „geſucht hätte.“ Daß ein natürliches Kind ſich verg nach ſeinen Eltern, vergebens nach Perſonen umſehen mit welchen es die nähern Bande des Bluts verknü das iſt ſehr begreiflich; das kann unter zehnen neun gegnen. Aber daß es ganze dreißig Jahre in der herumirren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines ſchen empfunden zu haben, ohne irgend einen Me angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: ſollte ich faſt ſagen, iſt ſchlechterdings unmöglich. wenn es möglich wäre, welche Menge ganz beſo Umſtände müßten von beiden Seiten, von Seiten de und von Seiten dieſes ſo lange iſolirten Weſens zuſa gekommen ſeyn, dieſe traurige Möglichkeit wirklich z chen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verſ ehe ſie wieder einmal wirklich wird. Wolle der H nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht ande ſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein Bär geboren zu als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Me ſo lange verlaſſen ſeyn! Man ſchleudere ihn hin, man will; wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo f unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. S nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht liche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſ doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche de ſers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu und ganz in ihm zu verfließen, das Waſſer heiße will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder

[1] *Tusc. Quaest. lib. III. c. 27.*

Gleichwohl soll diese dreißigjährige Einsamkeit unter den Menschen den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich sehen? Wer kann sich in ihm erkennen? nur zum kleinsten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat sich Diderot auszusparen gesucht. Er sagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der ernsthaften Gattung werden die Charaktere „oft eben so allgemein seyn, als in der komischen Gattung; „sie werden aber allezeit weniger individuell seyn, als in „der tragischen.“ Er würde sonach antworten: Der Charakter des Dorval ist kein komischer Charakter; er ist ein Charakter, wie ihn das ernsthafte Schauspiel erfordert; wie dieses den Raum zwischen Komödie und Tragödie füllen soll, so müssen auch die Charaktere desselben das Mittel zwischen den komischen und tragischen Charakteren halten; sie brauchen nicht so allgemein seyn als jene, wenn sie nur nicht so völlig individuell sind als diese; und solcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval seyn.

Also wären wir glücklich wieder an dem Puncte, von welchem wir ausgingen. Wir wollen untersuchen, ob es wahr sey, daß die Tragödie Individuen, die Komödie aber Arten habe: das ist, ob es wahr sey, daß die Personen der Komödie eine große Anzahl von Menschen fassen und zugleich vorstellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Mensch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato sey und seyn solle. Ist es wahr, so hat auch das, was Diderot von den Personen der mittlern Gattung sagt, die er die ernsthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter seines Dorval wäre so tadelhaft nicht. Ist es aber nicht wahr, so fällt auch dieses von selbst weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer so ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neunundachtzigstes Stück.

Den 8. März 1768.

Zuerst muß ich anmerken, daß Diderot seine Assertion ohne allen Beweis gelassen hat. Er muß sie für eine Wahrheit angesehen haben, die kein Mensch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und sollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragischen Personen gefunden haben? Weil diese Achilles, und Alexander, und Cato, und Augustus heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Augustus wirklich einzelne Personen gewesen sind; sollte er wohl daraus geschlossen haben, daß sonach alles, was der Dichter in der Tragödie sie sprechen und handeln läßt, auch nur diesen einzelnen so genannten Personen und einem in der Welt zugleich mit müsse zukommen können? Fast scheint es so.

Aber diesen Irrthum hatte Aristoteles schon vor zweitausend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen stehende Wahrheit den wesentlichen Unterschied zwischen der Geschichte und Poesie, so wie den größern Nutzen der letztern vor der erstern gegründet. Auch hat er es auf eine so einleuchtende Art gethan, daß ich nur seine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer so offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm seyn könne.

„Aus diesen also“, sagt Aristoteles,[1] nachdem er die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Fabel festgesetzt, „aus diesen also erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht „ist, zu erzählen, was geschehen, sondern zu erzählen, von „welcher Beschaffenheit das Geschehene und was nach der „Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabei möglich gewesen. Denn Geschichtschreiber und Dichter unterscheiden „sich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: „indem man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede „bringen kann, und sie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geschichte seyn werden, als sie es in „ungebundener waren. Sondern darin unterscheiden sie „sich, daß jener erzählt, was geschehen: dieser aber, von „welcher Beschaffenheit das Geschehene gewesen. Daher „ist denn auch die Poesie philosophischer und nützlicher als „die Geschichte. Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte auf das Besondere. Das Allgemeine aber ist, wie so oder so ein Mann nach der „Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit sprechen und handeln würde; als worauf die Dichtkunst bei Ertheilung „der Namen sieht. Das Besondere hingegen ist, was Alcibiades gethan oder gelitten hat. Bei der Komödie nun „hat sich dieses schon ganz offenbar gezeigt; denn wenn „die Fabel nach der Wahrscheinlichkeit abgefaßt ist, legt „man die etwaigen Namen sonach bei, und macht es nicht „wie die jambischen Dichter, die bei dem Einzelnen bleiben. „Bei der Tragödie aber hält man sich an die schon vorhandenen Namen, aus Ursache, weil das Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht möglich glauben, was nie geschehen, dahingegen was geschehen, offenbar möglich seyn „muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es nicht möglich „wäre. Und doch sind auch in den Tragödien in einigen „nur ein oder zwei bekannte Namen, und die übrigen sind „erdichtet: in einigen auch gar keiner, so wie in der „Blume des Agathon. Denn in diesem Stücke sind „Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt „es darum nichts weniger.“

In dieser Stelle, die ich nach meiner eigenen Uebersetzung anführe, mit welcher ich so genau bei den Worten geblieben bin als möglich, sind verschiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falsch verstanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das ist unwidersprechlich, daß Aristoteles schlechterdings keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie

[1] Dichtk. 9. Capitel.

und Komödie in Anſehung ihrer Allgemeinheit macht. Die einen ſowohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nämlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καθολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele (οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνομαται ἐπιτιθεμενη), welches ſich beſonders bei der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nachzuſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabei gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bei der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐζι δε καθολου μεν, τῳ ποιῳ τα ποι' ἀττα συμβαινει λεγειν, ἡ πραττειν κατα το εἰκος, ἡ το ἀναγκαιον, οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνομαται ἐπιτιθεμενη, überſetzt Dacier: une chose générale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou nécessairement, ce qui est le but de la Poésie, lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine iſt, was „einer, vermöge eines gewiſſen Charakters, nach der Wahr„ſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieſes „Allgemeine iſt der Endzweck der Dichtkunſt, auch wenn ſie „den Perſonen beſondere Namen beilegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte ſtehen beide für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beide, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors même, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors même, dieſes auch wenn heißt bei ihnen nichts mehr, als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach bloß ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen Namen von einzelnen Perſonen beilege, ſie dem ungeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will,[1] zeigen dieſes deutlich. Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poeſie, ungeachtet der von einzelnen Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, οὐ ζοχαζεται. Ich ſollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerlei wäre. Iſt es aber nicht einerlei: ſo geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigſtes Stück.

Den 11. März 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt. Ἐπι μεν οὐν της κωμῳδιας ἡδη τουτο δηλον γεγονεν· συζησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὐτω τα τυχοντα ὀνομαται ἐπιτιθεασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαζον ποιουσιν. Ich muß auch hiervon die Ueberſetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la Comédie, car

[1] Aristote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, sur la définition, qu'il vient de donner d'une chose générale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu' Homère, par exemple, n'a point en vue d'écrire une action générale et universelle, mais une action particulière, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulysse etc., et que par conséquent, il n'y a aucune différence entre Homère et un Historien, qui auroit écrit les actions d'Achille. Le Philosophe va au devant de cette objection, en faisant voir que les Poëtes, c'est à dire, les Auteurs d'une Tragédie ou d'un Poëme Épique, lors même, qu'ils imposent les noms à leurs personnages ne pensent en aucune manière à les faire parler véritablement, ce qu'ils seroient obligés de faire, s'ils écrivoient les actions particulières et véritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils se proposent de les faire parler et agir nécessairement ou vraisemblablement: c'est à dire, de leur faire dire, et faire tout ce que des hommes de ce même caractère devoient faire et dire en cet état, ou par nécessité, ou au moins selon les règles de la vraisemblance; ce qui prouve incontestablement que ce sont de actions générales et universelles. Nichts anders ſagt auch Hr. Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beiſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zufolge würden es nur perſonifirte Charaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

es Poètes comiques, après avoir dressé leur sujet ur la vraisemblance imposent après cela à leurs ersonnages tels noms qu'il leur plaît, et n'imitent as les Poètes satyriques, qui ne s'attachent qu'aux hoses particulières. Und Curtius: „In dem Luſtspiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar geweſen. Denn wenn die Komödienſchreiber den Plan der Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit entworfen haben, legen ſie den Perſonen willkürliche Namen bei, und ſetzen ſich nicht, wie die jambiſchen Dichter, einen beſondern Vorwurf zum Ziele.“ Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles hier vornehmlich ſagen will? Beide laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die jambiſchen (das iſt, ſatyriſchen Dichter), und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen gingen, denen ſie willkürliche Namen, tels noms qu'il leur plaît, beilegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνομαται dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Ueberſetzer das οὑτω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes οὑτω gar nichts zu ſagen? Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem οὑτω zufolge legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen nicht allein willkürliche Namen bei, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkürlichen Namen ſo, οὑτω bei. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνομαται ἐπιτιθεμενη. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweife: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren Perſonen Namen, welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſonen ausdrückten; mit einem Worte, ſie gab ihnen redende Namen, Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina personarum, ſagt er bei Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comoediis duntaxat, habere debent rationem et etymologiam. Etenim absurdum est, comicum aperte argumentum confingere, vel nomen personae incongruum dare vel officium quod sit a nomine diversum.[1] Hinc servus fidelis Parmeno: infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraso vel Polemon; juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, et puer ab odore Storax: vel a ludo et a gesticulatione Circus: et item similia. In quibus summum Poëtae vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit nisi per ἀντιφρασιν nomen imposuerit joculariter, ut Misargyrides in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beiſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bei dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs und haben der Etymologie nach immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit mehrern gemein haben können, wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bei einer ſo bekannten Sache nicht verweilen; aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klärer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unläugbarer ſeyn, als daß ἐπι μεν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν, daß ſich dieſe Rückſicht bei der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprung an, das iſt, ſobald ſich die jambiſchen Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand, ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme, er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmarutzer, der dieſem um das Maul ging, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt, er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers, er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verboten war, ſich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe und folglich bei ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd;[1] aber es iſt eben ſo falſch, als

[1] Dieſe Periode könnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nämlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielte, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen oder Beſchäftigungen beilegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freilich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bei ihm, was er ſeinen Perſonen für Namen beilegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach dürfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweideutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nämlich entweder: Absurdum est, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen personae etc. Oder auch aperte argumentum confingere et nomen personae u. ſ. w.

[1] Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama. From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what

falsch es ist, daß die ältere griechische Komödie sich nur wahrer Namen bedient habe. Selbst in denjenigen Stücken, deren vornehmste, einzige Absicht es war, eine gewisse bekannte Person lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieser Person, die übrigen fast alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Einundneunzigstes Stück.

Den 15. März 1768.

Ja die wahren Namen selbst, kann man sagen, gingen nicht selten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzelnen Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophist überhaupt, war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil Sokrates als ein solcher verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; so daß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen, und sich der Vergleichung preis geben konnte! Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt, und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch

it was in Aristotle's time; who defines it to be an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the state and practice of the Aethenian stage; that is from the old or middle comedy, which answer to this description. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieses nimmt Hurd bloß an, damit seine Erklärung der Komödie mit der Aristotelischen nicht so geradezu zu streiten scheine. Aristoteles hat die neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nicomachus, wo er von dem anständigen und unanständigen Scherze handelt (Lib. IV. cap. 14.). Ἴδοι δ' ἂν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. Τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἡ αἰσχρολογία, τοῖς δὲ μᾶλλον ἡ ὑπονοια. Man könnte zwar sagen, daß unter der neuen Komödie hier die mittlere verstanden werde; denn als noch keine neue gewesen, habe nothwendig die mittlere die neue heißen müssen. Man könnte hinzusetzen, daß Aristoteles in eben der Olympiade gestorben in welcher Menander sein erstes Stück aufführen lassen, und zwar noch das Jahr vorher (Eusebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4.). Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erste Dichter dieser Epoche dem poetischen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, schrieb viel früher, und der Uebergang von der mittlern zur neuen Komödie war so unmerklich, daß es dem Aristoteles unmöglich an Mustern derselben kann gefehlt haben. Aristophanes selbst hatte schon ein solches Muster gegeben; sein Kokalos war so beschaffen, wie ihn Philemon sich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: Κωκαλον, heißt es in dem Leben des Aristophanes, ἐν ᾧ εἰσαγει φθοραν και ἀναγνωρισμον και τἆλλα παντα ἁ ἐζηλωσε Μενανδρος. Wie nun also Aristophanes Muster von allen verschiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, so konnte auch Aristoteles seine Erklärung der Komödie überhaupt auf sie alle einrichten. Das that er denn, und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche diese Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte sie nur recht verstehen dürfen, und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um seine an und für sich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Aristoteliſchen zu setzen, seine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit *des Aristoteles zu nehmen.*

sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe sich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechischen Komödie überhaupt verschiedenes sagen, was von den Gelehrten so genau noch nicht aus einander gesetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe sich anmerken, daß dieser Gebrauch keineswegs in der ältern griechischen Komödie allgemein gewesen,[1] daß sich nur der und jener Dichter gelegentlich desselben erkühnt,[2] daß er folglich nicht als ein unterscheidendes Merkmal dieser Epoche der Komödie zu betrachten.[3] Es ließe sich zeigen, daß als

[1] Wenn nach dem Aristoteles das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, οὐ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος, genommen worden: so wird man, allem Ansehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewissen Person: indem Μαργειτης wohl eher von μαργης gemacht worden, als daß μαργης von Μαργειτης sollte entstanden seyn. Von verschiedenen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß sie sich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bei wahren Namen nicht möglich gewesen wäre. H. E. von dem Pherekrates.

[2] Die persönliche und namentliche Satyre war so wenig eine wesentliche Eigenschaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennt, der sich ihrer zuerst erkühnt. Es war Cratinus, welcher zuerst τω χαριεντι της κωμῳδιας το ωφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσια μαχιγι τη κωμῳδια κολαζων. Und auch dieser wagte sich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Aristophanes wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, daß er es sey, welcher sich zuerst an die Großen des Staats gewagt habe (Ir. v. 750.):

Οὐκ ἰδιωτας ἀνδρωπισκους κωμῳδων, οὐδε γυναικας,
Ἀλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιζοις ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar diese Kühnheit als sein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchst eifersüchtig, als er sah, daß ihm so viele andere Dichter, die er verachtete, darin nachfolgten.

[3] Welches gleichwohl fast immer geschieht. Ja man geht noch weiter und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden gewesen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier selbst sagt: Aristote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus et Phormis inventèrent les sujets de leurs pièces, puisque l'un et l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comédie, où il n'y avoit rien de feint, et que ces avantures feintes ne commencèrent à être mises sur le théâtre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'est à dire dans la nouvelle Comédie. (Remarque sur le Chap. V. de la Poét. d'Arist.) Man sollte glauben, wer so etwas sagen könne, müßte nie auch nur einen Blick in den Aristophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten griechischen Komödie war eben sowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der neuen nur immer seyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Aristophanes stellt eine Begebenheit vor, die wirklich geschehen wäre; und wie kann man sagen, daß sie der Dichter deßwegen nicht erfunden, weil sie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anspielt? Wenn Aristoteles als ausgemacht annimmt, ὁτι τον ποιητην μαλλον των μυθων εἰναι δει ποιητην, ἡ των μετρων: würde er nicht schlechterdings die Verfasser der alten griechischen Komödie aus der Classe der Dichter haben ausschließen müssen, wenn er geglaubt hätte, daß sie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber so wie es nach ihm in der Tragödie gar wohl mit der poetischen Erfindung bestehen kann, daß Namen und Umstände aus der wahren Geschichte entlehnt sind, so muß es seiner Meinung nach auch in der Komödie bestehen können. Es kann unmöglich seinen Begriffen gemäß gewesen seyn, daß die Komödie dadurch, daß sie wahre Namen brauche und auf wahre Begebenheiten anspiele, wiederum in die jambische Schmähsucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß sich das καθολου ποιειν λογους ἡ μυθους gar wohl damit vertrage. Er gesteht dieses den ältesten komischen Dichtern, dem Epicharmus, den

r endlich durch ausdrückliche Gesetze untersagt war, doch och immer gewisse Personen von dem Schutze dieser Ge-ze entweder namentlich ausgeschlossen waren, oder doch illschweigend für ausgeschlossen gehalten wurden. In den stücken des Menanders selbst wurden noch Leute genug ei ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. [1] och ich muß mich nicht aus einer Ausschweifung in die ndere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren amen der Tragödie machen. So wie der Aristophanische okrates nicht den einzelnen Mann dieses Namens vor-ellte, noch vorstellen sollte; so wie dieses personifirte Ideal ner eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den amen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher Täu-her und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil och bekannter werden sollte; so wie bloß der Begriff von tand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates erband und noch näher verbinden sollte, den Dichter in er Wahl des Namens bestimmte: so ist auch bloß der egriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, ato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, arum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen rtheilt. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht m uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer ekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derselben zu rneuern, sondern um uns mit solchen Begegnissen zu un-rhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt egegnen können und müssen. Nun ist zwar wahr, daß ir diesen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegnissen bstrahirt haben; es folgt aber doch daraus nicht, daß ns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegnisse zurück-führen müsse; er kann uns nicht selten weit kürzer, weit atürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene irkliche weiter nichts gemein haben, als daß sie mit ihnen us einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen nd über Erdstriche hergeflossen sind, welche ihre Lauterheit erdorben haben. In diesem Falle wird der Poet jene er-undene den wirklichen schlechterdings vorziehen, aber den Personen noch immer die wahren Namen lassen. Und zwar us einer doppelten Ursache: einmal, weil wir schon ge-ohnt sind, bei diesen Namen einen Charakter zu denken,

phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Aristophanes nicht bgesprochen haben, ob er schon wußte, wie sehr er nicht allein den leon und Hyperbolus, sondern auch den Perikles und Sokrates na-entlich mitgenommen.

[1] Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verbot, jemand in er Komödie lächerlich zu machen, in seiner Republik einführen wollte (μητε λογῳ, μητε εἰκονι, μητε θυμῳ, μητε ἀνευ θυμου, μη-δαμως; μηδενα των πολιτων κομῳδειν), ist in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch so mancher cynische Philo-oph, noch so manche Buhlerin mit Namen genennt ward; man könnte ntworten, daß dieser Abschaum von Menschen nicht zu den Bürgern ehört. Aber Ktesippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß thenienischer Bürger, so gut wie einer, und man sehe, was Me-ander von ihm sagte (Menandri Fr. p. 437. Edit. Cl.).

wie er ihn in seiner Allgemeinheit zeigt; zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen scheinen, und alles, was einmal geschehen, glaubwürdiger ist, als was nicht geschehen. Die erste dieser Ursachen fließt aus der Verbindung der Aristotelischen Begriffe überhaupt; sie liegt zum Grunde, und Aristoteles hatte nicht nöthig, sich umständlicher bei ihr zu verweilen; wohl aber bei der zweiten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Ursache. Doch diese liegt jetzt außer meinem Wege, und die Ausleger insgesammt haben sie weniger mißverstanden als jene.

Nun also auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Aristoteles richtig erklärt zu haben glauben darf, so darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewiesen zu haben, daß die Sache selbst unmöglich anders seyn kann, als sie Aristoteles lehrt. Die Charaktere der Tragödie müssen eben so allgemein seyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterschied, den Diderot behauptet, ist falsch, oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anderes verstehen, als Aristoteles darunter verstand.

Zweinundneunzigstes Stück.

Den 18. März 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht seyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunstrichter, der sich fast eben so ausdrückt als Diderot, fast eben so geradezu dem Aristoteles zu widersprechen scheint, und gleichwohl im Grunde so wenig widerspricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunstrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiste Licht über diese Materie verbreitet hat.

Es ist dieses der englische Commentator der Horazischen Dichtkunst, Hurd, ein Schriftsteller aus derjenigen Classe, die durch Uebersetzungen bei uns immer am spätesten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreisen, um diese seine Bekanntmachung zu beschleunigen. Wenn der Deutsche, der ihr gewachsen wäre, sich noch nicht gefunden hat, so dürften vielleicht auch der Leser unter uns noch nicht viele seyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann voll guten Willens übereile sich also lieber damit nicht und sehe, was ich von einem noch unübersetzten guten Buche hier sage, ja für keinen Wink an, den ich seiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat seinem Commentar eine Abhandlung über die verschiednen Gebiete des Drama beigefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Gesetze dieser Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Gränzen der verschiedenen Gattungen derselben festzusetzen. Gleichwohl müsse auch dieses geschehen, um von dem eigenen Verdienste einer jeden Gattung insbesondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er also die Absicht des Drama überhaupt und der drei Gattungen desselben, die er vor sich findet, der Tragödie, der Komödie

und des Possenspiels, insbesondere festgesetzt: so folgert er aus jener allgemeinen und aus diesen besondern Absichten sowohl diejenigen Eigenschaften, welche sie unter sich gemein haben, als diejenigen, in welchen sie von einander unterschieden seyn müssen.

Unter die letztern rechnet er in Ansehung der Komödie und Tragödie auch diese, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher sey. Hierauf fährt er fort: The same genius in the two dramas is observable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetousness itself. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty but of a cruel man. D. i.: „In dem nämlichen Geiste schildern die zwei Gattungen des Drama „auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre „Charaktere general; die Tragödie particular. Der „Geizige des Moliere ist nicht so eigentlich das Gemälde „eines geizigen Mannes, als des Geizes selbst. „Racine's Nero hingegen ist nicht das Gemälde der Grausamkeit, sondern nur eines grausamen Mannes."

Hurd scheint so zu schließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, so müssen auch ihre Charaktere wahr, das ist, so beschaffen seyn, wie sie wirklich in den Individuen existiren; wenn hingegen die Komödie sich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrscheinliche Begebenheiten, in welchen sich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber sind als wahre, die ihnen einen so weiten Spielraum nicht erlauben: so dürfen und müssen auch ihre Charaktere selbst allgemeiner seyn, als sie in der Natur existiren; angesehen dem Allgemeinen selbst in unserer Einbildungskraft eine Art von Existenz zukommt, die sich gegen die wirkliche Existenz des Einzelnen eben wie das Wahrscheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob diese Art zu schließen, nicht ein bloßer Zirkel ist; ich will die Schlußfolge bloß annehmen, so wie sie da liegt und wie sie der Lehre des Aristoteles schnurstracks zu widersprechen scheint. Doch, wie gesagt, sie scheint es bloß, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellt.

„Es wird aber," fährt er fort, „hier dienlich seyn, einer „doppelten Verstoßung vorzubauen, welche der eben angeführte Grundsatz zu begünstigen scheinen könnte.

„Die erste betrifft die Tragödie, von der ich gesagt „habe, daß sie particuläre Charaktere zeige. Ich meine ihre „Charaktere sind particulärer, als die Charaktere der Komödie. Das ist: die Absicht der Tragödie verlangt es „nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter von den „charakteristischen Umständen, durch welche sich die Sitten „schildern, so viele zusammen zieht, als die Komödie. Denn *in jener wird von dem Charakter* nicht mehr gezeigt, als „so viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfordert. In dieser hingegen werden alle Züge, durch die „er sich zu unterscheiden pflegt, mit Fleiß aufgesucht und „angebracht.

„Es ist fast wie mit dem Porträtmalen. Wenn ein „großer Meister ein einzelnes Gesicht abmalen soll, so „giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, „und macht es Gesichtern von der nämlichen Art nur so „weit ähnlich, als es ohne Verletzung des allergeringsten „eigenthümlichen Zuges geschehen kann. Soll eben derselbe „Künstler hingegen einen Kopf überhaupt malen, so wird „er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zusammen „anzubringen suchen, von denen er in der gesammten „Gattung bemerkt hat, daß sie die Idee am kräftigsten „ausdrücken, die er sich jetzt in Gedanken gemacht hat „und in seinem Gemälde darstellen will.

„Eben so unterscheiden sich die Schildereien der beiden „Gattungen des Drama; woraus denn erhellt, daß, wenn „ich den tragischen Charakter particular nenne, ich bloß „sagen will, daß er die Art, zu welcher er gehört, weniger „vorstellig macht, als der komische; nicht aber, daß das, „was man von dem Charakter zu zeigen für gut befindet, „es mag nun so wenig seyn, als es will, nicht nach dem „Allgemeinen entworfen seyn sollte, als wovon ich das „Gegentheil anderwärts behauptet und umständlich erläutert habe. [1]

„Was zweitens die Komödie anbelangt, so habe ich „gesagt, daß sie generale Charaktere geben müsse, und „habe zum Beispiel den Geizigen des Moliere angeführt, „der mehr der Idee des Geizes als eines wirklichen geizigen Mannes entspricht. Doch auch hier muß man „meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere „dünkt mich in diesem Beispiele selbst fehlerhaft; ob es „schon sonst mit der erforderlichen Erklärung nicht ganz „unschicklich seyn wird, meine Meinung begreiflich zu „machen.

„Da die komische Bühne die Absicht hat, Charaktere zu „schildern, so meine ich, kann diese Absicht am vollkommensten erreicht werden, wenn sie diese Charaktere so „allgemein macht, als möglich. Denn indem auf diese „Weise die in dem Stücke aufgeführte Person gleichsam der „Repräsentant aller Charaktere dieser Art wird, so kann „unsere Lust an der Wahrheit der Vorstellung so viel Nahrung darin finden, als nur möglich. Es muß aber sodann „diese Allgemeinheit sich nicht bis auf unsern Begriff von „den möglichen Wirkungen des Charakters, im Abstracto „betrachtet, erstrecken, sondern nur bis auf die wirkliche

[1] Bei den Versen der horazischen Dichtkunst: Respicere exemplar vitae morumque jubebo Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces, wo Hurd zeigt, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen solchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden besondern Falle angemessen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinstimmend sey.

Aeußerung seiner Kräfte, so wie sie von der Erfahrung gerechtfertigt werden und im gemeinen Leben stattfinden können. Hierin haben Moliere und vor ihm Plautus gefehlt; statt der Abbildung eines geizigen Mannes haben sie uns eine grillenhafte widrige Schilderung der Leidenschaft des Geizes gegeben. Ich nenne es eine grillenhafte Schilderung, weil sie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine widrige Schilderung; denn da es die Schilderung einer einfachen unvermischten Leidenschaft ist, so fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Diese Lichter und Schatten sind die Vermischung verschiedener Leidenschaften, welche mit der vornehmsten oder herrschenden Leidenschaft zusammen den menschlichen Charakter ausmachen; und diese Vermischung muß sich in jedem dramatischen Gemälde von Sitten finden, weil es zugestanden ist, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden soll. Doch aber muß die Zeichnung der herrschenden Leidenschaft so allgemein entworfen seyn, als es ihr Streit mit den andern in der Natur nur immer zulassen will, damit der vorzustellende Charakter sich desto kräftiger ausdrücke.

Dreinndneunzigstes Stück.

Den 22. März 1768.

„Alles dieses läßt sich abermals aus der Malerei sehr wohl erläutern. In charakteristischen Porträten, wie wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der Sitten geben sollen, wird der Artist, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit ist, nicht auf die Möglichkeit einer abstracten Idee losarbeiten. Alles was er sich vornimmt zu zeigen, wird dieses seyn, daß irgend eine Eigenschaft die herrschende ist; diese drückt er stark und durch solche Zeichen aus, als sich in den Wirkungen der herrschenden Leidenschaft am sichtbarsten äußern. Und wenn er dieses gethan hat, so dürfen wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder wenn man will, als ein Compliment gegen seine Kunst, gar wohl von einem solchen Porträte sagen, daß es uns nicht sowohl den Menschen, als die Leidenschaft zeige; gerade so wie die Alten von der berühmten Bildsäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß sie nicht sowohl den zornigen Apollodorus, als die Leidenschaft des Zornes vorstelle.[1] Dieses aber muß bloß so verstanden werden, daß er die hauptsächlichen Züge der vorgebildeten Leidenschaft gut ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen behandelt er seinen Vorwurf eben so, wie er jeden andern behandeln würde: das ist, er vergißt die mitverbundenen Eigenschaften nicht, und nimmt das allgemeine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer menschlichen Figur erwartet, in Acht. Und das „heißt denn die Natur schildern, welche uns kein Beispiel „von einem Menschen giebt, der ganz und gar in eine einzige „Leidenschaft verwandelt wäre. Keine Metamorphose könnte „seltsamer und unglaublicher seyn. Gleichwohl sind Por„träte in diesem tadelhaften Geschmacke verfertigt, die Be„wunderung gemeiner Gaffer, die, wenn sie in einer „Sammlung das Gemälde, z. E. eines Geizigen (denn „ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieser Gattung nicht), „erblicken, und nach dieser Idee jede Muskel, jeden Zug „angestrengt, verzerrt und überladen finden, sicherlich nicht „ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu „äußern. — Nach diesem Begriffe der Vortrefflichkeit würde „Le Bruns Buch von den Leidenschaften eine Folge „der besten und richtigsten moralischen Porträte enthalten, „und die Charaktere des Theophrasts müßten, in Absicht „auf das Drama, den Charaktern des Terenz weit vor„zuziehen seyn.

„Ueber das erstere dieser Urtheile würde jeder Virtuose „in den bildenden Künsten unstreitig lachen. Das letztere „aber, fürchte ich, dürften wohl nicht alle so seltsam finden; „wenigstens nach der Praxis verschiedener unserer besten „komischen Schriftsteller und nach dem Beifalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden „haben. Es ließen sich leicht fast aus allen charakteristi„schen Komödien Beispiele anführen. Wer aber die Unge„reimtheit, dramatische Sitten nach abstracten Ideen aus„zuführen, in ihrem völligen Lichte sehen will, der darf „nur B. Johnson's Jedermann aus seinem Humor[1]

[1] Non hominem ex aere fecit, sed iracundiam. Plinius lr. 34. 8.

[1] Beim B. Johnson sind zwei Komödien, die er vom Humor benennt hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of his Humour. Das Wort Humor war zu seiner Zeit aufgekommen und wurde auf die lächerlichste Weise gemißbraucht. Sowohl diesen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn desselben, bemerkt er in folgender Stelle selbst:

As when some one peculiar quality
Doth so posses a Man, that it doth draw
All his affects, his spirits, and his powers,
In their constructions, all to run one way,
This may be truly said to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather,
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of shoe-tye, or the Switzer's knot
On his French garters, should affect a humour!
O, it is more than most ridiculous.

In der Geschichte des Humors sind beide Stücke des Johnson also sehr wichtige Documente und das letztere noch mehr als das erstere. Der Humor, den wir den Engländern jetzt so vorzüglich zuschreiben, war damals bei ihnen großentheils Affectation, und vornehmlich diese Affectation lächerlich zu machen, schilderte Johnson Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affectirte und nie der wahre Humor ein Gegenstand der Komödie seyn. Denn nur die Begierde, sich von andern auszuzeichnen, sich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, ist eine allgemeine menschliche Schwachheit, die nach Beschaffenheit der Mittel, welche sie wählt, sehr lächerlich oder auch sehr strafbar werden kann. Das aber, wodurch die Natur selbst oder eine anhaltende, zur Natur gewordene Gewohnheit einen einzelnen Menschen von allen andern auszeichnet, ist viel zu speciell, als daß es sich mit der allgemeinen philosophischen Absicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen englischen Stücken dürfte sonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Bessere derselben seyn. Gewiß ist es, daß sich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten

„vor sich nehmen, welches ein charakteristisches Stück seyn „soll, in der That aber nichts als eine unnatürliche und, „wie es die Maler nennen würden, harte Schilderung „einer Gruppe von für sich bestehenden Leidenschaften ist, wovon man das Urbild in dem wirklichen „Leben nirgends findet. Dennoch hat diese Komödie immer „ihre Bewunderer gehabt, und besonders muß Randolph „von ihrer Einrichtung sehr bezaubert gewesen seyn, weil „er sie in seinem Spiegel der Muse ausdrücklich nachgeahmt zu haben scheint.

„Auch hierin, müssen wir anmerken, ist Shakespeare, „so wie in allen andern noch wesentlichern Schönheiten des „Drama, ein vollkommenes Muster. Wer seine Komödien „in dieser Absicht aufmerksam durchlesen will, wird finden, „daß seine auch noch so kräftig gezeichneten Charaktere den größten Theil ihrer Rollen durch sich vollkommen wie alle andere ausdrücken, und ihre wesentlichen „und herrschenden Eigenschaften nur gelegentlich, so wie die „Umstände eine ungezwungene Aeußerung veranlassen, an „den Tag legen. Diese besondere Vortrefflichkeit seiner „Komödien entstand daher, daß er die Natur getreulich „copirte und sein reges und feuriges Genie auf alles „aufmerksam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen dienliches aufstoßen konnte; dahingegen Nachahmung und geringere Fähigkeiten kleine Scribenten verleiten, sich um die Fertigkeit zu beeifern, diesen „einen Zweck keinen Augenblick aus dem Gesichte zu lassen, „und mit der ängstlichsten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere „in beständigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit „zu erhalten. Man könnte über diese ungeschickte Anstrengung ihres Witzes sagen, daß sie mit den Personen „ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewisse spaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen sie mit ihren „Höflichkeiten so zusetzen, daß sie ihren Antheil an der „allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, sondern nur immer zum Vergnügen der Gesellschaft Sprünge „und Männerchen machen müssen."

dramatischen Dichter wußten das Kunststück, ihre Personen auch ohne Humor zu individualisiren, ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geschichtschreiber und Redner dann und wann Humor, wenn nämlich die historische Wahrheit oder die Aufklärung eines gewissen Facti diese genaue Schilderung κατ' ἐξοχην erfordert. Ich habe Exempel davon fleißig gesammelt, die ich auch bloß darum in Ordnung bringen zu können wünschte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden ist. Wir übersetzen nämlich jetzt fast durchgängig Humor durch Laune, und ich glaube mir bewußt zu seyn, daß ich der erste bin, der es so übersetzt hat. Ich habe sehr unrecht daran gethan und ich wünschte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja in gewissem Verstande gerade entgegen gesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor ist außer diesem einzigen Falle nie Laune. Ich hätte die Abstammung unsers deutschen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch desselben besser untersuchen und genauer erwägen sollen. Ich schloß zu eilig, weil Laune das französische Humeur ausdrücke, daß es auch das englische Humour ausdrücken könnte; aber die Franzosen selbst können Humour nicht durch Humeur übersetzen. — Von den genannten zwei Stücken des Johnson hat das erste, Jedermann in seinem Humor, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Personen desselben zeigen, ist weder so individuell, noch so überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht bestehen könnte; sie sind auch alle zu einer gemeinschaftlichen Handlung so ziemlich verbunden. In dem zweiten hingegen, Jedermann aus seinem Humor, ist fast nicht die geringste Fabel; es treten eine Menge der wunderlichsten Narren nach einander auf, man weiß weder wie, noch warum, und ihr Gespräch ist überall durch ein paar Freunde des Verfassers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt sind und Betrachtung über die Charaktere der Personen und über die Kunst des Dichters, sie zu behandeln, anstellen. Das aus seinem Humor, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Personen in Umstände gerathen, in welchen sie *ihres Humors* satt und überdrüssig werden.

Vierundneunzigstes Stück.

Den 25. März 1768.

Und so viel von der Allgemeinheit der komischen Charaktere und den Gränzen dieser Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig seyn, noch erst die zweite Stelle beizubringen, wo er erklärt zu haben versichert, in wie weit auch den tragischen Charakteren, ob sie schon nur particular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme, ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot und beide mit dem Aristoteles übereinstimmen.

„Wahrheit, sagt er, heißt in der Poesie ein solcher „Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß „ist; Falschheit hingegen ein solcher, als sich zwar zu „dem vorhabenden besondern Falle schickt, aber nicht mit „jener allgemeinen Natur übereinstimmt. Diese Wahrheit des Ausdrucks in der dramatischen Poesie zu erreichen, „empfiehlt Horaz [1] zwei Dinge: einmal die Socratische „Philosophie fleißig zu studiren; zweitens sich um die „genaue Kenntniß des menschlichen Lebens zu bewerben. „Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieser Schule „ist, ad veritatem vitae propius accedere; [2] dieses, „um unserer Nachahmung eine desto allgemeinere Aehnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, „darf man nur erwägen, daß man sich in Werken der Nachahmung an die Wahrheit zu genau halten kann; und „dieses auf doppelte Weise. Denn entweder kann der Künstler, wenn er die Natur nachbilden will, sich zu ängstlich „befleißigen, alle und jede Besonderheiten seines Gegenstandes anzudeuten, und so die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er sich „diese allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, sie aus zu „vielen Fällen des wirklichen Lebens nach seinem weitesten Umfange zusammen setzen; da er sie vielmehr von „dem lautern Begriffe, der sich bloß in der Vorstellung der „Seele findet, hernehmen sollte. Dieses letztere ist der allgemeine Tadel, womit die Schule der niederländischen Maler zu belegen, als die ihre Vorbilder aus der „wirklichen Natur, und nicht, wie die italienische, von dem

[1] De arte poet. v. 310. 317. 18.
[2] De Orat. I. 51.

geistigen Ideale der Schönheit entlehnt. [1] Jenes aber entspricht einem andern Fehler, den man gleichfalls den niederländischen Meistern vorwirft, und der dieser ist, daß sie lieber die besondere, seltsame und groteske, als die allgemeine und reizende Natur sich zum Vorbilde wählen.

„Wir sehen also, daß der Dichter, indem er sich von der eigenen und besondern Wahrheit entfernt, desto getreuer die allgemeine Wahrheit nachahmt. Und hieraus ergiebt sich die Antwort auf jenen spitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die Poesie ausgegrübelt hatte und nicht ohne Selbstzufriedenheit vorzutragen schien. Nämlich, daß die poetische Nachahmung uns die Wahrheit nur sehr von weitem zeigen könne. Denn der poetische Ausdruck, sagt der Philosoph, ist das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des Dichters sind das Abbild der Dinge, und die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in dem göttlichen Verstande existirt. Folglich ist der Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde eines Bildes, und liefert uns ursprüngliche Wahrheit nur gleichsam aus der dritten Hand. [2] Aber alle diese Vernünftelei fällt weg, sobald man die nur gedachte Regel des Dichters gehörig faßt und fleißig in Ausübung bringt. Denn indem der Dichter von dem Wesen alles absondert, was allein das Individuum angeht und unterscheidet, überspringt sein Begriff gleichsam alle die zwischen inne liegenden besondern Gegenstände und erhebt sich so viel möglich zu dem göttlichen Urbilde, um so das unmittelbare Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn auch einsehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, welches der große Kunstrichter der Dichtkunst ertheilt, sagen wolle: daß sie, gegen die Geschichte genommen, das ernstere und philosophischere Studium sey: *φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ιστοριας εστιν.* Die Ursache, welche gleich darauf folgt, ist nun gleichfalls sehr begreiflich: *ἡ μεν γαρ ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱστορια τα καθ' ἑκαστον λεγει.* [3] Ferner wird hieraus ein wesentlicher Unterschied deutlich, der sich, wie man sagt, zwischen den zwei großen Nebenbuhlern der griechischen Bühne soll befunden haben. „Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es seinen Charakteren an Wahrheit fehle, so pflegte er sich damit zu verantworten, daß er die Menschen so schildere, wie sie seyn sollten, Euripides aber so, wie sie wären. *Σοφοκλης ἐφη, αὐτος μεν οιους δει ποιειν, Ευριπιδης δε οιοι εισι.* [1] Der Sinn hiervon ist dieser: „Sophokles hatte durch seinen ausgebreitetern Umgang mit Menschen die eingeschränkte enge Vorstellung, welche aus der Betrachtung einzelner Charaktere entsteht, in einen vollständigen Begriff des Geschlechts erweitert; der philosophische Euripides hingegen, der seine meiste Zeit in der Akademie zugebracht hatte und von da aus das Leben übersehen wollte, hielt seinen Blick zu sehr auf das Einzelne, auf wirklich existirende Personen geheftet, versenkte das Geschlecht in das Individuum und malte folglich, den vorhabenden Gegenständen nach, seine Charaktere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann ohne die höhere allgemeine Aehnlichkeit, die zur Vollendung der poetischen Wahrheit erfordert wird. [2]

„Ein Einwurf stößt gleichwohl hier auf, den wir nicht unangezeigt lassen müssen. Man könnte sagen, daß philosophische Speculationen die Begriffe eines Menschen eher abstract und allgemein machen, als sie auf das Individuelle einschränken müßten. Das letztere sey ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von Gegenständen entspringe, die den Menschen zu betrachten vorkommen, und diesem Mangel sey nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man sich mit mehrern Individuen bekannt mache, als worin die Kenntniß der Welt bestehe; sondern auch dadurch, daß man über die allgemeine Natur der Menschen nachdenke, so wie sie in guten moralischen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfasser solcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menschlichen Natur nicht anders als aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es sey nun ihrer eigenen, oder fremden) haben können, ohne welche ihre Bücher sonst von keinem Werthe seyn würden." Die Antwort hierauf, dünkt mich, ist diese. Durch Erwägung der allgemeinen Natur des Menschen lernt der Philosoph, wie die Handlung beschaffen seyn muß, die aus dem Uebergewichte gewisser Neigungen und Eigenschaften entspringt; das ist, er lernt das Betragen überhaupt, welches der

[1] Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat (Cic. Or. 2.).

[2] Plato de Repl. L. X.

[3] Dichtkunst, Kap. 9.

[1] Dichtkunst, Kap. 25.

[2] Diese Erklärung ist der, welche Dacier von der Stelle des Aristoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Uebersetzung scheint Dacier zwar eben das zu sagen, was Hurd sagt: que Sophocle faisoit ses Héros, comme ils devoient être et qu'Euripide les faisoit comme ils étoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd versteht unter dem Wie sie seyn sollten die allgemeine abstracte Idee des Geschlechts, nach welcher der Dichter seine Personen mehr als nach ihren individuellen Verschiedenheiten schildern müsse. Dacier aber denkt sich dabei eine höhere moralische Vollkommenheit, wie sie der Mensch zu erreichen fähig sey, ob er sie gleich nur selten erreiche; und diese, sagt er, habe Sophokles seinen Personen gewöhnlicher Weise beigelegt: Sophocle tâchoit de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature étoit capable de faire, que ce qu'elle faisoit. Allein diese höhere moralische Vollkommenheit gehört gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; sie steht dem Individuo zu, aber nicht dem Geschlechte; und der Dichter, der sie seinen Personen beilegt, schildert gerade umgekehrt mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdient mehr als eine Note.

„beigelegte Charakter erfordert. Aber deutlich und zuver„läſſig zu wiſſen, wie weit und in welchem Grade von „Stärke ſich dieſer oder jener Charakter, bei beſondern Ge„legenheiten, wahrſcheinlicher Weiſe äußern würde, das iſt „einzig und allein eine Frucht von unſerer Kenntniß der „Welt. Daß Beiſpiele von dem Mangel dieſer Kenntniß „bei einem Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig ſoll„ten geweſen ſeyn, läßt ſich nicht wohl annehmen; auch „werden, wo ſich dergleichen in ſeinen übrig gebliebenen „Stücken etwa finden ſollten, ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, „daß ſie auch einem gemeinen Leſer in die Augen fallen „müßten. Es können nur Feinheiten ſeyn, die allein der „wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden vermögend iſt; und „auch dieſem kann, in einer ſolchen Entfernung von Zeit, „aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten, wohl etwas als „ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit „iſt. Es würde alſo ein ſehr gefährliches Unternehmen „ſeyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche „Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu ſeyn geglaubt „hatte. Aber gleichwohl will ich es wagen, eine anzufüh„ren, die, wenn ich ſie auch ſchon nicht nach aller Gerech„tigkeit kritiſiren ſollte, wenigſtens meine Meinung zu „erläutern dienen kann.

Fünfundneunzigſtes Stück.

Den 29. März 1768.

„Die Geſchichte ſeiner Elektra iſt ganz bekannt. Der „Dichter hatte in dem Charakter dieſer Prinzeſſin ein „tugendhaftes, aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauen„zimmer zu ſchildern, welches durch die Härte, mit der „man ſich gegen ſie ſelbſt betrug, erbittert war, und durch „noch weit ſtärkere Bewegungsgründe angetrieben ward, „den Tod eines Vaters zu rächen. Eine ſolche heftige Ge„müthsverfaſſung kann der Philoſoph in ſeinem Winkel „wohl ſchließen, muß immer ſehr bereit ſeyn, ſich zu „äußern. Elektra, kann er wohl einſehen, muß bei der „geringſten ſchicklichen Gelegenheit ihren Groll an den Tag „legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beſchleunigen „zu können wünſchen. Aber zu welcher Höhe dieſer Groll „ſteigen darf? d. i. wie ſtark Elektra ihre Rachſucht aus„drücken darf, ohne daß ein Mann, der mit dem menſch„lichen Geſchlechte und mit den Wirkungen der Leiden„ſchaften im Ganzen bekannt iſt, dabei ausrufen kann: „das iſt unwahrſcheinlich! Dieſes auszumachen wird „die abſtracte Theorie von wenig Nutzen ſeyn. Sogar eine „nur mäßige Bekanntſchaft mit dem wirklichen Leben iſt „hier nicht hinlänglich, uns zu leiten. Man kann eine „Menge Individuen bemerkt haben, welche den Poeten, „der den Ausdruck eines ſolchen Grolles bis auf das „Aeußerſte getrieben hätte, zu rechtfertigen ſcheinen. Selbſt „die Geſchichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, „wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter „getrieben worden, als es der Dichter hier vorgeſtellt. „Welches ſind denn nun alſo die eigentlichen Gränzen der„ſelben, und wodurch ſind ſie zu beſtimmen? Einzig und „allein durch Bemerkung ſo vieler einzelnen Fälle als mög„lich; einzig und allein vermittelſt der ausgebreitetſten „Kenntniß, wie viel eine ſolche Erbitterung über dergleichen Charaktere unter dergleichen Umſtänden im wirklichen „Leben gewöhnlicher Weiſe vermag. So verſchieden „dieſe Kenntniß in Anſehung ihres Umfanges iſt, ſo ver„ſchieden wird denn auch die Art der Vorſtellung ſeyn. „Und nun wollen wir ſehen, wie der vorhabende Charakter „von dem Euripides wirklich behandelt worden.

„In der ſchönen Scene, welche zwiſchen der Elektra und „dem Oreſtes vorfällt, von dem ſie aber noch nicht weiß, „daß er ihr Bruder iſt, kommt die Unterredung ganz natür„lich auf die Unglücksfälle der Elektra und auf den Urheber „derſelben, die Klytemneſtra, ſo wie auch auf die Hoff„nung, welche Elektra hat, von ihren Drangſalen durch „den Oreſtes befreit zu werden. Das Geſpräch, wie es „hierauf weiter geht, iſt dieſes:

„Oreſtes. Und Oreſtes? Geſetzt, er käme nach Argos „zurück —

„Elektra. Wozu dieſe Frage, da er allem Anſehen „nach niemals zurückkommen wird?

„Oreſtes. Aber geſetzt, er käme! Wie müßte er es „anfangen, um den Tod ſeines Vaters zu rächen?

„Elektra. Sich eben das erkühnen, weſſen die Feinde „ſich gegen ſeinen Vater erkühnten.

„Oreſtes. Wollteſt du es wohl mit ihm wagen, deine „Mutter umzubringen?

„Elektra. Sie mit dem nämlichen Eiſen umbringen, „mit welchem ſie meinen Vater mordete!

„Oreſtes. Und darf ich das als deinen feſten Ent„ſchluß deinem Bruder vermelden?

„Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder „nicht leben!

„Das Griechiſche iſt noch ſtärker:

„Θανοιμι, μητρος αἱμ' ἐπισφαξασ' ἐμης.

„Ich will gern des Todes ſeyn, ſobald ich „meine Mutter umgebracht habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß dieſe letzte Rede „ſchlechterdings unnatürlich ſey. Ohne Zweifel haben ſich „Beiſpiele genug ereignet, wo unter ähnlichen Umſtänden „die Rache ſich eben ſo heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, „denke ich, kann uns die Härte dieſes Ausdrucks nicht „anders als ein wenig beleidigen. Zum mindeſten hielt „Sophokles nicht für gut, ihn ſo weit zu treiben. Bei ihm „ſagt Elektra unter gleichen Umſtänden nur das: Jetzt „ſey dir die Ausführung überlaſſen! Wäre ich „aber allein geblieben, ſo glaube mir nur, bei„des hätte mir gewiß nicht mißlingen ſollen; „entweder mit Ehren mich zu befreien, oder „mit Ehren zu ſterben!

„Ob nun diese Vorstellung des Sophokles der Wahrheit, in so fern sie aus einer ausgebreitetern Erfahrung, d. i. aus der Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt gesammelt worden, nicht weit gemäßer ist, als die Vorstellung des Euripides, will ich denen zu beurtheilen überlassen, die es zu beurtheilen fähig sind. Ist sie es, so kann die Ursache keine andere seyn, als die ich angenommen, daß nämlich Sophokles seine Charaktere so geschildert, als er, unzähligen von ihm beobachteten Beispielen der nämlichen Gattung zufolge, glaubte, daß sie seyn sollten; Euripides aber so, als er in der engeren Sphäre seiner Beobachtungen erkannt hatte, daß sie wirklich wären."

Vortrefflich! Auch unangesehen der Absicht, in welcher ich diese langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten sie unstreitig so viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leser wohl erlassen wird, mich wegen Einschaltung derselben zu entschuldigen. Ich besorge nur, daß er meine Absicht selbst darüber aus den Augen verloren. Sie war aber diese: zu zeigen, daß auch Hurd, so wie Diderot, der Tragödie besondere und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dem ungeachtet dem Aristoteles nicht widersprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetischen Charakteren und folglich auch von den tragischen verlangt. Hurd erklärt sich nämlich so: der tragische Charakter müsse zwar particular oder weniger allgemein seyn, als der komische, d. i. er müsse die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorstellig machen; gleichwohl aber müsse das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen seyn, welches Aristoteles fordere. [1]

Und nun wäre die Frage, ob Diderot sich auch so verstanden wissen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, sich nirgends in Widerspruch mit dem Aristoteles finden zu lassen? Mir wenigstens, dem daran gelegen ist, daß zwei denkende Köpfe von der nämlichen Sache nicht Ja und Nein sagen, könnte es erlaubt seyn, ihm diese Auslegung unterzuschieben, ihm diese Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieser Ausflucht selbst ein Wort! — Mich dünkt, es ist eine Ausflucht und ist auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darin in einer doppelten und ganz verschiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragischen Charakter verneinen, ist nicht die nämliche, in welcher es Hurd von ihm bejaht. Freilich beruht eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere schlechterdings ausschlöße?

In der ersten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man das, was man an mehreren oder allen Individuen bemerkt hat, zusammen nimmt; es heißt mit einem Worte ein überladener Charakter: es ist mehr die personifirte Idee eines Charakters, als eine charakterisirte Person. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man von dem, was an mehreren oder allen Individuen bemerkt worden, einen gewissen Durchschnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Wort ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in so fern der Charakter selbst, sondern nur in so fern der Grad, das Maaß desselben gewöhnlich ist.

Hurd hat vollkommen recht, das καθολου des Aristoteles von der Allgemeinheit in der zweiten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Aristoteles diese Allgemeinheit eben so wohl von den komischen als tragischen Charakteren erfordert: wie ist es möglich, daß der nämliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie ist es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich seyn kann? und gesetzt auch, er wäre so überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnson sind; gesetzt, er ließe sich noch gar wohl in einem Individuum gedenken, und man habe Beispiele, daß er sich wirklich in mehreren Menschen eben so stark, eben so ununterbrochen geäußert habe: würde er dem ungeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher seyn, als jene Allgemeinheit des Aristoteles zu seyn erlaubt?

Das ist die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leser, daß diese Blätter nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen; wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausstreuen.

Sechsundneunzigstes Stück.

Den 1. April 1768.

Den zweiundfunfzigsten Abend (Dienstags, den 28. Juli) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederholt.

Oder sollte ich nicht vielmehr sagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nämlich, welche Donatus bei Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi nomine poëtae; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulae nomine poëta, quam de poëtae nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat seine Komödien zwar ohne seinen Namen herausgegeben, aber doch ist sein Name durch sie bekannt geworden. Noch jetzt sind diejenigen Stücke, die sich auf unserer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung seines Namens

[1] In calling the tragic character particular, I suppose it only less representative of the kind than the comic; not that the draught of so much character as it is concerned to represent should not be general.

der in Provinzen Deutſchlands genannt wird, wo er ohne ſie wohl nie wäre gehört worden. Aber welches widrige Schickſal hat auch dieſen Mann abgehalten, mit ſeinen Arbeiten für das Theater ſo lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, ſeinen Namen zu empfehlen, und ſein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das meiſte, was wir Deutſche noch in der ſchönen Literatur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja das Vorurtheil iſt bei uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studien oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffordert. Verſe und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünfundzwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir ſein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann; ein hübſches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unſere ſchöne Literatur, ich will nicht bloß ſagen gegen die ſchöne Literatur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu ſeiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen edeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein Mann wohl z. E. in unſern höchſt trivialen Komödien finden? Wortſpiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das ſich vergnügt ſo gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erſchüttern will, wer zugleich mit ſeinem Verſtande lachen will, der iſt einmal da geweſen und kommt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Menſch, der erſt ſelbſt in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und ſie ſchildern. Das größte komiſche Genie zeigt ſich in ſeinen jugendlichen Werken hohl und leer; ſelbſt von den erſten Stücken des Menanders ſagt Plutarch, [1] daß ſie mit ſeinen ſpätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen geweſen. Aus dieſen aber, ſetzt er hinzu, könne man ſchließen, was er noch würde geleiſtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander ſtarb? Wie viel Ko meint man wohl, daß er erſt geſchrieben hatte? weniger als hundertundfünfe; und nicht jünger al undfunfzig.

Keiner von allen unſern verſtorbenen komiſche tern, von denen es ſich noch der Mühe verlohnte zu iſt ſo alt geworden: keiner von den jetztlebenden iſt zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil Stücke gemacht. Und die Kritik ſollte von ihnen nic das zu ſagen haben, was ſie von dem Menander z fand? — Sie wage es aber nur und ſpreche!

Und nicht die Verfaſſer allein ſind es, die ſie n willen hören. Wir haben, dem Himmel ſey Dan ein Geſchlecht ſelbſt von Kritikern, deren beſte Kriti beſteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „ Genie!“ ſchreien ſie. „Das Genie ſetzt ſich über a geln hinweg! Was das Genie macht, iſt Regel! ſchmeicheln ſie dem Genie; ich glaube, damit wir für Genies halten ſollte. Doch ſie verrathen zu ſeh ſie nicht einen Funken davon in ſich ſpüren, wem einem und eben demſelben Athem hinzuſetzen: „die unterdrücken das Genie!“ — Als ob ſich Genie durch in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch das, wie ſie ſelbſt geſtehen, aus ihm hergeleitet iſt. jeder Kunſtrichter iſt Genie; aber jedes Genie iſt ein ner Kunſtrichter. Es hat die Probe aller Regeln Es begreift und behält und befolgt nur die, die ih Empfindung in Worten ausdrücken. Und dieſe Worten ausgedrückte Empfindung ſollte ſeine Th verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, ihr wollt; es verſteht euch nur, in ſo fern es eur meinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen F ſchauend erkennet; und nur von dieſem einzelne bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der auf ſeine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirke als die Erinnerung eines glücklichen Beiſpiels, di nerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf ſie ken im Stande iſt. Behaupten alſo, daß Regeln un das Genie unterdrücken können: heißt mit andern behaupten, daß Beiſpiele und Uebung eben dieſes ver heißt, das Genie nicht allein auf ſich ſelbſt, heißt es lediglich auf ſeinen erſten Verſuch einſchränken.

Eben ſo wenig wiſſen dieſe weiſe Herren, was len, wenn ſie über die nachtheiligen Eindrücke, we Kritik auf das genießende Publicum mache, ſo luſti mern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein einen Schmetterling mehr bunt und ſchön findet, das böſe Vergrößerungsglas erkennen laſſen, daß d ben deſſelben nur Staub ſind.

„Unſer Theater, ſagen ſie, iſt noch in einem „zarten Alter, als daß es den monarchiſchen Scep „Kritik ertragen könne. — Es iſt faſt nöthiger, die „zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kan

[1] Επιτ. της συγκρισεως Αριστ. και Μενανδ. p. 1588. Ed. Henr. Stephani.

„darzuthun, wie weit wir noch von dieſem Ideale entfernt „ſind. — Die Bühne muß durch Beiſpiele, nicht durch Re„geln reformirt werden. — Raiſonniren iſt leichter, als „ſelbſt erfinden.“

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden, oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten ſuchen, und keine erhaſchen? — Und wer ſind ſie denn, die ſo viel von Beiſpielen und vom ſelbſt Erfinden reden? Was für Beiſpiele haben ſie denn gegeben? Was haben ſie denn ſelbſt erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beiſpiele zu beurtheilen vorkommen, ſo wünſchen ſie lieber Regeln; und wenn ſie Regeln beurtheilen ſollen, ſo möchten ſie lieber Beiſpiele haben. Anſtatt von einer Kritik zu beweiſen, daß ſie falſch iſt, beweiſen ſie, daß ſie zu ſtreng iſt, und glauben verthan zu haben! Anſtatt ein Raiſonnement zu widerlegen, merken ſie an, daß Erfinden ſchwerer iſt als Raiſonniren, und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raiſonnirt, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raiſonniren können. Nur die glauben, daß ſich das eine von dem andern trennen laſſe, die zu keinem von beiden aufgelegt ſind.

Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!

Alſo, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung der Brüder des Herrn Romanus annoch über dieſes Stück verſprach! — Die vornehmſten derſelben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müſſen geglaubt, um ſie unſern Sitten näher zu bringen.

Was ſoll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieſer Veränderungen ſagen? Wenn wir ſo wenig Anſtoß finden, römiſche oder griechiſche Sitten in der Tragödie geſchildert zu ſehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel iſt, die Scene der erſtern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unſere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er ſeine Handlung vorgehen läßt, ſo genau als möglich zu ſchildern; da wir in dieſer nur unſere eigene Sitten von ihm geſchildert zu ſehen verlangen? „Dieſes,“ ſagt Pope an einem Orte, „ſcheint dem erſten Anſehen nach bloßer Eigenſinn, bloße „Grille zu ſeyn: es hat aber doch ſeinen guten Grund in „der Natur. Das Hauptſächlichſte, was wir in der Ko„mödie ſuchen, iſt ein getreues Bild des gemeinen Lebens, „von deſſen Treue wir aber nicht ſo leicht verſichert ſeyn „können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche „verkleidet finden. In der Tragödie hingegen iſt es die „Handlung, was unſere Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich „zieht. Einen einheimiſchen Vorfall aber für die Bühne „bequem zu machen, dazu muß man ſich mit der Handlung „größere Freiheiten nehmen, als eine zu bekannte Geſchichte „verſtattet.“

Siebenundneunzigſtes Stück.

Den 5. April 1768.

Dieſe Auflöſung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend ſeyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Abſicht der Komödie nicht ſo gut entſprechen, als einheimiſche: ſo bleibt noch immer die Frage, ob die einheimiſchen Sitten nicht auch zur Abſicht der Tragödie ein beſſeres Verhältniß haben als fremde? Dieſe Frage iſt wenigſtens durch die Schwierigkeit, einen einheimiſchen Vorfall ohne allzumerkliche und anſtößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freilich erfordern einheimiſche Sitten auch einheimiſche Vorfälle; wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichteſten und gewiſſeſten ihren Zweck erreichte, ſo müßte es ja doch wohl beſſer ſeyn, ſich über alle Schwierigkeiten, welche ſich bei Behandlung dieſer finden, wegzuſetzen, als in Abſicht des Weſentlichſten zu kurz zu fallen, welches unſtreitig der Zweck iſt. Auch werden nicht alle einheimiſche Vorfälle ſo merklicher und anſtößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, iſt man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Ariſtoteles hat ſchon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die ſich vollkommen ſo ereignet haben, als ſie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur ſelten ſind, ſo hat er auch ſchon entſchieden, daß ſich der Dichter um den wenigern Theil ſeiner Zuſchauer, der von den wahren Umſtänden vielleicht unterrichtet iſt, lieber nicht bekümmern, als ſeiner Pflicht minder Genüge leiſten müſſe.

Der Vortheil, den die einheimiſchen Sitten in der Komödie haben, beruht auf der innigen Bekanntſchaft, in der wir mit ihnen ſtehen. Der Dichter braucht ſie uns nicht erſt bekannt zu machen; er iſt aller hierzu nöthigen Beſchreibungen und Winke überhoben; er kann ſeine Perſonen ſogleich nach ihren Sitten handeln laſſen, ohne uns dieſe Sitten ſelbſt erſt langweilig zu ſchildern. Einheimiſche Sitten alſo erleichtern ihm die Arbeit und befördern bei dem Zuſchauer die Illuſion.

Warum ſollte nun der tragiſche Dichter ſich dieſes wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Urſache, ſich die Arbeit ſo viel als möglich zu erleichtern, ſeine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verſchwenden, ſondern ſie ganz für den Hauptzweck zu ſparen. Auch ihm kommt auf die Illuſion des Zuſchauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe, daß ſie ihrer ganz und gar entübrigt ſeyn könne. Aber ſonach braucht ſie auch keine fremde Sitten, und von dem Wenigen, was ſie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer beſſer ſeyn, wenn es von einheimiſchen Sitten hergenommen iſt, als von fremden.

Die Griechen wenigſtens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht bloß in der Komödie, ſondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja ſie haben fremden Völkern, aus deren Geſchichte ſie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechiſchen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverſtändliche barbariſche Sitten entkräften wollen. Auf das Coſtume, welches unſern tragiſchen Dichtern ſo ängſtlich empfohlen wird, hielten ſie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perſerinnen des Aeſchylus ſeyn; und die Urſache, warum ſie ſich ſo wenig an das Coſtume binden zu dürfen glaubten, iſt aus der Abſicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich jetzt gerade am wenigſten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimiſche Sitten auch in der Tragödie zuträglicher ſeyn würden als fremde, ſo ſetze ich ſchon als unſtreitig voraus, daß ſie es wenigſtens in der Komödie ſind. Und ſind ſie das, glaube ich wenigſtens, daß ſie es ſind, ſo kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Abſicht derſelben mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche ſo beſondere griechiſche und römiſche Sitten ſo innig verwebt ſind, umzuſchaffen. Das Beiſpiel erhält ſeine Kraft nur von ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit, die jeder Menſch nach dem beurtheilt, was ihm ſelbſt am gewöhnlichſten iſt. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erſt mit Mühe in fremde Umſtände verſetzen müſſen. Aber es iſt auch keine leichte Sache mit einer ſolchen Umſchaffung. Je vollkommener die Fabel iſt, deſto weniger läßt ſich der geringſte Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und ſchlimm! wenn man ſich ſodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verſtande umzuſchaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieſes bei dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, ſondern auch die beiden jungen Leute, Aeſchinus und Kteſipho, ſind Brüder. Demea iſt dieſer beider Vater; Micio hat den einen, den Aeſchinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreife ich nicht, warum unſerm Verfaſſer dieſe Adoption mißfallen. Ich weiß nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch jetzt gebräuchlich, und vollkommen auf den nämlichen Fuß gebräuchlich iſt, wie ſie es bei den Römern war. Dem ungeachtet iſt er davon abgegangen; bei ihm ſind nur die zwei Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach ſeiner Art erzieht. Aber deſto beſſer! wird man vielleicht ſagen. So ſind denn auch die zwei Alte wirkliche Väter, und das Stück iſt wirklich eine Schule der Väter, d. i. ſolcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht ſolcher, die ſie freiwillig zwar übernommen, die ſich ihrer aber ſchwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eigenen Gemächlichkeit beſtehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflöſung dieſes einzigen Knoten, welcher bei dem Terenz den Aeſchinus und Kteſipho unter ſich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater verbindet, die ganze Maſchine auseinander fällt, und aus Einem allgemeinen Intereſſe zwei ganz verſchiedene entſtehen, die bloß die Convenienz des Dichters und keineswegs ihre eigene Natur zuſammen hält!

Denn iſt Aeſchinus nicht bloß der angenommene, ſondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea ſich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich ſo nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verzieht, geſchähe es auch in der beſten Abſicht von der Welt, ſo habe ich Recht, dieſem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher beim Terenz Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn iſt, wenn es der eigene Sohn des Verziehers iſt, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich dieſen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder iſt, ihn öfters und ernſtlich warne? Unſer Verfaſſer ſetzt den Demea aus dem Verhältniſſe, in welchem er bei dem Terenz ſteht, aber er läßt ihm die nämliche Ungeſtümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bei ihm ſchimpft und tobt Demea noch weit ärger, als bei dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an ſeines Bruders Kinde Schimpf „und Schande erleben muß.“ Wenn ihm nun aber dieſer antwortete: „Du biſt nicht klug, mein lieber Bruder, wenn „du glaubſt, du könnteſt an meinem Kinde Schimpf und „Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube iſt und „bleibt, ſo wird, wie das Unglück, alſo auch der Schimpf „nur mein ſeyn. Du magſt es mit deinem Eifer wohl gut „meinen, aber er geht zu weit, er beleidigt mich. Falls „du mich nur immer ſo ärgern willſt, ſo komm mir lieber „nicht über die Schwelle! u. ſ. w.“ Wenn Micio, ſage ich, dieſes antwortete, nicht wahr, ſo wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht ſo antworten? Ja, müßte er wohl eigentlich nicht ſo antworten?

Wie viel ſchicklicher eifert Demea beim Terenz. Dieſer Aeſchinus, den er ein ſo liederliches Leben zu führen glaubt, iſt noch immer ſein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch beſteht der römiſche Micio weit mehr auf ſeinem Rechte als der Deutſche. Du haſt mir, ſagt er, deinen Sohn einmal überlaſſen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig iſt;

— — nam ambos curare; propemodum
Reposcere illum est, quem dedisti — —

Dieſe verſteckte Drohung, ihm ſeinen Sohn zurückzugeben, iſt es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß ſie alle väterliche Empfindungen bei ihm unterdrücken ſoll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nämlichen Vorwürfe zu machen; aber

es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er Sohn nicht gänzlich will verderben laſſen. Kurz, nea des Terenz iſt ein Mann, der für das Wohl eſorgt iſt, für den ihm die Natur zu ſorgen aufgab; es zwar auf die unrechte Weiſe, aber die Weiſe en Grund nicht ſchlimmer. Der Demea unſers Ver- ingegen iſt ein beſchwerlicher Zänker, der ſich aus otſchaft zu allen Grobheiten berechtigt glaubt, die uf keine Weiſe an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Achtundneunzigſtes Stück.

Den 8. April 1768.

n ſo ſchielend und falſch wird, durch Aufhebung der n Brüderſchaft, auch das Verhältniß der beiden Leute. Ich verdenke es dem deutſchen Aeſchinus, „vielmals an den Thorheiten des Kteſipho Antheil n zu müſſen geglaubt, um ihn, als ſeinen Vetter, fahr und öffentlichen Schande zu entreißen.“ Was Und ſchickt es ſich wohl für den leiblichen Vater, auf zu antworten: „ich billige deine hierbei bezeigte ilt und Vorſicht; ich verwehre dir es auch inskünf- cht?“ Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu ? Wahrlich, das ſollte er ihm verwehren. „Suche Vetter, müßte er ihm höchſtens ſagen, ſo viel h von Thorheiten abzuhalten; wenn du aber findeſt, durchaus darauf beſteht, ſo entziehe dich ihm, denn ıter Name muß dir werther ſeyn als ſeiner.“

dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierin wei- ehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns wenn einer von dem andern rühmt:

Illius opera nunc vivo! Festivum caput,
ınia sibi post putarit esse prae meo commodo:
ta, famam, meum amorem et peccatum in se
transtulit.

r brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit änzen geſetzt wiſſen. Zwar iſt es wahr, daß unſer r ſeinem Aeſchinus die Thorheit überhaupt zu er- ewußt hat, die der Aeſchinus des Terenz für ſeinen begeht. Eine gewaltſame Entführung hat er in ne Schlägerei verwandelt, an welcher ſein wohlge- Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er ſie rhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er dieſen ogenen Jüngling für einen ungezogenen Vetter noch iel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend iſe geſtatten, daß dieſer ein Kreatürchen, wie Ci- , zu ihm in das Haus brächte? in das Haus ſeines unter die Augen ſeiner tugendhaften Geliebten? icht der verführeriſche Damis, dieſe Peſt für junge deſſentwegen der deutſche Aeſchinus ſeinem lieder-

. I. Auftr. 3. S. 18.
e 30.

lichen Vetter die Niederlage bei ſich erlaubt; es iſt die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bei dem Terenz zuſammen! Wie richtig und nothwendig iſt da auch die geringſte Kleinigkeit motivirt! Aeſchinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hauſe, in das ſich ſein Bruder verliebt hat. Aber er thut das weniger, um der Neigung ſeines Bruders zu willfahren, als um einem größeren Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit dieſem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt, und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber ſein Vaterland verlaſſen, als den Gegenſtand ſeiner Liebe aus den Augen verlieren.[1] Noch erfährt Aeſchinus zu rechter Zeit dieſen Entſchluß. Was ſoll er thun? Er bemächtigt ſich in der Geſchwindigkeit des Mädchens und bringt ſie in das Haus ſeines Oheims, um dieſem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen iſt zwar entführt, aber ſie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt ſie auch ohne Anſtand, und freut ſich nicht ſowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde ſieht, und über das Vertrauen, welches ſie auf ihn dabei ſetzen wollen. Das größte iſt geſchehen, warum ſollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

— — — Argentum adnumeravit illico:
Dedit praeterea in sumptum dimidium minae.

Hat er dem Kteſipho das Mädchen gekauft, warum ſoll er ihm nicht verſtatten, ſich in ſeinem Hauſe mit ihr zu vergnügen? Da iſt nach den alten Sitten nichts, was im geringſten der Tugend und Ehrbarkeit widerſpräche.

Aber nicht ſo in unſern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendſte gemißbraucht. Anfangs ohne ſein Wiſſen, und endlich gar mit ſeiner Genehmigung. Citaliſe iſt eine weit unanſtändigere Perſon, als ſelbſt jene Pſaltria, und unſer Kteſipho will ſie gar heirathen. Wenn das der Terenziſche Kteſipho mit ſeiner Pſaltria vorgehabt hätte, ſo würde ſich der Terenziſche Micio ſicherlich ganz anders dabei genommen haben. Er würde Citaliſen die Thüre gewieſen und mit dem Vater die kräftigſten Mittel verabredet haben, einen ſich ſo ſträflich emancipirenden Burſchen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt iſt der deutſche Kteſipho von Anfang viel zu verderbt geſchildert, und auch hierin iſt unſer Verfaſſer von ſeinem Muſter abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grauſen, wo er ſich mit ſeinem Vetter über ſeinen Vater unterhält.[2]

[1] Act. II. Sc. 4.

Ae. Hoc mihi dolet, nos paene sero scisse: et paene in eum locum
Rediisse, ut si omnes cuperent, nihil tibi possent auxiliarier.
Ct. Pudebat. Ae. Ah, stultitia est istaec; non pudor, tam ob parvulam
Rem paene e patria: turpe dictu. Deos quaeso ut istaec prohibeant.

[2] 1. Aufz. 6. Auftr.

Leander. Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt?

Lycaſt. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.

Leander. Er ſollte ſie nicht verlangen?

Lycaſt. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.

Leander. Unmenſchlicher Sohn! Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du jetzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycaſt. Hm! Ich weiß nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wärſt!“ Heißt das Liebe? Kannſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll?

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer aus irgend einer Urſache fähig iſt, verdient nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen, ſo müſſen jene Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfährt ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein paar Tage ruhig genießen: er freut ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land an ſeine Arbeit iſt, und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze drei Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch! aber man ſehe mit welchem Zuſatze:

— — — utinam quidem
Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere.

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe, das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn! Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgeſäumter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr geläufig ſind; *der römiſche* hingegen iſt in der äußerſten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abw bei ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie to vidi die.
Quid dicam? SY. Nilne in mentem venit? CT. quam quicquam. SY. Tanto ne
Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? CT. quid postea?
SY. Hisce opera ut data sit. CT. Quae non da Non potest fieri!

Dieſes naive, aufrichtige: quae non data sit! D Jüngling ſucht einen Vorwand, und der ſchalkiſche ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, d nicht: non potest fieri!

Neunundneunzigſtes Stück.

Den 12. April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt und durch ſchämung auf dem Wege der Beſſerung zu zeigen. aber mußte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürd daß der Zuſchauer die kriechende Reue und die furc Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht f aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Ge änderung ſeines Vaters. Beider Umkehrung iſt ſo in ihrem Charakter gegründet, daß man das Be des Dichters, ſein Stück ſchließen zu müſſen, und di legenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein we ſehr darin empfindet. — Ich weiß überhaupt nicht, ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen habe der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder werden oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da m Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nich dern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens m immer den Ausgang ſchielend und kalt, und einf Wenn die verſchiedenen Charaktere, welche ich i Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende b warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Ab lich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als i bloßen Colliſion der Charaktere beſtehen. Dieſe kan dings nicht anders, als durch Nachgebung und Be rung des einen Theiles dieſer Charaktere geendet w und ein Stück das wenig oder nichts mehr hat als f hert ſich nicht ſowohl ſeinem Ziele, ſondern ſchläft vi nach und nach ein. Wenn hingegen jene Colliſio Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als f dennoch gleich ſtark fortdauert, ſo begreift man leich das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kan die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der ſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Acte des Tere

em letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in diesem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen, ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es iſt der fünfte Act. Er wird Anfangs poltern und toben, bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen und ſo werden vollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann; deßgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Acte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keiner verändert ſich, ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freigebige Micio wird durch das Manöver des geizigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennt und fragt:

Quod proluvium? quae istaec subita est largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöver des nachſichtsvollen Micio endlich erkennt, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenen Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hat.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menanders eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen und ſo ſeine Brüder zuſammengeſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus, und das Stück des Diphilus hieß: die mit einander Sterbenden.

Synapothnescontes Diphili comoedia est —
In Graeca adolescens est, qui lenoni eripit
Meretricem in prima fabula — —
— — eum hic locum sumpsit sibi
In Adelphos — — —

Nach dieſen beiden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein paar Verliebte aufgeführt haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen; und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ſich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einander zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluisse fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieſes ſchon angemerkt hat.[1] Denn der Dichter, wie wir geſehen, ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnt habe, und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

Indeß muß freilich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrigue geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bei ſeiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worin dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben worin ſie will, ſo wird ſie doch gewiß eben ſo wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnt, in welchem ſich beider Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

Nam illa, quae antehac facta sunt
Omitto: modo quid designavit? —
Fores effregit, atque in aedes irruit
Alienas — — — —
— — clamant omnes, indignissime
Factum esse. Hoc advenienti quot mihi, Micio
Dixere? in ore est omni populo —

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerei verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt haben; wenn er nur dieſe Schlägerei ſelbſt nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: „Alle Leute reden von der ſchlechten Aufführung deines Sohnes; ich darf nur einmal den Fuß in „die Stadt ſetzen, ſo höre ich mein blaues Wunder.“ Aber was denn die Leute eben jetzt reden, worin das blaue Wunder beſtanden, das er eben jetzt gehört und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kommt, das hören wir nicht und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der den Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn

[1] Sylloge V. Miscel. cap. 10. Videat quaeso accuratus lector, num pro Menandro legendum sit Diphilus. Certe vel tota Comoedia, vel pars istius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata est. — Ita cum Diphili comoedia a commoriendo nomen habeat, et ibi dicatur adolescens mori voluisse, quod Terentius in fugere mutavit, omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam esse, et ex eo commoriendi cum puella studio συναποθνησκοντες nomen fabulae inditum esse. —

er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Acte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menanders auf uns gekommen ſeyn, welche Terenz genutzt hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenderes denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Copieen ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stücks völlig beibehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt, wie uns deren verſchiedene Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur ſchade, daß ſich Donatus immer ſo kurz und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menanders noch ſelbſt in Jedermanns Händen waren), daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleien etwas Zuverläſſiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel.

Hundertſtes Stück.

Den 15. April 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Acte dem Micio eine Lection nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die Andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freigebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: „Nun ſiehe, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!“ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabei zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kommt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können, wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltener ſeyn ſollen, ob auf den Demea, oder auf den Micio. [1]

[1] Act. V. Sc. VIII.

De. Ego vero jubeo, et in hac re, et in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. Aes. Ita quaeso pater.
Mi. Haud aliter censo. De. Imo hercle ita nobis decet
Primum hujus uxoris est mater. Mi. Quid postea?
De. Proba, et modesta. Mi. Ita ajunt. De. Natu grandior.
Mi. Scio. De. Parere jam diu haec per annos non potest:
Nec qui eam respiciat, quisquam est; sola est. Mi. Quam hic rem agit?
De. Hanc te aequum est ducere; et te operam, ut fiat, dare.

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — Denn erſt iſt ſie ſeiner Frau Mutter —

Micio. Nun denn?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bei Jahren iſt ſie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr haben. Dazu iſt niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie iſt ganz verlaſſen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heirathen, Bruder. Und du, (zum Aeſchinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heirathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du, wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea (zum Aeſchinus). Nun zeige, was du kannſt! Er muß!

Aeſchinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch folgen?

Demea. Du ſträubſt dich umſonſt; es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bei Verſtande? Ich, in meinem

Mi. Me ducere autem? De. Te. Mi. Me? De. Te inquam.
Mi. Ineptis. De. Si tu sis homo,
Hic faciat. Aes. Mi pater. Mi. Quid? Tu autem huic, asine, auscultas. De. Nihil agis,
Fieri aliter non potest. Mi. Deliras. Aes. Sine te exorem, mi pater.
Mi. Insanis, aufer. De. Age, da veniam filio. Mi. Satin' sanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto et sexagesimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne estis auctores mihi?
Aes. Fac; promisi ego illis. Mi. Promisti autem? de te largitor puer.
De. Age, quid, si quid te majus oret? Mi. Quasi non hoc sit maximum.
De. Da veniam. Aes. Ne gravere. De. Fac, promitte. Mi. Non omittis?
Aes. Non: nisi te exorem. Mi. Vis est haec quidem. De. Age prolixe Micio.
Mi. Etsi hoc mihi pravum, ineptum, absurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: si vos tantopere istuc vultis, fiat.

ınfundſechzigſten Jahre noch heirathen? Und ein altes rlebtes Weib heirathen? Das könntet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thue es immer; ich habe es ihnen verrochen.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich ir dich, was du verſprechen willſt!

Demea. Friſch! Wenn es nun etwas wichtigeres wäre, darum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigeres ſeyn könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thue ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun denn; — ob ich es zwar ſehr unrecht, ſehr abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimt, — weil ihr doch ſo ſehr darauf beſteht; es ſey!

„Nein, ſagt die Kritik; das iſt zu viel! Der Dichter iſt „hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch „zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß „er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzig„keit habe zeigen wollen. Doch Micio hat ſich bis dahin ſo „liebenswürdig bewieſen, er hat ſo viel Verſtand, ſo viel „Kenntniß der Welt gezeigt, daß dieſe ſeine letzte Aus„ſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und den feinern „Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie geſagt alſo, „der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu tadeln!“

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückſchieben, und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweiſen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit ſeines Originals in dieſer Stelle wenigſtens ſehr gemildert habe. Donatus ſagt nämlich: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius εὑρετικως.

„Es iſt ſehr ſonderbar, erklärt ſich Colmann, daß dieſe „Anmerkung des Donatus ſo gänzlich von allen Kunſtrich„tern überſehen worden, da ſie, bei unſerm Verluſte des „Menanders, doch um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit ver„dient. Unſtreitig iſt es, daß Terenz in dem letzten Acte „dem Plane des Menanders gefolgt iſt; ob er nun aber „ſchon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter „zu verheirathen, angenommen, ſo lernen wir doch vom „Donatus, daß dieſer Umſtand ihm ſelber anſtößig ge„weſen, und er ſein Original dahin verbeſſert, daß er den „Micio alle den Widerwillen gegen eine ſolche Verbindung „äußern laſſen, den er in dem Stücke des Menanders, wie „es ſcheint, nicht geäußert hatte.“

Es iſt nicht unmöglich, daß ein römiſcher Dichter nicht einmal etwas beſſer könne gemacht haben, als ein griechiſcher. Aber der bloßen Möglichkeit wegen möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meint alſo, die Worte des Donatus: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, hießen ſo viel, als: beim Menander ſträubt ſich der Alte gegen die Heirath nicht. Aber wie, wenn ſie das nicht hießen? Wenn ſie vielmehr zu überſetzen wären: beim Menander fällt man dem Alten mit der Heirath nicht beſchwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heißen, aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichſam als ein Deponens gebraucht; in dieſer aber iſt es ja wohl das eigentliche Paſſivum, und kann alſo meine Auslegung nicht allein leiden, ſondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als ſie.

Wäre aber dieſes, wie ſtünde es dann um den Terenz? Er hätte ſein Original ſo wenig verbeſſert, daß er es vielmehr verſchlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheirathung des Micio durch die Weigerung deſſelben nicht gemildert, ſondern ſie ſelber erfunden. Terentius εὑρετικως! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her iſt!

Hundert und erſtes, zweites, drittes und viertes Stück.

Den 19. April 1768.

Hundert und erſtes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieſer Blätter nur aus hundert Stücken beſtehen zu laſſen. Zweiundfunfzig Wochen, und die Woche zwei Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ſollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftſteller kein Feiertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: iſt ja ſo wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publicum, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück verſprochen. Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen.

Die Frage iſt nur, wie fange ich es am beſten an? — Der Zeug iſt ſchon verſchnitten, ich werde einflicken oder recken müſſen. — Aber das klingt ſo ſtümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen ſollen: die Gewohnheit der Schauſpieler, auf ihre Hauptvorſtellung ein kleines Nachſpiel folgen zu laſſen. Das Nachſpiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringſten Verbindung zu ſtehen. — So ein Nachſpiel denn mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz erſparen wollte.

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfinge?

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das

deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne, ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bei dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſeyn glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuern erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft ſich emporarbeitet, durch eigne Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke beim Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt *ungeſchickter* ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen, noch des allegoriſchen, halte: [1] ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen oben auf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheint, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das an mir nutzen zu wollen, die Kritik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bei mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei ſeinen Didaskalien zu thun geweſen. [2] — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführt worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzu

[1] An opinion JOHN DE LA CASA, archbishop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Christian was writing a book (not for his private amusement, but) where his intent and purpose was bona fide, to print and publish it to the world, his first thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleased with this theory of John de la Casa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the best acres in the Shandy estate, to have been the broacher of it; — but as he could not have the honour of it in the litteral sense of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would say, is the devil etc. (Life and Op. of Tristram Shandy Vol. V. p. 74.)

[2] (Animadv. in Athenaeum Libr. VI. cap. 7.) *Διδασκαλια* accipitur pro eo scripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo et quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, soli aestimabunt illi, qui norunt quam infirma et tenuia praesidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potissimum spectasse Aristotelem, cum *Διδασκαλιας* suas componeret —

:emd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen orgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen der nicht bringen wollte, das ſtand bei mir; wenigſtens atte mir Lione Allacci deßfalls nichts vorzuſchreiben. Aber ie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten u wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchrei:en, und unſere jetztlebende Caſauboni würden die Köpfe reflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie elten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführt worden, das würden ſie bei mir geſucht und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt; was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach, etwas anderes; aber doch, denke ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt „ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers hier thun „würde.“

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüſſig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz darüber hat man in verſchiedenen Sprachen genug; aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben, ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimmt. — So viel zu meiner und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bei dieſer iſt freilich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bei dem Ziele ſehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publicum fragt: was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey, keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeits dem Rheine kommt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich; lieber verläugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthigt, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudirt zu haben, ſie mehr ſtudirt zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, ſo wie der Maler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der,

wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde als ein Fisch.

Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß steh' ich nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn, und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu urtheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit dieſen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Puncte, uns alle Erfahrungen *der vergangenen Zeit* muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kun neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Gesd zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf i wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angel seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigk französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die si die schicklichste äußere Einrichtung des Drama be Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche nommen, und das Wesentliche, durch allerlei Ein kungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß wendig nichts anders als Werke daraus entstehen ko die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, ma sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne m Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser n wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese rung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser m — und doch lange kein Corneille seyn, — und doch noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es lässig besser machen, — und mir doch wenig dara bilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, al jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles g wie ich.

Eine Tonne für unsere kritische Wallfische! Ich mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen w Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; beso für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Hall

Und mit diesem Uebergang, — sinnreicher m nicht seyn, — mag denn der Ton des ernsthaftern logs in den Ton des Nachspiels verschmelzen, wo diese letztern Blätter bestimmte. Wer hätte mich auch erinnern können, daß es Zeit sey, dieses Nachspiel anf zu lassen, als eben der Hr. StL., welcher in der deu Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz den Inhal selben bereits angekündigt hat? — [1]

Aber was bekommt denn der schnackische Mann i bunten Jäckchen, daß er so dienstfertig mit seiner Tro ist? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafü sprochen hätte. Er mag wohl bloß zu seinem Verg trommeln, und der Himmel weiß, wo er alles he was die liebe Jugend auf den Gassen, die ihm mit bewundernden Ah! nachfolgt, aus der ersten Hand ihm zu erfahren bekommt. Er muß einen Wahrsage haben, trotz der Magd in der Apostelgeschichte. Dem

[1] Neuntes Stück S. 60.

hätte es ihm sonst sagen können, daß der Verfasser der Dramaturgie auch mit der Verleger derselben ist? Wer hätte ihm sonst die geheimen Ursachen entdecken können, warum ich der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt, und das Probestück einer andern so erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt; aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen sollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich selbst gesagt haben, folglich hat es mit dem Wahrsagergeiste seine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftstellern, wenn unsere hochgebietende Herren, die Journalisten und Zeitungsschreiber, mit solchen Kälbern pflügen wollen! Wenn sie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, sich auch noch solcher Stückchen aus der geheimsten Magie bedienen wollen: wer kann wider sie bestehen?

„Ich würde, schreibt dieser Hr. Stl. aus Eingebung „seines Kobolds, auch den zweiten Band der Dramaturgie „anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die „Buchhändler dem Verfasser zu viel Arbeit machte, als „daß er das Werk bald beschließen könnte."

Man muß auch einen Kobold nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. Es ist nicht ganz ohne, was das böse Ding dem guten Stl. hier eingeblasen. Ich hatte allerdings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern erzählen, warum dieses Werk so oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburt zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anstellen. Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr für sie, wenigstens der rechtschaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolde also nicht immer so ganz! Sie sehen es: was solch Geschmeiß des bösen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach seiner Narrheit geantwortet, damit er sich nicht weise dünke. Denn eben dieser Mund sagt: antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdest! Das ist: antworte ihm nicht so nach seiner Narrheit, daß die Sache selbst darüber vergessen wird, als wodurch du ihm gleich werden würdest. Und so wende ich mich wieder an meinen ernsthaften Leser, den ich dieser Possen wegen ernstlich um Vergebung bitte. —

Es ist die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat und warum sie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber sage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, daß diese Hoffnung fehl schlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte, und es wird sich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregister einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führt und mir zeigt, was für einen periodischen Nutzen ich einem solchen periodischen Blatte hätte ertheilen können und sollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden; und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der seyn, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir sehr gleichgültig seyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit seyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nämlichen Undienste scheitern könnten, durch welche meine gescheitert sind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines bessern Schriftstellers eben so ins Stecken geriethe, und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichste, unter ähnlichen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte.

In diesem Betracht stehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publicum ein sonderbares Complot zu denunciren. Eben diese Dodsley und Compagnie, welche sich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubt, lassen seit einiger Zeit einen Aufsatz, gedruckt und geschrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort so lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beihülfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig denenjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen werden (wie es zum Exempel die neu aufgerichtete, in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbstverlegen zu verwehren und ihnen ohne

Ansehen nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise allezeit um die Hälfte zu verringern. Die diesem Vorhaben bereits beigetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingesehen, daß eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müsse, haben sich entschlossen, zu Unterstützung dieses Vorhabens eine Casse aufzurichten, und eine ansehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerst noch nicht zu nennen, dabei aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen gutgesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Casse deßgleichen, und ersuchen, auch unsern Verlag bestens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, so werden wir der Ersten nichts nachgeben, übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu stören anfange. So viel versichern wir sowohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam seyn, sobald jemanden von unserer Gesellschaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, sondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von allen Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich los zu machen, oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch weit geringer verkaufen zu sehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unsrer Gesellschaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Casse eine ansehnliche Vergütung wiederfahren zu lassen, nicht ermangeln. Und so hoffen wir, daß sich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihülfe gutgesinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Ostermessen selbst nach Leipzig, wo nicht, so werden wir doch deßfalls Commission geben. Wir empfehlen uns deren guten Gesinnungen und verbleiben Deren getreue Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieser Aufsatz nichts enthielte als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu streuen, so würde schwerlich ein Gelehrter ihm seinen Beifall versagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.“ Das möchte seyn, wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbst-Verlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihren wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbst-Verlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten seyn? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? „Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung.“ Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Daß sie ihre Vertheidigung beifügen — wenn anders eine Vertheidigung für sie möglich ist — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten, der klein genug seyn kann, ihnen seine Feder dazu zu leihen, abfassen lassen, in welchem sie wollen, selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im Voraus die geringste Insinuation, daß es gekränkter Eigennutz sey, der mich so warm gegen sie sprechen lassen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie schon gesagt, mehr als einen rechtschaffenen Mann unter den Buchhändlern, dessen Vermittelung ich ein solches Geschäft gern überlasse. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlimmern Menschen sind. Denn jeder von diesen macht seinen coup de main für sich; Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweise rauben.

Das Beste ist, daß ihre Einladung wohl von den Wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnitzische Projekt auszuführen.

Ueber Meuſels Apollodor.

1768.

„Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechiſchen „überſetzt von J. G. Meuſel. Nebſt einer Vorrede von „Herrn Klotz. Halle, bei Curt. 1768. in 8. 13 Bogen."

„Alles, belieben der Herr geheime Rath Klotz ſich gleich zu Anfang ihrer Vorrede auszudrücken, alles, was ich von der Güte und Treue dieſer Ueberſetzung ſagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfaſſers unnöthig gemacht. Dieſe ſind wegen ihrer ſtarken Empfehlungen, die ſie von der Beleſenheit, dem Geſchmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieſer Arbeit Bürge." Gewiß, wir müſſen uns ſchämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meuſels ganz und gar nicht bekannt ſind. Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig geweſen, für den Ruhm ſeines Freundes und für unſere Unwiſſenheit ein wenig mehr zu ſorgen! Hätte er uns doch nur einige von dieſen Schriften namhaft gemacht! Wir rechnen viel zu ſehr auf ſein Wort, als daß wir würden angeſtanden haben, die gegenwärtige Ueberſetzung lediglich nach dieſen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir ſie nur aus ſich ſelbſt beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußerſten Verlegenheit, unſer Urtheil mit ſeinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: auf der 10ten Seite dieſes verdeutſchten Apollodors heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios und vermählte ſich mit der Merope, einer Tochter des Oenopions. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede ging, einen Knaben raubte, ihn auf ſeine Schultern ſetzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenſtrahlen erhitzt, ſein Geſicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion." Aus der Ueberſetzung iſt, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von ſeinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch das ſchielende, nachläſſige Deutſch iſt der geringſte Fehler. So leicht Apollodor ſchreibt, (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der griechiſchen Sprache mit zuerſt) ſo wenig hat ihn Herr Meuſel doch öfters verſtanden; und dieſe einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drei recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor ſagt nicht, daß Orion ſich mit der Merope vermählt habe; ἐμνηστεύσατο heißt bloß, er hielt um ſie an, er ſuchte ſie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion; wozu hätte ſich Oenopion dazu erſt betrinken müſſen? ſondern Oenopion machte den Orion betrunken und ſo blendete er ihn; μεθύσας iſt hier von μεθύσκω, ich mache betrunken, nicht von μέθυω, ich bin betrunken; und Herr Meuſel hätte wohl wiſſen können, daß jenes Tempora von dieſem entlehnt. 3) Nachdem Orion das Geſicht wieder erlangt hatte, kam er nicht bloß eilends wieder zum Oenopion, ſondern Apollodor ſagt, ἐπὶ τὸν Οἰνοπίωνα ἐδίωκεν, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte, ſich an ihm zu rächen.

Wir konnten, wie geſagt, die Ueberſetzung des Herrn Meuſel nicht nach ſeinen eigenen Schriften beurtheilen; wehe ihm, wenn man ſeine eigene Schriften nach dieſer Ueberſetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Klotz insbeſondere etwas zu erwähnen, iſt nicht nöthig. Sie iſt, wie alles, was dieſer große Gelehrte ſchreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodors über das Homeriſche Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, ſetzt er hinzu: „Ich ſtelle mir vor (wer in der Welt hätte ſich ſo etwas vorſtellen können, als der Herr geheime Rath Klotz!), als ob die alte Erdbeſchreibung dadurch gewonnen haben würde." Voller Bewunderung riefen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verſchiedene Bauart aller der Schiffe ſo viel verſchiedener Völker in ſeinem Werke unterſucht und etwa aus geſchnittenen Steinen erläutert haben ſollte, das iſt uns ſelbſt nie wahrſcheinlich vorgekommen, ob wir ſchon dabei bekennen, daß wir uns ſchwerlich getraut haben dürften, eben dieſelbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath ſeine Leſer überraſcht.

Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter.

1774.

Vorbericht.

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, so vorläufig besonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo sich etwa noch mehr Nachrichten von diesem Theophilus, oder Abschriften von diesem seinem Werke finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich sehr, oder es ist von der äußersten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darin abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige und in ihrer Gattung einzige Dinge, sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich diesen, daß es Methoden und Handgriffe beschreibt, die entweder jetzt für verloren gehalten, und als solche bedauert werden; oder von denen es wohl noch zu untersuchen seyn möchte, ob sie wirklich alle durch offenbar bessere nur verdrängt, und solchergestalt gleichsam mit Wissen und Willen vergessen worden.

Etwas ähnliches ist uns aus den ältern Zeiten ganz und gar nicht übrig geblieben, und das einzige dahin einschlagende aus den mittlern Zeiten, welches Muratori (Antiquitat. Italic. T. II. p. 366.) gerettet und bekannt gemacht hat, ist eine wahre Armseligkeit, die weder in Ansehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen steht.

Mehr sage ich über diesen Punct hier nicht, sondern komme zu meinem Vorhaben.

Lessing.

I.

Gelehrte und Künstler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerei eine neuere Erfindung sey, welche nicht eher, als in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts *in Ausübung* gebracht worden.

Auch geben sie fast eben so einmüthig vor, (b
man diese neuere Erfindung einem niederländischen M
Namens Johann von Eyck, oder wie er nach dem
wo er meistens lebte und arbeitete, genannt wird, J
von Brügge zu danken habe.

Und worauf gründet sich dieses Vorgeben? Was
für historische Beweise? Finden sich Zeugnisse zeitverwa
Schriftsteller? Oder hat der Erfinder selbst auf seinen
Werken dieser Art der Nachkommenschaft die Versich
davon überliefert, so wie es die Erfinder der Drucke
thun die Vorsicht gehabt? Und wo sind diese Werke,
unwidersprechlichen Belege?

Auf alle diese Fragen weiß ich mir nichts zu antwo
so angelegen ich mir es auch seit geraumer Zeit seyn l
darauf antworten zu können. So viele der neuesten
gründlichsten Schriftsteller das nämliche versichern, so
weisen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem an
auf den einzigen Vasari zurück.

Aber Vasari schrieb anderthalbhundert Jahre
Johann von Eycken (c); und unter die vielen und man
lei Dinge, die er aus einer bloßen unsichern mündli
Ueberlieferung mit solcher Zuversicht hinschrieb, als o
selbst bei der Verhandlung derselben gegenwärtig gew
wäre, könnte auch wohl dieses von Erfindung der
farben mit gehören. Wenigstens ist es gewiß, daß
dem Vasari lediglich auf sein Wort glauben muß; ja
er schon die Gemälde namhaft macht, welche die erste
Oel gewesen seyn sollen, so sagt er doch weder, wo
diese Gemälde für das, wofür er sie ausgiebt, zu erken
gewesen, noch auch, daß er sie selbst gesehen und untersu
und ältere Gemälde gegen sie geprüft habe.

Freilich ist es kaum glaublich, daß Vasari schlech
dings der erste seyn solle, welcher das, wovon die R
ist, geschrieben oder drucken lassen. Es mag wohl ä
Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich sage n
daß er sie nicht anführt, daß ich sie auch sonst nirge
angeführt finde.

Sogar Karl van Mander, der erste, welcher sich n
dem Vasari um die Geschichte der Malerei verdient gem

gt, was er von der Sache sagt, fast alles nur dem nach. Denn ob er schon, als ein Niederländer, ellen viel näher müßte gewesen seyn, so hat er doch er Nachweisung einiger mehrern Eyck'schen Gemälde ignes, als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu g geschickt ist, eine nähere Bestätigung abzugeben, vielmehr einen sehr gegründeten Argwohn erweckt. gt nämlich die Grabschrift des Johann von Eyck lche sich in einer Kirche zu Brügge befinden soll; sehr in dieser Grabschrift Johann als ein großer ßerordentlicher Maler gerühmt wird, so gänzlich eichwohl darin von dem eigentlichen Verdienste ge- n, welches er um die neuere Malerei haben soll (d). n Antonello von Messina, welcher das Geheimniß iarben von ihm soll gelernt und zuerst nach Italien haben, hat man in seiner Grabschrift dieses klei- rdienst nicht vergessen, sehr hoch anzurechnen. Und llte in der Grabschrift des wahren Erfinders von it größern geschwiegen haben (e)?

zu kömmt, daß in der Erzählung selbst, welche und van Mander von den Umständen machen, wie von Eyck auf seine Erfindung gekommen sey, und wann sie sich weiter verbreitet habe, sehr unwahr- he Dinge mit unterlaufen.

n Exempel: aus Verdruß, weil ihm eines von seinen en, das er in Wasserfarben und auf Holz ausge- itte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von ugroßen Hitze geborsten sey; aus bitterm Verdruß : sey er auf Mittel bedacht gewesen, die Sonne ige zum Trocknen zu entbehren, und so habe er iarben erfunden (f). Dieses lautet ungefähr, als erzählte: „jemand versengte sich am Ofen ein Kleid, und um nicht wieder so unvorsichtig zu ntschloß er sich, den Ofen aus der Stube zu schaffen, fand den Kamin." Das natürlichere wäre ja wohl , wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke ölzernen Tafel besser zusammengefügt, und sie unmittelbar einer allzustarken Sonnenhitze ausge- te. Auch weiß ich zuverlässig, daß man längst vor : wohl verstand, die hölzernen Tafeln der Gemälde r solcher Gefahr des Werfens und Berstens auf das irste zu sichern. Das Unglück also, welches ihm ren seyn soll, hat ihm nicht leicht widerfahren und wenn es ihm aus Nachlässigkeit einmal wider- wäre, war das eine von den Gelegenheiten, in sich der Verstand zu neuen Erfindungen anstrengt? ner: das Geheimniß der Oelfarben soll lange Zeit Erfinder und seinen Freunden ganz allein geblie- n, ohne daß auswärtige Künstler hätten dahinter können; bis endlich Antonello von Messina aus nach Flandern zu reisen sich entschlossen, und es hann von Eyck freundschaftlich abzulocken gewußt Wer Augen und Nase hat, wird sich das schwerlich bereden lassen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müssen, welche gemacht zu haben, und sie bei der ersten Ausübung, der ganzen Welt mitzutheilen, einerlei gewesen (g). Besonders in erst vollendeten Werken verräth sich das Oel, auch unter der Glasur eines van der Werft so deutlich, daß kunstverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Versuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieses in Abrede seyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um sein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweites Geheimniß könne gehabt haben: so entsteht daraus eine Frage, auf die noch weit schwerer zu antworten seyn dürfte. Nämlich: konnte man es seinen Gemälden, als sie neu waren, schlechterdings nicht ansehen, daß sie mit Oel gemalt seyn müßten, wie konnte man es denn eben diesen Gemälden hundert Jahre später ansehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht ansehen können, und es war bloße Sage, auf welche Vasari sie für die ersten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf diese Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es sich schwer begreifen lasse, wie die Alten, die in den Künsten so viele besondere Erfahrungen angestellt, nicht auch auf die so leichte Mischung der Farben mit Oel sollten gefallen seyn; ich bin, sage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleien den Neuern eine Erfindung abstreiten zu wollen, die ihre Malerei so weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß sehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf diese Art verdächtig zu machen sind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen sollte; und vielleicht von allen läßt sich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand sehr nahe dabei gewesen seyn müsse. Von einer, sie sey, welche es wolle, beweisen, daß sie vorlängst hätte gemacht seyn können oder sollen, ist nichts als Chicane; man muß unwidersprechlich beweisen, daß sie wirklich gemacht gewesen, oder schweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir selbst zu thun auferlege und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weßwegen sein Name länger als zweihundert Jahre mit so vielem Ruhme genennet worden, gänzlich absprechе, und behaupte, daß die Oelmalerei nichts weniger als eine so neue Erfindung ist, sondern so manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen, daß mich die Vermuthung sehr erlaubt dünkt, sie werde auch schon früher bekannt gewesen seyn.

Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter.

II.

Aber wer ist dieser Theophilus? Und was ist dieses für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es ist eben derselbe Mönch, oder wie er sich selbst nennt, Presbyter, dieses Namens aus der mittlern Zeit; es ist dessen nämliches lateinisches Werk, welches Feller unter den Handschriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der ersten Kostbarkeiten dieser Bibliothek in seinem Verzeichnisse von 1685, unter dem Titel: de coloribus et de arte colorandi vitra, anzeigte (h).

Es ist das nämliche Werk, welches einer von den Verfassern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bei Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweisen, daß Antonio Neri nicht der erste sey, welcher von der Glasmacherkunst geschrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftsteller und eben das Werk seyn, welches aus der Bibliothek des Abts Bigot, in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ste Handschrift ist, und den Titel führt: Theophili liber de omni scientia picturae artis (k).

Bei den neueren Literatoren finde ich dieses Theophilus und seines Werks nicht gedacht; selbst beim Fabricius nicht. Wohl aber bei den älteren.

Geßner brachte bei, daß einer Namens Theophilus ein sehr schönes Werk von der Glasmacherkunst, de vitrificatoria, geschrieben habe; und berufte sich deßfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l).

Simler fügte hinzu, daß solches Werk aus drei Büchern bestehe, deren erstes von Mischung der Farben, das zweite von der Glaskunst und das dritte von der Kunst in Metall zu gießen, handle; wobei er zugleich anzeigte, daß sich Handschriften davon, eine auf Pergament beim Georg Agricola, und eine zweite in dem Kloster Alten Zelle befunden, dessen Bibliothek nach Leipzig gekommen sey. Eine andere Schrift des nämlichen Verfassers, sagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animae angeführt (m).

Und so weit konnte ich unsern Theophilus und sein Werk seit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fensterscheiben zu Hirschau beschäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bei mir zu wünschen, daß ein Buch so seltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte, als ich unvermuthet so glücklich war, eine sehr schöne und sehr alte Handschrift davon auch in unserer Bibliothek zu finden.

Eine umständliche Beschreibung derselben und eine genaue Anzeige des Inhalts ist zu gegenwärtiger Absicht nicht nöthig. Ich ertheile sie an einem andern Orte, und schränke mich hier bloß auf den einzigen nothwendigen Punct ein, auf die nähere Bestimmung des eigentlichen Alters meines Schriftstellers, von dem ich nur noch ohne allen Beweis einfließen lassen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführt, will noch nicht viel sagen. Agrippa ist hundert Jahre jünger, als Johann *von Eyck*, und folglich könnte auch Theophilus nach diesem *gelebt und geschrieben haben.*

Etwas älter würde ihn dieses machen, daß ihn das Lumen animae anführe, wenn es schlechterdings widersprechlich wäre, daß es ihn anführte (n) und darin vorkommende Theophilus nicht eben sowohl anderer als unser Theophilus seyn könnte.

Was also keine Zeugen für ihn aussagen können, m wir von ihm selbst zu erfahren oder aus der äußern schaffenheit der vorhandenen Handschriften zu folgern s

Auf diese nun aber darf man nur einen Blick lassen, und die Sache ist so weit entschieden, daß, es wahr ist, daß in ihnen der Oelmalerei auf ein widersprechliche Art gedacht wird, nicht weiter dar denken steht, die Erfindung derselben einem Künstle funfzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Denn schon die jüngere, welche die Pauliner Bibl zu Leipzig aufbewahrt, ist, wo nicht aus dem dreizeh doch sicherlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte (o)

Die unsrige hingegen ist weit älter, und man dar wenig sich auf dergleichen Dinge verstehen, um ihr Bedenken ein Alter von sieben bis acht hundert Jahr geben. Sie hat alle Merkmale, welche der schwie Kenner von Handschriften des zehnten oder eilften hunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke selbst hat der Verfasser zwar nicht fließen lassen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdr bestimme. Aber doch ist auch alles und jedes, wa einigermaßen sich dahin ziehen läßt, so wenig dem gebenen Alter unsrer Handschrift zuwider, daß es viel einzig und allein von einem Klosterbruder des ne Jahrhunderts herkommen zu können scheint, als in we die Mönche sich noch so gern mit nützlichen Handarb beschäftigten, und alles selbst anzugeben und zu m verstanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurf Zierde erforderten.

Daß Theophilus ein Deutscher gewesen, davon schm ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. ich mich also auch unter den Deutschen seines Schl und im neunten Jahrhunderte nach ihm umsah, so r ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerksamkeit nehmlich auf sich ziehen.

Und wie, wenn eben dieser Tutilo unser Theop wäre (q)? Wenigstens bedeuten Tutilo und Theop völlig das nämliche: Tutilo ist nichts als das deutsche phílus, oder Theophilus nichts als das griechische T

III.

Doch es sey mit dieser Vermuthung wie es wolle. Sache kommt nicht darauf an, daß ein unbekannter S steller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhu halte, der Oelmalerei gedenkt, sondern daß ihr einer Handschrift gedacht wird, die schlechterdings n stens aus dem eilften Jahrhunderte seyn muß, mag Handschrift doch zum Urheber haben, wen sie will.

ier warum ſage ich, daß der Oelmalerei darin ge-
wird? Die Oelmalerei wird darin gelehrt, bis
Bereitung des Oeles ſelbſt gelehrt. In dem erſten
nämlich, welches ganz von der Malerei und von
denen Farben, Firniſſen und Leimen handelt, und
ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich
heilen brauche.

e erſte alſo ſey das 18te Kapitel, deſſen bloße Auf-
von Rothanſtreichung der Thüren und
Leinöle ſchon mehr vermuthen läßt, als man in
ſo alten Tröſter dem gemeinen Wahne nach ſuchen

XVIII. *De rubicandis ostiis, et de oleo lini.*

autem volueris ostia rubricare, tolle oleum
quod hoc modo compones. Accipe semen lini
sicca illud in sartagine super ignem sive aqua.
le mitte in mortarium et contunde illud pila
tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens
in sartaginem, et infundens modicum aquae,
lefacies fortiter. Postea involve illud in pan-
novum, et pone in pressatorium, in quo
oleum olivae, vel nucum, vel papaveris ex-
i, vt eodem modo etiam istud exprimatur.
hoc oleo tere minium sive cenobrium super
em sine aqua, et cum pincello linies super ostia
abulas, quas rubricare volueris, et ad solem
bis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

ber, wird man vielleicht ſagen, iſt Anſtreichen denn
? Wenn man in älteren Zeiten auch verſtand, einige
re Farben mit Leinöl aufzulöſen und abzureiben, um
n und ander Holzwerk damit zu überziehen, wußte
es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte
darum auch dergleichen in Oel aufgelöste und abge-
e Farben zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? —
wohl! Wenn dieſes wirklich ein Einwurf ſeyn ſoll, ſo
er doch wohl durch folgendes Kapitel wegfallen.

ap. XXIII. *De coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri
oni possunt in opere ligneo, in his tantum
s, quae sole siccari possunt, quia quotienscun-
unum colorem imposueris, alterum ei super-
re non potes, nisi prior exsiccetur, quod in
inibus diuturnum et taediosum nimis est. Si
m volueris opus tuum festinare, sume gummi,
exit de arbore ceraso siue pruno, et conci-
illut minutatim, pone in vas fictile, et aquam
idantur infunde, et pone ad solem, sive super
ones in hieme, donec gummi liqueflat, et ligno
ido diligenter commisce. Deinde cola per pan-
, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturae eorum hoc gummi teri et poni possunt, praeter minium, et cerosam (cerussam) et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. —

Hier denn wäre ſie doch wenigſtens die eigentliche Oelmalerei in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben ſo allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores sine oleo, sive gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwaſſer anzumachen oder ſie mit Oel anzureiben, eines war den Künſtlern damaliger Zeit eben ſo bekannt als das andere. Sie malten mit Oelfarben eben ſo gut wie mit Waſſerfarben, nur daß ſie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quae sole siccari possunt: nur daß ſie mit den Oelfarben nicht ſo geſchwind zu arbeiten verſtanden, weil die Oelfarben ihnen zu langſam trocneten, ehe ſie eine andere darauf ſetzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est.

Allein finden ſich dieſe Schwierigkeiten bei der Oelmalerei zum Theil nicht noch? Und wenn dieſe Schwierigkeiten Urſache waren, daß ſich die älteren Maler ihrer weniger und ſeltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derſelben abſprechen?

Auch werden ſie ſich ihrer ſchwerlich ſo gar wenig und ſo gar ſelten bedient haben, daß ſie endlich ganz könnte verloren gegangen und verloren geblieben ſeyn, bis ſie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich ſehe, daß ſie eine Art von Malerei hatten, zu welcher ſie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigſtens wird bei dem Theophilus nur der Oelfarben zu dieſem Behuf erwähnt.

Cap. XXV. *De pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quae dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni (stanni) non linitam glutine, nec coloratam glutine, vel croco, sed ita simplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte siccari.

Ich glaube nicht, daß ſie ganze Gemälde auf dieſe Weiſe ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche ſie ſo behandelten, und wenn die petula stanni (r), die den durchſcheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm, ſo hatten ſie ja wohl ſelbſt bei ihren Waſſergemälden noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht ganz zu vergeſſen.

IV.

Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, mehrere Zeugniſſe für das Alter der Oelfarben aus unſrer Handſchrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beiläufig

„haben, welches ich aber dem geneigten Leſer zur reifen „Unterſuchung und dem Urheber dieſer Meinung zu ſeiner „Verantwortung und deutlichen Erklärung überlaſſen will. „Denn ich vor mein particulier geſtehe ganz gern, daß „ich hierbei noch ein Haufen Scrupel habe, darin ich mich „bis dato noch nicht finden kann. Und will ich wündſchen, „daß entweder der Herr Autor oder ſonſt ein curieuser „Kopf ſich an dieſe particulam historiae graphices ma„chen, und dieſelbe etwas deutlich und gründlich unter„ſuchen möchte.“ Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwei ganz verſchiedene Fragen, „wer zuerſt die Oelfarben gebraucht? und wer zuerſt auf „Leinwand gemalt habe?“ in eine geworfen und geglaubt, daß er auf dieſe doppelte Frage mit einer und eben derſelben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Literator, der er ſeyn wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer beſſern Quelle müßte geſchöpft haben, als aus der Eröffneten Ritteracademie. Denn dieſe, auf deren erſter Ausgabe von 1700 etwas von Durchlauchtiger Welt ſteht, meint er, und ob er ſchon in einer Note auch noch den Lanſius in ſeiner Rede pro Germania, und aus dieſer den Atlas des Mercators anführt, ſo ſind auch dieſes doch nur ſehr armſelige Bächlein. Ich will ihm, ſage ich, ſelbſt dieſes nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftſteller, der in dieſer Sache Quelle iſt, doch ebenfalls nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Haufen Skrupel, den er dabei noch zu haben verſichert, auch nicht einen einzigen mittheilt. Er war allerdings ein Mann von vieler Beleſenheit, und konnte leicht in dieſer oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er ſich unter andern auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde ſo zum Beſten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch andere damit irren könnte. In dem erſten Theile ſeines angeführten Werkes nämlich (S. 136), wo er von dem Zuſtande der Malerei in der mittlern Zeit redet, ſagt er: „Die Münche hatten damals in ihren Klöſtern „eine gewiſſe artem graphicam, die itzo zu unſerer Zeit „verloren gegangen. Nämlich ſie nahmen dünne Gold„Blech (vielleicht vt commonstrarent Senecae non „tantum ex oleo et luto constare hanc scientiam) „und machten dieſelbe auf das Pergamen feſt.“ Der Ort, wo Seneca dieſes von der Malerei ſoll geſagt haben, wird nicht angeführt; aber es ſchien mir gar wohl in dem Geiſte des Seneca zu ſeyn. Und dieſer Ort ſollte noch von ſonſt niemanden ſeyn bemerkt worden? ſollte noch von niemanden auf die Oelmalerei ſeyn angewendet worden? die doch ſo offenbar darin liegt? Denn wenn Seneca ſagt, daß die Malerei oleo tantum et luto beſtehe, was kann er unter *lutum anders als* die Erdfarben meinen, deren ſie ſich größtentheils bedient? und unter oleum anders, als das Oel, womit dieſe Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieſes bewog mich, die Stelle bei dem Seneca ſelbſt zu leſen, die ich auch gar bald in dem bekannten 88ſten Briefe von dem Werthe der freien Künſte fand, und die Täuſchung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerei, ſondern von der Ringekunſt, aus Urſachen, die jedermann weiß, ſagt Seneca, daß ſie aus nichts, als Staub und Oel beſtehe. Hier ſind ſeine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae ministros. Aeque luctatores, et totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. ſ. w. Auch dieſes iſt ein Exempel, daß man ſich der Worte eines Alten nicht anders als von eben derſelben Sache bedienen ſollte, von welcher ſie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweiſe reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel beſtanden haben, worin ſie wollen, ſo werden ſie doch ſchwerlich aus eben den Gründen gefloſſen ſeyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuthen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringſten hiſtoriſchen Umſtand, ſo viel ich weiß, zu fußen, waren es einestheils blos günſtiges Vorurtheil für die Einſichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringſchätzung der Oelmalerei ſelbſt, die aus dieſem, wenn Gott will, Wiederherſteller einer weit beſſern Malerei ſprachen. Man ſehe den zweiten Abſchnitt ſeiner Réflexions sur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Akademie der Inſchriften 1752 vorlas (Mémoir. de Litérat. T. XXV. p. 173) und wo er ſich gegen das Ende folgendergeſtalt ausdrückt. Nous avons, il est vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire la base de la plus grande partie de nos opérations; il se pourroit peut-être que les anciens ne l'ont pas autant ignorée qu'on se l'imagine, eux qui ont connu tant de préparations et de mixtions; celle dont il s'agit étoit même des plus simples. Quoi qu'il en soit, voyons si l'ayant connue ils ont si mal fait de la négliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une très-grande facilité de pinceau, et qu'elle rend le travail plus agréable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire; mais les anciens peu sensibles au moment présent, travailloient toujours pour la postérité. Or il est constant que l'huile nous a fait perdre du côté de la conservation. Ce n'est pas tout, elle altère nos couleurs et les fait jaunir par la seule impression de l'air. Les teintes poussent souvent avec inégalité, les ombres noircissent; enfin nos couleurs et nos impressions s'écaillent, et

les peintures anciennes étoient, ce me semble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps assez considérable pour en connoître les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune de nos peintures préparées de cette façon dans huit cents ans, comme Pline a pû voir celles qui subsistoient dans les ruines d'Ardée, et comme nous voyons encore aujourd'hui des restes d'une beaucoup plus grande ancienneté dans quelques endroits de l'Italie, et même jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces réflexions conviendroient mieux à l'Académie de Peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé. Freilich gehörten dieſe Betrachtungen eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Akademie von Gelehrten. Aber doch that der Graf ſehr klug daran, ſie lieber Gelehrten vorzuleſen, als Malern, die in dieſem Sie war ſauer vielleicht nichts als einen pedantiſchen Fuchs zu hören dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals ſchon mit ſeiner eigenen Erfindung ſchwanger, welcher im Voraus Platz zu machen, er allerdings die Oelmalerei herabzuſetzen und zu verleiden ſuchen mußte. Schade nur, daß es ihm ſo ſchlecht gelungen! Denn weder ſeine Enkauſtik, noch alle ihr zum Trotz erfundene Enkauſtiken, haben der Oelmalerei noch viel Abbruch gethan, die ſich vermuthlich auf immer ſelbſt bei denen erhalten wird, welchen es eben ſo angelegen iſt als den Alten, mehr für die Nachkommenſchaft als für den gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert ſie nämlich, auf die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarben hervorbringen, ſofort Rückſicht zu nehmen, und ſo zu malen, daß ihr Colorit durch dieſe Veränderungen von Tag zu Tag mehr gewinnt als verliert? Ich kenne wenigſtens einen großen Maler, der dieſe ſtolze Verläugnung wirklich übt.

(b)

— — „faſt eben ſo einmüthig.“] Auch würde es ſehr zu verwundern ſeyn, wenn ein Niederländer in dem ruhigen Beſitze der Ehre einer ſolchen Erfindung ganz ohne Widerſpruch geblieben wäre. Jenſeit den Bergen wohnen auch Leute; und man kann leicht denken, daß man da nicht ſtille geſchwiegen haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (e) rede, ſind es aber unter den Italienern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneſer, welche, wo nicht die Oelmalerei erfunden, doch wenigſtens eben ſo früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalt worden.

Die Sache der Neapolitaner führt am gefliſſentlichſten Tafuri in ſeinem zweiten Briefe, Intorno ad alcune Invenzioni uscite del Regno di Napoli, welcher in dem 6ten Theile der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Fiori iſt es, welcher zu Neapolis eher mit Oel gemalt haben ſoll, als Antonello da Meſſina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich ſehe, hat Carlo Celano in ſeinem Bello e Curioso di Napoli, welches Werk 1692 herauskam, dieſes zuerſt behauptet; und da Tafuri keine nähere oder mehrere Beweiſe davon beibringt, ſo brauche ich nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen Leſern zu zeigen, worauf ſich ein ſolches Vorgeben gründet. Vi si vede, in einer Kapelle zu Amalfi nämlich, ſagt Celano, ancora una picciola Tavola, nella quale sta depinto S. Girolamo in atto di studiare: opera veramente ammirabile di Col' Antonio di Fiore Napolitano, che fu il primo a dipingere ad oglio nell' Anno 1436 contra quello, che si scrive dal Vasari, che dice, che fu mandato un Quadro ad Alfonso primo Re di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Messina ammiratosi di questo nuovo modo di dipingere, desideroso di sapere il secreto, si portò in Fiandra, e dopo qualche tempo lo seppe da un allievo di Gio: di Fiandra, tornò in Italia, e passato in Venezia, ivi, come dice il Ridolfi, che scrive le Vite de' Depintori Veneziani, e dello stato, Gio: Bellini seppe con astuzia il secreto, scrivendo ancora, che per prima l'avesse Antonello communicato ad un tal Maestro Domenico; or si concordino i tempi. Col' Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonso alli 2. di Luglio dell' anno 1433 prese Napoli per l'Acquedotto, ed è da supponersi, che non in questo tempo gli fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell' andare e tornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente si raccoglie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci anni prima Col Antonio dipingeva ad oglio. Si prova piu chiaramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che lasciò imperfetto, fu nell' anno 1514. Visse quest' Artefice 90. anni; dal che si ricava, che egli nacque nell' anno 1424. Quando egli ebbe il secreto da Antonello, dice l'Autore della sua vita, ch'egli era molto stimato in Italia, e si può supporre, ch'egli fosse almeno di trent anni; dunque nel 1454 cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa il 1490. avesse principiato a dipingere in questa maniera, dal che si ricava, che il primo, che avesse operato ad Oglio, fosse stato il nostro Col' Antonio nell' anno 1436 come si disse. Wer ſich hierwider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nämlich bloß bemerken laſſen, daß durch dieſe ganze Zuſammenrechnung höchſtens nur die Erzählung verdächtig werde, nach welcher es Antonello von Meſſina geweſen ſey, der die Oelmalerei aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keineswegs Johann von Eyck ſelbſt dabei ins Gedränge komme, als

deſſen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Mir hingegen kann es ſehr gleichgültig ſeyn, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col' Antonio mit Oel gemalt habe, ohne daß er die Kunſt auf irgend eine mittelbare Weiſe dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Eben ſo können meinetwegen auch die Bologneſer in ihren Anſprüchen noch ſo gegründet ſeyn; gegen welche allerdings die Verfechter des Johann von Eyck einen weit ſchlimmern Stand haben. Denn es iſt nicht aus den bloßen Worten des Vaſari, aus welchen Malvaſia (Felsina Pittrice, T. I. p. 27.) folgert, daß nach deſſen eigenem unwilligen Bekenntniſſe, Lippo Dalmaſio bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: ſondern es iſt die That ſelbſt, womit Malvaſia dieſes beweist, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches ſogar dieſer benannte Bologneſiſche Künſtler lange vor 1400 in Oel gemalt hatte. Und dieſe Gemälde waren alle zur Zeit des Malvaſia noch vorhanden, mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden, und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oelgemälde wären. Vielmehr kommen dieſe ältern Bologneſiſchen Oelgemälde, worunter ſogar eins von 1376 war, mir ſehr zu Statten; nach welchen ich es als bereits erwieſen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erſte Oelmaler geweſen. Auch richte ich meine weitere Beſtreitung nur deßwegen namentlich gegen ihn, weil er beſonders diesſeits der Alpen noch immer dafür gilt, und als ſolcher (bald mit, bald ohne ſeinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künſtlerlexicon in das andere fortgepflanzt wird.

(c)

— — „Vaſari ſchrieb.“] Die erſte Ausgabe ſeines Werks, die er ſelbſt beſorgte, iſt von 1566 in Fiorenza appresso i Giunti; worin er von der Erfindung der Oelmalerei an zwei Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21ſten Kapitel der Einleitung; das anderemal umſtändlicher in dem Leben des Antonello da Meſſina. Und dieſes Werk, dieſe Orte dieſes Werkes ſind es, über welche ich mit meinen Nachforſchungen nie hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vaſari verwieſen, verwieſen mich doch auf Schriftſteller, die zuverläſſig aus dem Vaſari geſchöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer z. E. in deſſen Opere chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar geſagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erſt 1611, mit der Fortſetzung des Laurentius Beyerlink, ans Licht kam; da es Opmeer bis 1571 ſelbſt ausgearbeitet: ſo ſieht man leicht, daß er den Vaſari gar wohl brauchen können. Ja es ſcheint ſogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Karl van Mander verändert und erweitert habe, deſſen Schilderbuch indeß 1604 *erſchienen war.* Denn es ſind Umſtände eingeflochten, die nur Mander hat und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geſchweigen, daß die in Holz geſchnittenen Bildniſſe der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen ſind.

Oder ſie verwieſen mich auf einen Dominicus Lampſonius, deſſen lateiniſche Verſe unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II. p. 377) anführt.

Ille ego, qui laetos oleo de semine lini
Expresso docui Princeps miscere colores
Huberto cum fratre. Novum stupuere repertum,
Atque ipsi ignotum quondam fortassis Apelli,
Florentes opibus Brugae: mox nostra per omnem
Diffundi late probitas non abnuit orbem.

Denn dieſe Zeilen ſind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniae inferioris, die Lampſonius erſt 1572 zu Antwerpen drucken laſſen; und ſtehen alſo der Autorität des Vaſari ebenfalls nach. Nur das beſcheidene fortassis iſt ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandriſchen oder Holländiſchen Schriftſteller, der ſeinen Landsleuten die Erfindung der Oelmalerei beilegte, und vor dem Vaſari geſchrieben hätte. Der beſte und umſtändlichſte Flandriſche Annaliſt vor dem Vaſari, Jacob Meyer, welcher 1552 ſtarb, und deſſen Rerum Flandricarum libri XVII, welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meint, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, dieſem einen großen Werke einverleibt zu werden, ſo ſetze ich hinzu, daß er auch in ſeinem kleinern vorläufigen Werke, den Flandricarum rerum Tomis X, das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX. Fol. 45) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen ſeiner kunſtreichen Maler und Bildhauer rühmt, die nach Dänemark und Norwegen und andern entfernten Ländern verſchrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vaſari, das iſt nach 1566, kaum eine kahle Chronik, kaum ein kleines Geſchichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht ſorgfältig und meiſtens mit den abenteuerlichſten Lobſprüchen gedacht hätte.

(d)

„Sogar Karl van Mander — haben ſoll.“] „Johann „von Eyck, ſagt Mander, iſt zu Brügge in gutem Alter „geſtorben, und liegt in der Kirche des h. Donatus be„graben, allwo an einer Säule folgende Grabſchrift auf „ihn zu leſen.“

Hic jacet eximia clarus virtute Joannes,
In quo picturae gratia mira fuit.
Spirantes formas, et humum florentibus herbis
Pinxit, et ad vivum quodlibet egit opus.

Quippe illi Phidias et cedere debet Apelles:
Arte illi inferior ac Polycletus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
Qui talem nobis eripuere virum.
At cum sit lachrimis incommutabile fatum,
Vivat ut in coelis inde precare Deum.

Schwerlich wohl ist diese Grabschrift gleich nach dem Tode des Künstlers gemacht worden; denn die Verse sind doch schon um ein gutes besser, als sie in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, dasiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde also kaum sehr glaubwürdig seyn, wenn sie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber ist sie, da sie solches unterläßt, ein starker Beweis darwider. Denn man sieht leicht, daß dieses keiner von den Fällen ist, wo der Beweis, vom Stillschweigen hergenommen, nichts beweist. Hier beweist er alles, und es ist schlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da diese Grabschrift verfertigt worden, bereits die große Meinung von dem Verstorbenen gehabt hätte, und dennoch in seinem Ehrengedächtnisse auch nicht mit einem Worte darauf angespielt haben sollte. In der alten Flämischen Grabschrift auf den Hubertus von Eyck, welcher in der Johanniskirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beibringt, ist eben so wenig einige Spur davon zu finden; so vielen Antheil er an der Erfindung seines Bruders auch immer soll gehabt haben.

Was ich sonst überhaupt von der Erzählung des van Mander sage, wird aus der Zusammenhaltung mit der Nachricht des Vasari einem jeden einleuchten. Mander schrieb einige dreißig Jahre nach dem Vasari, und doch ist er nichts als der Nachschreiber des Vasari, einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn selbst dieses, daß er die Nachlässigkeit des Vasari, in Bemerkung der Zeit verbessert, ist eine Kleinigkeit, weil er sie wirklich bloß nach Gutdünken verbessert, ohne den geringsten historischen Grund dazu anzuführen oder zu haben. Denn er mag immer sagen: Der tydt wanneer Joannes d'Olyverwe gevonden heeft, is ghewest by al dat ick finden en overlegghen can, Ao. 1410: so hat er doch dieses Datum nur ungefähr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geschlossen, dessen Geheimerrath Johannes von Eyck soll gewesen seyn. Wenigstens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde, und dennoch ist es auf sein bloßes Ansehen die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerei geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geschichtschreiber der Malerei eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederholt hätte, die ich bei dem Aubertus Miräus gemacht finde. In dieses Chroni. Belg. nämlich, unter dem Jahre 1410, lese ich folgende merkwürdige Stelle: Joannes Eickius et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter Joannes, oleo ex lini seminibus extuso, picturae colores primus miscuisse, atque aeternos, ut sic dicam, adversus aevi injuriam reddidisse creditur. Praeclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellae coloribus oleo mixtis depictae, atque in his una, quae in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor sive pictor an. 1400 notator obiisse. Ob Houbraken in der neuen Ausgabe des van Mander zu Berichtigung seines Autors dieses angeführt habe, weiß ich nicht, weil ich dieselbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben so wenig weiß ich, ob er oder ein anderer etwas zum Besten des Johann von Eyck darauf erwiedert habe. Ich gestehe vielmehr, daß ich auch nicht einmal absehe, was man darauf erwiedern könne. Denn wenn es mit diesem Oelgemälde zu Löven seine Richtigkeit hatte; wenn der Urheber desselben bereits 1400 gestorben war: ist Johann von Eyck mit seinen Anwälden nicht hierdurch allein schon sachfällig?

(e)

— — „Grabschrift des Antonello von Messina."] Diese Grabschrift, wie sie Vasari in dem Leben des Antonello beibringt, dessen Reise nach Flandern, um das Geheimniß des Johann von Eyck zu erforschen, sich ebenfalls nur auf das Zeugniß des Vasari gründet, ist folgende.

D. O. M.

Antonius pictor, praecipuum Messanae suae et Siciliae totius ornamentum, hac humo contegitur. Non solum suis picturis, in quibus singulare artificium et venustas fuit, sed et quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit: summo semper artificumstudio celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vasari, zu Venedig gestorben: so wird ihm diese Grabschrift auch wohl zu Venedig seyn gesetzt worden. Daß es aber Vasari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an welchem Orte daselbst sie zu finden, ist ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieses Künstlers sich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlassung zu Schulden kommen lassen, worunter Malvasia lieber, ich weiß nicht welche Absicht argwohnen möchte. (Fels. pittr. T. I. p. 28.) Und wahr ist es, daß er besonders durch die unbestimmte Anzeige, wann Antonello gelebt und gestorben, die ganze Erzählung von dessen Reise nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, in so fern sie mit dieser Reise in Verbindung steht, schwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reise des Antonello, nach Angabe des Vasari nicht vor 1434 hätte geschehen

ſeyn, ſo behauptet Malvaſia gar, daß ſie nicht vor 1444 könne ſtattgefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini ſagt, der das Geheimniß von Antonello gelernt, und doch erſt um 1490 angefangen haben ſoll, in Oel zu malen, kann auf den Vaſari nicht gehen, ſondern muß den andern Lebensbeſchreiber des Bellini, den Ridolfi gelten. Vaſari ſagt ſo etwas nirgends, und eben ſo wenig kann ich den Ort finden, auf welchen van Mander zielt, wenn er ſagt: Daer Vasari oft zynen Drucker in mist, die dise vindinghe een hondert Jaar jongher beschryft te wesen. Jahrzahlen, bei welchen ſich der Setzer vergriffen haben könnte, und die ſich auf die Erfindung der Oelmalerei bezögen, ſehe ich bei ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vaſari in noch ſo große Widerſprüche gefallen wäre? Er nahm in ſeine Geſchichte eine völlig unwahre alte Sage auf, und Wunder wäre es vielmehr, wenn ſich dieſe unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reiſe des Antonello von Meſſina auch noch einmal das war? Nämlich alte Sage. Vielleicht war ſie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer Einfall des Vaſari, auf den ihn die Grabſchrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht ſich in den Kopf geſetzt, daß die Oelmalerei in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden; wie ſollte er nun das Lob, das dem Antonello in ſeiner Grabſchrift ertheilt ward, quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primis Italicae picturae contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reiſe nach dem ausländiſchen Geheimniſſe thun läßt?

Gleichwohl muß man eingeſtehen, daß dieſe Worte der Grabſchrift ſo etwas keineswegs beſagen. Antonello kann gar wohl der Italieniſchen Malerei das Geheimniß der Oelfarben *zugebracht* haben, ſie damit bereichert haben, ohne ſie aus einem fremden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann ſie ſelbſt erfunden, und ſelbſt in Italien erfunden haben. Dieſe Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieſes ſeyn, worauf ſich die Sicilianer vornehmlich gründen, wenn ſie ihren Antonello nicht bloß für den erſten Schüler des Erfinders, ſondern für den Erfinder ſelbſt gehalten wiſſen wollen. Ich bedaure, daß ich das Werk, in welchem ein mehreres hiervon ſtehen ſoll (nämlich die Sicilia inventrice des Auria und vornehmlich die Zuſätze des Mongitore), nicht nutzen kann.

(f)

„Aus Verdruß, daß ihm ſeine Tafel geborſten.“] Die Worte des Vaſari ſind in dem Leben des Antonello dieſe: Hora havendo, nämlich Johann von Brügge, als er noch mit Waſſerfarben malte, aber zu guten Firniſſen ſchon mancherlei Verſuche gemacht hatte, una volta fra l'altre *durato grandissima* fatica in dipingeri vna tauola, poiche l'hebbe con molta diligenza condotto e le diede la vernice, e la mise a seccar al sole, si costuma. Ma ò perche il caldo fusse vic o forse mal commesso il legname, o male s nato, la detta tauola si aperse in sulle com ture di mala sorte. La onde, veduto Giova nocumento, che si haueua fatto il caldo de deliberò di far si, che mai più gli farebbe così gran danno nelle sue opere. E così re non meno a noia la vernice, che il lavorare a pera, cominciò a pensare di trouar modo d una sorte di vernice, che secasse all' ombra, mettere al sole le sue pitture. Onde poiche l molte cose sperimentate, e pure e mescola sieme, alla fine trouò, che l'olio di seme di li quello delle noci, fra tanti, che n'haueua pr erano più seccatiui di tutti gli altri. Questi di bolliti con altre sue misture, gli fecero la ve che egli, anzi tutti i pittori del mondo hau lungamente desiderato. Dopo fatto sperien molte altre cose, vide, che il mescolare i colo queste sorti d'olii, daua loro una tempera forte; e che secca non solo non temeua l'acq trimenti, ma accendeua il colore tanto forte gli daua lustro da per se senza vernice. E q che più gli parue mirabile, fù, che si vniua m che la tempera infinitamente. Per cotale inuen rallegrandosi molto Giouanni u. ſ. w. Es wa freilich nicht ein bloßes Waſſergemälde, ſondern e einem Firniß überzogenes Waſſergemälde, welches J an der Sonne trocknete. Aber dieſer Firniß war doch der gewöhnliche aus Leinöl; ſondern den Firniß aus erfand Johann erſt um ſeine Gemälde im Schatten tr zu können. Ja dieſe Erfindung des Firniſſes aus war es, welche ihm zu der wichtigern Erfindung, di den ſelbſt ſogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenhei Wem dieſes begreiflich iſt, dem ſey es. Und doch e auch van Mander die Sache vollkommen eben ſo, Verbrämungen ausgenommen, wie ſie der Ausſch der gern nicht Ausſchreiber ſcheinen will, zu machen Auch ihm heißt Johann von Eyck ein ſo glücklicher ſcher Unterſucher, dat hy te weghe bracht, zy oft Lym-verwe te vernissen, met eenigh v ghemaekt met eenige Olyen, dat welcke den v seer wel beviel, om dat het werck soo een sc blinckende glans hadde. Nae dit secreet ha in Italien veele vergheefs ghesocht: want s rechte maniere niet en vonden. Het is eens beurt, dat Joannes hadde gemaekt een Tafel, hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde bruyckt (gelyck hy altyts met groote netti en suyverheyt zyn dinghen dede). Dese Taf gedaen wesende, heftse nae zyn nieu inventi

ghelyck hy nu ghewoon was, vernist, en steldese te drooghen in de Sonne, maer of de pennelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborsten, en van een gheweken. Joannes was seer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne so verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat sulcke schade door de Sonne hem niet meer en soude obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh ondersoecken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet in Nootoly de droogenste van allen te wesen; dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maeckte den besten vernis van der Weerelt. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel ondersoeckens, dat de verwe ghemenghelt met sulke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van selfs een blinckenheyt deden hebben, sonder dat mense verniste u. s. w. Eines zwar ist bei dem Holländer etwas mehr, als eine bloße kleine Verbrämung seines Originals. Es ist Uebertreibung, Verfälschung. Nämlich, wenn Vasari bloß sagt, daß Johann von Eyck Anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe, so läßt ihn Mander nicht allein diesen, sondern auch den Firniß überhaupt erfinden. Vasari nennt mehr als einen ältern italienischen Maler, die sich des Firnisses bedient; und bekannt ist aus dem Plinius, daß schon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verschweigt Mander, um seinen Erfinder desto mehr erheben zu können. Vasari sagt hienächst gar nicht, woraus der allererste Firniß bestanden: aber Mander sagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemaeckt gewesen. Nun möchte ich doch diese Oele wissen, deren sich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit schwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu diese langweilige Bestreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unserm Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl schon längst erfunden gewesen. Aber freilich mußte Vasari weislich den Johann von Eyck erst zum Erfinder dieses Firnisses machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben selbst machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen lassen sollen, daß jener Firniß schon längst erfunden und im Gebrauche gewesen, so empfand er wohl, daß man schwerlich begreifen würde, wie man nicht auch sofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben sollte gethan haben. Und so sieht man auch hier, daß sich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g)

„Geheimniß — — mitzutheilen einerlei gewesen."] Vasari selbst, hat sich bei Erzählung dieses Umstandes nicht enthalten können, den nämlichen Einwurf zu haben und zu äußern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione de Giouanni, non solo per la Fiandra, ma per l'Italia e molte altre parti del mondo, mise in desiderio grandissimo gli artefici di sapere in che modo egli desse all' opere sue tanta perfettione. I quali artefici perche vedeuano l'opere, e non sapeuano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medisimo tempo virtuosamente inuidiarlo: e massimamente, che egli per vn tempo non volle da niuno esser veduto lauorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia sinalmente a Rugieri de Bruggia suo creato et Rugieri ad Ausse suo discepolo, et a gli altri de quali si parlo, doue si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne faceuano incetta, e ne mandauano per tutto il mondo a Principi, e a gran personaggi con loro molto vtile, la cosa non vsciua di Fiandra. E ancorache cotali pitture hauessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, et gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuoue, onde pareua, che fosse possible a conoscergli, non però si trouò mai nello spatio di molti anni. Und womit beantwortet er diesen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen auch ihn beantworten hieße! Gerade, als wäre ein solches obschon durch ein bloßes dennoch gehoben! Und eben so macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er bei Gelegenheit des an den König Alphonsus nach Neapolis geschickten Gemäldes sagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen fast toesaghen, met alderley opmerckinghe, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtighe roke, die d'Oly met den verwen ghemengt van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h)

— — „welches Feller anzeigte."] In seinem Catalogo Codicum MSStorum Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi (Lips. 1686. 12.) und zwar nicht bloß in dem Verzeichnisse der Handschriften selbst, S. 255.

ſondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichſten derſelben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieſer Bibliothek zu betrachten, anführt. Inter medicos, ſagt er, non sine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra*, quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Dieſen Titel giebt ihm Feller, wie geſagt, in der Vorrede; in dem Verzeichniſſe aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Text anführe.

Nun fanden ſich auch bald Gelehrte, welche befliſſen waren, Fellers Anzeige von einem ſo merkwürdigen Manuſcripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in ſeinem Polyhiſtor (T. I. lib. I. cap. VII. §. 32) aus dem ganzen Fellerſchen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, ſchrieb er, *quem* plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt. Aber indem er einen einzigen Buchſtaben bei Fellern falſch las, ſagte er etwas, was dieſem nie in den Sinn gekommen war zu ſagen. Für *quam* plane intercidisse nonnulli existimant, nämlich artem colorandi vitra, las er *quem* plane, nämlich Theophili librum.

Und ſchon Bayle hatte bei Anzeige der Fellerſchen Schrift in ſeinen Nouvelles de la Républ. des lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnt.

Was mich aber Wunder nimmt und was ich bedaure, iſt dieſes, daß Feller ſelbſt die Handſchrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür geweſen wäre. Ich meine den Jac. Tollius, der ihn im Jahr 1687 beſuchte, und dem er ſonſt alle Schätze der Bibliothek vorlegte. (Tolli Epist. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon in dem Auszuge, welchen er in ſeiner Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum (T. I. p. 594) aus dem Fellerſchen Catalogus mittheilt, den Theophilus überſehen können.

(i)

— — „der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte."] Vermuthlich war dieſer Verfaſſer ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mitarbeitete, und beſonders die antiquariſchen Artikel beſorgte. Als er nun (Mens. Aug. a. 1690. p. 414.) die Vetera Monimenta des Ciampini, deren erſter Theil zu Rom in eben dieſem Jahre erſchienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nannte, den Ciampini als den vornehmſten Schriftſteller von der Glasmacherkunſt anführt, ſetzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non possumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipsiensi codicem membraneum MSCtum *Theophili* Monachi *de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. *recensitus est a clariss.* Fellero nostro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum p. 255, qu dem codicem et inter rariora Paulinae MSS praefatione ad Lectorem retulit. Est autem libri initium: *Theophilus humilis presbyter, servorum Dei, indignus nomine et professio nachi, omnibus mentis desiderantibus vaca utili manuum occupatione et delectabili nov meditatione declinare etc. retributionem coelesti mii etc.* Libri hujus Artis Vitriariae sunt t *de coloribus et eorum mixtura*, XXXVIII co capitulis; II. *de constructione furni ad oper vitrum, et instrumentis hanc in rem necessari* XXXIV capitulis absoluitur, quorum XIX *vitro, quod Musinum*, (ita enim semper in ho legimus, non Musivum) *opus decorat;* III. *de de vasculis ad liquefaciendum aurum et de nige ponendo et poliendo*, sed in quo reliqua capitu septimum desiderantur, quemadmodum et i II, capitula quinque, XII nempe, XIII. XI et XVI, deesse deprehenduntur. Sed hoc indicasse sufficiat, ne solus Antonius Nerius sisse de hac arte videri queat. Was in dieſer Nachricht nicht ſo iſt, wie es ſeyn ſollte, wird m Theil aus der Anmerkung (o) erſehen; umſtändlich an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nich irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht word

(k)

— — „in der königlichen Bibliothek zu Paris. Kenntniß davon habe ich aus dem Catalogo Co Manuscriptorum Bibliothecae Regiae (T. IV. Paris e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die ſchrift, in welcher ich unſern Theophilus vermuthe, dermaßen angegeben wird:

VIMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur.

1° Experimenta 118 de coloribus: pr titur tabula ordine alphabetico digesta, cabulis synonymis et aequivocis colorui rumque accidentium.

2° *Theophili* liber de omni scientia pi artis.

3° *Petri de Sancto Audemaro* liber de bus faciendis.

4° *Heraclii* libri tres de coloribus *et* d bus Romanorum.

5° Libellus de compositione colorum: *Joanne Alcerio.*

6° Différentes receptes sur les couleu cueillies par *Jean de Begue*, Greffier de l noye de Paris.

Is codex anno 1431 exaratus est.

te mich sehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung ichtigkeit hätte, und das zweite Stück dieser Hand- das nämliche Werk wäre, worauf sich meine gegen- e Erörterung gründet. Denn so würden neugierige ber auch in dieser Entfernung Gelegenheit haben, it ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr ürde mich freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, n Gelehrter, welchem die Künste nicht gleichgültig der ein Künstler, dem die geringe dazu erforderliche samkeit nicht fehlt, (und wo müssen Männer dieser ufiger anzutreffen seyn als in Paris?) daß, sage n solcher Mann sich gefallen ließe, nicht bloß den hilus, sondern auch die übrigen Stücke dieser Hand- genauer anzusehen und der Welt das nähere davon heilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter an- as vierte Stück eben so wichtig und interessant fände den Theophilus gefunden habe. Mir scheint wenig- er Titel ich weiß nicht was zu versprechen: de artibus norum. Und wenn auch dieser Heraclius nur so alt ls Theophilus, auch dann könnten sehr viel Nachrichten tehen, nach welchen wir uns jetzt vergebens umsehen. e Jahrzahl 1431 scheint die Zeit anzudeuten, in : Jean le Begue alle diese Schriften zusammenschrieb. also auch, daß sie sich insbesondere mit auf die Ab- des Theophilus bezieht, so wird man gleichwohl sie mer alt genug finden, um das, was ich aus diesem ser wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, lsdann gelten zu lassen, wenn wir hier in Deutsch- uch keine weit ältere Abschriften aufzuweisen hätten.

(l)

— — „Geßner — — auf den Agrippa."] *Conr. ri Biblioth. Universalis* (*Tiguri* 1545.) *p.* 614. PHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria n conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, grippa des Theophilus erwähnt, hat Geßner nicht r angegeben. Sie findet sich aber in dessen Buche nitate scientiarum und zwar gegen das Ende des Kapitels de Alcumistica, wo er, nachdem er alles he Böse von der Alchymie gesagt, doch endlich hinzu: Non inficior, ex hac arte multa admodum ia artificia ortum habere traxisseque originem. acieri, cinnabrii, minii, purpurae, et quod n musicum vocant, aliorumque colorum tem- rae prodierunt: huic aurichalcum et metal- omnium mixtiones, glutimina et examina et strationes debemus; bombardae formidabilis nti inventum illius est; ex ipsa prodiit vitri- ria nobilissimum artificium, de qua Theophi- idam pulcherrimum librum conscripsit.

(m)

— — „Simler fügte hinzu" —] *Append. Bibl. Gesneri* (*Tiguri* 1555.) *fol. S.* 3. THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, secundus de ratione vitri, tertius de fusoria et metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, et in Cella veteri monasterio, quae Bibliotheca Lipsiam translata est. Idem Theophilus in tractatu diversarum artium adducitur, in libro qui inscribitur Lumen animae. Ich wäre sehr begierig zu wissen, woher Simler diese Nachricht genommen. Die natürlichste Vermuthung ist, daß er sie aus dem G. Agricola habe, der in seinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und seiner Handschrift zu gedenken. So wird es auch wohl seyn; ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle alles angewandten Fleißes ungeachtet noch nicht finden können. Daß sie da nicht ist, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich versichern zu können.

(n)

— — „daß es ihn anführte."] Dieses Lumen Animae ist ein höchst seltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweimal soll gedruckt seyn, nämlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die geflissentlich von raren Büchern geschrieben haben, gedenkt seiner. Auch Fabricius scheint es nur aus einer Anführung des Colomesius zu kennen, wenn er es mit demselben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde also unsers Theophilus in diesem Werke gedacht, so müßte er, nach besagter Angabe von dem Alter seines Verfassers, wenigstens im dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein wie gesagt, der Theophilus, dessen Breviarium diversarum artium verschiedentlich darin angeführt wird, da dieses Breviarium gewiß nicht unser Werk ist, wie aus den angezogenen Stellen erhellt, muß daher auch nicht nothwendig unser Theophilus seyn.

Wäre er es aber inzwischen doch, nun so würde er schon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müssen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomesius und Fabricius sich irren, daß sich alle irren, welche das Lumen animae für ein Werk des Farinators halten. Es ist älter als Farinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben selbst bekennet. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieses alte Werk selbst hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — „die jüngere der Pauliner Bibliothek."] Ich habe sie durch die gütige Vermittlung des Hrn. D. Ernesti selbst vor mir. Daß es die nämliche sey, welche ehedem nach Simlern in der Bibliothek des Klosters Alten Zelle gewesen, daran ist wohl kein Zweifel. Welche große Lücken sie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und diese Lücken sind Schuld, daß daselbst, besonders von dem dritten Buche

nur ein sehr unvollständiger Begriff hat gegeben werden können. Ja sie sind ohne Zweifel auch Ursache, daß das ganze Werk darüber vernachlässigt worden. Bei denen, welche sich mitten in dem zweiten Buche finden, sehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuscript selbst ist, folgende Worte hinzugeschrieben: Hic deficit subtilior pars et melior et utilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent mille florenos. Wenn nun also ein Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch so wohl kannte, wie konnte er Lust haben, ihn aus einer Handschrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beste und Nützlichste fehlt?

(p)

— — „die unsrige und ältere" —] So wie die Leipziger Handschrift die nämliche aus Alten Zelle ist: so vermuthe ich, daß die unsrige keine andere seyn werde, als die nach Simlern George Agricola ehedem besessen. Sie gehört zu den Handschriften des Marquardus Gudius. Warum man aber nie gehört, weder daß sie Gudius gehabt, noch daß sie gegenwärtig in unserer Bibliothek sich befinde, ist unstreitig dieses die Ursache, weil man in den gedruckten Verzeichnissen der Manuscripte des Gudius sie mit anzumerken vergessen hatte. Sie macht nämlich keinen eigenen Band aus, sondern ist mit der Handschrift des Vitruvius zusammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichnisse in Quart unter den Lateinischen die 249ste, in dem in Octav aber die 238ste ist. Ich sage hier von ihr nichts weiter, als daß sie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handschrift so sehr verringern.

(q)

— — „Tutilo, Theophilus wäre."] Welch ein großer Maler, welch ein allgemeiner Künstler Tutilo gewesen, ist bekannt. Man sehe von ihm die Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen, die man in dem ersten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldast beisammen findet. Nun lese ich zwar nirgends, daß er von einer der verschiedenen Künste, welche er übte, etwas schriftlich hinterlassen; warum könnte es aber dem ungeachtet nicht seyn?

Der Name Tutilo ist deutsch. Er kommt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldast aus einer alten Handschrift zu St. Gallen abdrucken lassen (T. II. Sc. R. A.); und zwar in dem ersten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich gewesen. Und hieraus, denke ich, erhellt allein schon genugsam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Histoire littéraire de la France gezogen.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bei der angegebenen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger positiv *darüber ausdrücken sollen.*

(r)

— — „petula stanni."] Petulam nennt unser V fasser durchgehends, was bei andern Schriftstellern i mittlern Zeit petulum heißt, vermuthlich von πέτα Petulae auri sind ihm also Goldblätter, die er in d 21sten Kapitel des ersten Buchs umständlich zu schlag und aufzutragen lehrt. Petulae stanni aber dergleic Blätter aus dem feinsten Zinn, die er in Ermangelung Goldes in dem folgenden Kapitel zu machen und mit ei Goldfarbe zu überziehen anweiset.

Eigene Goldschläger gab es zu der Zeit des Theophil noch nicht. Sondern der Maler oder Künstler, welc Goldblätter brauchte, mußte sie sich selbst verfertigen. D Weise, wie er dabei zu Werke ging, war im Grunde eb die, welche noch jetzt im Gebrauche ist, nur beschwerlic vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, sondern all vom Anfange an mit dem Hammer zwingen mußte. H ist die ganze Stelle aus dem 21sten Kapitel, in welc mir besonders die Materie, die er zu seinen Quetschform nahm, und die Art, wie er diese zu der Ausdehnung d Goldes diensamer machte, anmerkungswürdig schei Tolle pergamenam graecam, quae fit ex lana ligi et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo color qui comburitur ex ogra, minutissime trito et sicc et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, d ligentissime, donec lucida fiat, et idem color ip fricatione adhaereat. Deinde incide forpice ipsa pergamenam per partes quadras ad latitudine quatuor digitorum, aequaliter latas et longas. Pos modum facies eadem mensura ex pergameno vitul quasi marsupium et fortiter consues, ita amplu ut multas partes rubricatae pergamenae possis in ponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illu attenuari malleo super incudem aequalem dilige tissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illu per quadras partes ad mensuram duorum digit rum. Deinde mittes in illud marsupium unam pa tem rubricatae pergamenae, et super eam una partem auri in medio, sicque pergamenam et ru sus aurum; atque ita facies donec impleatur ma supium, et aurum semper sit in medio commixtu Dehinc habeas malleum fusilem ex aurichalc iuxta manubrium gracilem et in plana latum, und percuties ipsum marsupium super lapidem magnu et aequalem, non grauiter sed moderate, et cu saepius respexeris, considerabis, utrum velis ipsu aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spi sum. Si autem supercreuerit aurum in attenuand et marsupium excesserit, praecides illud forcip paruulo et leui, tantummodo ad hoc opus fact Haec est ratio aureae petulae. Quam cum secu dum libitum tuum attenuauris, ex ea incides fo cipe particulas quantas volueris et inde ornab

is circa capita imaginum, et stolas et oras ientorum, et cetera ut libuerit.

(s)

Vasari sagt vom Margaritone."] Das nämliche ver- auf Treu und Glauben des Vasari auch van Man- nd auf Treu und Glauben des van Mander und versichern es alle, die dieses alten Meisters gedenken.

(t)

— „daß er bloße Leinwand nahm" —] Und auch daß man sich in Ermanglung der Häute der Lein- bedienen könne, sagt Theophilus (c. 19. lib. I.) mit ichlichen Worten: Si vero defuerit corium ad riendas tabulas, eodem modo et glutine co- ntur cum panno mediocri novo. Und daß er im linteum verstehe, ist wohl kein Zweifel.

(u)

— „mit einer Masse, welche sich u. s. w."] Diese , welche Theophilus gluten casei, Käseleim nennt, machen lehrt, kommt auch unter den alten Compo- n beim Muratori (p. 382) vor, als besonders dien- olz und Knochen zusammen zu leimen. Sie ist auch h nicht allein hiezu gut, sondern überhaupt einer der allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus och heut zu Tage verschiedene Künstler ein Geheim- chen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren anzose, Namens Renard, in Hamburg herum ging, rbrochenes Porcellan sehr wohl und behende flickte. eim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als Käseleim, den er in Ostindien wollte gelernt haben. (Kunst- und Werkschule, Th. II. Bd. V. Kap. 4) ihn nicht gekannt zu haben, ob er schon verschiedene Verbindungsmittel aus Eiweiß und Kalk anführt. ber muß Becher von ihm gehört haben, der in seiner hen Weisheit (§. 27) schreibt: „daß aus Kalk und n Käse ein Stein oder Kieß kann werden, welcher ärte dem Demant nicht viel weicht, ist mir bekannt." ehe auch: Secrets concernants les Arts et les rs T. I. p. 50, die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x)

— „Firniß — zum Theil bestand."] Denn der- Firniß, womit man Gemälde überzieht, ist nichts t mit Gummi gesottenes Leinöl, oder anderes Oel, s durch das Sieden den größten Theil seiner wässe- Feuchtigkeit verloren hat. Wenn also auch schon n von Eyck diesen Firniß erfunden hätte, so würde icht zu begreifen seyn, wie er von dieser Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben selbst mit un- gesottenem Oel abzureiben, indem dieses Verfahren der Absicht, die er damit soll gehabt haben, gerade entgegen gewesen wäre. Doch er hat ihn, wie gesagt, nicht erfun- den, und hier ist die versprochene Stelle aus der Hand- schrift, wo Theophilus den Firniß eben so zu machen lehrt, als er noch jetzt gemacht wird (Lib. I. cap. XIX. *de glu- tine vernition*). Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligen- ter sic ut non bulliat, donec tertia pars consuma- tur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weise, den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzufügt, quod romane Glassa dicitur.

Und dieses Fornis ist denn wohl das Stammwort von unserm jetzt üblichen Firniß oder Verniß, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateini- schen Ursprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateinischen Schriftsteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Heraus- geber der Actorum Sanct. (in dem Leben der heil. Lid- wina T. II. Mens. April p. 302) gelegentlich beibringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage seyn.

(y)

— — „für andere neuere Künstler" —] Nämlich wie wir in den Anmerkungen b und c gesehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneser Lippo Dal- maso, und für den ungenannten Künstler zu Löwen, dessen Miräus gedenkt. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus bloß sagen wollen, daß Johann von Eyck seine Erfindung eher als 1410 müsse gemacht haben, weil sie ein Künstler, der bereits 1400 gestorben, schon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieses würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhn- lich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders, welches gewiß ist, gänzlich widersprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch jetzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter sind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde er- kennen müssen, wenn man nur zuverlässige Prüfungen da- mit anstellen könnte und dürfte!

Zur Geſchichte und Literatur.

Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Aus dem erſten Beitrage.

1773.

Leibnitz, von den ewigen Strafen.

Ich ſehe, daß gegenwärtig bei unſern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenſtrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch ſo werden, daß er endlich entſchieden und beigelegt heißen könnte! Denn das iſt ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigſte, daß ſie gemeiniglich nichts erſtreiten, und ſich zwanzig oder funfzig Jahre ſpäter der erſte der beſte Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen.

Einem ſolchen Schwätzer nicht gleich zu werden, iſt es höchſt nöthig, vorher die Geſchichte der ſtreitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu ſtudiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger ſeinen Faden fallen laſſen, kann man durch Aufhebung derſelben, und durch Vergleichung ihrer verſchiedenen Richtungen, den entweder verlaſſenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuſchlagen hoffen. Wenn gar unter dieſen Vorgängern ſich Leibnitze befinden, was kann ſchlechterdings lehrreicher ſeyn, als ſich in die geringſten Fußſtapfen derſelben zu ſtellen, und von da aus um ſich zu ſchauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht beſſer, als mit Mosheims Worten angeben zu können; beſonders da dieſe Worte ſelbſt dabei gelegentlich eine literariſche Erläuterung und Beſtätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 ſeine hierhergehörige Schrift hinter dem erſten Theile ſeiner heiligen Reden herausgab, ſchickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beigefügten „Gedanken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle „ein Ziel ſetzen, ſind von mir gefodert worden. Andere „haben weitläuftiger und gelehrter von dieſer Sache ge„ſchrieben. *Und ich kann's* daher wohl leiden, wenn man „glaubt, meine Arbeit ſey unnöthig. Die unſchuldige „Uebereilung von einigen meiner Freunde, die gegen mein „Wiſſen dieſelbe wollen drucken laſſen, und zwar nicht „ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben er„fahren, ihnen zu verſprechen, daß ich ſelbſt den Druck „beſorgen würde. Ich vollziehe jetzt meine Zuſage. Und „was iſt denn hierin ſtrafwürdiges? Oder würde ich nicht, „wenn ich meine Zuſage nicht gehalten, eben ſo ſehr ge„ſündiget haben, als da ich dieſelbe vollziehe? Es iſt ent„lich beſſer, einige Bogen zu viel, als zu wenig von den„gleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfl„dieſe Lehre in gewiſſe Wahrheiten des Glaubens hat, d„den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters hat m„Urſache, die Beweisthümer derſelben feſt zu ſetzen. Ma„pflegt ſtets auf die Vernunft hierin ſich zu berufen. U„es kommt vielen der berühmteſten Männer vor, als we„die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Straf„behaupten, beinahe verloren ſeyn würde, wenn man di„allein fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil, o„daß ich andere deßwegen verachten will, die anders d„ken. Mir deucht, daß die Vernunft, wo nicht ſtärk„doch eben ſo ſtark für diejenigen ſtreite, welche die Ew„keit, als für die, welche das Ende der göttlichen R„vertheidigen. Man ſieht oft gewiſſe Meinungen der M„ſchen, die den Beifall der meiſten erhalten, für klare „ſetze der Vernunft an, die man nicht läugnen darf. U„oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts n„der Gewohnheit der menſchlichen Richterſtühle ab. D„ſcharfſinnigſte, was für das Ende der Höllenſtrafen „ſchrieben, ſind die Gedanken eines ſonſt gelehrten M„nes, dem man Schuld giebt, daß er vor ſeinem Ende „die giftigen Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich h„dieſelben nicht obenhin geleſen, und gebe dem Verfert„das Zeugniß eines nicht übel beſchaffenen Verſta„Aber wenn man einige Zweideutigkeiten hebt, und „Kraft der Schlüſſe von den menſchlichen Sachen auf „göttlichen läugnet, ſo wird der ſogenannte Beweis ei„Schatten, bei dem man den Zuſammenhang vergeben„ſucht. Ich bin lange Willens, in einer lateiniſchen Schr

„die Geschichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzu„tragen, und nicht nur die Quellen derselben zu entdecken, „sondern auch die unterschiedenen Arten, ihr eine Farbe „und Gewicht zu geben, zu untersuchen. Eine Menge von „andern Arbeiten, die zum Theil nicht unbekannt, hat bis„her die Ausarbeitung derselben aufgehalten. Vielleicht „finden sich bald einige Stunden, in welchen ich den ge„sammelten Vorrath von Gedanken und Zeugnissen in Ord„nung bringen und der Welt vorlegen kann."

Wer jener gelehrte Mann sey, der noch das Scharfsinnigste für die verneinende Meinung geschrieben, zeigt Mosheim durch den untergesetzten Titel der Schrift selbst an, *Ernest Soneri* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam, sed injustitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibnitz hat dieß „Werkchen herausgeben wollen, welches sehr selten ist. Ich „habe eine Abschrift desselben zur Hand, vor dem bereits „die Vorrede steht, die er mit demselben wollen drucken „lassen. Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, „hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte des„jenigen rühmen werde, dem ich diese und andere hierher „gehörige Sachen zu danken habe."

Nun ist leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier seine Leser vertröstet, und die er ohne Zweifel in jener lateinischen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geschichte der streitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, so ist auch die gedachte Vorrede des Leibnitz zu dem Soner'schen Beweise darüber im Verborgenen geblieben, und fast gänzlich vergessen worden. Denn seit 1737, als Ludovici in der Historie der Leibnitz'schen Philosophie [1] Mosheimen seines Versprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von Jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner, [2] wenn er die Schrift des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbst von Bruckern nicht, der doch bei Erzählung von Soners Verdiensten um die Aristotelische Philosophie [3] die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn sie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erschienen ist: so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, da Deutschland überhaupt so äußerst nachlässig gewesen, die Bemühungen dieses würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen; und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht bloß unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein anderer darin zuvorgekommen, so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringsten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jetzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf diesen Ausfall gebracht hat. — Also kurz: eben diese Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim besaß, welche Mosheim drucken lassen wollte, und nicht drucken ließ, ist es, was ich hier aus unserer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu lassen, wie sie in unsere Bibliothek gekommen, muß ich sagen, daß sie Mosheim selbst, dem Ansehen nach, aus unserer Bibliothek erhalten. Wenigstens war derjenige, dessen Güte, in Mittheilung derselben, er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen selbst viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem sehr begierig war, was selten und heterodox hieß, so kann es eben so wohl seyn, daß er sie mit sammt der Soner'schen Schrift, Mosheimen aus seinem eigenen literarischen Vorrathe mitgetheilt, als unter welchen sie also erst nach seinem Tode unserer Bibliothek einverleibt worden wäre. Dieses wird mir auch daher wahrscheinlicher, weil sich nicht nur eine Abschrift von Mosheims Gedanken, sondern auch dessen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene stimmt mit dem nachher geschehenen Abdrucke völlig überein; diesen aber will ich in der Anmerkung [1] ganz vorlegen, und so, ohne weiteres, den Leser zur Hauptsache kommen lassen.

LEIBNITII PRAEFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat,

[1] Theil II. S. 27.

[2] Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar. p. 635.

[3] Hist. cr. Phil. IV. P. 1. p. 312.

[1] „Nebst nochmaliger gehorsamster Dankſagung für die meinet„wegen neulich genommene Mühe, sende ich hier sowohl meine eigene „Einfälle, als Soneri Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. „So spitzfindig dieses letztere eingefädelt, so leicht ist mit dem ehr„lichen Manne nach seinen eigenen Grundsätzen auszukommen. Er „setzt zum Grunde, in Gott sey keine andere Gerechtigkeit, als diese, daß „er seine Zusage halten müsse; in allen andern sey seine Macht un„umschränkt. Sehr wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes „Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottlosen ewige Strafen „auflegen könne. Nach seiner Macht kann er dieß thun. Der ganze „Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der „Schrift den Gottlosen ewige Strafen gedroht. Aber kommt's so weit, „so wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf „eins zehn antworten können. Ich schriebe mehr, wenn ich mein Meister „wäre. Uebermorgen soll ich wieder disputiren, und meine andern „Collegia sollen auch vor Ostern geendigt sein. Daher wird mir fast „kein Augenblick frei gelassen, und, die ich frei habe, muß ich zur „Ausfertigung des Halesii anwenden. Meine Betrachtungen über „die Conduite der Dordrechtschen Väter werden eben nicht wohl „den Advocaten dieses Concilii gefallen. Doch sie sind auf klare Facta „und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme u. s. w."

Mosheim.

Theologica etc. de injustitia aeternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Ut saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis hoc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint in„finita, aut ut talia considerari possint, vel habent „vim istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, „vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel „ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed „nullo istorum modorum possunt esse infinita, aut „ut talia considerari, et tamen praeter hos nullus „alius superest modus, quo infinita dici et esse pos„sint: ergo omnino non sunt infinita.“

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse; revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das ist sie ganz, diese sogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus selbst beifügen werde. Zwar ist sie, als gedrucktes Buch, noch immer eben so selten, als sie zu den Zeiten des Leibnitz war, weil ich nicht wüßte, daß sie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienst, welches er damals bei denen haben konnte, die eine freie Untersuchung in *Glaubenssachen liebten.* Er ist in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meinung so laut zu sagen, als sie nur gewollt: so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen eben so oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidigt und bestritten worden. Kurz, Soners Demonstration ist, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben diesem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darin entgegensetzt, ist jetzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht bei Bekanntmachung derselben, auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit, als auf den Vertheidiger, als auf dessen Gesinnungen und Gründe bei seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch jetzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte,[1] geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Pagenkopen sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf:[2] „Der Herr von Leibnitz hat nicht „darum diese Bogen wollen drucken lassen, weil er sie für „wichtig gehalten und Soners Meinung angenommen. Er „hat vielmehr dieselben mit einer Vorrede begleiten wollen, „die in meinen Händen ist, worin er Sonern selbst aus „Aristotelis Grundlehren widerlegt und die Blöße seiner „Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben war, der Welt „den schlechten Werth seiner Schrift zu zeigen, die man „deßwegen für unwiderleglich hielt, weil sie selten war, „und wenigen zu Gesichte kam.“ Aber wenn Mosheim Anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zu viel: und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsätzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede, und wahrlich, man muß in sehr wenigen sehr vieles zu sehen wissen, wenn man alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristoteles Grundlehren widerlegen? Er soll die Blöße seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen

[1] Angeführtermaßen vor dem ersten Theile seiner heiligen Reden.
[2] In dem Sendschreiben über unterschiedliche Dinge, hinter den zweiten Theile der heiligen Reden.

so wenig finden, als in Soners Schrift selbst, von
r Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grund-
des Aristoteles beziehe. Alles Aristotelische, was
s Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter schulge-
n Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser
sie sind nichts als Sätze des gesunden Menschenver-
s, und keineswegs dem Aristoteles eigenthümliche
n. Also auch, wenn durch die Bemerkung des Leib-
as Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert,
hieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Aristoteles.
mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn
ur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese
e Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich
e nichts weniger. Denn es sey immerhin unwider-
lich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach
lich werden können, ja werden müssen: was ging
rn diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit
was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und
wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von
n seiner Gegner auch angenommen wird, diese Un-
hkeit, wird sie deßwegen als der vornehmste, oder gar
r einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören
rum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestrei-
Nämlich, daß, wenn sie auch nicht Statt hätte, diese
dlichkeit der Sünden, dennoch auf die bloß endlichen
en dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß
eine einzige dieser Sünden diese unendliche Strafe
me? In der That verändert auch die Einwendung
eibnitz die ganze Streitfrage. Diese ging bei Sonern
ich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl
nicht anders als endlich seyn können. Und Leibnitz
daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in
ung bringen sollen, die für sich allein schon, wenn sie
endig unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhör-
Strafe verdienen würden.

is könnte also leicht seyn, daß Leibnitz selbst sich dieses
ner zweiten Erwägung nicht bergen können, und eben
egen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn
e einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst
sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hier-
nicht einwenden, daß er gleichwohl das Wesentliche
n viele Jahre nachher an einem andern Orte ange-
t habe, nämlich in seiner Theodicee. Eben derselbe
nke kann an einem andern Orte einen ganz andern
b haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Wider-
g erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer
n Frage ja wohl mit beibringen. Dort sollten alle
ürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die
ifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu
e es schlechterdings nicht. Hier aber in der Theo-
wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als ander-
z erwiesen voraussetzen durfte, sollte es bloß dienen,
größte physikalische Uebel, das er sonach in seiner besten
Welt zu seyn bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebt seyn konnte.

Und das würde es alles seyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. Herr Eberhard in seiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Absicht sehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich bloß diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich, indem ihn seine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäußert hatte, gegen diesen und dessen Aeußerung verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu sagen habe, so kurz zu fassen suchen, als möglich, und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnitzen in Absicht seines Betragens gegen angenommene Religionssätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit demselben nicht über die Gränzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache, wie Leibnitz, „haben es wohl gefühlt, daß ein solcher Beweis nicht weiter „reicht. Leibnitz argumentirte also bloß nur für die, welche „von der wirklichen Ewigkeit höllischer Qualen aus der „Schrift schon überführt waren. Da ihm so viel daran „gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen, so „sucht er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien an„zupassen, sie ihnen allen für ihre Meinung günstig und „vortheilhaft zu zeigen, um sich aller Beifall zu verschaffen. „Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, und legte „ihnen einen erträglichen Sinn bei, nachdem er sie mit „seinem System verglich, ohne ihnen selbst beizupflichten.“ — Erscheint in diesem Urtheile der Philosoph nicht ein wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des Herrn Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unläugbar, daß er sich hier nicht durchgängig so glücklich und bestimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken darf oder will, so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätzen

aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder beides ist nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen seyn könne, die nicht von einer gewissen Seite in einem gewissen Verstande wahr sey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch sagen wollen, und ein Theil seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, „und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach welchem „er sie mit seinem System verglich." Sehr wohl: nur hätte Herr Eberhard nicht hinzu setzen müssen: „ohne ihnen selbst beizupflichten. Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit, und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dieß ist augenschein„lich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um seiner „besten Welt bei denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen „annehmen, Eingang zu verschaffen, suchte er darzuthun, „daß auch diese sich mit seinen Sätzen von der besten Welt „und mit seinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes „reimen lasse." Man vergesse nicht, was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung steht dieser Beweis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser Lehre bei denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören diese ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beste Welt zu seyn, weil sie gerecht sind? Gerecht oder nicht gerecht: sie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag; und gegen diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit hätte Leibnitz seine beste Welt verwahren *müssen. So wie er es auch wirklich* gethan: aber nicht durch besagten Beweis, sondern durch eine ganz Ausflucht. Denn wenn dieser nämliche, von den Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste W noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl d verdammten Menschen unbeschreiblich größer seyn als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf bloß, daß gleichwohl diese ungleich mehrere Ver mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm die seine beste Welt helfen können, was sich ohnedem sc selbst versteht, wenn anders die Sache ihre Richtigk Vielmehr nahm er beides, sowohl die ewige Verdc des größern Theils der Menschen, als auch die G keit dieser Verdammniß, für völlig ausgemacht a läugnete bloß die Folge, indem er zeigte, was für endlich kleiner Theil der Welt die Menschen insg wären, und wie dem ungeachtet in der allgemeine Gottes das Böse, in Vergleichung mit dem Guten, nichts zu rechnen seyn werde. [1] Und das, meine i der Lehre von der besten Welt auch bei denen Einga schaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen an Der Gedanke aber, woraus diese Ewigkeit herzulei sollte bloß die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein Licht setzen. Das allein ist in den Worten des Herr hard wahr. Warum er aber sagt, daß es nur auf d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der tigkeit, dabei abgesehen gewesen, gestehe ich, nich sehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von de Welt noch immer seine Lehre nennt; warum sol auch die einzigen wahren Begriffe von der Gere Gottes seine Begriffe heißen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (L „nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweise a „zeigt, daß sie in der Voraussetzung ewiger Verschu „gen nichts ungerechtes enthalten." Ich kenne di in der Theodicee, [2] wo sich Leibnitz vollkommen so au Gleichwohl würde er es schwerlich haben auf sich l lassen, wenn man daraus hätte schließen wollen, sonach alles, was die Gottesgelehrten sonst für die G der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings ve Er thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielı dem wichtigsten Puncte, worauf es dabei ankomm ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er Punct nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe l läßt, sondern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidigt. Eberhard behauptet, daß Gott bei seinen Strafen, und allein die Besserung der Bestraften zum Zweck könne und müsse. Leibnitz hingegen dehnt diese Be nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur r sehen, gesetzt auch, daß sie bei den Bestraften selb stattfände; sondern er redet auch der bloß rächend rechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, n

[1] Theodicee Th. I. §. 19.
[2] Theil I. §. 138.

npel, ni même la réparation du mal, zur Absicht
, sehr ernstlich das Wort; indem er sie nicht bloß auf
on den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf
wirkliche Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung
Verstandes, gründet. [1] Selbst den Satz, daß die
de deßwegen unendlich bestraft werde, weil sie ein
dliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen,
auch nur gemißbilligt. Er sagt zwar an einem Orte,
einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen Satz noch
)t genugsam untersucht hatte, um darüber ein Urtheil
fällen." [2] Ich finde aber nicht, daß er es nachher ge-
; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugsam
rsucht hatte, erkannte, daß sich schlechterdings nichts
ber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Ge-
igkeit Gott wirklich zukommt: welcher endliche Verstand
ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden
n, was für einen Maaßstab sie bei diesen ihren Strafen
nehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaß-
ihrer eigenen Unendlichkeit ist wenigstens eben so wahr-
lich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses alles? Will ich Leibnitzen in
größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen
geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste, bis
Aergerniß unserer Philosophen, orthodox machen?
es von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre
der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt
und daß er sich esoterisch ganz anders darüber aus-
ldt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß
dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu
i glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn ge-
u beschuldigte, er sey in Ansehung der Lehre selbst
ich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den
ten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet
. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich
hterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner
erde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr
ch überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß
Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Ver-
mung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen
i, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte,
er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner
rischen Philosophie mehr übereinstimme, als die gegen-
e Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und
en Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt.
er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Be-
: noch mehr wahres liege, als in den eben so rohen
und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat diese Meinung von ihm und seiner esoterischen Philosophie gerade nicht. Er glaubt, der vornehmste Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange der Dinge, erhalte erst alsdann seine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen. „Dieses, sagt „er, hat Leibnitz wohl gefühlt, und ungeachtet er, wie ich „oben bemerkt habe, seine Philosophie auch der entgegen„gesetzten Meinung anzupassen suchte, so hat er doch seine „eigene Mißbilligung derselben nicht undeutlich zu verstehen „gegeben. Einer seiner geschicktesten Schüler und Vertheidiger (Vattel), erkennt dieses ohne Bedenken. Das mildere „Schicksal der Sünder ist auch seinen Grundsätzen zu tief ein„gegraben, als daß man die letztern annehmen und das erstere „verwerfen könnte, wofern man ihre ganze Kraft und Aus„dehnung kennt, und die innersten Geheimnisse derselben er„forscht hat. Er kennt keinen Stillstand, keine Ruhe in der „Welt; alles ist, bis im Kleinsten, in steter Bewegung, und „zwar zu mehrerer Ausdehnung. Diesen Wachsthum zieht „er augenscheinlich der gleichmäßigen Vollkommenheit vor; „man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der Hyperbel „oder des Dreiecks erklären." [1] Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wenn er sich, in Ansehung dieses letztern aus der Leibnitzischen Philosophie gezogenen Grundes nicht überhaupt irrt, er sich doch wenigstens in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz sagt daselbst: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir démonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison. Dieses scheint Herr Eberhard von der doppelten Hypothese, die immer wachsende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks zu erklären, verstanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypothese, überhaupt entweder eine immer wachsende oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen. [2] Wenn nun Leibnitz selbst im Jahr

Cette espèce de justice, qui n'a point pour but l'amande-
, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes
elques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est
ement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans
pport de convenance, qui contente non seulement l'offensé,
encore les sages qui la voyent; comme une belle musi-
ou bien une bonne architecture contente les esprits bien-
Theod. II. §. 73.
Theod. III. §. 92.

[1] Leibnitz, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332.

[2] Hier ist die Stelle in ihrem völligen Zusammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croît toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l'hypothèse de l'Hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient crû en perfection depuis toute l'éternité; mais suivant l'hypothèse du Triangle, il y auroit eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale seroit celle d'un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir démonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.

1715 noch kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das eine oder das andere zu demonstriren: wie kann man sagen, daß er gleichwohl das erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im geringsten, sich für eines von beiden zu erklären, es bleibt unter beiden Voraussetzungen eben dasselbe; und von beiden äußerte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Vollkommenheit, in so fern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle oder nicht, entweder durch die Hypothese der Hyperbel oder des Triangels erläutert: so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit durch das Rectangel. Von allen diesen drei Hypothesen zusammen sagt er in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: Ainsi il n'est pas si aisé de décider entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s'il est possible de démontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est préférable dans la constitution de l'Univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Methaphysique on n'a pas l'avantage des Mathématiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenue en ces matières, qu'en observant la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourriez réduire vos raisonnements là-dessus à une forme due; car je n'en vois pas encore le moyen. Und, wie gesagt, alles dieses schrieb er im Jahr 1715, also am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard seine Worte nicht so genau genommen wissen, sollte er bloß haben sagen wollen, daß, obschon Leibnitz keine von den gedachten Hypothesen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwohl für die von dem beständigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merklichern Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kann. Leibnitz scheint mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter gewesen zu seyn, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er *ihm* schreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire *que de ce que les êtres finis sont* infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette conséquence étoit bonne, l'hypothèse du Rectangle seroit demontrée. Mich dünkt nämlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothese des Rectangels schon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich, nach der andern Hypothese, nur immer nähert, ohne sie jemals zu erreichen; und ich sehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen seyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich Anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt Leibnitz nicht allein zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleien; indem er zeigt, daß wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzelnen Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz unstreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibnitz mit diesem Wachsthum verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverlässig bloß von den allgemeinen Zuständen des Ganzen verstanden, und Herr Eberhard erstreckt ihn auf alle einzelne Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung seyn sollen: so möchte ich wissen, wie bei moralischen Wesen überhaupt Sünde statthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung seyn sollte. Nein, so hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; sondern was er von einem einzelnen Zustande des Ganzen, nach der Hypothese der gleichmäßigen Vollkommenheit, sagt: cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection:* das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen nach der Hypothese des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen: so hindert das eine eben so wenig, als das andere, daß nicht einzelne Wesen eben so wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bei moralischen Wesen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieses mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immerwachsenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu

reden zuträglich fand. Und welche kann es anders seyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts infulirt, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen seyn kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind: wie können diese Strafen anders als ewig dauern? Wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Herr Eberhard selbst erkennt in diesem Verstande die Ewigkeit derselben, und drückt sich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn „nichts anders die endlose Hölle seyn soll, als dieser ewige „Schaden, der uns von jeder Versündigung ankleben soll: „so wird niemand bereitwilliger seyn, als ich, dieser Mei„nung die Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeu„tungen, denen der Ausdruck könnte unterworfen seyn, um „der Sache selbst willen übersehen. Ich werde es mit allem „Eifer und mit aller Ueberredungskraft, die mir Gott ge„geben hat, den Gemüthern einzuprägen suchen, daß eine „jede Unsittlichkeit ihre bösen Folgen bis ins Unendliche „habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege „der Vollkommenheit zurück thut, unser ganzes ewiges „Daseyn hindurch, an der ganzen Summe derselben, an „der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde.“ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten diese Ewigkeit der Strafe zu innuiren schien? Wie kam es, daß er diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und großen Verstand damit verknüpft zu haben? Folgt sie nicht auch aus Leibnitzischen Grundsätzen? Ja, beruht sie selbst bei Baumgarten auf andern Grundsätzen, als auf Leibnitzischen? Der Satz, woraus sie dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität seyn könne: was ist er weiter, als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fließt.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitzischen Lehren so offenbar gegründet ist: so muß sie sich auch zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowohl als der wachsenden, schicken: wenn sich anders das ganze System des Leibnitz, wie ich gesagt habe, gleichgültig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich; unter der Einschränkung nämlich, daß sowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich prädicirt wird. Unbeschadet der einen und der andern, kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte? Auf dieser Möglichkeit beruht der exoterische Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endlosen Fortsetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu seyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bei dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die bloße Möglichkeit sich bezieht. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloßen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für den erschrecklich seyn kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst gewesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte, daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesens in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnitzischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann, als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sey: ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann, als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen? „allerdings, durch die „lebhafte Erinnerung, welche sie von sich zurück läßt.“ Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die niemand läugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geläugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist beides nicht eines? Also ist die Hölle etwas anderes, wenigstens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meinung sind. Allein ich finde, daß wenigstens Herr Eberhard unter diese Theologen nicht gehört, und er ist darum gewiß nicht weniger orthodox, als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, was so etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere sind, als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat, so hat sie für eben so zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, stehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten geflossen sind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß läugnen zu müssen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteste Vorstellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem

alle Menschen ohne Ausnahme am bekanntesten sind: so hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, sondern für die Sache selbst genommen, und aus diesem falschen Begriffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter ist, als dieser Begriff. So sind aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zustand von Qualen, aus der Empfindung eines solchen Zustandes eine alles andere ausschließende, unsers ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intensive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, stillschweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtsam beigelegt, oder gar beilegen zu müssen geglaubt; diese weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unendlichkeit allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes so streitend, unsern Verstand und unsere Empfindung so empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bei denen machen muß, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehört vornehmlich ihre Stetigkeit, und diese Stetigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen, und habe zum Theil schon gesagt: wenn die Strafen bessern sollen, so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels derselben so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses dauernden Uebels muß nicht stetig, muß wenigstens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrschend seyn, weil es unbegreiflich ist, wie bei dieser herrschenden Stetigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behauptet die Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen als nachdrücklichen Worten. „Das physische der „Strafe mag immer bleiben; der besser belehrte Sünder „wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabei „nicht mehr unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer „seiner Sinnlichkeit seyn mag.“ Was heißt dieses anders, als daß sich der Sünder bessern kann, ungeachtet seine Strafe nie aufhört? Aber wann sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdauernde physische Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel sey, wann sollte er anfangen können, besser belehrt zu seyn, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

XIII. Ich sage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrücken. Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, *leiten auf weit richtigere* Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen, als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, sondern kann auch auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich gemacht werden. Nämlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obschon Strafe und Belohnung etwas positives seyn werden und seyn müssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die nämlichen bleiben, so lange sie in dem nämlichen Verhältnisse abnehmen oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern, mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an, seiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an indeß um eben so viele Schritte einer höhern und höheren Vollkommenheit zugeeilt ist? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in eines fließen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen: der ist gerade derjenige, mit dem man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchstaben bleiben. Denn auf ihn und seines gleichen ward gerade bei dem Buchstaben gesehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Herr Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verliert, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folgt? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht, die nirgends gränzenden Gränzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennt seyn sollen, diesseits welcher schlechterdings nur lauter solche, und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer seyn kann? Bei diesem liegt doch noch wenigstens eine große unstreitige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist, das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder

als unangenehm wäre; geschweige, daß sie eines
rdes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts als der-
n lautere Empfindungen, entweder von der einen
von der andern Art, hätte. Daß sie aber auch mit
rechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte
ht weniger erwogen seyn worden, als es verdient.
heißt indeß offenbar damit streiten, als annehmen
u verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes
Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen
, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen
: unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht
, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen
Belohnungen colludiren, nichts anders als durch die
ere Bestrafung belohnen, und durch die wenigere Be-
ng bestrafen kann; mit einem Worte, daß sie in der-
n Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und
bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte
Gott? Nimmermehr. Sondern wenn es wahr ist,
r beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste
ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen
auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen
uten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder
eine Hölle noch im Himmel und seinen Himmel noch
: Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von
ehreren Folgen des Guten, und die Folgen des
: von den mehreren Folgen des Bösen nicht bloß ab-
n werden, sondern jede derselben müssen sich, in ihrer
n positiven Natur, für sich selbst äußern. Nichts
es meint die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der
und des Himmels redet. Aber der undenkendere
ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor?
giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie
niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive
lichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels ist ihm
) nur die niedrigste; aber dem ungeachtet nichts als
el, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.
VI. Und nun, warum seine Waffen nicht lieber gegen
rrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leich-
es der Schrift hinweg zu exegesiren sind, als die un-
e Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünkt, daß
der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an
Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch
iel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard
f bringt, daß das Wort ewig in der hebräischen
riechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keines-
unendliche Dauer andeute; so sagt er unter anderem:
rhaupt muß man die Zeitfolge in der stufenweisen
hung eines solchen abstracten Begriffs, als der Be-
der Ewigkeit ist, wohl bemerken. Dieser Begriff ist
immer so transscendental gewesen, als ihn zuletzt
stärkste Anstrengung der erhabensten Philosophie ge-
t hat." Die Erinnerung, welche hier zum Grunde
kann bei vielen metaphysischen Begriffen ihre gute
Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl schwerlich. Da er bloß negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher so vollständig gehabt, als er nur seyn kann. Daß man eine lange unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen, das beweist im geringsten nicht, daß man sich Anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweist die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstracten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sey immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie; wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere, als die allerälteste. Selbst das transscendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch jetzt so wenige erheben können, ich meine die Ausschließung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig, und wie gesagt, fast geläufiger, als unsern.

XVII. Eben so wenig möchte ich verschiedene andere Aeußerungen des Herrn Eberhards über diese Materie zu den meinigen machen, die, ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich die, obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sey. „Zwar bin ich nicht „im Stande, sagt er, den wahren Zeitpunkt ihres Ent„stehens und ihrer Ausbreitung unter den Christen anzu„geben. Es sey aber, welcher es wolle, so muß in dem„selben die Barbarei schon so viel Land gewonnen haben, „daß die Sophisterei der Schulgelehrten in den menschlichen „Gemüthern einen gebahnten Weg vor sich finden konnte. „Denn daß die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne, „davon hoffe ich den Beweis bis zu einer solchen Augen„scheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts mehr wird übrig „bleiben, als sie auf die Rechnung unrichtig verstandener „Schriftsteller zu schreiben." Wie gesagt, wenn er es in diesen Worten nicht ausdrücklich läugnet, daß auch andere Religionen, als die christliche, die ewigen Strafen der Lasterhaften lehren, und gelehrt haben: so ist sein Ausdruck doch nicht ganz unschuldig, wenn der Sache Unkundige sich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geschehe, oder jemals geschehen sey. Gleichwohl ist dieses so falsch, daß es ihm schwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und sich nicht vielmehr von dem Gegentheil

eben so streng ausdrücke, als er zugestehen muß, daß es in der Schrift wenigstens dem Ansehen nach geschieht. Ein jeder neue Christ brachte daher die gemißbilligte Lehre aus seiner verlassenen Religion in die christliche schon mit hinüber; und die mißverstandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, sondern konnten ihn höchstens nur darin bestärken. Vielmehr dürfte sich der Zeitpunct weit leichter angeben lassen, wann man eine allen Religionen so gemeine Lehre in der christlichen Religion zuerst angefangen hat, theils aus vermeinten philosophischen Gründen, theils aus eigenen mißverstandenen Voraussetzungen zu bestreiten. Und auch schon wegen dieser Uebereinstimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard sagen, „daß die Vernunft diese „schreckliche Lehre verkenne," oder wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Ver„nunft an diesem Lehrsatze unschuldig, daß in dem ganzen „Umfange ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch „eine richtige Folgerung dahin führe." Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund seyn; und unstreitig ist die von jeher, obschon mehr dunkel empfundene, als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde eines; nur in den verschiedenen Religionen durch die Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellt.

XVIII. Ich schließe mit der nähern Anzeige der gleich Anfangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, daß sich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, ausdrücklichsten Worten zu lehren. Man sehe seine Rede zum Schlusse des Georgias beim Plato, in welcher folgende Stelle schlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἱ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἴσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γίγνωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.* — Hier ist aller Ausflucht vorgebaut. Das *τὸν ἀεὶ χρόνον* ist nicht so zweideutig, als jenes *αἰῶν* oder *αἰώνιος*. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrücklichen Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit sie sich bessern, und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern bloß andern zum Beispiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden? *Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον.* Freilich ist es wahr, daß wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt ohne Unterschied ewig machte. Aber wenn bloß dadurch seine Lehre erträglicher wird: was ist denn in unserer Religion, das uns hindert, diesen Unterschied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unserer Glaubensgenossen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, und den unsere Reformatoren, ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht so schlecht weg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders, als die bessernde sokratische Hölle? Und wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle Ewigkeit bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese bloß möglichen Ungeheuer, nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten lassen? —

— O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibnitz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?

Aus dem dritten Beitrage.

1774.

Von Duldung der Deisten.[1]

Fragmente eines Ungenannten.

Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Reusers Geschichte einen denkenden Leser führt, brauche ich wohl

[1] Unter den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek fand Lessing einen Brief des bekannten unglücklichen Unitariers und Apostaten Adam Reuser, der sich wegen seiner religiösen Ansichten als Prediger zu Heidelberg nicht halten konnte, zu den Socinianern nach Siebenbürgen und endlich nach Constantinopel floh, wo er zum Islam überging, und daselbst im Jahr 1576 starb. Diesen Brief Reusers an einen Freund machte Lessing unter den „Beiträgen zur Ge„schichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu „Wolfenbüttel" bekannt, und begleitete denselben mit einer Abhandlung, in welcher er die Widersprüche in den Nachrichten über Reuser aufdeckt, und den Mann, soweit er nach Charakter und Ansichten zu vertheidigen ist, gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen seiner Zeitgenossen in Schutz nimmt. Diese Geschichte Reusers war es, von welcher, wie man aus Obigem ersieht, Lessing Gelegenheit nahm die berühmten Fragmente eines Unbekannten über religiöse Gegenstände dem Publicum vorzulegen, und sie mit den Bemerkungen zu begleiten, welche ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Göze und andern Theologen verwickelt, und die ganze Reihe der hier folgenden Streitschriften herbeigeführt haben.

nicht erſt lange anzugeben. Sie iſt es aber, die mich an Fragmente eines ſehr merkwürdigen Werks unter den allerneueſten Handſchriften unſerer Bibliothek und beſonders an eines derſelben ſo lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu ſagen, und dieſes als eine Probe daraus mitzutheilen.

Es ſind, ſage ich, Fragmente eines Werks: aber ich kann nicht beſtimmen, ob eines wirklich einmal vollendet geweſenen und zerſtörten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn ſie haben keine allgemeine Aufſchrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weiſe erfahren können, wie und wann ſie in unſere Bibliothek gekommen. Ja ſogar, daß es Fragmente eines Werks ſind, weiß ich nicht mit Gewißheit, ſondern ſchließe es nur daher, weil ſie alle einen Zweck haben, alle ſich auf die geoffenbarte Religion beziehen und vornehmlich die bibliſche Geſchichte prüfen.

Sie ſind mit der äußerſten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußerſten Ernſte geſchrieben. Der Unterſucher vergißt ſeine Würde nie; Leichtſinn ſcheint nicht ſein Fehler geweſen zu ſeyn, und nirgends erlaubt er ſich Spöttereien und Poſſen. Er iſt ein wahrer geſetzter Deutſcher in ſeiner Schreibart und in ſeinen Geſinnungen. Er ſagt ſeine Meinung gerade zu und verſchmäht alle kleine Hülfsmittel, den Beifall ſeiner Leſer zu erſchleichen.

Da, nach der Hand und der äußern Beſchaffenheit ſeiner Papiere zu urtheilen, ſie ungefähr vor dreißig Jahren geſchrieben ſeyn mögen; da aus vielen Stellen eine beſondere Kenntniß der hebräiſchen Sprache erhellt, und der Verfaſſer durchgängig aus Wolffiſchen Grundſätzen philoſophirt: ſo haben mich alle dieſe Umſtände zuſammen an einen Mann erinnert, welcher um beſagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter dem Schutze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen; an Schmid, den Wertheimiſchen Ueberſetzer der Bibel.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfaſſer aufzuhalten, hier iſt die Stelle, in welcher ſich meine Leſer mit ſeinem Geiſte näher bekannt machen können. Sie iſt aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt. [1]

Und ſo weiter! Zu einer Probe iſt dieſes mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht ſo ganz ohne Geleite abtreten zu laſſen.

1) Ich habe geſagt, daß Reuſers Schickſale mich an dieſe Stelle erinnert. Denn als Reuſer ſo weit gekommen war, daß er ſich kein Bedenken machte, zur mahometaniſchen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantaſt, der ſich von der Wahrheit der mahometaniſchen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der chriſtlichen, überzeugt fühlte; ſondern er war ein Deiſt, der Eine geoffenbarte Religion für ſo erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äußerſte Verfolgung zu einem Tauſche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Chriſtenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unſer Unbekannte für ſolcher Art Leute bringt. Er hatte ſie bei den Unitariern Anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen ſofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen laſſen, was er ſich mit der Zeit ſelbſt von denen zu verſehen habe, welche anderswo eben ſo vogelfrei waren, als er. Ja es ſcheint, daß dieſe ſeine Beſorgniß durch Franc. Davidis nachherige Schickſale hinlänglich gerechtfertigt worden. Indeß kann es doch gar wohl ſeyn, daß Reuſer auch eine Art von Prädilection für die mahometaniſche Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die ſeit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müſſen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran, ſagt auch unſer Unbekannte „kurz vor der mitgetheilten Stelle, und der türkiſche Glaube „hat zwar einen böſen Ruf bei uns, nicht allein, weil der „Stifter dieſer Religion Betrügerei und Gewalt gebraucht, „ſondern auch weil viele Thorheiten und Irrthümer nebſt „manchen unnöthigen, äußerlichen, hergebrachten Gebräuchen ſich eingemiſcht finden. Ich will ihm auch gar „nicht das Wort reden, viel weniger denſelben der chriſtlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich verſichert, daß unter denen, die der türkiſchen Religion dieß „und jenes Schuld geben, die wenigſten den Alkoran geleſen haben, und daß auch unter denen, die ihn geleſen, „die wenigſten den Vorſatz gehabt, den Worten einen geſunden Verſtand, deſſen ſie fähig ſind, zu geben. Ich „getraute mir, wenn dieſes mein Hauptabſehen wäre, das „vornehmſte der natürlichen Religion aus dem Alkoran gar „deutlich und zum Theil gar ſchön ausgedruckt darzuthun, „und glaube, daß ich bei Verſtändigen leicht darin Beifall „finden werde, daß faſt alles weſentliche in Mahomets „Lehre auf natürliche Religion hinauslaufe. Der gelehrte „Thomas Hyde, [1] den man ſowohl der Sachen kundig als „unpartheiiſch halten muß, lobt den Mahomet als verae „Religionis Abrahami restauratorem, der die wahre „Religion Abrahams wieder hergeſtellt habe, und der getreuſte Ueberſetzer und Ausleger des Alkorans Georg „Sale [2] zeigt in ſeiner Einleitung zum Alkoran, daß der „Grundſatz der Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes „beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur Ein Gott ſey „und ſeyn könne: daß der Vorſatz, die heidniſchen Araber „von der Abgötterei zum Erkenntniß dieſes einzigen Gottes „zu bringen, edel und höchlich zu loben geweſen, und daß

[1] Hier folgt das Fragment, welches hier nebſt den übrigen wegbleibt, weil ſie nachher zuſammen gedruckt ſind.

[1] Th. Heyde de relig. vet. Persar. p. 33.

[2] G. Sale preliminary discourse to the Koran p. 36 et 68.

„Herr Prideaux nicht mit Grund vorgebe, ob habe Ma„homet bei den Arabern statt der Abgötterei eine Religion „eingeführt, welche eben so schlimm sey als die Abgötterei. „Herr Sale sagt, daß die Ermahnungen zu guten Sitten und „Tugenden, welche im Alkoran enthalten sind, und son„derlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren „Gottes zum Theil so vortrefflich sind, daß ein Christ sie „wohl beobachten möchte." — Wie weit nun dieses auch Neuser zu seiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit sagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns seine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die sie vor sich gehabt zu haben versichern.

2) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich diese Beziehung auf Neusern bloß und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht in ihr auch einen besondern Punct der Gelehrsamkeit auf eine ganz besondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfasser von den Proselytis portae in der alten jüdischen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache selbst nicht längst bekannt wäre: es ist bloß die Anwendung auf unsere heutigen Deisten, die mir neu und ihm völlig eigen zu seyn scheint. Sie hat etwas sehr blendendes, diese Anwendung; und ich wünschte um so mehr, sie aus den Quellen geprüft zu sehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir so fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch, daß, wenn man schon zugeben müßte, daß diese Proselyti portae nichts als Deisten gewesen, damit gleichwohl noch nicht erwiesen sey, daß sie auch alle die Freiheit unter den Juden genossen, auf welche die heutigen Deisten unter den Christen Anspruch machen. Wenn wenigstens der Verfasser selbst zugiebt, daß das siebente der noachischen Gebote sie keineswegs als ein Naturgesetz verbunden habe, sondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Aergerniß zu geben: so dürften sie leicht mehreren solchen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion, der sie nicht zugethan seyn wollten, unterworfen gewesen seyn. Falls sich nun dergleichen fänden, sollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten seyn, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden? Aber unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet seyn. Das ist freilich ein wenig viel und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen lästerte (Levit. XXIV. 12.), so ward er ohne Barmherzigkeit gesteinigt, und die Entschuldigung half ihm nichts, daß *er nicht den* wahren Gott, den die Vernunft den Menschen *lehre, sondern den Aftergott gelästert habe*, wie die Juden sich ihn bildeten. Und schon hieraus, meine ich, ist zu schließen, daß auch die alte jüdische Religion es in diesem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als sie es alle halten.

3) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu sagen, brauchen meine Leser nicht von mir zu lernen. Aber wie sehr merkt man es ihr an, daß sie vor dreißig Jahren geschrieben worden! Wie? noch jetzt wären der gesunden Vernunft alle Wege versperrt, Gott nach ihrer Einsicht unter einem angenommenen Christennamen zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Christenname, als Arianer, Socinianer, ist vielleicht noch eben so verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieser Namen? Ist der bloße Name Christ nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calvinist und Lutheraner nicht eben so verwerflich geworden? Weg mit allen diesen Namen, die uns der Einsicht eines Einzigen unterwerfen! Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen. Den wollen wir sehen, der unser Christenthum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeister zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unserer Religion vermehren. — Daß dieses die Sprache mancher heutigen Theologen ist, wer weiß das nicht? Und allerdings hat diese Sprache das Gute hervorgebracht, daß neuerer Zeit, wenigstens in dem protestantischen Deutschland, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftsteller unterblieben ist. Eine merkwürdige Erscheinung, von welcher ich wohl wissen möchte, aus welchem Gesichtspuncte sie unser Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er scheint dergleichen Theologen im Verdacht zu haben, daß sie von dem ganzen Christenthume nichts übrig lassen und nichts übrig lassen wollen, als den Namen. Daß dieses bei einigen auch wohl der Fall seyn möchte, daran ist kein Zweifel. Aber bei Vielen ist er es auch gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die sich gegen die Vertheidiger einer bloß natürlichen Religion mit so vielem Stolze, mit so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Worte verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noch selbst protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.

Aus dem vierten Beitrage.

1777.

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten,

die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem

andern meiner Leser, um dessen Beifall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es, „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüste stößt.“ Das Gleichniß ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehört einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterei erklären werde, wenn ich deßwegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug seyn könnten, sie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publicum ja mit nächstem ein Mehreres und wo möglich das Dreisteste und Stärkste daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch anderer seines gleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten so fort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu seyn fühle.

Erstes Fragment.

Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweites Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferstehungsgeschichte.

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer, als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ seyn, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meinen, nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten ließe, was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen seyn; aber auch der Christ? Der gewiß nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahrt hatte. Aber was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz, der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehreren gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt seyn kann, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe

gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigstens ist eben so elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwiedert. Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gotteslängner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Außenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidigt worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammen zu führen, unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen überspannt; Ein Nagel sollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eigenen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preis gab, und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen, und wird nun bald genöthigt seyn, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines ächten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheint er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst geht er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion nur so nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sonder urtheilen zu lassen, wie vieles nun Er erst zu sagen würde, und hiernächst dem ersten panischen Schre steuern, das einen kleinmüthigen Leser befallen k eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Ge beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. W aber damit mehr thue, als ich gleich Anfangs th dürfen um Erlaubniß bat, so geschieht es, weil ich de der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen k wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt Männer genug, welche jetzt die Religion so verthei als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen s sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung d ligion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß glei diese Männer nur noch allein vor dem Riß stünden woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die beste sichten von der Welt haben? Wenn sie nicht ihr sichten schützen sollen, was wird mich schützen, we das Ziel eben so weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die weniger als das Christenthum annehmlich zu mache mögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die s gedrungen, so müssen sie wohl von der Nothwendigke selben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. W sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen e terten, Fußangel vor aller Augen haben streuen wol

Und allerdings hat es dergleichen Theologen ge allein wo giebt es deren denn noch? Hat man den A nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die zeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nu nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernun Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekr Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube gew Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als ei neuerte Sanction der Religion der Vernunft. Gehei giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diese jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nicht ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Ver die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie br alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und

Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die A sacher der Offenbarung als Widersacher des gesu Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen alles, Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt, zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung seyn kann und seyn muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sey, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine seyn kann und eine seyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider seyn, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion ausbolirt, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbart? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennehmung unter dem Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben, und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die mosaische Geschichte davon erkennt er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern, so scheint mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt: „daß, nach Anleitung derselben, die Prediger, als „wahre Seelsorger, vielmehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft und den Gebrauch derselben „als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntniß „und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unsere „ersten Eltern eben darum gefallen wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedient hätten;“ so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung, oder ertheilt das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie, in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben so wohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündigt, weil wir alle sündigen müssen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer eben so wohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Mährchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Accommodationen Accommodationen seyn lassen.

Wie gesagt, eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht bloß auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheint Gewaltsamkeit auf der einen, und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Gränzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dieß also, dieß ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß, und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren, und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der besseren Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen katechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, daß an diesen Büchern nicht manches zu verbessern seyn sollte; aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehört, wenn er ihnen „den Mangel „an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Uebergange von derselben zur Offenbarung“ vorwirft.

Ich denke, dieser Mangel ist theils kein Mangel, und theils würde es äußerst gefährlich seyn, ihm abzuhelfen, ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede seyn, weil bloß so obenhin daran künsteln die lieben Bücherchen ja erst recht schal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus, sondern schließt sie in sich. Wenn sie dieselbe voraussetzte, das ist, wenn sie ohne dieselbe unverständlich wäre, so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schließt, da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehrt, und sie bloß mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit

der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher ist, als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerst mißlich ist, wenn man sich durch die ebenso scharfen als faßlichen Beweise der ersteren verwöhnt hat. Man erwartet und fordert sodann bei den Beweisen der andern eben dieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschah. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit; und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie hinüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in Ein Buch vereinigt hatte; ich gab ihm seinen Abschied, und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen, so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre specifischen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Classe; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen *richtiger, ganz ungezweifelter Dinge*. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sey, sey mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine solche Offenbarung unmöglich ist, — nun freilich: so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist: sollte Gott dem ungeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine solche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit einem andern Volke in einer andern Sprache ertheilt, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich jetzt die Christen als Christen rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle anderen Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühewaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn bloß, in so fern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegen zu setzen, als etwa, — daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen und man zu ihm sagen könnte: „das „Christenthum ist auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre

‚neuen Boden, obgleich weder Missionen noch gelehrte ‚Erweise seiner Wahrheit diesen neuen Boden gewinnen ‚helfen; wenn schon in den letzten Jahrhunderten der ‚christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so sind unter ‚diesen christlichen Völkern doch gewiß mehr Christen ge‚worden; die Zeit muß kommen, da dieses unmerkliche ‚Wachsthum der Welt mit Erstaunen in die Augen leuchten ‚wird; der glückliche Windstoß muß kommen, welcher die ‚noch zerstreuten Flammen in Einen alles umfassenden „Brand vereinigt, so daß am Ende die Zahl der Verlornen „sich zu der Zahl der Geretteten eben so verhalten wird, „als noch jetzt die Zahl der Geretteten sich zu der Zahl der „Verlornen verhält.“ —

Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen es trösten soll! — Daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse; daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sey, deren Geschichte in diesen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sey, welches in den einzelnen Posten der Rechnung große Ausfälle machen müsse. —

Denn Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte seyn können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, die ein solcher Antheil nicht verzällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus? — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er ist beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nöthig sey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können, ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst die, die sich in allen den verschiedenen Gemeinden derselben am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses gethan; wie unphilosophisch sie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu sie ihrem eigenen System dabei geblieben: genug, sie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunsch rechtfertigt ihr Herz, und ihr Geständniß, daß Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal der Dispensation bedürfe, versöhnt mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß, die ihm aber eben so wohl zur Entschuldigung, als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses, in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worden, und Sätze, welche man bloß zur besseren Verbindung jener eingeschaltet, oder aus ihnen folgern zu müssen vermeint, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Secten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Secten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinausläuft; noch auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie (S. 358) vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend gemacht worden, als hier, und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen solchen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verschrieben seyn möge, daß anstatt sechsmalhundert tausend streitbarer Mann, nur deren sechzigtausend, nur sechstausend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wohl oft ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu

bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Besten oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankommt, — ganz und gar nichts auf ihr beruht? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilt und Millionen trockenes Fußes hindurchführt, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nämliche an dem Jordan thut und bloß für seine Person hindurchgeht: ist dieses nicht eben ein so gutes Wunder als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl seyn, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme Meer ein und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder Land ein, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener seyn, als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt und ein neues Bette sich wühlt? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel seyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde, ihr in allem besser fügen würde, als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu seyn scheint. *Nämlich:* „und das Meer kam wieder für Morgens in *seinen Strom;*" *oder wie es* Herr Michaelis übersetzt: „da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder und hielt seine gewöhnliche Fluth." Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es seine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam, so scheint ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu seyn. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu seyn, welche sagt: mare reuersum est primo diluculo ad priorem locum; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothese in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: „und das Meer kam wieder am Morgen in seine Stärke;" so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sey, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich, oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Orthodox genöthigt sey, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung heraus zu locken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten, die Eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann und soll. Als hier. „Wenn denn nun aber, darf er bloß sagen, der ganze „Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht „bloß in der Austrocknung des Meerbusens bestand, wenn „auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Menge „in so kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder ge„hört? — Ich habe gar nichts dawider, daß man bei dem „ersten Stücke dieser wunderbaren Begebenheit auch natür„liche Ursachen wirksam seyn läßt; nicht den Wind bloß, „dessen die Schrift selbst gedenkt; sondern auch die Ebbe, „von der die Schrift nichts sagt; und wenn man an Einer „Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei auf einander „folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die „Schrift, noch die Admiralitäts-Lootsen in Cuxhafen etwas „wissen. [1] Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder „genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen nur nicht jetzt, „oder jetzt nicht so und so wirksam gewesen wären, und „ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmittelbar „in dem Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl vorher„gesagt worden. Ich gebe es gern zu: nur muß man mit „dem, was ich zugebe, mich nicht schlagen wollen; nur „muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem „Wunder, dem Wunder unbeschadet, seyn könne, nicht zu „einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders über„haupt machen; man muß ein Wunder, weil sich keine

[1] S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien, S. 414.

hen Kräfte angeben lassen, deren sich Gott dazu
, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung
erbusens geschah durch Ebbe und Wind; gut: und
ch ein Wunder. Die Geschwindigkeit, mit der das
rüber kam, ward — freilich weiß ich nicht wie
: aber ist sie darum weniger ein Wunder? Sie
de Wunders um so viel mehr. Es klingt allerdings
nnreich, wenn sich euer Verfasser (S. 372) ver-
daß man den Israeliten und ihren Ochsen
karren nur keine Flügel gebe. Indeß sagt
Gott selbst, daß er die Israeliten auf Adlers-
ln (2. Mos. 19, 4) aus Aegypten getragen habe:
nn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und
dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszudrücken,
se Metapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch
r Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches
ls in allen euren symbolischen Demonstrationen."
wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm
en? Man kann die Achseln zucken über seine Ant-
viel man will, aber stehen muß man ihn doch lassen,
ht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der
rundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so aus-
ten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht conse-
reden und handeln will. Diese Consequenz, ver-
lcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in
gebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was
m zum Manne macht, ihm Charakter und Stetig-
t, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen.
r und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die
tze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange
undsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen,
falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken,
ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.
t also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende,
, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so eckel! So
widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens
eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der
von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem
Es sey so. Ja, man gehe, wenn man will, noch
hritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch
elitische Volk, wie wir es in den Schriften des
or den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft
ernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von
eit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint,
elne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen
eller selbst waren, davon ausnimmt, so kann auch
uptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlich-
eben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die
welche das israelitische Volk seinem Gott beilegte,
t die transscendentale metaphysische Einheit war,
welche jetzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren echten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr, als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter, aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste seyn, und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Gottes, irgend eines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte, so wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es seine Lust gebüßt hatte, und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babylonischen Gefängniß seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften seinem Jehova eine weit erhabenere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch läugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eigenen Gott machte, so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt, man thue über die Einwürfe des vierten Fragments auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben? — sich Gott zu ihm herabließ, und sich ihm nicht als den Unendlichen, sondern bloß als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt

hatte. Gott ward der Gott der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten israelitischen Volke selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schließen. Denn diese muß ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns jetzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da, wo es vorhanden ist, so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt, und Bücher können gar wohl von Gott seyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt seyn, ob sich schon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten, das ist, eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Gränzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die *seligmachende christliche* Religion. Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deßwegen alle vorhergehenden Zeiten, alle andern Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen seyn, wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen selig machen wollen, ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Cirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: Die Erziehung des Menschengeschlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau bezieht? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheint, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben bekannt zu machen für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang,[1] — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Und so gelangt der Verfasser zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menschengeschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe zum Gehorsam folgen die ungleich mehr anspornenden Aussichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näscherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle diese fernern Speculationen gehören nicht zu unserer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel.

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in einem und dem andern beide Charaktere zusammen kommen,

[1] Die ersten 53 Paragraphen.

so ist doch unwidersprechlich, daß kein einziger Evangelist bei allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweierlei Widersprüche hier möglich. Widersprüche unter den Zeugen, und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur seyn, wenn ein Evangelist über den einzelnen Fall, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche: oder wenigstens, wenn mehrere Evangelisten über den nämlichen einzelnen Fall, bei welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann schlechterdings nicht anders seyn, als daß von mehreren Zeugen nicht jeder die nämliche Sache an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorsätzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nämliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nämlichen Sache ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er müßte denn seine Aussage auswendig gelernt haben: aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache jetzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bei diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt seyn mußte? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiedenen Vorstellungen einförmig, und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, daß die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankommt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei denen, welche die Sache nur vom Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieses Wunder anzunehmen? Und was bringt uns, es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der habe es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden, und sie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonien geschehen ist.

§. Daß er dabei sich ja nicht auf dieses und jenes Werk zu sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa nur bekannt ist. Ditton hat freilich die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen, entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstration, ungeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Wenn indeß seine ewige Vervielfältigung der nämlichen Personen und Erscheinungen beruhigen kann, der muß so schwer eben nicht zu beruhigen seyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantwortet sie alle. Denn diesem und jenen nur etwas wahrscheinliches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Theologiſche Streitſchriften.

Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

— δια τας τεραϛιους δυναμεις, ἀς κατασκευαζεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

1777.

Mein Herr!

Wem konnte es angelegener ſeyn, Ihre neue Schrift ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eriſichton, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen, ſo ſind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc. — — —

Ein anderes ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe; ein anderes erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andere wollen erlebt haben.

Ein anderes ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe; ein anderes ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andere wollen geſehen und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte, ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte ich nun gar geſehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen, ſo würde ich zu einem von ſo lange her ausgezeichneten wunderthätigen Mann allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem ſeinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Chriſtum oder *die chriſtliche Religion betreffende* Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte; was könnte mich abhalten, mich dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft, wie ihn der Apoſtel nennt, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der ſehr Recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu ſeiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beiſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch jetzt auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft jetzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat, ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn ſagen laſſen, „daß „der Beweis der Kraft wegen der erſtaunlichen Wunder ſo „heiße, die zur Beſtätigung der Lehre Chriſti geſchehen," iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und

emden finden, daß er die Wahrheit jener bei der gung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ ων ἀλλων, und alſo aus der Erzählung der Evan- wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich Wundern erweist, die noch damals geſchahen.

m nun dieſer Beweis des Beweiſes jetzt gänzlich len, wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis eifes zu erſetzen; wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute ehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigſte ſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Ver- g eben ſo kräftig glauben ſoll?

r iſt, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen ſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was erfahre?

wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch be- hätte, ſondern man behauptet nur, daß die Nach- die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche ten ſeyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtrirt werden, n ungeachtet müſſe man ſie eben ſo feſt glauben, nſtrirte Wahrheiten.

auf nun antworte ich. Erſtlich, wer läugnet es, cht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und ngen eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer e Wahrheiten ſeyn können? — Aber nun, wenn eben ſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bei rauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und Dinge auf ſie baut, als man auf hiſtoriſch erwie- hrheiten zu bauen befugt iſt.

n keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden kann auch nichts durch hiſtoriſche Wahrheiten irt werden.

iſt, zufällige Geſchichtswahrheiten kön- r Beweis von nothwendigen Vernunfts- iten nie werden.

äugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen orden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem rheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts richten von Wundern ſind (mögen doch dieſe Nach- unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als r wollen), mich zu dem geringſten Glauben an nderweitige Lehren verbinden können und dürfen. derweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen an.

Zweitens: was heißt einen hiſtoriſchen Satz halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt ringſten etwas anderes, als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts dawider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein anderer einen andern hiſtori- ſchen Satz darauf baut, eine andere hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchätzen? Heißt es im geringſten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe ſich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubt?

Wenn ich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden; muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn ſeine Jünger deßwegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Claſſe, folgen ganz natürlich auseinander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andere Claſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen ſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος iſt, ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freilich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen:

„O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte „Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können.“

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan; sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejagt, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreut, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren Ort gestellt seyn ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist; die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gebe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre; — (wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch dergleichen geben) — läugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.
HIERONYMUS.

Ein Gespräch.

1777.

Er und Ich.

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen: [1] aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

Ich Zum Exempel?

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch seyn?

Er. Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? — Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir jetzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese Eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

[1] Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr r sterben sah.

Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, venig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben lt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht önne, daß er schlafe, nicht todt sey.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt! Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem iben das Wort sprechen hören.

So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den ines Freundes windet, um in die Umarmungen eundin zu eilen, — trennte sich allmählig sichtbar s reine Seele von dem eben so reinen, aber ver- Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch mal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte s auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern gehen, ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche hes Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede. Die öfters nicht sehr studirt mag gewesen seyn.

Lieben Sie das Studirte?

Nachdem es ist.

Ganz gewiß war Johannes Anrede das nie. Denn mmer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer und kurz, und wurde immer von Tag zu Tag r und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte — —

Auf welche?

„Kinderchen, liebt euch!"

Wenig und gut.

Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des nd auch des Besten, wenn es alltäglich zu seyn be- bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher s nicht mehr sagen konnte, als „Kinderchen, !" gefiel dieses „Kinderchen, liebt euch!" unge- s gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, ierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache nn nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch d wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch ehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit chts, als einem „Kinderchen, liebt euch!" beschloß; sah, daß der alte Mann nicht bloß nur so wenig onnte; als man sah, daß er vorsätzlich nicht gen wollte; ward das „Kinderchen, liebt euch!" so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdrei- h endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber warum sagst du denn immer das nämliche?

Und Johannes? —

Johannes antwortete: „Darum, weil es der ohlen. Weil das allein, das allein, wenn es ge- genug, hinlänglich genug ist." —

Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genannt haben!

Ich. Im Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort u. s. w." verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeneres schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerem Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Ja! ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug daß sie die christliche Liebe beibehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er. Wenn Sie sich fühlen.

Ich. Aber ich verstehe Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anderes sind die Glaubenslehren der

christlichen Religion, und ein anderes das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will begründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sey.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft, noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewissen Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“

Ich. Ja so! allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid promoturus.

Dict

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen M sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, erstehungsgeschichte gegen das Fragmen Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach de unserer Einsichten und Kräfte, und es ist immer wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich de dernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer un Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, d Kampfe Wärtel zu seyn und meine Stange dazu werfen, wenn von der einen oder der andern Sei zu hämischer und unedler Streich geführt wü Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selb bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verk meine vorgeschlagenen Austräge gemißdeutet werd Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und d mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessi

Erst wollen wir den Standort gehörig erwäg dem jeder von uns hält, damit wir um so redli und Wetter theilen können. Denn nicht genug, alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl einen Auge mehr trifft, als des andern; ein streng zug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener, s theile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich — Besonders bewahre uns Gott alle vor der t Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehun ist auch darum nicht zu glauben, weil die Na der Evangelisten davon sich widersprechen.

Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann i Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten de gelisten widersprechen.

Nun kommt ein Dritter und sagt: die Aufe Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Na der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.

Man gebe auf dieses auch darum, auf di schon, auf dieses denn wohl Acht. Man wird daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles ber

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen P näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hau auf die christliche Religion unternommen. Es ist k zige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat

Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kommt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat, der einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie jetzt noch etwas einzuwenden seyn möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl seyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein anderes ist, *auf etwas antworten*; ein anderes, *etwas beantworten*. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit *seinem* guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber *nun* schon — da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man seyn, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mitzuteilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den rellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche, unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt; wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden, muthwilligen Laffen erniedrigt hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner *Person* widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner *Sache* steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist allenthalben mehr werth, als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt.

Will es denn Eine Classe von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich *auch ihnen* diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil ich auch von *ihnen* glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches, verleumderisches Urtheil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es ist lediglich meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheint, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand, und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruhe, eine Feder oder Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihres gleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht besseres und gründlicheres geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer

dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu, und läugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unserer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können: ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich läugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen; hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geläugnet? Hat man sich nie getraut, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unserer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben so viel in dem engen Stalle sind, als der geduldigen, einverstandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? —

„Possen! denkt der freie offene Leser, der sich nicht *muthwillig* durch kleine Sophistereien um den Nutzen und *das Vergnügen der Geschichte* bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten aufsliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber [1] selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollständige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatsachen freilich nicht; aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielt. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen! Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand kann man wohl eine Chronik zusammenklauben; aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besonderer Vorzug, durch einen näheren Antrieb des heil. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf besteht, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten,

[1] Baylscus.

der von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, ag' ich, der heil. Geist ihnen diese widersprechende Nachichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthoox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied wischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst:) der Orhodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des heil. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen u lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, en eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, uf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der heil. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht on den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheiende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich ndlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen assen? — Nun, da ist sie ja wieder, die vollkommene lebereinstimmung, die der heil. Geist vermeiden wollte, eil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze nterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem alle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten hre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinändniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, aß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. nsere nächsten Nachkommen, dachten sie, die dem Dinge och auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche och nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das abyrinth unserer Erzählung von dieser Nachsuchung abalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr öglich ist, so wird man schon den Faden zu unserem Laprinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein euer Beweis unserer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, aß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß iese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man ch so etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt ffenbarer dazu, als unsere kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundigt haben, ob in dem anzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel nzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, ie weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch ch einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit ir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne e offenbarsten, unauflöslichsten Widersprüche erzählt wor- n? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches xempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: n Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle schöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daseyn.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der heil. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind; aber nicht der heil. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der heil. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was eben so wohl die Wirkung der feinsten Büberei seyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des heil. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des heil. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommenen behelfen.

Mitwirkung des heil. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte; und gleichwohl soll unsere jetzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug seyn, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in diesem Puncte besser daran sind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deßwegen zweifeln, weil die verschiedenen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Elle zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch *wenn es möglich* wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen *Grund hätte, oder doch nur auf lauter* Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn; sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen seyn. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen, wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sey herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl seyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im Geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architectur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Facta wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr seyn? — Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entsteht, noch auf Scepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der „Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem „Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun, und beantworte „die gerügten zehn Widersprüche unseres Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur „beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. Bloß „diesem und jenem etwas wahrscheinliches entgegensetzen, „und die übrigen mit triumphirender Verachtung über„gehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu seyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Puncte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung etwas zu unterlassen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? — wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getraut, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getraut? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte, und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen, es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilt, auch in allem Betracht gut ist, oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmeres genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligemal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn das alles wahr ist, — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst.

Und das, das sollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es.) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheint, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben, und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben, aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sey; nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein und läugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu läugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja sie glauben die Folgerung nur, weil und so fern das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebührt; weil ich finde, daß man es sich eben so leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticirt, die man sich am besten zu stechen getraut, muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien spielt, und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaube es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlich. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe, und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet, und behaupte noch: sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich auseinander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das steht dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruch zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerspruch ist, können deren hundert seyn; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also ohne weiters zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche „den Leichnam Christi salben wollten, die Specereien dazu „*am Freitage gegen* Abend, vor Eintritt des Sabbaths „oder ersten Ostertages, einkaufen, und Marcus (XVI, 1) „am Sonnabende des Abends, nach unserer Art zu reden, „als der Sabbath vorbei war."

Daß man in diesen verschiedenen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellt daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die „Weiber bereits vorher Specereien gekauft;" und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich bloß an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längst vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibt der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruhe und Frieden leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden, und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lucas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „O freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse: „o freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden; sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden,

achdem ſie den Freitag Abend von dem Grabe zurückge-
ommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρεψασαι
τοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verſtanden werden,
ls daß ſie Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft
ereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deut-
chen nicht ausgedrückt iſt, und von dem mir die guten
eute, für die ich ſchreibe, ſchon auf mein Wort glauben
erden, daß es nachdem inzwiſchen bedeute (denn
εν bloß durch zwar geben, will nicht langen,) und der
vangeliſt alſo ſichtbar der Meinung damit vorbeugen
ollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend
orgenommen worden. Getroſt alſo den Perſikel: ὑπο-
ρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν
αββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, überſetzt: zurück-
ekommen vom Grabe, bereiteten ſie die Spe-
ereien und Salben, nachdem ſie inzwiſchen
wiſchen dem Zurückkommen und Bereiten, zwiſchen dem
articipio und verbo, denn das bedeutet das μεν hier
chtbar) den Sabbath nach dem Geſetze geruhet
atten."

Iſt es möglich, lieber Nachbar, iſt es möglich, daß
ch Ihre Feder — (denn daß Ihr Verſtand mit fortmußte,
egreife ich —) nicht ſichtbar ſträubte, als Sie dieſes
iederzuſchreiben im Begriff waren? — Wenigſtens, will
h hoffen, haben Sie ſich nachher um den Beweis von der
ichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzi-
en Ueberſetzer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nach-
er ein paar Stellen aufgeſucht, wo μεν möglicherweiſe,
bſchon mit eben ſo wenig Grunde, dieſe ſichtbare Bedeu-
ung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich
offen, denn Sie ſind ein ehrlicher Mann; Sie haben ſich
icht auf einen Belag ſtillſchweigend bezogen, von dem Sie
ußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, ſondern Sie
aben bloß einen Belag ſtillſchweigend vorausgeſetzt, von
em Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber
un, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob
h ſchon voraus ſehe, daß er eine Revolution in der gan-
en Geſchichte anrichten wird, die nicht klein iſt. Denn
elche Folge von Begebenheiten iſt gegen dieſes erwieſene
εν gekettet genug? Welche Wirkung läßt ſich nicht dadurch
ur Urſache, welche Urſache nicht zur Wirkung machen?
s giebt keine Hyſteraprotera mehr, wenn dieſes μεν
rwieſen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe — denn wiſ-
en Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünſtig zurück-
ehalten, wiſſen Sie, was man alsdann ſagen wird und
ußt? — Daß Sie Ihre Leſer zum Beſten gehabt, daß
ie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächſerne
aſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wol-
en, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines
on beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von
ir ſagen laſſen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber ſind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher
weiß ich denn, daß Sie einer ſind? — Wie man doch ge-
wiſſe Dinge ſo leicht annehmen kann! — Erſt nun fange
ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur ſo
ſind Sie entſchuldigt, und ich möchte Sie gar zu gern ent-
ſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß
nicht gegeben, die mir dieſer gutmeinende Laie giebt. Auch
werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöße proteſtiren.
Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo
nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich
ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz an-
dere Antwort, wenn mir ſo viel daran gelegen wäre, die-
ſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, ob ſchon
vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich
ihn herſetzen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! ich behaupte
nur in Theſi, daß es in den Erzählungen der Evangeliſten,
ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben
könne; aber in Hypothesi, ob dieſes und jenes wirklich
ein Widerſpruch ſey, behalte ich mir alles Recht vor, die
Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen ein-
zelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich
verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas
dabei ſagen kann, wodurch ein anderer, der nicht wie ich
denkt, etwas zu gewinnen vermeint: warum ſoll ich ihm
die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſei-
nen Gegner mit zu ſehen.

So denn alſo! — Wie wenn man den Evangeliſten allen
beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man
den einen und den andern, auf der grammatiſchen Folter,
das nämliche ſagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man,
wie jemand gemeint hat, die frommen Weiber zu zwei ver-
ſchiedenenmalen Specereien kaufen läßt, den Freitag nur
ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben konnten,
und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen
allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber
ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch, daß man
auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerkſam mache, und es
in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Wenn denn
einmal die Weiber, als ſie den Freitag gegen Abend vom
Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt ha-
ben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze
zu bezahlen: ſagt denn das auch Lucas von ihnen? Er
ſagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠγορασαν.
Aber, wird man ſagen, wie kann man Specereien berei-
ten, die man noch nicht gekauft hat, und doch kaufen muß?
Das iſt es eben: ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der
gleich bei der Hand iſt, der gleich zur Hand ſchafft, ſon-
dern auch nur προθυμος, der gleich willig und entſchloſſen
iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen. Folglich heißt auch ἡτοι-
μασαν nicht bloß praeparabant *manibus*, ſie machten
zurecht, durch eine Art von Handarbeit, ſondern auch prae-
parabant *animo*, curabant ut praeparata haberent,

sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft halten möchten. Sie gingen nicht in die Gewölbe der Specereihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären, denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen, auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοίμασαν ἀρώματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was ist dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμάζειν im N. T. an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und „Nicodemus den Leichnam Christi in allen Stücken nach „der Weise der Juden bestatten; Johannes sagt nicht, daß „die Weiber ihn salben wollen. Aber Marcus und Lucas, „welche nur melden, daß Joseph von Arimathia den Leich„nam bloß in feine Leinwand gewickelt, also nicht gesalbet „habe; Marcus und Lucas sagen, daß die Weiber, die „diese tumultuarische unvollständige Bestattung des Joseph „von Arimathia mit angesehen hätten, nach Verlauf des „Sabbaths den Leichnam Christi auch salben wollen. Beim „Johannes thun Joseph und Nicodemus alles, und die „Weiber thun nichts, und wollen nichts thun. Beim Mar„cus und Lucas thut Joseph von Arimathia nicht alles, „und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Jo„seph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig also „Johannes mit sich selbst ist; so einig Marcus und Lucas „mit sich selbst sind: so sehr widerspricht Marcus und Lucas „dem Johannes, und Johannes dem Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar dawider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten Widerspruch, und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein anderer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar *nicht mit einander.*" Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber *ist denn die völlige Bestattung* eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volkes erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber, auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung, und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangelisten alles beide stünde; wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdann diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdann wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht; da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist: so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines für Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines für Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte, ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nicodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so, denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs

wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so edel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Sylbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andere Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Mag„dalena, und der andern Maria, geschehen sey, was die „übrigen Evangelisten sie, bei Annäherung des Grabes, „bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das ἰδου ἐγενετο beim Matthäus; und es könnte wohl seyn, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar: ἰδου ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sey. Εγενετο mag auch immerhin heißen, es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann seyn, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken, als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig seyn sollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „den Sonnabend spät Abends „gingen die beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzu„sehen, ob es noch ungestört sey, kamen aber allem Ansehen „nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. „Matthäus XXVIII."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt [1] ausdrücklich: Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden seyn, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen. Freilich, nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh „gingen sie in Gesellschaft verschiedener anderer Weiber „wieder dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. „Marc. XVI, 2. Luc. XXIV, 1. Auf diesem Wege „wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, „und es folglich geöffnet war. Marc. XVI, 3. 4. Luc. „XXIV, 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sey. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein anderer vorhergegangen sey. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings. —

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die „unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie voraus ging, „am ersten, und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe „zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, „welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib „Christi weggenommen sey. Joh. XX, 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sey? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen, sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß

[1] Ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen seyn? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie, und läuft und läuft, sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — so war sie Magdalene die Sünderin, das ist, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi seyn sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte.“ — Sie läuft, und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit seyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen, ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkömmt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschracken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: fürchtet euch nicht!“ —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen? — Und sieh', da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du jetzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt' ich meinen!

Ich. Also wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande? oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei seyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende Einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen, und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangenen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „sie kamen, das Grab zu besehen.“ Sie kamen, übersetzt dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er: „aber das Thor war entweder schon „zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu „gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt „wollten.“ Kurz, sie machten, was man nennt, einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der heil. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum

agteſt du: eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht
em?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſeyn ſoll,
nd die Hüter, welche darüber erſchracken und vor Furcht
urden, als wären ſie todt, auch nicht viel davon abbekom-
ien haben können.

Ich. Endlich warum ſagteſt du: ein Morgenbeſuch,
elcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräche
it dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen
nd ſprach.“ So ſind ſie denn da, die frommen Weiber,
nd niemand hört ſie weder ausgehen, noch ankommen.
Wenn auch das antwortete des Engels nicht vorausſetzt,
aß ſie ihn vorher gefragt, ſo müſſen ſie doch ſchon wenig-
ens da geweſen ſeyn, und irgend eine Miene der Beſtür-
ung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der
ngel Auskunft ertheilte. Sie waren alſo da, und weil ſie
on geſtern Abend nicht mehr da waren, ſo waren ſie da ein-
ig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O daß ich nur recht
önnte! Denn ſpottet auch Er nicht eines ehrlichen Geſchicht-
chreibers, der gerade deßwegen ſo albern und dumm er-
ählen ſoll, weßwegen er ein Muſter aller Erzähler ſeyn
müßte, und ſeyn könnte, deßwegen, weil ihm der heil. Geiſt
ie Feder geführt?

Ich. Ja ſieh' nur, lieber Leſer, der heil. Geiſt ſah
icht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſon-
ere ſchreiben ließ, als auf das, was man über ſiebzehn-
undert Jahre aus den Nachrichten ihrer aller zuſammen-
tzen würde.

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterei er-
läre. Doch Spötterei ſagt hier noch viel zu wenig. Er
äſtert, dein Nachbar läſtert, und die einzige Entſchuldi-
ung, die ich ihm leihen kann, iſt die: er weiß nicht, was
r ſagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo willſt
uch du nicht begreifen, „daß man kurz ſeyn müſſe, wenn
man verſchiedene wichtige Begebenheiten in Worten er-
zählen will?“ [1]

Du. Freilich nicht; denn wie ſoll ich Unſinn begreifen
ollen? Alles, was ich begreife, iſt das, daß man kurz
t (nicht kurz ſeyn müſſe), wenn man verſchiedene Begeben-
eiten in wenig Worten erzählt. Oder, daß man verſchie-
ne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen
üſſe, wenn man kurz ſeyn will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht ſo
nau. Sein Herr A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt
n ja auch. Aber du willſt ihn nicht verſtehen, du willſt
cht. Du willſt nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchrei-
er frei ſteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er
ämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen aus-
„zuheben, welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäßeſten
„findet.“ [1]

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif' ich
ſehr wohl und ſehr gern.

Ich. Du willſt nicht begreifen, „daß der Leſer nicht
„berechtigt iſt zu ſchließen: was ein Geſchichtſchreiber,
„der die Kürze liebt und, wie man aus andern ſieht, man-
„ches ausläßt, hinter einander erzählt, das iſt unmittelbar
„auf einander gefolgt.“ [2]

Du. Das will ich nicht wiſſen? O das weiß ich recht
wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wiſſen, will
nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht
auch von Dir vertragen? Verſchone mich damit! Ver-
ſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in
allen Vorreden nennt. Denn dieſes Will nicht, worüber
nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann,
iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! Laß es dem Nachbar,
der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte,
wie weh es thäte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. —
Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwatzt,
nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders iſt, aus
mehreren Begebenheiten nur die zweckmäßigſten wählen,
und die andern übergehen; und ganz ein anders, aus zwei
verſchiedenen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf
der Geſchichtſchreiber, jenes muß er oft. Aber dieſes darf
er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was
ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber thun darf, er ſey von
dem heil. Geiſte inſpirirt oder nicht; dieſes, was er ſchlech-
terdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzu-
verläſſiger Geſchichtſchreiber in beiden Fällen ſeyn und
bleiben will; dieſes fällt durch die Sätze deines Nachbars
dem Matthäus zur Laſt.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das
nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von
jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und
von dieſer den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt,
und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar
an einander hängt, ohne im geringſten auch nicht durch eine
einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und
Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den
Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von
jener und der Kopf von dieſer nun nichts enthielt, was der
Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, ſo konnte er ſie weglaſſen! Aber er
wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch
eine Idee davon ſeyn, daß jener Kopf nicht zu dieſem
Schwanze und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

[1] S. Fünfte Unterredung, S. 130.

[1] Ebend. S. 132.
[2] Ebend. S. 132.

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der heil. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heil. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen: ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also, sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt seyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz seyn könne? Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung „Christi in und um dem Grabe erschienen, ist der Wider„spruch der Evangelisten allgemein. Sie sind weder in An„sehung der Anzahl derselben, noch in Ansehung des Stand„orts derselben, noch in Ansehung der Reden derselben mit „einander zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch seyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5), *και εἰσελθουσαι εἰς το μνημειον εἰδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse, „die Weiber wären des Engels erst nach ihrem Ein„gange ins Grab, entweder beim Herausſehen oder beim „Herausgehen aus demselben vor dem Grabe ansichtig „geworden:" entsteht sodann nicht die unbeantwortliche *Frage, warum sie denn auch nicht* gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!" Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! [1]

Bei dem Lucas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben, und von den Weibern nicht eher seyn gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten? alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den mit Engeln so zu knickern, dem sie Legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch: denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführt worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstete, weder an ein gewisses

[1] Fünfte Unterredung, S. 133.

Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punct des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehreren verschiedenen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δὲ ἡ ἰδέα αὐτοῦ ὡς ἀστραπή; „die Idee, das Bild desselben war wie Blitz." Denn ἰδέα ist hier wohl noch etwas anders, als πρόσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche πρόσωπον gebraucht worden. Ἰδέα heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütterten Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrorenen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: καὶ τὸ ἔνδυμα αὐτοῦ λευκὸν ὡσεὶ χιών, „und seine Hülle weiß wie der Schnee," sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die „übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und „übrigen Jüngern, die wirklich geschehene Auferstehung „Christi, die sie von den Engeln vernommen; bei dem Jo„hannes aber meldet Maria Magdalena nur allein dem „Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß sie das „Grab geöffnet gefunden, und der Leichnam des Herrn „daraus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sey zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenkt;) und Petrus sey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV, 12) rede, ganz ungezweifelt eben derselbe sey, dessen Johannes (XX, 2) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt Anfangs,[1] daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, „welche die erste Erscheinung der Engel hatten." — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedene Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft. (XXIV, 10) Oder ist das bei dem Lucas eben angezogenen Orts, nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten."

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle[1] über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin, aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch jetzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hülfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses: „daß, wie es mit dem Mar„cus seyn soll, so sey es auch mit dem Lucas."[2] — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, selbst vor Menge der Worte, den Sinn nicht sehen kann. „Unter den Weibern, sagt er, die zum Grabe Jesu, „ihn zu salben, gingen, nennt Marcus v. 1. die Maria „Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache am

[1] Fünfte Unterredung, S. 186.

[1] Dritte Unterredung, S. 90.

[2] Dritte Unterredung, S. 92.

„meisten betrieben.“ — Kann wohl seyn. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf er„zählt er v. 5—8 die Erscheinung des Engels, mit Vorbei„lassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes „wissen, daß sich nämlich Magdalena von den übrigen ent„fernt, und die erste Erscheinung nicht mit gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. „meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung „den Jüngern treulich berichtet sey —“ — Was? wie? in diesen angezogenen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet seyn? und getreulich berichtet seyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andere Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigener Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen seyn kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt, *οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον*. Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus. „Wenn Marcus nun v. 9. „10. meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erschei„nung den Jüngern treulich berichtet sey, so nennt er unter „den Erzählern die allein, welche er v. 1. zuerst nannte, „und erwartet billig von seinen Lesern, daß sie sich wieder „in der schon berührten Gesellschaft denken sollen.“ — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber; diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, *οὐδενὶ οὐδὲν*, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das *οὐδενὶ οὐδὲν*, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde, weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sey, daß Weiberchen von einer Erscheinung *οὐδενὶ οὐδὲν*, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben, weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand *in der Welt vertraut zu haben.* Meinen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatyrischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung, auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger, gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu seyn glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu seyn, wie er „denn sichtbar der allerkürzeste ist, und daher den mehr„erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena „vorbei zu lassen, so konnte er nicht anders sprechen, als: „Jesus erschien ihr in Gesellschaft der übrigen, ohne welche „er sie nicht aufführt, zuerst.“ — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel: so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdann wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsere fünf Sinne nur ein wenig zusammen nehmen! Ich schüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage, ungefähr so, nicht ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen: nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdigt. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise sie allein, die erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte, und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte; nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten, wie ein spielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer

mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen, und das Kindchen noch oben d'rein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich seyn würde, wenn sie, unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen; unter dem Eingeständniß, daß der heil. Geist einen jeden nach dem Maaße seiner eingezogenen Kundschaft, auf bestes Wissen und Gewissen, schreiben lassen — da es, sage ich, nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständniß, sich anmaßen wollen, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummem Grimme weisen Sie auf Ihre eigene Worte, „daß Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen;" und weisen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu lassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts geringers als eine vorsätzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsetzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorsetzlich lügen, vorsetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsetzliche Lüge denn darum weniger vorsetzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsetzlicher? Wer hieß dich denn von vorn herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu seyn! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Tölerei seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Marcus, träumt er weiter, meint also offenbar mit diesen „Worten die erste Erscheinung, welche den Weibern sämmtlich wiederfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob „sie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, „sondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte;" mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (XX, 14) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahr 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften, und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeiht mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltener Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andere Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste seyn solle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O so hat er nie das Kapitel des Marcus im Zusammenhange gelesen: und er ist ein Laie, er ist ein Laie, und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem

sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählt, eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel, und geht bis auf den neunten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem neunten Versikel an, und besteht in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihres gleichen, Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Catechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen, und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist, und Nahrung gewährt!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die bibli„schen Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er bloß Acht „hätte, was jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei „jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei „freilich, so kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber „wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende „Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt) wir Theo„logen dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Mat„thäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir „den Marcus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen „kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn „erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe „zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Botschaft „der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu, „auch Christus in eigener Person erschienen sey? Diese „Erscheinung muß ja doch wohl früher gewesen seyn, als „die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis „XX, 14) geschah, da sie den Herrn für den Gärtner an„sah. Wenn nun Marcus in seinem neunten Versikel eben „diese Erscheinung meint, so war sie ja nicht die erste, und „er konnte nur in so fern sagen, daß Maria Magdalena „die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu „verstehen gab (aber selbst nicht glaubte), daß Maria Mag„dalena immer bei den gesammten Weibern geblieben, und „mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt „den auferstandenen Christus zuerst ganz allein ge„sehen hätte?“ —

Dieß ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten, und anmerken, daß dem ungeachtet noch *Rath für seine liebe Harmonie* gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (XX, 14) noch immer (nach Marcus XVI, 9) die erste bleibt, ungeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen; so lerne er es von dem Dichter.[1] — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder ist, versteht sich — die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind, wiederfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des heil. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend seyn läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch), — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falschverstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten

[1] Messias, vierzehnter Gesang.

ill, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, as kein einziger Evangelist für das Seine erkennen ürde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe eines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einürfe hervorgebracht hat, wo bleibt sie? wer braucht e? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst ls gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber uch nicht gesunde natürliche Menschen, sie sind weit mehr. un dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen ieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden on ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabewürdigt, um sie zusammen in corpore über alle menschche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem inzelnen Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu m. Was ich überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranassung der ohne allem gleichen seyenden und ewig bleibenen Mißhandlung des Marcus gesagt, deren sich mein achbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine ebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige achbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wieerholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr . unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man icht gar sagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, ie folgt: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — aß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung ewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja ichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber enigstens ein ganzer Versikel desselben (XVI, 9) für ntergeschoben und eingeflickt hätte erklärt werden müssen! — „Sondern, fährt er fort, dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm iederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz chlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, er unstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas wüstes und öldes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Marcus nicht erwähnt, daß Magdalena von den übrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) — „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes wußte) — die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag an sie meldet, und der Ausrichtung desselben erwähnt:" — Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn ie war nicht dabei gewesen, und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber sagt Marcus icht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie iesen Auftrag nicht ausgerichtet, *οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον*, denn *οὐδενὶ* durch nemini *obvio* zu übersetzen, und so das allgemeine Niemand auf die ersten die besten, die ihnen egegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, *καὶ ἐθεάθη ὑπ' αὐτῆς* nicht *ὑπ' αὐτῶν*. Und da dieses alles so ist, — (man höre doch; denn so was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meint Marcus die Erscheinung, „welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz „recht die erste." — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war; wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben so wohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sey ihr zuerst erschienen?) — „Jeder Leser," wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes „weiß, muß ihn so verstehen," — (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer „den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Marcus Mag„dalenens Erscheinung die erste heißt, weil er nämlich die „damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zu„erst namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen seyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars, „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas" — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiedenes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der neunte Versikel, *Ἀναστὰς πρωτον ἐφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ*, an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt,[1] diversa atque contraria Evangelistis ceteris narrare videatur: — und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren, als der Nachbar, weil sie so viel Exegetik

[1] Man sehe die Anmerkung des Millius.

und Griechisch nicht verstanden, als der Nachbar; — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar, — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel, mit allem was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit ἐφοβουντο γαρ zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament, mit sammt der Offenbarung, unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit „dem es eben so seyn soll, wie mit dem Marcus." Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber mußte doch?) „den „oft genannten Umstand, den wir aus dem Johannes „wissen, und nennt unter den Erzählerinnen der Vorfälle „beim Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich „bei der ersten Erscheinung nicht gegenwärtig, und auch „die erste Erzählerin wohl nicht gewesen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der heil. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, fährt der „Nachbar fort, ganz allein hatte Maria Magdalena die „erste Erscheinung gehabt," — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —) „vorzüglich voll „schien sie davon zu seyn, mehr als den andern war ihr „den Jüngern zu sagen aufgegeben, und daher wird ihr „Bericht, als verschieden von dem, den die Gesellschaft „gebracht, besonders genannt, und diesem nicht unbillig „vorgesetzt, ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen „seyn mochte." — Fern sey es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller; ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein, sagt der Nachbar, hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, *Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria* ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (XVI, 9), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen; von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erscheinung (XX, 16), erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Sylbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andere vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eigenen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Eckel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ungeachtet muthig an die andere Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der „Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen, und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich, und keiner von allen dreien läßt

es mit einer Sylbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß „Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie „zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Ent„deckung, daß es geöffnet sey, zurück lief, erzählt Johannes „so deutlich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit „dem Matthäus in Widerspruch zu setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb;" und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt, auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes, verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken, und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur Er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu seyn, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie liest. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, so bald sie von fern das Grab eröffnet sieht, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe, und nach der Stadt geeilt sey. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken, und gingen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben, oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame, oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich; d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserem hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen, und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten," sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes sagt klar, Jesus sey der Magdalena am Grabe „erschienen, und Matthäus, er sey den Weibern auf der „Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger „Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter „diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, „weil es nach Johann. XX, 1—18 nicht geschehen kann. — Freilich geschieht es nicht, denn es war geschehen, so bald Matthäus schrieb. So bald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennt? und Marcus nennt, und Lucas nennt? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litt keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben nicht mehr wahr seyn? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht, wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, sagt der Ungenannte

„beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten „in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten.“ — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eigenes Bekenntniß muß dazu gekommen seyn. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben so großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiedenen Orten soll geschehen seyn, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen seyn; aber derjenige, der des ersteren Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte, „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man „den Evangelisten gar nichts glauben,“ der schließt wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie bloß darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andere eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüsternen Augen nach ganz etwas anderem sahen, als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sah damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ hätte vor ihm „den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? „Es müssen sehr stolze Leute seyn, die so die Religion be„streiten, und sich für Generalpächter des Menschenver„standes halten.“ — Fürs erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerügt worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden, und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher, als *die, die Sie so* sinnreich Generalpächter des Menschenver*standes, ich weiß nicht wem nach,* nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserem Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur, daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach.[1] Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auf„erstandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferstan„dene selbst die versammelten Eilfe, ihn zu berühren; beim „Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu „betasten; nur von der Maria Magdalena, sagt Johannes, „habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen.“

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehen zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind, so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichtetste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen andern, oder diese andere müssen ihm schreiben helfen, und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen, wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer derselbe zu seyn, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruch nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von jeher unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sey. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert; und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt seyn wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen; einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn

[1] De consensu Evangel. L. III. c. 24.

schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können, entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt, als Er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (XX. 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sey, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas anderes und mehreres darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung, und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neueren für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus bescheidet Christus „unmittelbar nach seiner Auferstehung sowohl durch die „Engel im Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber seine Jünger nach Galiläa, bei dem Lucas „aber befiehlt er eben denselben an eben dem Tage der Auferstehung, daß sie sämmtlich in Jerusalem bleiben sollten, „bis daß der heil. Geist über sie ausgegossen würde, welches „am Pfingstfeste geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verschiedenen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen, und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (XXIV, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13) am galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinander gesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav scharren; und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun denn! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen seyn, denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden manche sagen, sey mein Nachbar doch für zehn andere. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigener Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidenes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem Was sagen Sie dazu? Und nun sagt das A. wie folgt. „Ich sage, was „ich öfter gesagt, unser Autor muß alles durch einander „werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen will. „Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage „seiner Auferstehung, den Weibern befahlen, seinen Jün„gern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen, und ihn da „sehen sollten; aber es ist nicht wahr, daß er an eben „diesem Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben; denn „das befahl er ihnen, am Tage seiner Himmelfahrt, wie „jeder sieht, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen kann."

So? das ist nicht wahr? wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß

für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, fürs erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen weit her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den neunten Versikel, drei verschiedene Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im sechsten Versikel auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger fürs erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συναλδοντες v. 6. sich auf συναλιζομενος v. 4. bezieht, und Lucas vielmehr im sechsten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Eilfe die Rede war, anstatt daß im sechsten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig seyn sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος v. 4. nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute, und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der Lateinische und Syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen: [1] wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. I, 3. 4. lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jerusalem fürs erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu seyn scheine: so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann seyn. Aber, Nachbar, auch dabei, wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissentlich verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf dem Katheder disputirt, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können, *ου σπευδω νικησαι κακως, αλλα ζητησαι αληδως:* ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunctenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte, nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden kann; sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wann läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wann war diese Versammlung? War es die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — Also am Tage der Auferstehung? —

Was ist hiewieder einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Christ denken,

[1] *V. Bolsii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio. p. 347. Cont. Stockius ad. l. q.*

der unter dieſen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn ſchlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des „Lucas nichts einzuwenden iſt, wie helfen ſich denn gleich„wohl die Harmoniſten?“ Wie ſie können, liebe Seele. Das iſt, auf die ſchändlichſte, heilloſeſte, unverantwortlichſte Weiſe. Und da dürfte ich faſt meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er iſt im Grunde nichts ſchlimmer, als ſie alle, und wenn in Geſellſchaft unſinnig ſeyn, den Unſinn entſchuldigt, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genöthigt, bei welchem ich eben ſo gern die mangelhaften Stücke eines zerriſſenen Briefes, mit welchen der Wind ſpielt, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zuſammenhang zu erklären ſey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti, nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballet, als man ihn nicht reibt.

Sie ſagen nämlich: Lucas brauche in ſeinem Evangelio eine Anticipation, und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe, welches er ſelbſt Apoſtelg. I, 3. 4. zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! Die Weiſe der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift ſo zu erklären, daß ſie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar: dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenutzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen? warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen.

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in ſeinem Evangelio, zwei Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwiſchen dem dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten Verſikel, die Lukas freilich mit eiſernen Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit Einem Zuge der Feder geſchrieben, oder in Einem Athem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von dem einen Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind vierzig Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania ein Punct, der in den andern fällt, und aus Vernachläſſigung dieſer wenigen Secunden, aus dieſer Verwechslung der rechten Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig dieſe Herren, ihre harmoniſche Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon Tatian gewiſſermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigſten Verſikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben ſo gewaltſame Art trennt, und zwiſchen das wiederholte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheißung ſeines Vaters zu ſenden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubt, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch Folgendes insbeſondere. Fürs erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derſelbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten, ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes, iſt, oder ſeyn ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangeliſten gereiht; es iſt ein bloßes βιβλιον συντομον, deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedener Auslaſſungen, die er zu Gunſten ſeiner Enkratitiſchen Irrthümer machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſetzung des beibehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des neunundvierzigſten Verſikels, noch die Trennung des dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten gebilligt, und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen geſucht, daß Chriſtus an dem nämlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht, dem Hedibia dieſen nämlichen achten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung vorlegte. Denn Hieronymus ſagt bloß, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro conſolatione timentium videbatur et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia geweſen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun iſt zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum quingentis simul apparuisse discipulis. Et in Joanne

legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzuſetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinſtimmung der verſchiedenen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eigenen Lucas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie geſagt, dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich: eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht bloß unter die ἀμφιβολως νοθα, ſondern geradezu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſeyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig, und noch weniger als Hieronymus läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieſelbe Rede beim Lucas halb in Jeruſalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben ſowohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht geſagt habe, „praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freilich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel bloß ſagen laſſe: *ibi eum videbitis,* nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in *Galilaea vidissent:* ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe *zwar freilich wohl den Jüngern* verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Myſterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies eingeſchloſſen liege. Galilaea namque, ſagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache iſt klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wenn der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn fürs erſte, secundum transmigrationis sententiam; transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Fürs zweite secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo ſonſt, als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt?

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl ſeyn. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte,[1] wo er ſich vermuthlich beſann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſeine Zuflucht nimmt: die myſtiſchen ſo wie die allegoriſchen Auslegungen, ſind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als Ihre alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene ſind doch nur Spiele, leere Verſuche, und Ihre, ſind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem bloß menſchlichen Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bitterer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in Gali„läa auf einem Berge, dahin Chriſtus ſeine Jünger be„ſchieden hatte; nach dem Johannes geſchieht ſie am Ufer „des Galiläiſchen Sees bei Tiberias. Da und dort unter „ganz verſchiedenen Umſtänden."

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg und See unterſcheiden könne, aus zwei ſo ſichtbar verſchiedenen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie unterſcheiden wollen.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne ſich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten, daß

[1] Comment. in Matthaeum.

ylich kaum werth ſey, auf den ganzen Widerſpruch zu
rten. Er macht hiermit auch in der That links um,
)irt ab, und ſchießt Victorie.

ber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen
ition glücklich wieder nach Hauſe ſind, wollen Sie
Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um
ſtens ex post zu urtheilen, ob Sie ſich den Sieg ſo
hätten machen ſollen?

ie Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah,
einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus,
lge des Verſprechens, welches bei ihm der auferſtan-
Chriſtus ſeinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte.
es daher auch nur Matthäus aus dem wir unſere
ichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen könnten
nüßten, ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß
einzige erzählte Erſcheinung, auch die einzige ge-
ne geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodann
: Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig ge-
hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr
nmal hätte erſcheinen können und müſſen.

un aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die
ſo glaubwürdig ſind als Matthäus, da jene andere
geliſten mehrere Erſcheinungen berichten, ſo iſt freilich
em Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchließen,
r damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, an-
n wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben.
ern die Sache iſt nunmehr nur die, daß wir die ein-
rſcheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen
einungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige
)ieſe eingeſchaltete etwas dabei leiden.

)los nach den Worten zu urtheilen, die Chriſtus bei
aliläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jün-
:edet, ſollte man meinen, daß dieſe Erſcheinung, wenn
cht die erſte und letzte geweſen, doch wenigſtens die
gewiß geweſen ſeyn müſſe. Denn Chriſtus ertheilet
da ſeine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen
ied. Doch da wir aus dem Lucas wiſſen, daß die
elfahrt unſern Jeruſalem, und nicht in Galiläa ge-
n, und die letzte Erſcheinung doch wohl die Erſchei-
bei der Himmelfahrt muß geweſen ſeyn, ſo fällt die
iſche Erſcheinung irgendwo zwiſchen die übrigen.
lnd auch dieſes irgendwo läßt ſich näher beſtimmen,
i wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen
)en können, welche nothwendig vor ihr hergegangen
müſſen. Nämlich nicht allein alle die einzelnen Er-
ungen am Tage der Auferſtehung, bei welchen Tho-
nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht
darauf, welcher Thomas beiwohnte, müſſen vor ihr
rgegangen ſeyn: ſondern ſogar die am See Tiberias,
e Johannes berichtet, kann nicht anders als früher
)en ſeyn. Dieſes erhellet aus Johannes XXI, 14
verſprechlich, wo dieſer Evangeliſt letztbenannte am
Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennt,
welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen war, verſtehen wollte, nothwendig nur von den ſolennern unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt, dergleichen die bei verſchloſſenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieſes drittemal beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bei verſchloſſenen Thüren, mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geſchehen wären. Fallen dieſe und jene aber auf zwei verſchiedene Tage, ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſeyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verſtehen und auslegen, wie man will, genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa, beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind zu Folge der Verheißung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerſpruch erwächst.

Denn laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt (Matthäus), bei dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo ſie ihn ſehen würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt, iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt, iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſatze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie Chriſtus beſchieden. Geſetzt nun aber auch, daß dieſer Zuſatz, dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte, ſich nicht auf den Berg, ſondern bloß auf Galiläa bezöge, ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſatz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung, und muß folglich, wenn ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erſte von allen galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſeyn. Das iſt nothwendig, das iſt unwiderſprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen konnte, was und wie viel der heil. Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen.

Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmt. Denn so, wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumt, ohne zu wissen, wo und wann die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen, und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß gewesen seyn; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun so haben wir ja zwei erste galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch das andere. Ihnen sind zwei erste, zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedene Zwei lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine, als das andere von diesen Zwei in einem und eben demselben Betracht das Erste seyn soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtigt gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur, durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren, zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtigt, weil die Erscheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erscheinung, nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa seyn mußte, und gleichwohl die Erscheinung am galiläischen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt): so ist er *allerdings auch berechtigt gewesen*, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (Er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sey aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sey. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehreren, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchst unvorsichtige Art, dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben, und sagt: „Es kömmt die „Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne besonders der „Schlacht bei Roßbach: erkläre ich sie dadurch für die erste „oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein anderer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: („Der König, nachdem er fast aus allen „seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vornehmsten „seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach „Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Uebermuths und „Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. Aber, „wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel, überfiel er sie bei „Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun hat„ten, und machten Friede; etliche aber blieben noch seine „Feinde“): was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sey, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der

Auslegung der abgeschmackten Harmoniſten ein ſo abgeſchmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe, und er erzählt als ein planer geſunder Mann, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſeyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Eben ſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in dem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge urſprünglich nur eine Erſcheinung geweſen.

Umſonſt ſchreien Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt euch das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht wollen!“ — Gott erbarms! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir Eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödſinnig.“ Will ich nun dieſe Eins nennen, ſo ruft mir Johannes entgegen: „darfſt du mich Lügen ſtrafen? Glaubſt du, daß ich nicht Drei zählen kann?“ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins, und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundere ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundere ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Iſt das Kind artig, ſo lächelt es und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin, wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömmt zu ſpät, auch iſt das Uebel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen könnte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wofür ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen.

Gott verhüte! daß ich mich mit dieſem auf ein Mehreres einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als contraband aufgeſtoßen wäre. Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meſſias ſagt, in welcher die Apoſtel bei Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele ſich an ſo ſcandalöſen Albernheiten immerhin, und freue ſich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerſchlagenen Schlußſteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſeyn und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch ſo ſchon nicht zum Beſten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas anderm nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meinung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte. Vielleicht ſoll nach Geſetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beißen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genießen können. — Iſt das, ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo ſie ſich ergießen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen, ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

Nach dieſem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurück ſehen, den ich hier zu Hauſe geführt habe.

Auf dieſen Schlamm, auf dieſen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, verſetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leſer an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein beſcheidenes obſchon; an meines Nachbars dreiſtes denn.

Welch ein Mann mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe; dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine, — wie man will, — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, was ſpotte ich? Dieſe eckeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande iſt, ſind das, was ſeine Ueberzeugung an der Gewißheit der

Auferstehung Christi vollendet hat.[1] Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle, aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden![2] Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich diese Duplik[3] ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede seyn, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut seyn wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

[1] Unterr. S. 1.

[2] Unterr. S. 76.

[3] Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazin eine frische holen die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigener Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik.

Eine Parabel.

— quae facilem ori paret bolum.
Etymologicon vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählt, er stehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist, den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier „brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. „— Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr „beide hin? — Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, „wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — „Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht! „— Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein anderes ist ein Pastor, ein anderes ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchspäht Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur, und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen, und möchte nicht gern der Hund seyn, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht seyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Fürs erste in unsern Catalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig

erklärt, ob es dem einen frommt, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig seyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertraut sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deßwegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen jetzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge versteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es „allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären „aufbehalten worden. Aber wozu der Neueren ihre auf„bewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts „Neues sagen könnten?“

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unseren Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt eben so wichtig seyn werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Puncte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, eben so wohl sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu *retten, und an das Licht zu bringen.*

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: wenn alle Stränge reißen so muß ich abladen; wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben so wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich; dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande seyn sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen seyn, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu seyn vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und

eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunct übrig sey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunct übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunct, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig seyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor!

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63. Stück besagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt sagen, Goeze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das ist unglaublich! In dem 55. Stück ist sein Eifer noch so gemäßigt, noch so ganz anonymisch; er nennt weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt, und auf einmal im 61. Stücke ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich gelnippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55. und 61. Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen seyn, die uns dieses Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite nur, um es bei der jetztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne; es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meint als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie, der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus schrauben lassen? — Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt doch nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich

ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich, und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen, so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte, als seine eigenen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten seyn ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben seyn.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich seyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, „*so viel* das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn „*ich Ihnen in dem geringsten* Dinge, was mich oder „meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht „Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren."

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (2)

1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deßwegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Herr Pastor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzelnen Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt, besonders wenn er findet, daß seine eigenen Einwendungen mir behülflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs stutzt der Herr Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhigt wohl hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Herr Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „wie „der Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner „andern Seite mit keinen bessern Waffen angreifen wollen?

„Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, „so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu „beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induction entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen, nur im Stande gewesen.

„Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern „Augen!" ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich bloß zu ihm: „Guter „Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, „das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht „verraucht, so bring es, damit ich es auch kennen lerne, „und du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Capelle zu bringen, welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen; nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so darf mir nicht bange seyn. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl: desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur Eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher *gewisse* Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedrückt habe, die *ihm* geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige zu reden. Ich bedauere alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem *sie* an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Wegs aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unserer Gedanken, ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit seyn soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folgt.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze, antwortet er, liegen zwei Sätze. „Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. „Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion ge„hört. In dem ersten Satze räumt der Hr. H. das ein, „was er in dem vorhergehenden geläugnet hat. Enthält „die Bibel das, was zur Religion gehört, so enthält sie „die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion *enthalte*? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn seyn und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Thara haben, wollte man mir auf die heil. Schrift, auf eine so kostbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man „einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur „Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung „und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das „Wesen der Religion ausmachen, gehört."

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet seyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im Voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gerei„chen, so ist er völlig unkräftig, eben so unkräftig, als „wenn ich sagen wollte: Wolfs System der Mathematik „enthält Scholia und diese verringern den Werth desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheil gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht *alles darin demonstrirt ist.* Oder glauben Sie, daß die Scholia eben so gewiß seyn müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von eben so wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch jetzt so viele widersprechen! So viele, die auch Christen seyn wollen, und Christen sind. Freilich nicht wittenbergisch-lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calovs Gnaden. Aber doch Christen, und selbst lutherische Christen, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder, sagt er, dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, „wenigstens gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es „eben so unfehlbar, wie das Wesentliche. Nimmt man aber „das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit."

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des Mehreren irgend ein ander Subject setze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten scheint. Z. E. „Das moralisch Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilligt, „oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so göttlich, und „also eben so gut, als das Gute. Nimmt man aber das „letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das „Gute erschaffen und gebilligt habe. Denn Böses ist nie „ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie? wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, eben so verhalten hätte, wie bei seiner Schöpfung gegen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Gränzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Gränzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deßwegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar

keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätte ich das, und sonst noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen, als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich seyn? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird. Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm; hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben so wohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die παϛαγραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Construction ist eben so grammatisch, mit dem Zusammenhange eben so übereinstimmend, hat eben so viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten lutherschen Dogmatiken gebilligte Construction, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese, als jene befolgt. Er hat kein και gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich sie, in so fern sie beides enthält, in so fern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne, und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion bezieht, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtigt, der das innere Zeugniß des heil. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des heil. Geistes sich eben so wohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses, als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen können.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute lutherische Theologen schon längst zwischen der heil. Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußstapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion seyn.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der muthwillig Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber

wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine sowohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders ist, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas anders, als das Andere, so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sey noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Anstand betreffen, und das, was der Herr Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegen zu stellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Classe von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ungefähr solche Einleitungen seyn sollen? welche Bücher Gott eben so wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein anderer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen, an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Herr Pastor: „Aber doch nicht ehe „eine Offenbarung war." — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher seyn, als sie geoffenbart worden. Aber sie kann doch eher seyn, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt sie selbst seyn soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre *machen* könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses, sagt der Hr. Pastor, kann ich dem „Herausgeber einräumen." — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das aufgeschriebene, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu seyn. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen setzt: „War denn das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel gepredigt hatten?"

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen, welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange „Christus und die Apostel predigten, so lange die außer„ordentlichen Gaben des heil. Geistes in den Gemeinen „wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion „durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war, als „durch Schriften:" fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unläugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand, und war dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß so lange die Wundergaben, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders, als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war, und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung

Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Mei-
n.

ses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück,
her ich den Satz, bei welchem wir halten, und den
orhergehenden, vorausgeschickt habe. Zu der Folge
):

VII. (7)

3 mag also von diesen Schriften noch so viel gen: so kann doch unmöglich die ganze Wahr- r christlichen Religion auf ihnen beruhen.

i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und
aments eine geraume Zeit schon geoffenbart war,
3 geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und
ch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig
, die wir jetzt zum Kanon des A. und N. Testa-
rechnen, so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich
lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage
ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses
em sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das
eilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen.
ls und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so
weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Reli-
i einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser
ursprünglich geoffenbart worden, und so wie die
dazu gekommen, allmählig mit angewachsen sey.
ir gestehen es gelehrte und denkende Theologen ein-
, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald
ld weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses
e oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe
entlich schriftlich aufbehalten wurde, und sollte jetzt
nur wahr seyn, weil es schriftlich aufbehalten
?

r sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unter-
g zu helfen; ein anderes, will er, sey die Wahrheit
igion, und ein anderes, unsere Ueberzeugung von
Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion,
:, beruht allerdings auf sich selbst, sie besteht auf
lebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen
, und auf der historischen Gewißheit der Facto-
auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen.
unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christ-
Religion beruht doch lediglich und allein auf diesen
ten.“ Aber, wenn ich diese Worte recht verstehe, so
Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches,
schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meinung.
)t auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken
um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu schei-
Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit
stlichen Religion theils — (dieses theils hat er
nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn er-
es doch nothwendig) — wenn sie, sage ich, theils
auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruht, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deßwegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deßwegen glauben, weil andere Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sey immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Facta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen; Facta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit; und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt „er, wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben „und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von „dem, was Christus gethan und gelehrt hat, in der Welt „übrig geblieben seyn?“ — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da mir es nur ein lutherischer Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlst, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden seyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht eben sowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über

den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes seyn will, und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, plattterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß, theils vollständiger, theils bestimmter seyn. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge seyn sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche „ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. „Pastors um die theologische Literatur habe, kann ich mich „doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz er„innert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie, oder „für höchst hämische Verleumdung zu erklären.“ — *Er wähle! Auch* steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? „Denn, sagt er, man setze nur für die Worte: in welchem „gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von „ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns ge„kommen ist, diese, in welchem gleichwohl noch „kein Wort aus dem von ihr gepredigt war, „was bis auf uns gekommen ist; so wird uns die „Falschheit desselben in die Augen leuchten.“ — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm, statt seiner Worte, andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir, statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion gepredigt, geoffenbart wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen? zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher „können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner „Apostel wissen?“ und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel:“ muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein eben so wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sey, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant seyn will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors

an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverläſſigen Lehrbegriff aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arznei mit ſammt der Schachtel verſchlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müſſen geſagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, ſondern auch alles das, was jemals aus dieſen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die chriſtliche Religion beſtehen könnte. — Nun werde ich müſſen geſagt haben, daß die chriſtliche Religion beſtehen könne, obgleich die chriſtliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Abſicht zurück ſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Hrn. Paſtor ein ſolches Aergerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſetzen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſt iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre, weil er *fühle*, was andere ſich zu *denken* begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Gränzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgeſetzter lutheriſcher Prediger aus der Pfalz mit ſeiner Familie, die aus zuſammengebrachten Kindern beiderlei Geſchlechts beſtand, ſich nach einer von den Colonien des brittiſchen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, ſcheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudiſchen Inſel, und von dem Schiffsvolke erſoff, außer der Familie des Predigers, faſt alles. Der Prediger fand dieſe Inſel ſo angenehm, ſo geſund, ſo reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er ſich gern gefallen ließ, die Tage ſeiner Wallfahrt daſelbſt zu beſchließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiſte an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthſchaft für ſeine Kinder auch ein Catechismus Lutheri ſich befand. Es verſteht ſich, daß dieſer Catechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein ſehr koſtbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, ſeine Kinder daraus zu unterrichten, und ſtarb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus und ſtarben. Nur erſt vor zwei Jahren ward wieder einmal ein engliſches Schiff, auf welchem ein heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, ans Land, und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutſch ſprach, und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Catechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und ſiehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach, ſondern auch mit Luthern glaubte, und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Catechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebracht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In dieſen Bretterchen, ſagten ſie, ſteht das alles, was wir wiſſen. — Hat es geſtanden, meine Lieben! ſagte der Feldprediger. — Steht noch, ſteht noch! ſagten ſie. Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was Leſen iſt, aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Chriſto.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Paſtor, waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe, daß ſie arme ſündige Geſchöpfe wären, daß dieſes höchſte Weſen dem ungeachtet durch ein anderes eben ſo hohes Weſen ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen die Anſtalt getroffen. — Hr. Paſtor! waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müſſen nothwendig ſagen: ſie waren keine. Denn ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! — Nein, ich erzähle Ihnen von dieſem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber ſchwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche.“ Aber was er deßfalls anführt, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahrhundert an, ſagt er, bis auf den „Anfang des fünfzehnten, war ein Zeitraum, in welchem „die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie ſteckte in Handſchriften und Ueberſetzung, bis auf die Erfindung der Druckerei, in den „Klöſtern.“ Warum ſollen vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert der Abſchriften des N. Teſtaments wenigere geweſen ſeyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom erſten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im erſten und zweiten Jahrhundert am ſeltenſten, und ſo ſelten,

daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch, ohne ihre besondere Erlaubniß, niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweisen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen, als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhundert angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl, denn er fährt fort: „Der große Haufe „erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die rö„mische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts „mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen „konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, „in Absicht auf den großen Haufen beschaffen? War sie „mehr als ein verwandeltes Heidenthum?" — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinsetzen, multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch jetzt für nichts besseres, als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? diese haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderten häufigern Gebrauche der Bibel eben so wohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigstens denke ich; unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns *nur noch lange in dem nämlichen* Verhältnisse, daß er sich *wundert, und ich mich nicht.*

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruht, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinns seyn sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herrn sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben, besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: Antithese! Antithese! Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel „Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben „durch den heil. Geist, so ist die christliche Religion wahr, „weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich, weil „Gott selbst sie gelehrt hat. Der zweite Satz steht bloß „müßig da."

Nun denn, so muß ich schon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehrt, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen, so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor darauf erwiedert, ist: Gut! und so freute ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber folgen, und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eigenen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er selbst uns belehrt, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigstens die

hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen seyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen, oder nicht. Er ist aufgezogen, und muß ablaufen. Also: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen „Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, „muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der „innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete „Vorstellung habe," —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andere. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich sage erklärt, nicht bloß erklären will) beweist er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon „mache, das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern „Wahrheit der christlichen Religion nehmen," —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deßwegen heißt sie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen, „oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel," —

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre eben so seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deßwegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides steht. Daß es im Euclides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit seyn; so viel man will. Aber ein anderes ist die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anderes, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen, aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es bloß die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe: nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen, und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu seyn aufgehört habe. Doch dem sey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant seyn; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin seyn. Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren seyn? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen eigenen Augen zusähe, jeder sein eigener Lehrer, jeder sein eigener Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu seyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! da hört ihr ja, daß Lesen können eben so nothwendig zur Seligkeit ist, als Getauft seyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schrif„ten des alten Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß seyn.

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräu„men, ob ich gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze „der Religion, welche mir als die christliche vorgepredigt „wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze „der Vernunft widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen

„Religion nur alsdann, wenn unsere Begriffe von der„selben eben diejenigen sind, welche die schriftlichen Ueber„lieferungen, die in der heil. Schrift enthalten sind, davon „in unsern Seelen hervorbringen sollen.“

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es läugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei diesen diese, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr? oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses, mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit seyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen „der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, „wenn sie keine hat.“

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, eben so lieb ist, als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht.“

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser, die innere Wahrheit „derselben zu entdecken und zu beweisen.“

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu: daß sie jetzt den einzelnen Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere *Buch dieses eben sowohl, als die* Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die „innere Wahrheit der christlichen Religion und die Ueber„lieferungen, oder deutlicher, die heilige Schrift, einander „als zwei verschiedene Dinge entgegen setzen will.“ —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie jetzt von einander ganz unabhängig seyn können. Sind denn jede zwei verschiedene Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen; ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen, weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhigt.

Er. — „Eben so vergeblich, als wenn man sagen „wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner „innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt, die innere Ge„rechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze er„kannt und beurtheilt werden.“

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte; verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnt habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn man ihm nicht eine lautrere

mnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, nen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe; was tete er? Ὅτι οὐ τους κάδιστας καλλιζους, ἀλλ' ναντο τους καλλιζους. „Die besten schlechterdings reilich nicht, aber doch die besten, deren sie fähig .“ Also: —

ch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger n. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer An- g dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem astor höchst ärgerlich seyn würde, wenn er nicht hon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. ch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchen- ür Wischer von unsern Luther'schen Pastoren be- , wenn sie jetzt schrieben! Dieser nämliche Kirchen- ntbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion zu lassen: eine für den gemeinen Mann, und eine für den feinern, gelehrteren Kopf, die unter jener rborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche, ß ich die Religion von der Geschichte der Religion rennt wissen. Nur daß ich mich weigere, die histo- enntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflan- und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die rdings bei keiner historischen Wahrheit seyn kann, ntbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die as Historische der Religion gemacht werden, für un- h erkläre, sie mögen beantwortet werden können ht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für hen der Religion halten will. Nur daß ich die Prah- s Theologen nicht leiden kann, welcher dem ge- Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Herme- verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten , um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwä- ch wohl keine Schwächen seyn könnten; der eine reſche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu weiß, als durch einen weit größeren Wallbruch, nderwärts mit eigenen Händen macht.

o damit soll ich mich an der christlichen Religion ver- haben? Damit? damit, daß ich geschrieben: „Was den Christen des Theologen Hypothesen und Er- gen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, hristenthum, welches er so wahr, in welchem er sich fühlt. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen e des elektrischen Funken erfährt, was kümmert , ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von Recht hat?“

h, daß ich auch das geschrieben habe, läßt der astor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. ohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen solcher ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen welschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigeren Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht sobald räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen, besonders, wenn sie sich nur mit ihres gleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost, wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu seyn.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Herr Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums läugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild. „Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, „das sind das alles schirmende, undurchdringliche, dia- „mantene Schild des Glaubens!“ so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer seyn; denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Herr Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch werth, mit seinen eigenen Worten gehört zu werden. „Ich würde, sagt er mit bebender Stimme, den Christen, „der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus

„Mangel anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit „ſehen ſollte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild den in „den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu „halten.“ — Das würde gewiſſermaßen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſeyn? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Herr Paſtor fährt fort: „Ich würde ihm „(dem Chriſten, der zugleich Theolog iſt) lieber rathen, gar „die Flucht zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Secte beibehalten muß; Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Chriſten ſind. — „Denn durch Anwendung „dieſer von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebenen „Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Re„ligion zu retten; aber welche Religion?“ — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entſtand. Die nämliche, die man in ſpäteren Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſeyn, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläſſig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die chriſtliche? Das muß wohl, denn der Herr Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: „Gewiß nicht die „chriſtliche, als welche mit der Bibel ſteht und fällt.“ — Das thut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneuſtie? Allerdings muß er ſagen; wenn ohne Bibel kein Chriſtenthum iſt, ſo iſt ohne Theopneuſtie keine Bibel.

Und hier ſey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nämlichen Worte ſtehen und fallen erinnern. „Die Frage, ſagt ein Mann,[1] der ſich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Paſtors eigener Art zu folgern, nicht mit der chriſtlichen Religion ein Ernſt ſeyn ſollte — „Die Frage, ob die Bücher des N. Teſtaments „von Gott eingegeben ſind, iſt der chriſtlichen Religion nicht „völlig ſo wichtig, als die vorige, ob ſie echt ſind? Sie „ſteht und fällt nicht ſo ſchlechterdings mit ihr. „Geſetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Teſtaments „inſpirirt, ſondern Matthäum, Marcum, Lucam, Jo„hannem, Paulum bloß ſich ſelbſt überlaſſen, zu ſchreiben, „was ſie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt „und glaubwürdig, ſo würde die chriſtliche Religion die „wahre bleiben. Die Wunder, durch die ſie beſtätigt iſt, „würden ihre Wahrheit eben ſo gut beweiſen, wenn auch „die Zeugen derſelben nicht inſpirirte, ſondern bloß menſch„liche Zeugen wären; denn ohnehin ſetzen wir bei Unter„ſuchung der Wahrheit dieſer Wunder gar nicht das gött„liche Anſehen der Schriftſteller zum voraus, ſondern be„trachten ſie bloß als menſchliche Zeugen. Wären die Wun„der wahr, die der Evangeliſt erzählte, ſo würden auch die „Reden Chriſti, die dadurch beſtätigt ſind, ein untrügliches „Gottes Wort ſeyn, doch mit dieſer kleinen Furcht und „Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht „gefaßt, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben „könnte; und aus den Briefen der Apoſtel, geſetzt, ſie hät„ten in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch die ſo oft „wiederholten Hauptſachen der chriſtlichen Religion, die zu „predigen Chriſtus ſie ausſandte, ſo gut lernen können, „als etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrſätze der Philo„ſophie. Es wäre alſo ganz wohl möglich, daß jemand an „der göttlichen Eingebung der ſämmtlichen Schriften des „N. Teſtaments einen Zweifel hätte, oder ſie ſogar läug„nete, und doch die chriſtliche Religion von Herzen glaubte; „ja es giebt wirklich ſo denkende, zum Theil in der Stille, „zum Theil auch öffentlich, die man nicht ſogleich zu den „Unchriſten rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglim„pfung, ſondern bloß als Factum ſey es geſagt, manche „alte Ketzer, die die Schriften des N. Teſtaments für echt, „aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi „gelten ließen, ſondern ſich zu Richtern über die Apoſtel „aufwarfen, könnten wohl eben ſo gedacht haben.“ —

Wie weit würde der Schutz dieſer Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieſer Stelle Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Paſtor Goeze kenne, ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich feſthalten, als friſcherdings auf einen Michaelis losgehen ſollte.

[1] *Michaelis, in ſeiner Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73 u. f.*

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.
Tertullianus.

D. i. **Nothgedrungene Beiträge**
zu den freiwilligen Beiträgen des Hrn. Paſtor Goeze
ERSTER.
(Gott gebe, letzter!) (3)
1778.

(S. 71. Stück der freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Paſtor!

Poltern Sie doch nicht ſo in den Tag hinein, ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Abſage ſchon ſo bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl

onst, es sey mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch chließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian nd den ferneren Worten, die bei ihm folgen. Ueber-chreien können Sie mich alle acht Tage, Sie wissen wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und lle Schulrectoren in Niedersachsen gegen meinen Unge-nannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; enn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht iele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, r wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, nter welchen er mir noch nicht zu seyn scheint, und sodann laube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Be-anntmachung einen größeren Dienst erwiesen zu haben, ls Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue ls Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesund-heitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht aben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, enn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen ätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existirt, und ereits in mehreren Abschriften existirt, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in ie Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich utzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befind-ichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie onferirt hätte.

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, eren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich berwiege? Und ich, der ich die causa sine qua non ieser vortrefflichen Werke bin, sollte deßfalls ein Reichs-ofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ch mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald s nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths seyn ird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter inem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen ürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben erden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten u belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß ur Einer in den ersten Gerichten des Reichs seyn sollte, er so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von iesem Luther'schen Pastor gedacht, daß er den Reichshof-ath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor weihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um lle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für echte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Denn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Un-grund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Ueber-setzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Ueber-setzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals an-genommenen Uebersetzungen auch ab, und mehr oder we-niger darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt seyn, und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gut-dünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Luther'schen Pastoren unsere Päbste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen; — daß diese unserem Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so ent-schlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Luther'scher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Poli-ticus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Ge-rechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel

Herr Pastor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit besseren Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren.

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion, oder, wie ich lieber sagen möchte: die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die er vertheidigt. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahrs in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamiren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fertig seyn. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellt ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Gräuel ist. Mit einem andern bevortheilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklicheren, als höchst unschuldig und *heilsam.*

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche, taugliche Waffe passiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10) daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müssen; eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze, bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei weitem noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm, das ist es ihm auf allen Blättern. [1]

Und nun, Herr Pastor, seyen Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß, [2] und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet. [3]

Sogar werden Sie gezwungen seyn, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho

[1] S. Vorr. IV. VIII. X. XII., desgleichen in der Schrift selbst, S. 258, 271, 306, und wo nicht?

[2] Vorr. XV.

[3] S. 3, 4.

r Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in örbchen, die jedem guten Alltagschriften völlig d unerhört sind. Ueber gewisse jüdische Ideen, yr unrecht ganz vergessen haben; [1] über das große nder, [2] über — was weiß ich!

o, welch neues Unglück drohet dem hamburgischen us wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho hts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen unterrichten, deren nothwendige Berichtigung und ng er aus den leidigen Fragmenten meines Un- erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nim- gut! [3]

Herr Pastor? Das wollten Sie gestatten? Als uten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel, es die hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht chdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho rchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, er Eifer nur auf mich gerichtet ist?

nen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu cht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar ich und Mascho uns verstünden! Doch, das muß nicht zweimal sagen, wenn unsere List gelingen soll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEYTER. (4)

1778.

Mein Herr Hauptpastor!

rhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare mittelbare feindselige Angriffe auf allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des ds, und hatte noch eben Zeit, den herrlichen f zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken!). Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch ekommen mag!

was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor i mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches Beschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck equivoken [4] und Wortspiele; und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Verlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eigenen Styl, so wie seine eigene Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Posse wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Styl. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stylen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig

2.
13.
. XIII. S. 26, 36, 71, 111 u. m.
Herr Hauptpastor schreiben Equivocen; und das mehr L. (S. VII. IX. 55.) Es kann also weder Schreib- noch sein, sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas. . Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern ? Für den Carbanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Carbanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter seyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch, dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umgangs, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am beſten weiter bringen kann! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beſſerer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen geſetzten, immer gleichen Schritt, dieſer verlangt mitunter Sprünge, und ſelten iſt ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.

Aber Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Styl, und mein Styl iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen, die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen, ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht, denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will.

Doch wozu alles dieſes Geſchwätz? Was gehen mich jetzt die Armſeligkeiten des Styls und Theaters an, jetzt, da ein ſo ſchreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — *Da ſteht er, mein unbarmherziger* Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich, einfältiger Tropf, ſtehe bei ihm, und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide.

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, meine Kälte ſelbſt machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, was ich nicht erweiſen kann, und Sie — Sie thun alle ſieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun ſollten. Sie ſchwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamirenden Titel führt, — was enthält dieſe Goeziſche Scharteke? Nichts enthält ſie, als elende Recenſionen, die in den freiwilligen Beiträgen ſchon ſtehen, oder werth ſind darin zu ſtehen. Doch ja, ſie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längſt der Katze vorgeſetzt habe. Und dennoch ſollen und müſſen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten, — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem ſolchen Titel, widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rückſicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl „von dieſer Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehört, nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederholen? in dieſem geſchärften Tone zu wiederholen? — Alſo ſind Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrüglich? — Alſo kann ſchlechterdings in meiner Widerlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen bewegen könnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen iſt, oder nicht!

: einen solchen Mann wäre es möglich, die ge-
ltung beizubehalten? — Einem dritten, vielleicht.
t dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen.
en solchen Mann sollte es nicht hinwiederum er-
, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche
nnen meuchelmörderischer seyn, als sein Ver-
?

wohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von
icht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung
en werde. Ich werde diese Gränzen noch lange
hren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend,
so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe.
n einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir
er sicherlich keinen unmoralischen.
: Unterschied, zwischen ungesittet und un-
ch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter,
unft nach, vollkommen das nämliche bedeuten
oll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmora-
t zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht
suchen, sollte es auch nicht anders als auf die
etste Weise geschehen können.
ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen
auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt,
n Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich
ollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel
lassen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent palese levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertulli.

DRITTER. (5)

1778.

— „meine mittelbaren und unmittelbaren feind-
Angriffe auf die christliche Religion."
dann! So hält Hr. Goeze doch wenigstens einen
m neuen Testament für nicht eingegeben, für
tlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre,
er er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf.
imet nicht, so werdet ihr auch nicht ver-

: nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wieder-
die Verdammung, welche der heilige Geist ausge-
Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den
lasedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern
gemeinen Bibliothek und meiner Wenigkeit
ammung anzukündigen. Denn da steht's! Wer
aubt, der wird verdammt! — Ihm nicht
nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt
verdammt!
um sollte er also nicht, trotz seines fleißigen Ver-
, welches ja nur das unschuldige Echo des
Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hofft. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehen auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er, noch mitunter, bei diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewissen Monsieur Loyal, in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennt. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — Er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf, — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst. — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den „von mir veranstalteten Druck der Fragmente, und die „von mir übernommene Advocatur des Verfassers der-„selben."

Jenes ist notorisch, ich kann es so wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehn, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerecht-„same des hohen Hauses, dem ich diene, die Ehre und Un-„schuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister „desselben, und selbst des regierenden Herrn so angegriffen „würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der „christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der heil. „Apostel, und selbst unsers ewigen Königs, angegriffen „wirklich werde."

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen

Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Waagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtigt, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehreren Seiten zu verherrlichen und zu erhärten; was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpastor, allerdings!“ „Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unserer „Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnt allerdings, „je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber „das ist nur die objective Religion, nur die objective! „Mit der subjectiven ist es ganz anders. Die subjective „Religion verliert unwidersprechlich, durch dergleichen Be„streitungen, unendlich mehr, als jene nur immer dadurch „gewinnen kann!“ Folglich — —

Und was ist diese subjective Religion? — „Die „Gemüthsverfassung der Menschen, in Absicht auf die „Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen „auf uns, ihre Lehrer. Die, die perillitiren bei jedem „Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste „Religion geschrieben wird.“

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewinnt, und nur subjective verliert; wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei; nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian[1] von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unserer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich, und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt jetzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei, und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher seyn, als das große? Wenn das größere Uebel seyn muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer

[1] *De praescript. haereticorum.*

härtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequem-
kleine Ergötzung. Der böſe Sturmwind! da hat er
Luſthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu
üttelt; da eure ganze koſtbare Orangerie,
irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch
viel Gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur be-
Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerm
zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bei euerm
rbei? oder nimmt die Backen wenigſtens weniger
ald er an euern Gränzſteinen anlangt?
n Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an
reien ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wun-
agt: vane et inconsiderate hoc ipso scanda-
, quod tantum haereses valeant, was würde
hnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die
Grundlage einer möglichen Ketzerei ſo ein Lärmen
? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde
auch ſagen: „Kurzſichtiger, — nihil valebunt,
tantum valere, non mireris? Dein Lärmen
t ſchuld, wenn dieſe Fragmente mehr Schaden an-
als ſie anzurichten beſtimmt ſind. Der Ungenannte
ich keinen Namen erſchreiben, ſonſt hätte er ſich
t. Er wollte ſich kein Häufchen ſammeln, ſonſt
es bei ſeinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte:
e Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Ver-
ung, als du, der du das laute Zeter über ſie an-
Jener hat nur gemacht, daß mehrere ſie leſen
n; du machſt, daß mehrere ſie wirklich geleſen
und nun leſen müſſen.“ —
eicht, daß der Hr. Hauptpaſtor dieſen Verweis
Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus
—

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Poſtreiters.

habe ich denn auch dem Hrn. Goeze die Recenſion
ho'ſchen Buchs einzig und allein in die Schuh ge-
Habe ich nicht ausdrücklich geſagt, Goeze und
ie? Die Compagnieſchaft mit den freiwilligen
gern kann er doch nicht abläugnen, mit welchen
ner gemeinſchaftlichen Firma bedient? Meint
Hr. Hauptpaſtor, weil er ſich außer dieſer gemein-
n Firma auch noch einer beſondern, ihm allein
von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht
ehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er
s nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn
ben die Grundſätze enthält, die er an mir ver-
nächſtens den Hrn. Maſcho in den freiw. Beitr.
ehandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Hr.
mmer dem Hrn. Goeze namentlich büßen, ſo oft
lgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was
anſteht? Hr. Nikolai iſt auch nicht Director der
Allgem. Bibl. Hr. Nikolai bekömmt auch nicht alle Auf-
ſätze vorher zu ſehen, die in der A. B. Platz finden. Viel-
leicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn geſchrieben hat.
Was ſich Hr. Goeze mit Nikolai erlaubt, das ſollte ich mir
nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieſer
Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, ſollen
die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß
machen? Ja, wenn ſie ſo ſchließen wollen, wie Hr. Goeze
oder Hr. E. ſchließt! Dieſer Hr. E. mag ſeyn, wer er will.
Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Roxas.

VIERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern ſehr füg-
lich ſeyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß
„die chriſtliche Religion objective allen Vortheil aus den
„Einwürfen der Freigeiſter ziehen könnte, ohne ſubjective
„den geringſten Schaden zu beſorgen?“

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch?
— Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen
kömmt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſeyn zu
können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen; ich,
ich will ihn prüfen. Denn mir iſt das Pedantiſche faſt
Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſeyn, daß der
Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt
würde. „Schreibt lateiniſch, ihr Herrn! ſchreibt lateiniſch!
„— Ja! wer fleißiger in den Claſſen geweſen wäre! wer
„lateiniſch könnte!“

— Nicht weiter, Hr. Subconrector, oder man merkt
Ihre wahre Abſicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein
nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. „Lernt Latein,
„Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion
„ſind lateiniſch geſchrieben! Wenn ihr auch ſelbſt keine
„ſchreiben wollt, müßt ihr die geſchriebenen doch kennen.“
— Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der
Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht bloß
lächerlich machen, ſondern prüfen will. — Es wäre denn,
wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinaus liefe. Und
das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will
ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: „wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht
„anders als lateiniſch ſchreiben dürfen, damit der gemeine
„Mann nicht geärgert werde.“

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich
Latein verſteht, als in Polen, Ungarn — da müſſen wohl

ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgriff, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Denn es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der „Vorſchlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch „fürs erſte in Deutſchland.“ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorſchlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl vorausſetzen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot, als ein Reichsgeſetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bei Waſſer und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſetz läge ſchon in dem Namen des heiligen römiſchen Reichs, und ſollte nicht thulich ſeyn?

Nun gut, ſo ſey es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Geſetz billig ſeyn, das eben ſo viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchließen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewährt, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennt? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht beſtehen, daß das Latein erſt den rechten Narren macht; aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Dazu, von was für einem Latein können iſt die Rede? Von dem, bis zum ſchreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, ſo hätte auch Baco dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateiniſches Programma zuſammen raſpeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrücken können, als in ſeiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein ſie ſchrieben, ſo würden noch wenigere Latein ſchreiben. Es wäre denn freilich, daß ſie müßten. Ein Muß, das *vielleicht* der Sprache zuträglich ſeyn könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn ſchon in dieſem Betracht, daß man dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das un Geſetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in dieſe tracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht geg Güte einer Sache erwecken müßte, die man ſich unter Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Pr ihm die lateiniſchen Männer durch ihre Dollmetſcher viel mittheilen ließen, als ſie für dienlich erachtete Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Sc dem es vorbauen will, gerade vermehrt? Die Einwe gen gegen die Religion ſollen lateiniſch geſchrieben w damit ſie unter weniger Leuten Schaden anrichten. wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lan welchem das Lateiniſche nur bei einer gewiſſen Claſ Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa, ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn ſollten auch i Europa zuſammen nicht mehr Menſchen ſeyn, welche niſch könnten, und doch nicht im Stande wären, übeln Eindrucke wahrſcheinlicher Zweifel zu widerſtehe zu begegnen, als dergleichen ſchwache Menſchen, di lateiniſch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele den Teufel Seele, oder, wenn er einen Unterſchied Seelen macht, ſo gewänne er ja wohl noch dabei. (käme z. E. für die Seele eines deutſchen Michels, de durch deutſche Schriften hätte verführt werden könne Seele eines ſtudirten Franzoſen oder Engländers. (käme für einen trocknen Braten einen geſpickten.

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hät unkluge Geſetz gewiß, wenn es auch nicht, noch oben d unchriſtlich wäre, wie ſchon daraus zu vermuthen es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich mit dem Geiſte des Chriſtenthums, mit der letzten Z deſſelben ſtreitet. Nun iſt, ſo viel ich, mit Erlaubniß des Hauptpaſtor Goeze davon verſtehe, die letzte Abſich Chriſtenthums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkon woher ſie will, ſondern unſere Seligkeit, vermi unſerer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit wendig iſt, in welcher am Ende unſere ganze Seligk ſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtenthums zu lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beitragen wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müſſen Wenige, die niemals Chriſten waren, niemals Ch ſeyn werden, die bloß unter dem Namen der Chriſt undenkendes Leben ſo hinträumen, immer muß dieſer ächtliche Theil der Chriſten vor das Loch geſchoben w durch welches der beſſere Theil zu dem Lichte hindurch Oder iſt dieſer verächtlichſte Theil nicht der wenigſte? er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? — We ein Chriſtenthum hat man denn bisher gepredigt, da wahren Chriſtenthume noch nicht einmal der g Haufe ſo anhängt, wie ſich's gehört? — Wenn nun au

menchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen, nlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisteri- riften, sogar erklärten, daß sie nicht länger seyn was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? n fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Do- nidam discentium scandalizati diverterunt? e er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, ntersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht ie Handlungen und Schriften hier einen Schwach- i ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort öfewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in e spielen werde, der entsage doch nur gleich allem allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm zertreten, aber wenn es mir zur Sünde gerechnet ll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß icht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht ines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der mal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung ichen entwickelt und zerstört, bringt Leben und ngt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben oll lieber kein Tod seyn, und keine Bewegung? r Tod und Bewegung?

so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die r Religion sich nie einer andern, als der lateini- ache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der besetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit , und wie meint man, daß es mit aller Untersu- r Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, e geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, k noch gefesselten Tiger, bereits zu entblößen wagt! ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpastor d 80 über diesen Punct sagt; und wer es noch ht, wohin alle die Einschränkungen und Bedin- bzielen, mit und unter welchen es vergönnt könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, en Schnupfen ein wenig zu stark.

ständigen — heißt es alldort — verständigen und Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene e gegen die christliche Religion und selbst gegen die machen." — Aber von wem soll die Entschei- angen, wer ein gesetzter und verständiger Mann er bloß ein verständiger Mann, der Verstand t, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch müthigkeit zuziehen würde? Ist der bloß ein ge- Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in ein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und glich wünscht, daß auch andere, wenn sie schon so ht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben

Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich , der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich , nur so weit sich zu entwickeln, als ungefähr noch ort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig seyn, um die Lehrer in Athem zu erhalten." — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte seyn? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt, sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne, muß die Disputation aus seyn? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen „die Christenheit von dem 9. bis zum 15. Jahrhundert „beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre." — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

FUENFTER. (7)

1778.

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß eben das die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist, mit seiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht, denn er verclausulirt sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht berührt. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Puncte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte, sind die Worte des Herrn Hauptpastors, „der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die hei„ligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christen„heit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, ge„trieben von dem heil. Geiste, als Dummköpfe, als Böse„wichter, als Leichenräuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht, als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet seyn. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegen setzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Memme schuldig macht, und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Lust nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles „sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte?" Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: *nur eine theologische* Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologische Renomist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leutescheuen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was hast!" Ich kann beide nicht leiden; und das sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Memme und Renomist in Einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpastors im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl seyn sollen, der sich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger „haben seinen Leichnam gestohlen." Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sah zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchstwahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer inneren Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein παῤ ἀλεγόμενον sey, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier destoweniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der

g ankömmt? Und da die Erzählung einer ſehr
Sache ſehr unglaublich ſeyn kann: wer erkennt nicht,
: Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in ſo weit
rt, als man die Wahrheit einzig und allein von
hlung will abhangen laſſen?

geſetzt auch, mein Ungenannter hätte ſich in dieſen
nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen,
: gute Katholik ohne Anſtoß glauben und behaup-
. daß in der ſchriftlichen Erzählung der Evan-
nd Apoſtel einzig und allein gewiſſe heilige
eiten ſo ungezweifelt nicht erſcheinen, daß ſie nicht
r anderweitigen Bekräftigung bedürfen; geſetzt, er
3 wahrſcheinliche für wahr, das glaubliche für
r gehalten, er hätte es ſchlechterdings für aus-
gehalten, daß die Apoſtel den Leichnam Jeſu ent-
ſo bin ich auch ſodann noch überzeugt, daß er
ünnern, durch welche gleichwohl ſo unſäglich viel
die Welt gekommen, wie er ſelbſt nicht in Abrede
r, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo theuren
: die ſchimpflichen Namen Betrüger, Böſe-
, Leichenräuber würde erſpart haben, die dem
uptpaſtor ſo geläufig ſind.

zwar würde er ſie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit
ben; nicht bloß aus Beſorglichkeit das Kalb, wie
ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen:
r würde ſie ihnen erſpart haben, weil er über-
t mußte, daß ihnen zu viel damit geſchähe.

: wenn es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Hand-
ie mögen zu noch ſo verſchiedenen Zeiten, bei noch
iedenen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet
ie nämlichen bleiben: ſo haben doch darum die
t Handlungen nicht immer die nämlichen Benen-
und es iſt ungerecht, irgend einer eine andere Be-
zu geben, als die, welche ſie zu ihren Zeiten und
: Volk zu haben pflegte.

iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten
ſehenſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter
eſchieht, für keinen Betrug gehalten, und dieſe
Denkungsart den Apoſteln beizulegen, ſich kein
gemacht haben. Wer dieſen Punct von einem
ptigen Theologen ſelbſt belegt und aufs Reine ge-
en will, der leſe Ribovs Programm de Oeco-
atrum. Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die
ſelbſt mit Verſchwendung zuſammen trägt, um
en, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der
inung geweſen, integrum omnino Doctoribus
s Christiani Antistitibus esse, ut dolos ver-
lsa veris intermisceant et imprimis religio-
es fallant, dummodo veritatis commodis et
inserviant. Auch ſind die Stellen der andern
die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine der-
οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispen-
beilegen, eben ſo unläugbar. Was Hieronymus
unter andern vom heil. Paulus verſichert, [1] iſt ſo naiv,
daß es dem naiven Ribov ſelbſt auffällt, darum aber nicht
weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man ſage nicht, daß dieſe uns jetzt ſo befremdende
Vorſtellung von der Aufrichtigkeit der erſten Kirchenväter
und Apoſtel bloße Vortheile der Auslegungskunſt, bloßen
Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht
ſo weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer
fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſer Wiſſen und Ge-
wiſſen zu verdrehen, iſt zu allem andern fähig, kann falſch
Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann That-
ſachen erdichten, kann zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel
für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verſtehen geben ſollte,
daß die Apoſtel zu dieſem allem fähig geweſen, weil ſie
die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will
nur die Frage veranlaſſen: ob in eben dem Geiſte, in
welchem wir jetzt in Anſehung dieſes einen über ſie urtheil-
len, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Anſehung
des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur
Laſt fiele?

Und ſo ein billiger Mann war mein Ungenannter aller-
dings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht
war, in ſchwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen,
welches unter nachſehenderen Geſetzen begangen war, nach
ſpäteren geſchärfteren Geſetzen gerichtet. Er hat keine Be-
nennung, die dem Abſtracto der That zu ihrer Zeit nicht
zukam, dem Concreto des Thäters zu unſerer Zeit beige-
legt. Er hat immer in ſeinem Herzen dafür halten können,
daß wir betrogen ſind; aber er hat ſich wohl gehütet zu
ſagen, daß wir von Betrügern betrogen ſind.

Vielmehr ſpielt jeder, welcher meinen Ungenannten
dieſes letztere ſagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß
er das erſtere geglaubt habe, ſelbſt einen Betrug, um
einen Pöbel in Harniſch zu bringen, der keinen Unterſchied
zu machen fähig iſt. Ob aber dieſe Abſicht auch zu den
Abſichten gehört, die einen Betrug entſchuldigen, das laſſe
ich dahin geſtellt ſeyn. Ich ſehe wenigſtens den Nutzen,
der daraus entſpringen ſoll, noch nicht ein: und ich muß
erſt erfahren, ob ſelbſt der Pöbel jetziger Zeit nicht ſchon
klüger und vernünftiger iſt, als die Prediger, die ihn ſo
gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß ſehr wohl, daß mein Ungenannter
eigentlich nur behauptet, daß die Apoſtel es ebenfalls ge-
macht, wie es alle Geſetzgeber, alle Stifter neuer Reli-
gionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber
das fällt dem Pöbel, für den er ſchreibt und predigt, nicht
ſo recht auf. Er ſpricht alſo mit dem Pöbel die Sprache
des Pöbels und ſchreit, daß mein Ungenannter die Apoſtel
als Betrüger und Böſewichter läſtere. — Das klingt!

[1] Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser; anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Puncte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

SECHSTER. (8)

1778.

Ich habe erwiesen (Anti-Goeze III.), daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient, welches auch schon daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äußern beginnt, in welchem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch subjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste versteht, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken, weder in Ansehung der Sprache, noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Puncten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen soll (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Puncte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellt, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, in ihrer Geburt zu ersticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sey denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde *Irrthümer bekannt macht, um ihr* den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine, seinem eigenen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen ist doch wohl mehr, als bloß herausgeben — Als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmlungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele; was war seine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben. „Weil „ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheits„rathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht „haben?"

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sey, an mehreren Orten vorhanden sey, und in der Handschrift darum keinen geringeren Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur, mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung

sgeſetzten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, nicht vollends den Garaus zu machen, es unbe- und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet; oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenig- ufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl s das andere, nachdem ihm das eine mehr ange- als das andere, nachdem ihm das eine den Finger edrückt, als das andere.

ıde ſo wünſchte ich wenigſtens — Denn was nun, wenn auch darum noch ſo viel Lumpen mehr t verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines chen Geiſtes zu tragen fähig würden? — wünſchte ſtens alle und jede ausgeſetzten Geburten des Geiſtes in das große für ſie beſtimmte Findelhaus der i bringen zu können, und wenn ich deren ſelbſt nur virklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder eben ſo viel. Selbſt die Urſache liegt oft in mir in, warum ich eher dieſe als jene hinbringe, warum on dem geſunderen und freundlicheren Findlinge den mſonſt muß drücken laſſen, ſondern es wirken auch ſtens ſo viel kleine unmerkliche Urſachen zuſammen, mit Recht ſagen kann, habent sua fata libelli. nie habe ich dieſe meine Schwachheit, — wodurch weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, zum Bibliothekar ge- oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrlost nie habe ich dieſe meine Schwachheit denken können, ine individuelle Lage glücklich zu preiſen. Ich bin klich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem Orte. Ich bin ſehr glücklich, daß ich dieſes ibliothekar bin und keines andern. —

r den heidniſchen Philoſophen, welche in den erſten derten wider das Chriſtenthum ſchrieben, muß ohne Porphyrius der gefährlichſte geweſen ſeyn, ſo wie Vermuthung nach, der ſcharfſinnigſte und gelehr- r. Denn ſeine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν ſind, hl des Conſtantinus und Theodoſius ſo ſorgſam ngeſucht und vernichtet worden, daß uns auch kein kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbſt ig und mehr Verfaſſer, die ausdrücklich wider ihn en hatten, worunter ſich ſehr große Namen befin- darüber verloren gegangen; vermuthlich weil ſie und zu große Stellen ihres Gegners, der nun ein- der Welt ſollte, angeführt hatten. — Wenn es hr ſeyn ſollte, was Iſaac Voſſius den Salvius lauben machen,[1] daß dem ungeachtet noch irgend- Exemplar dieſer ſo fürchterlichen Bücher des Por- vorhanden ſey, in der mediceiſchen Bibliothek zu nämlich, wo es aber ſo heimlich gehalten werde, mand es leſen, niemand das geringſte der Welt mittheilen dürfe: wahrlich, ſo möchte ich dort zu nicht Bibliothekar ſeyn, und wenn ich Großherzog

meieri Conringiana Epistoliea. p. 71.

zugleich ſeyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſeyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtenthume ſo nachtheiliges Verbot geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzog- lichen Palaſte drucken laſſen, und geſchwind das Großher- zogthum, welches mir jetzt ſchon im Gedanken zur Laſt iſt, geſchwind wieder an ſeine Behörde abgeben könnte. —

Abälard iſt der Mann, den ich oben[1] in Gedanken hatte, als ich ſagte, daß ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Luſt hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu ſchicken bereit waren, der ſich mit ſeinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn ſollte man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welche der heil. Bernhardus dem Abälard gegen verſchiedene ſeiner Schriften erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboiſe mit ſeiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Trotz den Nachleſen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieſer Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religions- geſinnungen deſſelben vornehmlich zu erſehen ſeyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek ge- funden, hatte eine Abſchrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu laſſen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und ſo konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich auf- gefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo in- dulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finſter- niſſen verdammt.[2] Die Abſchrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und dieſe, welche ſo viel hiſtoriſchen und theologiſchen Schund dem Untergange entriſſen hatten, hatten eben ſo wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philoſophiſcher Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß drucken, ſo gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünſchen einer zu ſeyn, könnte ich faſt, wenn man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſcripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken laſſen, wozu mir der Orden den Vorſchub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken ſchlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpſtlichen Hierarchie ſo zuträglich iſt, auch dem wahren Chriſten- thume zuträglich ſeyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Miſſethat durch das

[1] A. G. IV. S. 16. (S. 263.)

[2] Thes. Anecd. T. V. Praef.

„Juden entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, „unwiderstehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit „ist, dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide „auch für deine Schwachheit. Genug, von dieser Handschrift „hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil „sie wenigstens eben so schlimm ist, als das Toldos Jeschu."

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen: nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! Aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indeß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil, in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae, sein Unternehmen so ziemlich gut vertheidigt. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu seyn glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.
Quinctilianus.

SJEBENTER. (9)

1778.

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß *ich ihm so Schritt vor Schritt* auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen, und sagen: „Ei, wer „spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe „sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Ver„brechen steckt da, daß der Herausgeber der Fragmente „zugleich die Advocatur des Verfassers übernom„men hat."

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschenverstand vor dem Publicum zu vertheidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt sich ja wohl ein jeder von selbst, braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäckeln! So genau bei ihm auf das zu sehen, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu seyn, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette zehn gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache: so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist, und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe

allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Mei-
ines Ungenannten zugethan sey: ich habe auch bis
Zeitpunct, da ich mich mit der Ausgabe der Frag-
faßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich
t, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein
r Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl
e ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in wel-
nicht allein die christliche Religion überhaupt nach
ren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, son-
h die christlichlutherische orthodoxe Religion insbe-
gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge ver-
habe.

e Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größ-
selbst, und er hat mir ehedem mündlich und ge-
inen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie
r denn nun erst auf einmal den Teufel in mir,
wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenig-
einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten
verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen
itdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr
Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und
n, die ich seit unserer Trennung zu erlangen, eben
egierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsich-
d schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der
die ich in dem stürmischen Alter brausender Auf-
n vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern,
re Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem
so freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß
wiß nicht; ich bin noch der nämliche Mensch: aber
Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem
n Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert,
Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es
wenn ich es erzähle! Tantaene animis coe-
irae? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht
Suppe aufzehren.

komme auf die Advocatur zurück und sage: der
gentliche Advocat meines Ungenannten, der mit
lienten über den anhängigen Streit Ein Herz und
le wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht
a, ich kann auch nicht einmal der seyn, der von
chtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen
Schimmer hat, und sich dennoch entweder aus
haft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück
auf das Meer der Chicane begiebt; fest entschlossen,
ndstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans
setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund
d ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was
egen können, mich lieber mit seinen Handschriften,
unfzig andern abzugeben, die mir weder so viel
noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht
angen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei
ebzeiten widerlegt zu sehen.

Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem Publicum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor. —

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu seyn geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt: so beklage ich mein Unglück und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahrt!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst, an das Licht zu treten, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon jetzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht „mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt „worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines öftern „Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern „eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemüths„beruhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, „warum ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin „nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch „meine Einsichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß

„zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Ge„brauch verſtändiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem „Willen ſoll ſie nicht durch den Druck gemein gemacht wer„den, bevor ſich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag „der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, „obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und „in einen wüthenden Religionseifer ſetzen ſollte. Lieber „mag der Weiſe ſich des Friedens halber unter den herr„ſchenden Meinungen und Gebräuchen ſchmiegen, dulden „und ſchweigen, als daß er ſich und andere durch gar zu „frühzeitige Aeußerung unglücklich machen ſollte. Denn „ich muß es zum Voraus ſagen, die hierin enthaltenen „Sätze ſind nicht katechismusmäßig, ſondern bleiben in „den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und „Ausübung der Menſchenliebe und Tugend. Da ich aber „mir ſelbſt und meinen entſtandenen Zweifeln zureichend „Genüge thun wollte: ſo habe ich nicht umhin können, den „Glauben, welcher mir ſo manche Anſtöße gemacht hatte, „von Grund aus zu unterſuchen, ob er mit den Regeln der „Wahrheit beſtehen könne oder nicht.“

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpaſtor, was haben Sie da geleſen! Nicht wahr? ſo gar ſtrafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller ſeiner Freigeiſterei doch noch ſo ehrlich, daß er die Welt durch ſeine Einſichten nicht irre machen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, ſie durch fremde Einſichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein ſo friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich ſetze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpaſtor, am beſten wiſſen, wie ſauer es jetzt einem treufleißigen Seelenſorger wird, ſie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unſerer allerheiligſten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein ſo behutſamer Mann, daß er keinen Menſchen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein ſolches Aergerniß, feſt überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Unterſuchung vorlegt, ſondern allein Wahrheiten, die man ſofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu verſetzen fähig ſind. Der Ungenannte war ein ſo kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder ſich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich ſchlage als ein Raſender meine eigene Sicherheit zuerſt in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn ſie nur Grund haben, dem menſchlichen Geſchlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wann ſchrieb, glaubte, daß ſich die Zeiten erſt mehr aufklären müßten, ehe ſich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen laſſe; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu unterſuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich iſt.

Das iſt alles wahr, Herr Hauptpaſtor; das iſt alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Beſcheidenheit und Vorſicht des Ungenannten, nicht ſo viel Zuverſicht auf ſeinen Erweis, nicht ſo viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht ſo viel Mißtrauen auf ſein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieſer Geſinnungen, ſeine Handſchrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verſtändiger Freunde hätte liegen bleiben laſſen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpaſtor, daß es gleich viel iſt, was die Verſtändigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleiſe bleibt, in welchem allein ihn die Geiſtlichen zu leiten verſtehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.

Hieron. adv. Ruff.

ACHTER. (10)

1778.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat ſich wohl, daß der Herr Hauptpaſtor den Namen Advocat in ſeiner eigentlichen Bedeutung nehmen ſollte! Advocat heißt bei ſeines Gleichen weiter nichts als Zungendreſcher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendreſcher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund der Reichspoſtreiter, ehedem ſelbſt ein Advocat, ſcheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben, wie aus einem Epigramm zu ſehen, welches er neulich in einem ſeiner Beiträge mit einfließen laſſen. Ich weiß die ſchönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieſes Epigramm ſoll zu ſeiner Zeit zwiſchen der Börſe und dem Rathhauſe in Hamburg einiges Aufſehen gemacht haben, und es hätte dem Verfaſſer leicht eben ſo bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen ſind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er ſelbſt das Epigramm nicht gemacht habe. Dieſes ſchrieb man mir aus Hamburg, und ſetzte hinzu: „Das fand ſich auch wirklich. Nicht der Reichs„poſtreiter, ſondern des Reichspoſtreiters Pferd, hatte das „Epigramm gemacht.“

Doch das Pferd dieſes Reiters kümmert mich eben ſo wenig, als der Reiter dieſes Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchſtechen, und das Pferd, was es ſich ſchämt gemacht zu haben, auf den Reiter, ſo wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd ſchieben. Ihr gemeinſchaftlicher Sattel iſt ein Maulthier: damit gut! — Es ſollte mir leid ſeyn, wenn der Reichspoſtreiter nicht eben ſo wohl Miller's Jests, als den Dedekind geleſen hätte. —

Und ſo wende ich mich wieder zu dem geiſtlichen Herrn,

em dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so t es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor en Advocaten des Ungenannten nennt, so meint er bloß nen gedungenen Zungendrescher, dem es gleich viel ist, as für einer Sache er seinen Beistand leiht, wenn es nur ne Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von m genannt Heuremata, anbringen, und Richter und egentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern it dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener as Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus em Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin elt 1) seine ewige Klage über meine Art zu streiten! Dahin elt 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit nverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin elt 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher och gegen ihn geschrieben, und sich der christlichen Religion ider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte bgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich icht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu berzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand nerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen oll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt.[1] Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein ür nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die inen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte chlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig seyn und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter, oder dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satyrische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe". — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyrische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht recht haben. Denn ich habe die satyrische Schreibart, Gott sey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme gesagt, als Satyre verschreit. Häckerling und Haber können nicht verschiedener von einander seyn, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter, — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satyre. Das ist eine so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkst. Glaube mir, Schedchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich bedaure den Hrn. Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Schedchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raisonniren. — Sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Wort eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmst, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Cartel wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als

[1] Anti-Goze. II.

ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen. [1] Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen: denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden: und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus empor steigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinst, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit minderer Aufmerksamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilt. Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehrt zu werden. Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdient; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben jetzt [2] schon im Voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft fürs erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger, (könnte auch ein braunschweigischer gewesen seyn) der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute lutherische Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt, mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich seyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesammten hessischen Feldprediger wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja er treibt seine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm sammt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur, welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist, und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes thun, ihn zu befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt, und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folgt aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob „Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes „Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß „dieses höchste Wesen dem ungeachtet durch ein anderes „eben so hohes Wesen, sie nach diesem Leben ewig glück„lich zu machen, die Anstalt getroffen — ob Menschen, „welche das und weiter nichts glauben, Christen sind oder „keine?“ — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul. Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu seyn, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur, und suche es dem Herrn Hauptpastor so gut du kannst begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie sich unbekümmert lassen. — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

---

[1] *Etwas* Vorl. Vorr. VII.

[2] *Lessings Schwächen S. 5.*

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

NEUNTER. (11)

1778.

Die Klage, über meine Art zu streiten, konnte ich nur n dieser nämlichen Art beantworten; und ich lasse es mir ar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Ant ort selbst zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum llte ich ihm nicht, mit gutem Vorsatze, noch mehrere Be eise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit nverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehrt, in der oppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges orurtheil für ihn zu erschleichen, und die Gegner abzuhrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser orwurf ist ernsthafter und verdient eine ernsthaftere Ant ort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu nnen, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der elt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche loß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, us einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und us welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch on einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr eit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimüthiges, rnsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt, nuter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin bgehandelten Materie noch keinesweges folgt, und die ch gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne hn deßwegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfeh en, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es etzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht vor us, daß ich ihn näher, oder aus mehreren Werken kenne; och weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Haupt astor mag gewesen seyn, daß ich geradezu gesagt „mein ‚Ungenannter sey des Gewichts, daß in allen Arten der ‚Gelehrsamkeit, sieben Goezen nicht ein Siebentheil von ‚ihm aufzuwägen vermögend sind:" so getraue ich mir doch iese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten usdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen seyn, daß mein Ungenannter von allen platt deutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Hr. Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiedenen Ausgaben der lutherischen Bibelüber setzung selbst so vollkommen bekannt gewesen seyn, als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Litterargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu setzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eigenen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werk ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich: obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellt, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werks vor; und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht so wohl, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellt worden, sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einfluß insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesem Kopfe, bei eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesen Herzen, bei eben diesen edlen Neigungen, tolle vorsätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. In eodem pectore, sagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium:

et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des wertheimischen Bibelübersetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Hr. Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden seyn. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z. E. der, welcher von der Wolfischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmid so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden seyn soll. Denn mit Erlaubniß des Hrn. Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolfische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Hrn. Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wetsteins und des Spruches 1. Johannis V. 7, darin gedacht werde. Es ist wahr, Wetsteins neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den wertheim'schen Schmid nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann, wenn uns Hr. Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider! „nur zu bekannten Ungenannten nennt;" wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe. Denn ich für meinen Theil, so bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilt haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte *sofort* den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen *ganz zuverlässig erführe*, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen gefehlt hat, und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden, und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrlost ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Literatoren, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen: und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln, als diese Männer, welche so zu reden ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? Prudentis est, sagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las.[1] „Zuletzt „erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht „sey, den Verfasser der Fragmente zu nennen, „da er mit der Entdeckung seines Namens gedroht und es „versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, „da es ihm nicht unbekannt seyn kann, was für gelehrte, „unbescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten „ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Asche so un„verantwortlich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern „er mit der Wahrheit länger zurück hält, und er kann solche „zu offenbaren, um so viel weniger Bedenken tragen, da „er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig mit „solchen Lobsprüchen beehrt hat."

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine

[1] Freiw. Beitr. 5. B. 75.

Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich liest. Er liest nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geschrieben hätte.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, so fern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

ZEHNTER. (12)

1778.

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und E. in Hamburg für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es reut mich, daß man dort doch mehrere kennt, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch sey, und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnt die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte. Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmt, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreut werden? Die Erde in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herum schreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien aufsteigend oder absteigend einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilt? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so hölischen Abenteurers, wofür Goeze und die Wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40. Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt sey," findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein „gewisser ehemaliger berühmter Lehrer am „hamburgischen Gymnasio Verfasser der Frag„mente sey," öffentlich zu widersprechen. Er fügt hinzu: „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, „da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne „dieses berühmten Mannes in Händen habe, worin der„selbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung er„klärt, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem jeden, „dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann seyn, kann nicht seyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Vexirerei des Publicums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfasser der Fragmente sey, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln, und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem Relata refero schützen: aber auch Er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sey; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenden Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich

im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehreren zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht seyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben so dumme als boshafte Klatsche[1] (Klätscher wäre hier viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen, und ihn in läppische, unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in Abrede seyn, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu seyn nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gerne stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Geselle sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neueren Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigener verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben, und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene, und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, „herausgeben will ich deine Handschrift recht gern, ob ich „gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist, „und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen „Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was dieses „Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, „ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift „nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir „erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie „mir anders heben als das Publicum? Mich an den und „jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deß„halb zu wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe

[1] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich Anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Be„schaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu „bleiben, so ergreife ich Nebendinge, und lasse die Hauptsache unbe„antwortet." — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem heraussprudelt, so wißt ihr doch von der Sache gerade so viel wie nichts. Aber seyd doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und ihr sollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt. Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat euch dieser liebe Herr Seelensorger weiß gemacht, daß er sich an den bösen Nikolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es sonst weiß machen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von euern alten Hemden befunden, was würdet ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht, eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig verbunden zu wissen, als ihr jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, Else, daß euer Herr Seelensorger noch bei viel mehreren Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nikolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis jetzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Bettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht ihr wieder nur so nach, und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte, oder mit sonst einem Puncte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben, zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse, vor*kommt und bekommt? Es kränkt euch, daß ein so großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals seyn wollen)* — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurecht weisen. Nehmt also eure Brille zur Hand, und schlagt den Adelung nach. Was leset ihr hier? „Ich „komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der „vertraulichen Sprechart, du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andere sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu seyn glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch so schreiben soll?

eines viel zu versplittern. Also, wie gesagt, her-
en will ich deine Schrift gern; aber warum soll ich
it anders herausgeben, als mit deinem Namen?
in jenem Leben eitler geworden, als du in diesem
? Oder gehört dein Name auch mit zu den Bewei-
Denn du auf diesem kindischen, ärgerlichen Ehrgeize
, so weiß ich wohl, woher du kömmst. Die Glorie,
da um deinen Kopf hast, ist Betrug, denn du bist
nug, noch eine andere neben ihr zu verlangen." —
e Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag,
oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Un-
r nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus
Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Näch-
zutheilen: so kann er keinen andern Bewegungs-
ehabt haben, als unselige Ruhmsucht, gloriae
item sacrilegam; und ich finde in der ganzen
e ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem
en, der den Tempel der Diana zu Ephesus ver-
wollte, ut opere pulcherrimo consumpto,
ejus per totum terrarum orbem disjiceretur.
der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter
, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um
der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand
Namen nennen solle, und wir würden es noch nicht
wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp
n Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unter-
wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne,
n Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius den
ren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn
gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler
nten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder
), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen,
chen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle
, ich sammle die Stimmen, fange an von den Pa-
conscriptis des Lutherthums einem Ernesti, einem
r, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spal-
und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester,
en freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pflegt,
, alle stimmen für Ja.

einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt
n. Nein! donnert er, und nochmals Nein! Nicht
daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden ge-
, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden wer-
nen! fügt er hinzu; Amen!

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem
ocentium ratio duxerit, satisfaciam.
Quinctilianus.

EJUSDEM. (13)

1778.

komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich
Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll
in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf *erstores* glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erklärt, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein *zugegebener* Advocat für einen Verbrecher spricht, und rede nur *statt seiner*, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, *in seine Seele*. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehreren Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von *mir* um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin, und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgetheilt habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen seyn lassen, was sie seyn sollen? Warum hat man sie einer größeren Aufmerksamkeit gewürdigt, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes bezieht, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch sowohl meine als seine Redlichkeit in den liebloseſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zurauungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter auseinander bringen, und dieser Dritte kann niemand seyn als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publicum empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werde ich mich mit der ersten der besten

Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehört, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt, [1] in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade so auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendopatronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!" höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun „ja! Da verlasse sich einer darauf, und binde mit ihm an! „Wir haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. „Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er „wider uns geschrieben!"

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich *feindseliger* Angriffe auf die christliche Religion beschuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund „er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sey, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seyd ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg seyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht seyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle, bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurück spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu seyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe?" Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich seyn könne? Nun wohl, so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viel habe, als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr

[1] *Quinctilianus L. XII.*

Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter das Visir weder auf noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weitem in dem wahren Ton eines homerischen Helden mir zuruft:[1] „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt eben so viel sey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider all mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt, ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen, ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sey. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Classe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

[1] Anti-Lessing.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit in eben dem abgelegenen so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehört, welches bereits so viele Federn beschäftigt hat, und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten weckt, ist klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheint so leicht zu seyn! Jeder Homilet, der sich getraut eine Osterpredigt zu halten, getraut sich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es sey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es

nicht iſt, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die ſie führen, ſind nicht übel, aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheint, und die Streiche fallen vorbei oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaßen kann ich ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten ſollen. Ich gab deßfalls keinen Wink, und es iſt ganz begreiflich, wenn ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen und als ſolches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen ſehr verzeihlichen Wahn vorſchützen, daß ich geglaubt, des Celſus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Juſtinian eben ſo wohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indeß auch ſeinen Nutzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind, als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten, indem es vielen ihrer Leſer doch einerlei iſt, wie ſie antworten, wenn ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen, und nur ſo bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen ſuchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urtheilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will, indem man nun wohl ſieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferſtehungsgeſchichte macht, das nicht ſind, noch ſeyn ſollen, womit er die ganze Religion umzuſtoßen vermeint. Er ſchließt ganz ſo lächerlich nicht, als man ihn bisher ſchließen laſſen: „die Geſchichte der „Auferſtehung iſt verdächtig, folglich iſt die ganze Religion „falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu „ſeyn vorgiebt;“ ſondern er ſchließt vielmehr ſo: „die ganze „Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung gründen „will, folglich kann es auch mit der Auferſtehung ſeine „Richtigkeit nicht haben, und die Geſchichte derſelben wird „Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren ſie auch wirklich „trägt.“

Aber ſchäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß *durch ein weit größeres* heben zu wollen vorgebe? *Warum laſſe ich es bei jenem* nicht bewenden, wenn ich nicht ſelbſt Freude an dem Aergerniſſe habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz iſt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten. Darum nicht, weil es ſchlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöſcht werden ſoll.

Man erlaube mir, daß ich beſonders auf dem Letztern einen Augenblick beſtehe. Ich habe bereits an einem andern Orte geſagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet exiſtirt, und bereits in mehreren Abſchriften, an mehreren Orten exiſtirt, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des erſten Entwurfs in Händen habe. Ich ſetze jetzt hinzu, daß dieſes Buch geſchrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und ſo im Verborgenen gewiß mehr Proſelyten macht, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen würde. Denn man lieſt nichts begieriger, als was man nur nächſt Wenigen leſen zu können glaubt. Ein Manuſcript iſt ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch iſt eine Jedermannsſage, und es iſt in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerkſamkeit macht, als die Jedermannsſage.

Bei dieſem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieſes Wort ins Ohr in meinem Ohre erſtürbe! wenn ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden ſoll, und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als wenn ſie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von dieſem negociirten Siege aus ihrer politiſchen Studierſtube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum ſage ich denn: „die mögen ſich ſchämen?“ Die muß der heißen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Denn noch iſt der Hr. Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denkt. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Damm zu leiten ſuche, als den Damm auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem

Racha gleich kömmt. Nur freilich, daß der große Rath, nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll. Sehr christlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich selbst der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade seyn kann, dem mich meine Dreistigkeit in Zuversicht auf die gerechte Sache aussetzt. Denn da, wie mir der Hr. Hauptpastor bereits selbst attestirt haben, ich schlechterdings kein hebräisch verstehe, so kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräischen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Hr. Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung eines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küsse ich seine Ruthe, oder seine Scorpionen, schon im Voraus!

Gotth. Ephr. Lessings

nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich scheint der Hr. Hauptpastor Goeze nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun,[1] daß er auf den Punct, über welchen er mit mir streite —

„ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch „die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst „verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen „wäre?“ —

sich so fort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er sich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich:[2] der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu seyn vorgiebt,[1] „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen „können, daß die Controvers diesen Lauf nehmen werde, „mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu „verrathen, und die wahren Gedanken meines Herzens zu „offenbaren.“

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann, daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Hr. Hauptpastor auch keine Whiston'sche Fälle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das so genannte Symbolum der Apostel, und das so genannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Hr. Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen seyn müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Hr. Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit, zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

[1] Lessings Schwächen. Zweites Stück. S. 66.
[2] S. 64.

[1] S. 69.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen, bei Lebzeiten der Apostel, begnügt; sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gehalten.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehreren Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hätten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeint, welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie etlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen, und so fern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falsch seyn, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigener sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, und ich bin im Stande mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen, und zugleich den besondern

und Vortheil zeigen, den die christliche Religion
ht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe.
zu wird mir der fernere Fortgang der Controvers
ch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem
uptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen
erei abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen
dungen zu behandeln.
n dazu um so vielmehr Lust zu machen, habe ich
diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller
ungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu
bötig, wenn er sich eben der Präcision und Sim-
in seinen Gegensätzen bedienen will.

öthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —
Ovid.

Erste Folge.

1778.

habe meine Erklärung, was für eine Religion
ter der christlichen Religion verstehe,
Instand abgegeben. Aber, anstatt des Beweises,
darauf erwarte, den Herr Goeze darauf versprochen,
ch daß diese christliche Religion sich noth-
ig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie
Bibel weder werden noch dauern können),
h nun hören, daß es eine Ungereimtheit sey, einen
chen Beweis von ihm zu fordern.
iese Forderung, sagt er,[1] ist so ungereimt, als
eyn kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent.
. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit,
von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern
ristlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen
ien, in welche dieselbe getheilt ist, selbst die Soci-
nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unter-
ner Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel
inige Lehrgrund der christlichen Religion
ohne welchen dieselbe nicht erwiesen,
fortgepflanzt werden, also nicht be-
n könne."
will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben
l für mich, als für ihn zu erklären ist, nicht ein-
Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen,
eisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den
treffen suchen, und rund heraus erklären:
daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christ-
lichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen
Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund
der christlichen Religion halten:

2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist, indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage, oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht mich dieses nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen; die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten seyn soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen seyn, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins N. Testament bringt, wer sie nur aus dem neuen Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi, als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen; und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowohl dieses,

[1] ings Schwächen 3. Stück, S. 128.

als jenes abzuläugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken, und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen seyn; und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage: daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter, sagt er, bei Herrn „Lessing mehr gelten, als die Bibel" — (Verleumdung! die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die ersten Kirchenväter.) — „so will ich ihm „eine Stelle aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein „Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebe„nen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser „ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt adv. „Haer. lib. III. cap. I. Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, „per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei „voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum. „Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen im Vor„rath habe, welche hinlänglich seyn werden, dieses Zeug„niß niederzuschlagen."

Und was sich jetzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citirt, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'schen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Luther'schen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf *dessen Verzeichnung bedeutet*. Herr Goeze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders construirt; und nur bei ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders construiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer läugnet das? Allein das Evangelium ist eben sowohl ein praeconatum, als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich eben so wohl auf jenes, als auf dieses beziehen. Eben so wohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens seyn können, als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellt aus den folgenden Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Ecclesias; hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführt, hinzusetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Christen seyn lasse, verdammt haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestirt? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit

hat sich auf dem nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letzteren wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch die bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heil. Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heil. Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§.

Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sey, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen; und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kömmt, noch soll erfunden werden.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

1778.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergeht vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunct der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen, warum man nicht längſt ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

Auf dieſe Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabei gewonnen, wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt. Woran denkſt du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernſt. Aber du biſt ſo ſtill.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernſt. Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt. Gewiß.

Falk. Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein, ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch.

Ernſt. Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer biſt?

Falk. Die Frage iſt eines, der keiner iſt.

Ernſt. Freilich! — Aber antworte mir gerade zu. — Biſt du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt. Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt. Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu ſeyn, nicht ſo

wohl, weil ich von ältern Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden, ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei iſt, wann und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt. Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu ſeyn!“

Falk. Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt. Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernſt. Du biſt aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt. Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen, die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt. Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei iſt nichts willkührliches, nichts entbehrliches, ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk. Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche ſind nicht die Freimaurerei.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freimaurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimaurerei war immer.

Ernſt. Nun, was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freimaurerei?

Falk. Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt. Alſo ein Unding.

Falk. Uebereile dich nicht.

Ernſt. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer, und oft wenigſtens nicht ſo, daß andere durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, denn ich dabei habe.

Ernſt. Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt. Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres näheren Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk. Das haben ſie mit mehreren Reden und Liedern gemein.

Ernſt. Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk. Wenn ſie es nicht bloß von ſich rühmen.

Ernſt. Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffenen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe!

Falk. Iſt denn das nichts?

Ernſt. Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

Falk. Soll!

Ernſt. Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht auch außer der Freimaurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder, deſto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk. Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt. Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk. Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preiſt, das ſind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer, und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt. Ja, nun merke ich, worauf du zielſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimaurer einer den andern

unterstützen, auf das kräftigste unterstützen, denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publicum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst. Bei welcher andern?

Falk. Bei sonst andern, meine ich.

Ernst. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und sticken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner seyn dürfe.

Falk. Ernst! Du weißt wohl, wann ich dich deines Namens erinnere.

Ernst. Ohne alle Glossen dann. — Und die Freimaurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Und die Freimaurer in Berlin! die das Basedowsche Philanthropin unterstützen.

Falk. Was sagst du? — Die Freimaurer? Das Philanthropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst. Die Zeitung hat es ausposaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß seyn, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, sondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernst. Was ist das? — Billigst du denn Basedows Institut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst. So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernst. Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was sie nicht als Freimaurer thun.

Ernst. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdrucks, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst. Wie meinst du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen *fallen*; — nur Thaten, die sie bloß deßwegen thun, damit *sie dem Volk in die Augen fallen* sollen.

Ernst. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl seyn.

Ernst. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du schweigst?

Falk. Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst. Ha! ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur so viel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freimaurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie gethan! Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernst. O geh! Du hast mich zum besten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfsmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst. Und sind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl, du bist, wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wärest einer? — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich?

Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubige oder ketzerische Freimaurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderem reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen —

Ernſt. Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und ſieh!

Falk. Was denn?

Ernſt. Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk. Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt. Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft, als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich der ſie zuſammenhält und regiert.

Falk. Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt. Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt. Wohl ſchwerlich!

Falk. Schade!

Ernſt. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt. Für etwas ſehr Gutes.

Falk. Unſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt. Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt. Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!

Ernſt. Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimaurer biſt?

Ernſt. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt. Aber doch ſagen könnte.

Falk. Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt. Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk. Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt. Du ſpotteſt. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung, ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt. Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſey ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir, wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſeyn?

Ernſt. Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt, was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt. Was iſt das?

Falk. Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt. Ein Beiſpiel! wenn dir eins einfällt.

Falk. So ſind Schifffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen, und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt. Die nämlich Schiffbruch leiden und erſaufen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viele einzelne Menſchen

durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend, und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben; meinſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk. Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die beſte an, und frage das Nämliche.

Ernſt. Du ſcheinſt mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſammt und ſonders erklärſt, nicht anders als mangelhaft ſeyn könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernſt. Und es würde dir ſchwer werden, eines von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — Ohne zehne für eines.

Ernſt. Nur eines erſt.

Falk. Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernſt. Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk. Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſeyn, oder wie ſie ſonſt heißen würden.

Ernſt. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja ſchon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eigenes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt. Wie anders?

Falk. Dieſe verſchiedenen Intereſſen würden öfters in Colliſion kommen, ſo wie jetzt, und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein *Deutſcher* einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer *begegnet.*

Ernſt. Sehr wahrſcheinlich!

Falk. Das iſt: wenn jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt. Das iſt leider wahr.

Falk. Nun ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennt.

Ernſt. Wenn du es ſo verſtehſt.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Clima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernſt. Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſeyn.

Ernſt. Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk. Würden ſie das, ſo würden ſie auch, ſie möchten heißen wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menſchen gegen bloße Menſchen, ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt. Das iſt ſehr traurig, aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernſt. Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfaſſung ohne einerlei Religion auch nur möglich iſt.

Falk. Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen, mehrere Religionen.

Ernſt. Ja, ja, ſo ſcheint es.

Falk. So iſt es. — Nun ſieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen,

ohne ſie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt. Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilt und trennt. — Dieſe Trennung in wenige große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Oder meinſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben, ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilt worden, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt. Das verſteht ſich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt. Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſeyn.

Falk. Das ſage ich eben!

Ernſt. Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſeyn?

Falk. Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bei weit größern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt. Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt. Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut jene Trennungen?

Ernſt. Das wohl nicht.

Falk. Werden ſie darum heilig jene Trennungen?

Ernſt. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten ſeyn ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt. In Abſicht? . . .

Falk. In Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt. Wie könnte das verboten ſeyn?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht ſeyn, durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Gränzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade außer den Gränzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum ſeyn, und es wäre bloß zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt. Bloß zu wünſchen, aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk. Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſeyn aufhört.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſeyn müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt, in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebt.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen ſolchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann.

Ernſt. Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt. Wollte Gott!

Falk. Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freimaurer wären?

Ernſt. Was ſagſt du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatt' es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willſt. — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, ſagſt du —

Falk. Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Geſellſchaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt. Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt. Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernſt. Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk. Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt. Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann —

Falk. Nun freilich, das beruhigt mich wieder.

Ernſt. Aber du haſt mir doch über die Freimaurer etwas geſagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernſt. O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt. Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk. Nach dem die Frage ſeyn wird.

Ernſt. Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich *jene große und würdige Abſichten* haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konnteſt, habe ich dich bloß auf einen Punct aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernſt. Wende dich jetzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieſer Begriff kann den Freimaurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freimaurer niemals ab, wenigſtens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt. Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk. Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt. Ja!

Falk. Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimaurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe: das haben ſie gethan.

Ernſt. Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Räthſels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes

hudium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der hwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einirfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. ieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und ücklich machen — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernſt. Du legſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heißen.

Ernſt. Gut das! ich verſtehe — aber auf meine Frage eder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden ıß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche Freimaurerei angeht — —

Falk. Du kennſt ſie?

Ernſt. Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gecht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten ge einleuchten, nur einige von den unſtreitigſten, weit faſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, ot ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht niger nothwendig ſind!

Ernſt. So laß mich meine Frage denn bloß auf dieigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gecht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen ücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Abſehen darauf ben? — Du ſchweigſt? — Du ſinnſt nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt. Und du willſt mir meine Frage beantworten, nn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk. Das verſpreche ich dir.

Ernſt. Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk. Meinen Scharfſinn?

Ernſt. Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation Thatſache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernſt. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfı nennſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht Scharfſinnige ſich ſelbſt betrügt, wie leicht er andern ten Plane und Abſichten leiht und unterlegt, an die ſie gedacht haben.

Falk. Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane Abſichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernſt. Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bei iner Frage. — Aus welchen einzelnen unſtreitigen Handgen der Freimaurer iſt abzunehmen, daß es auch nur t ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche ıat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen ſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats und er Staaten.

Ernſt. Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Speculation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernſt. Und welches?

Falk. Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt. Das iſt?

Falk. Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt. Wahrhaftig!

Falk. Freilich ſcheint dieſes Grundgeſetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt. O ja!

Falk. Und warum ſollten die Freimaurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub' ich.

Ernſt. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt. Du kennſt mich und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt. So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht, lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet; Ernſt ging und ward Freimaurer. Was er fürs erſte da fand, iſt der Stoff eines vierten und fünften Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

Fortſetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich entſchuldigt, ſo läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Geſpräch.

Falk. Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnen-Cur längſt beſchloſſen.

Ernſt. Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was iſt das? Man hat nie ein: „ich freue mich“ ärgerlicher ausgeſprochen.

Ernſt. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht auch über dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernſt. *Du haſt mich* zu einem albernen Schritte verleitet — *Sieh her!* — *Gieb* mir deine Hand! — Was ſagſt du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernſt. Es kann ſeyn, ohne daß du es gewollt haſt.

Falk. Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt. Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schaden kann doch ſo groß nicht ſeyn — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon bei den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt. Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt. Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk. Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beißen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt. Du kennſt ſie alſo doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt. Um ſo mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dieß Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund du nur allzuwohl wußteſt?

Falk. Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht — Ich ſollte mit dir von der Freimaurerei geſprochen haben, ohne es mehr als auf eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnütz nur? ja, wie ſchädlich —

Ernſt. Das mag wohl ſeyn.

Falk. Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man in

öchſten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein reimaurer zu heißen?

Ernſt. Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber du eißt ja wohl, wenn meine Phantaſie einmal den Fittig usbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche ockſpeiſe zeigteſt. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde eworden — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort on deinem Vorſatze?

Ernſt. Würdeſt du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem rachen Knaben, weil er dann und wann noch ällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen? ch mache dir kein Compliment; du warſt ſchon zu weit, m von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit ir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle beeten.

Ernſt. Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten u haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege och mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen und ieder Vertröſtungen und nichts als Vertröſtungen!

Falk. Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf as vertröſtet man dich denn?

Ernſt. Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerei, auf den ſchottiſchen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich enn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt. O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die *** wieder herſtellen — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernſt. Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eines mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt. Und was?

Falk. Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freimaurerei es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernſt. Und die Geiſter-Beſchwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freimaurers.

Ernſt. Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk. Bei allem, was heilig iſt! nicht ernſthafter, als ſie ſind.

Ernſt. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernſt. Siehſt du! Von denen weißt du nichts zu ſagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freilich beſſer ſagen, wie die Freimaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt. Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk. Ernſt! Ehe du noch eine Spötterei völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt. Ich muß das ſo mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt. Wie verſtehſt du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten in gewiſſen Ländern theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct beſtimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt. Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punct?

Falk. Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen

Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirſt zugleich finden, daß du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punct iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punct; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie bloß der Freimaurer, der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben ſie ſich nur in das ... auf dem .... vergafft; möchten ſie gern einträgliche .... fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernſt. Sieh! du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin kalt wieder wie Eis.

Ernſt. Und was meinſt du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk. Ich fürchte der letztere — Möcht' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre, wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die *** wieder herzuſtellen! — Jener große Punct, in welchem die *** Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir denn geſagt — Haſt du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern, ***, ſich andere, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt. Im Grunde, mein Freund! ſind es auch nicht dieſe Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, ſah ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das, daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereien, daß von dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk. Du meinſt —

Ernſt. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgeſetz *des Ordens angegeben; jene* Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hoffnung erfüllte, ſie en Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die üb bürgerlichen Modificationen hinweg zu denken ver ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu digen —

Falk. Nun?

Ernſt. Sie wäre noch! Wenn ſie jemals gewe Laß einen aufgeklärten Juden kommen und ſich n „Ja," heißt es, „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß „der Freimaurer ſeyn. Es iſt nur gleichviel, „für ein Chriſt. Ohne Unterſchied der Religion, „nur, ohne Unterſchied der drei im heiligen röm „Reiche öffentlich geduldeten Religionen." — Mei auch ſo?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernſt. Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedan haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans S laß ihn kommen und ſich melden! „Ja," heißt es „Schuſter! freilich ein Schuſter." — Laß einen erfahrenen, verſuchten Dienſtboten kommen und ſich — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die „Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wählen — Wi „unter uns ſo gute Geſellſchaft" —

Falk. Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt. Ei nun! Daran habe ich allerdings nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſch die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, H Herren von, Offiziere, Räthe von allerlei Beſchlag, leute, Künſtler — alle die ſchwärmen freilich ohne ſchied des Standes in der Loge unter einander dur Aber in der That ſind doch alle nur von Einem S und der iſt leider ....

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen - bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen welcher Art ſie auch ſeyn mögen — In die Log jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden von der Freimaurerei ausgeſchloſſen ſeyn doch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil Loge ſich zur Freimaurerei verhäl Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlſtan Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar zu ſchließen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äuße Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch ſich beide noch nie vertragen, ſondern eines hat das wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt. Was?

Falk. Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich hör es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe.

Kaſſe haben; Capitale machen; dieſe Capitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehen und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeiht haben!

Ernſt. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreißen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt —

Ernſt. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht erſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernſt. Schema der Freimaurerei? Was nennſt du ſo? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei geſpielt?

Ernſt. Was iſt nun das? Die Freimaurer nicht immer Freimaurerei geſpielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinſt du denn, daß das, was die Freimaurerei iſt, immer Freimaurerei geheißen? Aber ſieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt. Endlich ſind ſie fort! O die Schwätzer! — Und merkteſt du denn nicht, oder wollteſt du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freimaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt. Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt, daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernſt. Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernſt. Und woraus nimmſt du dieſen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlicher werden wird.

Ernſt. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk. Sey ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können — die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufſtecken muß; das iſt der Freimaurer Sache nicht.

Ernſt. Das denke ich auch — was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt. So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk. Nur kannſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt. Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprachſt du dir, oder widerſprachſt du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal ſagteſt: Die Freimaurerei ſey immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimaurerei eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entſtehen — wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimaurerei iſt. Denn die Flamme im Brennpuncte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt. Auch mir ſchimmert das ſo vor —

Falk. Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter, ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewirkt. Wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimaurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt. Zu verſtehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt. Und wer unterfängt ſich denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und

aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freimaurerei älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt. Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — genug, wenn ich dir ſage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen; vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläſſig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt. Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk. Nein! nein! Auch das urſprüngliche Free-Mason, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt. Nicht doch! — Beſinne dich — in keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernſt. Gleichwohl habe ich ſie ſelbſt —

Falk. So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt. Und die Parlamentsacte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernſt. Und die großen Privilegien, die Carl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernſt. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernſt. Der Philoſoph — ſein Schreiben an den Grafen von Pembrock, ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geſchrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht — aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt. Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, *als daß ſie allen Gedereien*, gleich bei ihrem Entſtehen widerſprechen könnten. Genug, daß bei ihnen kei jährung Statt findet — freilich wäre es beſſer, we vor dem Publicum ganz und gar keine Gedereier nähme; denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß mand die Mühe nimmt, ſich ihnen entgegen zu ſtell durch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehen ei ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt über tauſend Jahre: „würde man denn ſo in die „ben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſe „Man hat dieſen glaubwürdigen Männern dama „widerſprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widerſpr

Ernſt. O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt

Falk. Anderſons kahle Rhapſodie, in wel Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens ſchoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal damals mochte das gut ſeyn — dazu war die Ga handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf die raſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer g behaupten will, was man mündlich gegen ein haften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man ſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſolle laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wen nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die ſteht —

Ernſt. Wenn es denn nun aber wahr wäre, mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wal daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters h dem homonymen Handwerke vornämlich erhalten h

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernſt. Und muß es nicht wahr ſeyn? — D käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole ebe Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? und warun andern?

Falk. Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt. Ein ſolcher Umſtand muß doch eine haben?

Falk. Und hat ſie.

Ernſt. Und hat ſie? Und hat eine andere als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andere.

Ernſt. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir ſchon eher eine ganz Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mu würde dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt. Eine andere Frage, die du längſt ha warten müſſen? —

Falk. Denn wenn ich dir ſagte, daß das, w maurerei iſt, nicht immer Freimaurerei geheißen, n natürlicher und näher —

Ernſt. Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe maurerei hieß, fragſt du? — Maſſoney —

Ernſt. Nun ja freilich! — Masonry auf Engliſch —

Falk. Auf Engliſch nicht Masonry, ſondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, ſondern von Mase, er Tiſch, die Tafel.

Ernſt. Mase, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht n dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen ınd Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von velchem noch jetzt ſo mancherlei Abſtammungen übrig ſind, ›der doch unlängſt übrig waren als: Maskopie, Masleidig, Nasgenoſſe. Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch ›äufig im Gebrauche, nur daß es ſeine gute Bedeutung ein venig verſchlimmert hatte.

Ernſt. Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von einer verſchlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du ›och, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauen Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelag worden, in welchem Verſtande Agricola das Wort Maſoney braucht, kannſt du leicht ıbnehmen.

Ernſt. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit ›ald beſſer gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ıusarteten, und in der guten Meinung des Publicums ſo ›erabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehen. Es var kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Paläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat — und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt. Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf. —

Falk. Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft als ſie will, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt. Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſeyn.

Falk. Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitte nach England herüber brachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt. Hiermit meinſt du?

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig, das nächſtemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — höre mich jetzt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt. Wo bliebſt du?

Falk. Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thonas unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine *** Maſoney war es, die ſich bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freilich ermangeln; aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt. Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche ſich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt. Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwartung.

Falk. Jene *** Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbaut ward. Der Baumeiſter dieſer zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt. Chriſtoph Wren —

Falk. Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt —

Ernſt. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfter beſuchte.

Ernſt. Ich fange an ein Mißverſtändniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren — eine Masony, die in der Nähe eines ſo

wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine Masonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt. Natürlich genug!

Falk. Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — du kennſt Chriſtoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort, „dachte er, würde unterſucht, was unter dem Wahren „brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren wahr „wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſonry „exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht „exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Sym„bole deſſelben Handwerks verſteckte, und was man jetzt „unter dem Worte Masonry verſteht, zu einer Free„Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen „könnten?“ — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernſt. Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk. Begreifſt du nun —

Ernſt. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünſcheſt du mich da?

Ernſt. Wünſche? — nachdem du mir verſprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug — noch einmal! Ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen — die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechstes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tauſend Ducaten,

oder Judas Iſcharioth dem Zweiten.

Monat December 1779.

Derjenige, er ſey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Leſſing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium Nro. 85 gekommen, hat ſich angelegen ſeyn laſſen, eine ſehr abgeſchmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenſchaft zu Amſterdam ſollte dem Herrn Leſſing deßwegen ein Geſchenk von tauſend Ducaten gemacht haben, weil er gewiſſe Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdiſche Religion gerade am meiſten gemißhandelt wird?

Und Herr Leſſing, weil er aus beſagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdiſche Religion anbelangt, als von dem, was die chriſtliche Religion betrifft, und von Chriſten erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein ſolches Geſchenk anzunehmen?

Die Erdichtung iſt ſo nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, ſo nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden ſoll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu ſehr verräth, warum es gewiſſen Leuten eigentlich zu thun iſt. Wenigſtens hat der, von welchem ſich dieſe Berichtigung herſchreibt, nämlich der Zuſammentrager des Diarii ſelbſt, nur läuten hören, ohne im geringſten zu wiſſen, wo die Glocken hängen.

Bloß alſo denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in ſo fern es in den Schriften des Herrn Leſſing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Leſſing an, in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewiſſen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu laſſen, das ſchon ſeit geraumer Zeit in Niederſachſen geſchrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und ſo im „Verborgenen,“ wie ſich Herr Leſſing ſelbſt ausdrückt, „mehr Proſelyten machte, als es im Angeſichte einer wider„ſprechenden Welt machen könnte.“

Die Bekanntmachung dieſer Fragmente wurde dem Herrn Leſſing von den Gottesgelehrten der lutheriſchen Kirche auch ſo wenig verübelt, daß ihm vielmehr verſchiedene der Angeſehenſten öffentlich Dank dafür abſtatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Abſichten des Herrn Leſſing um ſo mehr verſichert ſeyn, da Herr Leſſing ſelbſt einem jeden anſtößigen Fragmente ſogleich eine Widerlegung unter der Aufſchrift: Gegenſätze des Herausgebers mit beigefügt hatte, wie man ſie nur immer von einem Chriſten, der kein Theolog von Profeſſion iſt, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbeſagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringſte Aufſehen im Publico, und nur ſehr wenig Senſation auf Leute, denen es näher obliegt, ſich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann ſeine Stimme erhob, von dem man ſagt, daß er ſchon mehrmalen ſeine Stimme ſehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Leſſing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht ſo prompt zu bedienen, als allerdings wohl ſchicklich geweſen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieſes Unglück fühlen zu laſſen. Er ſtichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienſtfertigſten Bibliothekar, der zwiſchen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm ſeyn, den undienſtfertigen Bibliothekar der lutheriſchen Chriſtenheit zugleich als den ruchloſeſten, und dem herzoglichen Hauſe, dem er dient, zugleich als den gefährlichſten zu ſchildern.

Er hörte nicht auf, dieſem durchlauchtigen Hauſe zu

Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sey, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Herr Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur Nichts und weniger als Nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherischen Hauptpastor mit Einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Herrn Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon hier[1] und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspuncte dieser überspannte Lutheraner zum Aergernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche so wohl in seinen Predigten, als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Herr Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein- für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich eben so wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische *Kirche vornehmlich* unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen seyn, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sey, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern u. s. w.

Ich bin ganz jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Herr Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutherische Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sey, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidigt werde.

Und gleichwohl ist es das, eben das, weßwegen sich Herr Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien, und durch hämische Mährchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: „Goezens etwas Vorläufiges gegen des „Hofrath Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige „Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den „einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift.“ — Wie gesagt, Herr Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit so vielen andern Christen, sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt und nicht die lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind „die Katholiken keine Christen? fragt Herr Lessing. Wäre „ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die „Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele „Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen

[1] *In Wien.*

„Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen „Antheil daran hätten.“

Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel: Anti-Goeze entgegen stellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Herr Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Herr Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachsen sey, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.
Augustinus.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung, aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellt.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten

einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besonderen Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten, es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der besseren Aegyptier, und das, um es mit so viel größerem Anscheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott Anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Canaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein anderer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer seyn kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklicheren Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

wohl untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiedenen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die babylonische Gefangenschaft und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochenen und aufgeschriebenen Weissagungen" für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur in so fern die wahre seyn, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorhersagen nur Gott zukomme, welches beides sie sonst auch den falschen Götzen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre in Ansehung ihrer heiligen Schriften die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht seyn wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren, und also nur Anspielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte. Als die oft vorkommende Redensart: „zu seinen Vätern versammelt werden," für sterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene *Wahrheit entwickeln* läßt. Dergleichen war Christi Schluß *aus der Benennung Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs*. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, so wie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Styl — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählt werden. Dergleichen sind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moralischen Bösen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Ursprung der mancherlei Sprachen, in der Geschichte vom Thurmbau zu Babel u. s. w.

§. 49.

2) den Styl — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologien, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anderes zu sagen scheinen, und doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen, und im Grunde etwas anderes bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle guten Eigenschaften eines Elementarbuchs sowohl für Kinder als für ein kindisches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und

politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frei, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahin gestellt seyn. So wie ich es dahin gestellt seyn lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen seyn, jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anderes ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Speculation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anderes, seine inneren und äußeren Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verschafft hätten: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, wie konnte das anders seyn? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen, ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftigt, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können, und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch fürs erste ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbart, oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehrt werden, um sie geschwinder zu verbreiten, und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung gepredigt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehrt.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können, so wie wir allmählig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins seyn könne, daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit seyn müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirklichkeit, so wie von seinen übrigen Eigenschaften sich bloß eine Vorstellung, sich bloß eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe, würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst seyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen *glaube, so irre ich mich* vielleicht nicht so wohl, als daß die *Sprache meinen Begriffen* unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen, daß Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete in den ersten Zeiten des Christenthums ganz etwas anderes, als wir jetzt darunter verstehen, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll. Als sie geoffenbart wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber sie wurden geoffenbart, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen, so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unserer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Speculationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Speculationen zu steuern;

Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Speculationen — mögen sie im Einzelnen doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästrung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt, was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey.

§. 84.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund eben sowohl antiquirt werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt, und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was er hat davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demselben Leben ein sinnlicher

„Jude und ein geistiger Christ gewesen seyn? Kann er in „eben demselben Leben beide überholt haben?“

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Briefe von Leſſing.

Briefe.[1]

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing
ma tres cher Soeur
à Camenz.

Geliebte Schweſter!

Ich habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht geantwortet. Ich muß alſo dencken, entweder du kanſt nicht ſchreiben, oder Du wilſt nicht ſchreiben. Und faſt wolte ich das erſte behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du wilſt nicht ſchreiben. Beydes iſt straffbahr. Ich kann zwar nicht einſehn, wie dieſes beyſammen ſtehn kann: ein vernünfftiger Menſch zu ſeyn; vernünfftig reden können, und gleichwohl nicht wißen, wie man einen Brieff auffezen ſoll. Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön. Jedoch; hätte auch das Gegentheil ſtatt, man könte vernünfftig reden, dennoch aber nicht vernünfftig ſchreiben, ſo wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmahl ſo viel gelernet. Du biſt zwar Deinem Lehr-Meiſter ſehr zeitig aus der Schule gelauffen, und ſchon in Deinem 12 Jahre hilteſt Du es vor eine Schande etwas mehres zu lernen; allein wer weiß welches die größte Schande iſt? in ſeinem 12 Jahre noch etwas zu lernen als in ſeinem 18ten oder 19ten noch keinen Brieff ſchreiben können. Schreibe ja! und benim mir dieſe falſche Meynung von Dir. Im vorbeygehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedencken. Faſt jeder wünſchet zu dieſer Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünſchen? Ich muß wohl was beſonders haben. Ich wünſche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon geſtohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nüzen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geld-Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Dein

Meißen, treuer Bruder
d. 30 Dec. 1743. G. E. Leßing.

[1] Im Intereſſe der Leſer iſt in gegenwärtiger Ausgabe die Orthographie, wie ſie zu Leſſing's Zeiten üblich war, in die jetzt gangbare verwandelt worden. Nur bei den Jugendbriefen Leſſing's ſchien eine Ausnahme wünſchenswerth, ſie ſind daher im Folgenden treu nach der Urſchrift wiedergegeben.

A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise de
mon tres honoré Pere
à
Franco bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater,

Daß ich Ihnen ſo gleich auf den letzten Brief antworte, geſchiehet um des Hrn. Rectors Willen, welcher ſeinen Brief je eher je lieber wollte beſtellet wißen. Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den Hrn. Obriſt Lieutenant von Carlowiz, unverdient ertheilet, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe dieſe Materie noch einmahl vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen.

Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich die Zeit, die ich damit ſchon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir ſelbſt den Vorwurff machen, daß ich ſie auf eine unnütze Weiſe verſplittert. Der beſte Troſt dabei iſt, daß es auf Dero Befehl geſchehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meiſen, welches jezo mehr einer Todten Grube als der vorigen Stadt ähnlich ſiehet. Alles iſt voller Geſtanck und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne ſo weit von ihr entfernt, als er nur kan. Es liegen in denen meiſten Häuſern, immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen ſich niemand ſehre nahen darff, weil alle welche nur etwas gefährlich getroffen ſind, das hizige Fieber haben. Es iſt eine weiße Vorſicht Gottes, daß dieſe fatalen Umſtände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Peſt ſchon graßiren würde. Und wer weiß was noch geſchiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das beſte hoffen. Es ſieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung ſeiner vorigen Umſtände, kein Ort erbärmlicher aus als unſere Schule. Sonſt lebte alles in ihr, jezo ſcheint ſie wie ausgeſtorben. Sonſt war es was rares, wenn man nur einen geſunden Soldaten in ihr ſahe, jezo ſiehet man ein Hauffen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müßen. Das Coenacul iſt zu einer Fleiſch Banck gemacht worden, und

wir ſind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu ſpeiſen. Die Schüler, welche verreiſet, haben wegen der Gefahr in Krankheiten zu verfallen eben ſo wenig Luſt zurückzukehren, als der Schul Verwalter die drey eingezognen Tiſche wieder herzuſtellen. Was mich anbelangt, ſo iſt es mir um ſo viel verdrüßlicher, hier zu ſeyn, da Sie ſogar entſchloßen zu ſeyn ſcheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger ſeyn wird, hier zu laßen. Ich glaube wohl, die Urſache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich ſchon ſo offte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verliehren. Ich verſichere mich unterdeßen, daß Sie mein Wohl beßer einſehen werden, als ich. Und bey der Verſicherung werde ich, wenn Sie auch bey der abſchläglichen Antwort beharren ſollten, doch, wie ich ſchuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohr-Zwang, mit welchem ich ſeit einiger Zeit bin befallen geweſen, macht mich ſo wüſte im Kopffe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu ſchreiben; ich ſchlüße alſo mit nochmaliger Verſicherung daß ich Lebenslang ſeyn will

P. S. Was Mons. Heydem. bey Hr. M. Dero Golzen geſagt, iſt gänzlich falſch.

Meiſen gehorſamſter Sohn
d. 1 Februar G. E. Leßing.
1746.

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht ſo lange angeſtanden haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu ſchreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu leſen, müßen Sie eben ſchon ſo ſatt ſeyn, als ich bin ſie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringſte davon in dieſen Zeilen finden werden. Ich beſorge nur, daß ich bey Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge nur, daß Sie glauben werden, meine jezige Aufführung komme aus lauter Ungehorſam und Boßheit. Dieſe Beſorgniß macht mich unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, ſo würde mich es deſto ärger ſchmerzen, je unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, ihnen meinen Lebenslauff auf Univerſitäten abmahlen darff, ich bin gewiß verſichert, Sie werden alsdann mein jeziges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in kleinen ſehen kan. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meiſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäfftigt, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. *Dieſes* Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein *einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts* ſchlimmers als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf: Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäuerſche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwißenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Minen, aus welchen jederman ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchafften, die mir, bey meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden hatte. Und die Würkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinne zu beßern, es koſte was es wolle. Sie wißen ſelbſt wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch alſo das gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir in voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich hefftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehn die weit angenehmer, und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Comoedien kamen mir zur erſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugenden daraus kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen den die Luſtſpiele bey mir gehabt haben, vergeßen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und geſpottet als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als ſie aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrern Ernſte treiben ſoll. Ich ſann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, ſich noch kein Deutſcher allzuſehr hervorgethan hatte. Aber plözlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hauſe zu kommen, geſtöhret. Was daſelbſt vorgegangen, können ſie ſelbſt noch allzuwohl wißen, als daß Ich Ihnen durch eine unnütze Wiederhohlung verdrüßlich falle. Man legte mir ſonderlich die

Bekanntſchaft mit gewißen Leuten, in die ich zufälliger Weiſe gekommen war, zur Laſt. Doch hatte ich es dabey Dero Gütigkeit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten, an denen einige Schulden Urſache waren, nicht ſo heftig vorgerückt wurden. Ich blieb ein ganzes Vierteljahr in Camenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentſchließigkeit, welches Studium ich wohl erwehlen wollte, erwehnen ſollen. Man hatte derſelben nun über Jahr und Tag nachgeſehn. Und ſie werden ſich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicinam ſtudiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdieſes, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſeyn würde, ob ich einmal durch dieſes oder jenes fortkämme. In dieſem Vorſaze reiſte ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufftige Bekantſchaft, und die Lebens Art die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern. Ich ſahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, ſo werde ich nimmermehr mit dem, was mir beſtimmt iſt, auskommen können. Der Verdruß den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheit zu verurſachen, brachte mich auf den Entſchluß von Leipzig wegzugehen. Ich erwehlte Berlin gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muſte ſich wunderlich ſchicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Leßing aus Wittenberg beſuchte. Ich reiſete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daſelbſt aufzuhalten und umzuſehen, und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß [1] in Berlin zu ſeyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals ſelbſt zu einer unerträglichern Laſt geweſen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanſtändiges iſt, daß man auch in ſolchen kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie beruffen will. Nach meiner Geneſung beſchloß ich mit des Herrn Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſpahren, was ich in Leipzig zugeſezt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das was in meiner Krankheit und durch andre Umſtände, die ich aber jezo verſchweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorſaz wachte alſo bey mir wieder auf nach Berlin zu gehen. Ich kam, und bin noch da, in was vor Umſtänden, wißen ſie ſelbſt am beſten. Ich hätte längſt unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt ein beßers Anſehn hätte machen können. Es iſt dieſes in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meiſtens den Augen in Beurtheilung eines Menſchen trauet. Nun beynahe vor einem Jahre, hatten Sie mir eine neue Kleidung zu verſprechen, die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus ſchließen, ob meine leztre Bitte allzu unbeſonnen geweſen iſt. Sie ſchlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Ich will nicht zweiffeln, daß meine Stipendia wenigſtens noch bis Oſtern dauern ſollten. Ich glaube alſo, daß meine Schulden genugſam damit können bezahlt werden. Aber ich ſehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meynung, von einem Menſchen, der, wenn er mir auch ſonſt nie Gefälligkeiten erzeugt hätte, mir ſie doch gewiß jezo erzeugt, daß ſie mir juſt am nöthigſten ſind, daß ſage ich, dieſe nachtheilig gefaßte Meynung die vornehmſte Urſache iſt, warum ſie mir in meinen Unternehmungen ſo ſehr zuwider ſind. Es ſcheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abſcheu aller Welt hielten. Geht dieſer Haß nicht zu weit? Mein Troſt iſt, daß ich in Berlin eine Menge rechtſchaffner, und vornehmer Leute finde, die eben ſo viel aus ihm machen als ich. Doch Sie ſollen ſehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir eben das ſagen, was ich aus dem lezten Briefe habe ſchließen müßen, will ich mich ungeſeumt von Berlin weg begeben. Nach Hauſe komme ich nicht. Auf Univerſitäten gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können ſie verſichert ſeyn, daß ich, ich mag ſeyn wo ich will, allezeit ſchreiben und niemals die Wohlthaten vergeßen werde, die ich von ihnen ſo lange genoßen. Ich finde an allen drei Oertern ſehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderſchafft nichts lerne, ſo lerne ich mich doch in die Welt ſchicken. Nuzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo ſie ſo einen Flickſtein brauchen, wie mich. Darff ich noch was bitten, ſo iſt es dieſes, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Aeltern allezeit ſo ſehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den Hrn. Inſpector und Hr. Paſtor Lindnern gewiß ſchreiben, ſobald als es nicht mehr ſcheinen wird, daß meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten ſind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorſams zu geben, der ich zeitlebens verharren werde

Dero

Berlin, d. 20 Jenner 1749.

gehorſamſter Sohn
Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin einige Tage in Frankfurth geweſen, und das iſt die Urſache warum ich Dero Briefe, mit Einſchluß von 9 Rthlr., etwas ſpäter erhalten habe, und jetzo erſt im Stande bin darauf zu antworten.

[1] Am 25. Juli 1748.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hauſe kommen ſoll. Sie fürchten ich möchte in der Abſicht nach Wien gehen, daſelbſt ein Comoedienſchreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen, ich müße hier Hr. Rüdigern zur Frohne arbeiten, und darbey Hunger und Kummer ausſtehen. Sie ſchreiben mir ſo gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geſchrieben hätte. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem ſolche ungegründete Vorwürfe ſchmerzen müßen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich gegen mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernſte verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchſte zwey, ſich befinden können. Der gröſte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weiſe hätten können ſchließen laſſen, daß ich künfftig geſonnen wäre eben ſo viel in der Welt, und in dem Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als in Büchern. Meine Correſpondenz mit Comoedianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Director von allen Theatern im Oeſtreichſchen iſt, ein Mann deßen Bekanntſchafft mir keine Schande iſt, und mir noch Zeit genug nützen kan. Ich habe nach Dantzig und Hannover an gleiche, oder wenigſtens ſehr geſchikte Leute geſchrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff ſeyn, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, ſo müßen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen ſehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Coppenhagen, weiſen, die nicht von Comoedianten geſchrieben ſind, zum Zeugniße, daß mein Briefwechſel nicht bloß die Schauſpiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehſtens nach Paris, an den Hrn. Crebillon ſchreiben, ſo bald als ich mit der Ueberſetzung ſeines Catilina zu Stande bin. Sie ſagen, daß ihnen meine Manuſcripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgeſetzt hätte? Iſt das ſo ein groß Wunder?

Musae secessum scribentis et otia quaerunt. Aber nondum Deus nobis haec otia fecit.

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und *da von mir zerſtreuet* iſt, (ich will meine Schauſpiele nicht darzu rechnen, weil ſich doch die meiſten einbilden, das wären Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten, als ſie Ehre brächten) ſo würde es bey alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauſpiele anſtehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beſtändig Comoedien geſchrieben hätte, ich wollte jetzo in ganz andern Umſtänden ſeyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie ſolche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wem, und wie offte Sie meinetwegen nach Berlin an Perſonen geſchrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen ſehr übeln Concept haben von mir bekommen müßen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinem Beſten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht ſchuld geben, der mir daraus entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Ihnen inſtändigſt ſich alle erſinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verſpreche es ihnen, bey Gott, daß ich ſobald es gewiß iſt, alſobald nach Hauſe kommen, oder gleich von hier aus dahin gehen will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, ſo iſt es ja beßer, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſetzt ich müßte auch warten. Was ſoll ich zu Hauſe? Ich habe alſo das Geld, das Sie mir zu ſchicken die Gütigkeit gehabt haben, nebſt dem, was ich zum Theil für meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zuſtande, mich wieder bei allen ſehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienſte ich ſuche, ſelbſt anzugehn. Dieſes war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnützen Gegenwart zu Hauſe beſchweren ſollte. Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäſche, und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum ſchon davon überſchrieben, und erwarte ſie mit gröſten Verlangen. Sie können leicht erachten wie ſchwerlich es ſey ſich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen alſo noch um dieſe einzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß Sie das Frieſiſche Stipendium nicht noch erhalten ſollten, und die Fracht kan ſo viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugſame Wäſche iſt ſo viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, iſt es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, ſo will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

Non optuma haec sunt neque ego ut aequum censeo. Verum meliora sunt, quam quae deterrima.
Sed hoc unum consolatur me atque animum meum

Quia, *Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet*
Consulit adversum filium, nugas agit:
Miser ex animo fit: secius nihilo facit.
Quae senectuti is acriorem hyemem parat etc.

Die Gedanken ſind ſo vernünfftig, daß die ihrigen nothwendig übereinſtimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Urſache ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleich viel ſeyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn Sie mir es würdlich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie ſich vorſtellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt meine Religion würde verändert haben? Daraus kan ich ſchließen wie ſehr ſie wider mich eingenommen ſeyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero

Berlin, den 11 April 1749. gehorſamſter Sohn. L.

Hochzuehrender Hr. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um ſo viel lieber alſobald beantworte, je angenehmer mir es geweſen iſt. Sie können gewiß verſichert ſeyn, daß ich in meinem letztern Briefe nichts ungegründetes geſchrieben habe. Alles was ich darinnen verſprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit den ſo großen Vergnügen nach Göttingen reiſen, als ich immermehr nach Berlin gereiſet bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münchhauſen, und an den Hrn. Prof. Geßner ſollen unfehlbar über acht Tage in Camenz ſeyn. Meinen Couffer erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte nochmals inſtändig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmſte von meinen Manuſcripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es ſind freye Nachahmungen des Anakreons, wovon ich ſchon einige in Meiſen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß mir ſie der ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.

ſo entſchuldigte ſich Martial im gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringſten damit harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen, als allzuſtrenger Theologe geben. Sonſt würden die Oden und Lieder, des größten Dichters unſrer Zeiten, des Hrn. von Hagedorns, noch eine viel ärgere Benennung werth ſeyn. In der That iſt nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Urſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht verſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, ſo wagt man ſich offtermals in eine falſche, wo man ſich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man ſich in einer andern vielleicht bis zu einer Wundernswürdigen Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in ſolchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutſchen Moliere beylegen könnte, ſo könte ich gewiß eines ewigen Nahmens verſichert ſeyn. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwey Stücke die auch die gröſte Luſt erſtücken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es iſt ſehr ſchwer ſich in einer Wißenſchaft notabel zu machen, worinne ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt habe, worinne noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienſchreiber kein guter Chriſt ſeyn könne, kan ich nicht ergründen. Ein Comoedienſchreiber iſt ein Menſch der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich ihnen nun gar verſpräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen leſen ſondern auch loben ſollen? halten Sie mein Verſprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß Sie würden vieles von Ihrer Schärffe fahren laſſen.

Schließlich muß ich Ihnen melden, daß ich ſeit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quotidian Fieber habe. Es aber doch noch ſo gnädig geweſen, daß ich mich nicht habe dürffen niederlegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu ſeyn. Machen Sie ſich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebſt ergebenſtem Empfehl an die Frau Mutter

Dero

Berlin den 28 April 1749. gehorſamſter Sohn Leßing.

Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur des Eglises de etc.
à
Camenz
par Grossenhayn.

Hochzuehrender Herr Vater

Ich habe den Coffer mit den ſpecificirten, darinnen enthaltenen, Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor dieſe große Probe ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläuffiger ſeyn, wenn ich nicht, leider,

aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen müßte, daß Sie, eine Zeitlang her gewohnt ſind, das aller niedrigſte, ſchimpflichſte und gottloſeſte von mir zu gedenken, ſich zu überreden, und überreden zu laßen. Nothwendig muß Ihnen alſo auch der Dank eines Menſchen, von dem Sie ſo vortheilhaffte Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber darbey thun? Soll ich mich weitläuffig entſchuldigen? Soll ich meine Verläumder beſchimpffen, und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewißen — — ſoll ich Gott zum Zeugen anruffen? Ich müſte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt ſeyn, als ich es in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren ob ich Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beßrer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtl. Lehre im Gedächtniße, und oft ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mit macht weil ſie gewöhnlich ſind; oder der, der einmal klüglich gezweiffelt hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens noch darzu zu gelangen beſtrebet. Die Chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Aeltern auf Treue und Glaube annehmen ſoll. Die meiſten erben ſie zwar von ihnen, eben ſo wie ihr Vermögen, aber ſie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtſchaffen Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der vornehmſten Gebothe des Chriſtenthums, Seinen Feind zu lieben nicht beßer beobachtet, ſo lange zweiffle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die ſich davor ausgeben.

Ms. Müller hätte etwas wahrhaffter ſeyn können in ſeinen Nachrichten. Hier haben ſie die ganze Geſchichte ihres Briefes an den ältern Hrn. Rüdiger, ſo wie ich ſie nur vor wenig Wochen erfahren habe. Dieſer Mann iſt viel zu alt, als daß er ſich mit Briefſchreiben noch abgeben könnte, er hat alſo ſeine ganze Correſpondenz ſeinem Schwieger Sohn, dem Hrn. Buchhändler Voß aufgetragen. Dieſem iſt der Brief alſo nothwendig in die Hände gefallen. Dieſer hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn denn Hr. Mylius erbrochen haben? Damit man vielleicht in Camenz das Recht haben möchte noch nachtheiliger von ihm, mit einigen Scheine des Grundes, zu reden? Herrliche Urſache! Hr. M. war mit Voßen ſpeciell bekant; denn er iſt ſein Verleger. Weil ſich alſo in benanntem Briefe auch vieles auf ihn bezogen hat, ſo hat er ihm denſelben gewieſen. Er wäre fähig genug geweſen ihm bey dem alten Rüdiger, welches ohnedem ein höchſt argwöhniſcher Mann iſt, den gröſten Verdacht zuzuziehen. Wem haben Sie es alſo zuzuſchreiben, daß ſie ihn unterdrückt haben? Niemanden als Sich ſelbſt, da Sie eine Perſon mit ins Spiel gemüſcht, die doch mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun hat. Auf das aber, was mich betroffen hat, hat Voß, ich weiß nicht ob ſelbſt, oder durch ſeinen Diener, oder durch jemanden anders antworten laßen.

Werde ich denn niemals des Vorwurfs los werden können, den Sie mir wegen M. machen? Sed facile ex Tuis querelis querelas matris agnosco, quae licet alias pia et integra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam aliud fuit, adhuc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit, de parentibus meis, de officiis quae ipsis vel praestanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorem et ad minus justa instigatorem meum timeas. Cave, ne de muliebri odio nimium participes. Sed virum te sapientem scio, justum aequumque: et satis mihi constat te illud, quod scripsisti, amori in uxorem amore tuo dignissimam, dedisse. Veniam dabis me haec paucula latino sermone literis mandasse, sunt enim quae Matrem ad suspicionem nimis proclivem offendere possint. Deum tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni pietate colere.

Ich verſichre Ihnen nochmals, daß alles was ich von der letztern Condition geſchrieben habe alles ſeine Richtigkeit hat. Ich habe Ihnen ſchon in dem letzten Briefe erſucht mir mit 10 oder 15 Thlr. beyzuſtehen, ich wollte mich in den gehörigen Stand darzu zu ſetzen, und ich erſuche dieſelben nochmals darum. Doch was Sie thun wollen, thuen Sie mit eheſten, ſonſt muß ich meine Zuflucht zu dem Hrn. von Röder ſelbſt nehmen, mir ein oder zwey Quartals vorzuſchießen. Ich will mich nicht gern als noch 8 Tage hier in Berlin verweilen. Ich verbleibe nebſt ergebenſten Empfehl an die Fr. Mutter, der ich über 8 Tage antworten will,

Dero

Berlin d. 30 May 1749.

gehorſamſter Sohn Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero zwei letzten Briefe würde ich bis jezo nicht ſchuldig geblieben ſeyn, wenn ich ſo offt hätte ſchreiben können, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entſchuldige ich mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich dieſe Entſchuldigung ſo vielmal brauchen hört, als Sie, der ſollte beinahe auf die Gedanken kommen, daß ich wenigſtens mehr als ein Amt, hier in Berlin, müße zu verſorgen haben. So falſch dieſes, Gott ſey Dank, iſt, ſo wahr iſt es doch, daß meine Entſchuldigung ſo gar unbegründet nicht iſt, als Sie wohl glauben mögen. Der B. v. d. G. iſt zwar vor 14 Tagen wieder auf ſeine Güter gegangen, daß ich alſo einigermaßen freyer geweſen bin; ich habe aber nach ſeiner Abreiſe das ganze vierte Stück

:atr. Beyträge beſorgen müßen, was eigentlich ſchon Neffe hätte ſollen fertig werden, und dieſe Arbeit hat is an vergangnen Sonnabend nicht über eine Stunde eyn laßen.

ie thuen mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich Meinung wegen Göttingen ſchon wieder geändert Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich morgen abreiſen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil : jezo eben ſchlecht in Berlin gänge, ſondern weil ich nen verſprochen habe. Denn in der That, ich habe Hoffnung, daß ſich mein Glück bald hier ändern Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, ich muß geſtehen, daß vielleicht auch einige Fehler neiner Seite dabey mit untergelaufen ſind. Mit en wird man klug. Die Bekanntſchaft des Hrn. B. B. hat mir nicht wenig genüzt, mich hier auf einen n Weg zu bringen. Denn, außer daß ich etliche lr. dabey gewonnen habe, ſo hat er mir bey unter:en von ſeinen Freunden Zutritt verſchafft, welche enigſtens ein Hauffen Verſprechungen machen. Auch ind nicht zu verwerfen, wenn ſie nur nicht immer :echungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf, ıbe meine Sachen ſo eingerichtet, daß ich auch ohne eſen Winter gemächlich in Berlin leben kan. Ge: ch heißt bey mir, was ein andrer vielleicht zur nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will eßen, da ich es noch in Berlin mit anſehe, meine) anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verlohren ı darf, wenn meine Hofnung auch fehl ſchlägt; und ich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen ch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur ıorige Woche habe ich ein ſehr beträchtliches Aner: des Hrn. B. von Dobreslaw ausgeſchlagen, weil es ın allen meinen übrigen Vorſätzen hindern würde. ı Hrn. iſt von dem vorigen Könige die Bibliothek Frankf. ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als wegen Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den von Spanien wollte vermacht haben, geſchenkt wor: Unter den Maspt. dieſer Bibliothek befindet ſich eine ſche Ueberſetzung der Bibliotheque orientale des ot. Dieſe Ueberſetzung nun will der Beſitzer jezo ı laßen, weil ſich das Original ſehr rar gemacht hat ſſt für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil ſie aber ſehr :lich geſchrieben, und auch offt der Verſtand des ſiſchen darinne ſehr falſch ausgedrücket iſt, ſo hat der Dobreslaw ſeit einigen Wochen ſehr in mich gedrun: dieſe Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk ıeue umzuſchmelzen. Er verſprach mir ſo lange als in arbeitete freye Wohnung und Holz, und 200 Thlr. da es eine Arbeit iſt die mich wenigſtens drey Vier: e ſo beſchäfftigen würde, daß ich gar nichts außer en verrichten könnte, und alſo verſchiedne angefangne Sachen müßte liegen laßen, ſo habe ich es bedächtlich ausgeſchlagen. Die Fortſetzung des Ihnen bekannten Journals und die Ueberſetzung der römiſchen Hiſtorie des Rollins beſetzen meine Zeit ſo ſchon mehr als mir lieb iſt. Da ich übrigens zu Oſtern einen Band von meinen theatraliſchen Werken, welcher in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſchon längſt iſt verſprochen worden, zu liefern gedenke, deßgleichen auch eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen der Novellas Exemplares des Cervantes, ſo werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdeßen auch mit einem Verleger wegen des engliſchen Werks, wovon ich Ihnen ſchon zu unterſchiednenmalen geſchrieben habe, zu Rande kommen, ſo werde ich es auch gerne ſehen, denn auf meiner Seite habe ich gar nichts mehr daran zu thun. Auf das Spaniſche habe ich eine Zeit her ſehr viel Fleiß verwendet, und ich glaube meine Mühe nicht umſonſt angewendet zu haben. Da es eine Sprache iſt, die eben in Deutſchland ſo ſehr nicht bekannt iſt, ſo glaube ich, daß ſie mir mit der Zeit nützliche Dienſte leiſten ſoll.

Hr. Mylius iſt zwar Auctions Commißar geworden, doch wer ihm die 1500 Thaler Beſoldung angedichtet hat, der hat ihm groß Unrecht gethan. Wenn es ſo viel einbrächte, ſo wäre ich es ſelbſt geworden, da mir es der jüngere Hr. Rüdiger, welcher dieſe Stelle wieder niederlegte, ſo zu erſt ganz ernſtlich antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis er einen andern an ſeinen Platz geſchafft hatte. Wenn es viel iſt, ſo trägt es 400 Thlr. ein. Auch dieſes iſt genug für ihn. Doch dieſes ſchreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht ſeine Urſache mag gehabt haben, ſeinem Bruder in Elſtra ſolchen Wind vorzumachen. Ich bin der Menſch nicht, der andern Leuten ſeine Projecte gerne zu Schanden macht. Der jüngre Mylius iſt mit dem ältern Rüdiger zerfallen, und ſchreibt alſo die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, ſie an ſeiner Statt zu ſchreiben, wenn ich mit ſolchen politiſchen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Luſt gehabt hätte.

Ich habe ein beſondres Vergnügen, daß Sie mit Theophilo in Meiſen ſo wohl zufrieden ſind. Wenn ich Theophilus wäre, ſo hätten Sie es mit mir auch ſeyn ſollen. Da er ſo fleißig ſtudiert, ſo möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und wie er ſtudiert. Ich habe es in Meiſen ſchon geglaubt, daß man vieles daſelbſt lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kan, und jezo ſehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hr. Wehſen wollte ich von Grund meiner Seelen noch eine Null an ſeine Beſoldung wünſchen. Sein Amt aber ſcheint mir ſehr wunderbar zu ſeyn. Wenn die, die zu unſerer Religion treten wollen, erſt müßen informirt werden, ſo haben ſie offenbar andre Urſachen, als die Ueberzeigung der Wahrheit. Denn wenn dieſe die Urſache der Veränderung iſt, ſo brauchen ſie die Information nicht. Doch dieſes muß das Oberconſiſtorium beßer verſtehen als

ich. Wenn Sie Hr. Wehſen ſprechen ſollten, ſo werden Sie ſo gütig ſeyn, ihn meiner forttauernden Freundſchafft zu verſichern.

Ich ſende Ihnen hierbey das dritte Stük der theatraliſchen Beyträge, worinne Sie des Hrn. Gregorius in Ehren gedacht finden. Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich nur, daß ich ſie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich durch ſolch Zeug bekant machen wollen, als er thut, ſo wollte ich ſchon ganze Folianten geſchrieben haben. Sollte er ſich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beſchweren, ſo will ich ihm das Recht geben, mit meinen Sachen auf gleiche Weiſe zu verfahren. Die Simonettiſchen und politiſch berlinſchen Zeitungen kan ich Ihnen ſchicken, ohne daß ſie mich etwas koſten. Es iſt alſo nur die Frage ob Sie das Poſtgeld dran wenden wollen. Wenn Bezolt nach Berlin bald kommt, ſo will ich Ihnen dieſes Jahr von den gelehrten Zeitungen bis jezo complet überſchicken. Ich würde es heute beylegen, wenn das Paquet nicht zu groß werden möchte.

Wer Ihnen geſchrieben hat, daß es mir ſehr ſchlecht ginge, weil ich bey Hr. Rüdigern nicht mehr den Tiſch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine große Lügen geſchrieben. Ich habe mit dieſem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir ſeine große Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieſes iſt geſchehen, und wir waren alſo geſchiedne Leute. Der Tiſch bekümmert mich in Berlin am allerwenigſten. Ich kan für 1 Gr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geſchrieben habe, iſt hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift l'homme machine hat viel Aufſehen gemacht. Edelmann iſt ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm geleſen, welche Antiseneque ou le souverain bien heißet, und die nicht mehr als zwölfmal iſt gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abſcheulichkeit derſelben daraus urtheilen, daß der König ſelbſt zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.

Es iſt Zeit, daß ich meinen Brief ſchließe, wenn er noch auf der Poſt ſoll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiß ein mehreres ſchreiben, deßgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

Dero

Berlin, d. 2. November 1750.

gehorſamſter Sohn
L.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero letztes Schreiben, woran ich, durch die vielen Umſtände, welche man mir wegen der mit geſchickten Wäſche auf dem hieſigen Packhofe machte, vergangen verhindert wurde, würde ich bis jezo nicht aufgeſchoben haben, wenn ich nicht auf Petzolden gewartet hätte, *welcher mir damals ſagte*, daß er längſtens in vierzehn Tagen wieder in Berlin ſeyn werde. Ich habe alles richtig erhalten und bin Ihnen und der Fr. Mutter dieſer gütigen Vorſorge wegen höchſtens verbunden.

Die gelehrten Zeitungen, welche ich nebſt andern gedrukten Sachen Petzolden mit gegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, ſo viel als davon heraus ſind. Ich würde Ihnen, ohne die geringſten Unkoſten auf Seiten meiner, auch die hieſigen politiſchen Zeitungen mit ſchicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie ſind, wegen der ſcharfen Cenſur gröſtentheils ſo unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kan.

Es iſt wahr; in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu dringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hinderniße von neuen überſteigen müßte, die ich hier zum Theil ſchon überſtiegen habe. Das wenige was ich in Göttingen zu hofen hätte, kan in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin, das Jahr über, wenigſtens auf noch einmal ſo viel gewiße Rechnung machen kan. Meinen Sie aber, daß ich dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten könnte, ſo irren Sie unmaßgeblich. Er hängt von verſchiednen Perſonen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Perſonen wieder auftriebe, würden alle die Verdrüßlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier, oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Und ſind denn die 50 Thlr. und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich bin ſchon allzu oft angeführt worden, als daß ich mich auf bloße Verſprechungen verlaßen ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge muß bey meinem Glücke das beſte thun, allein dieſe kan hier eben ſo viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe davon, für die ich dem Himmel insbeſondere danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das gute danken müßte.

Das Lob, welches Theophilus in Meiſen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünſche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen ſeinen Groll gegen mich auch noch in dieſem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdeſtoweniger verſichert ſeyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen Untergebnen vernünftge Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürſtenſchüler aus ihnen machen kan, das iſt, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununterſucht

: nicht Pedanten ſind. Wenn Gottlob nach Meiſen
ı wird, ſo will ich eben nicht wünſchen, daß er
heoph. Fußtapfen treten möge, denn vielleicht ſind
Gemüthsarten zu verſchieden, als daß dieſes möglich
könnte; ich will bloß wünſchen, daß er ſeinem inner-
Berufe, (vorausgeſetzt, daß er darauf geht, etwas
chafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß
leben möge, wie er ſich, wann er aus der Erfahrung
n wird, was nöthige und unnöthige Studia ſind, ge-
zu haben wünſchen möchte. Ich kan Theoph. noch
antworten, ſo gerne als ich es thäte, und ſo empfind-
ch auch gegen ſeine aufrichtige Liebe bin. Den Brief
hrn. Con R. will ich nächſtens zurückſenden, weil er
nter meinen Papieren verſteckt hat, und ich ihn ſchon
halbe Stunde vergebens geſucht habe.

Denn Hr. M. Gregorius glaubt, daß die Welt ſeinen
Sohn verläſtre, ſo thut er der Welt unrecht. So
: der neue Hr. Conrektor mit einer unglaublichen Un-
nheit gleichwohl einen ſo ausſchweifenden Stolz ver-
n wird, ſo lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Ar-
den ich nur heute abermals in den Hamburgiſchen
richten von ihm geleſen habe, muß ihn bei allen Ver-
tigen lächerlich machen. Ich möchte doch wiſſen, was
ıf die Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die ich
in dem 3ten Stücke der Th. B. gezeigt habe? Der
iſtrat in Lauban iſt derjenige eben nicht, deßen Wahl
ım Wehrmanne meiner Verdienſte haben wollte.

Wieder den Hrn. Biedermann iſt hier mehr als eine
k zum Vorſcheine kommen; ſo wohl in beiden Zeitun-
ıat man ihn herumgenommen, als auch in beſonders
ıckten Blättern. Man hat ihm zuviel gethan, und
hätte nicht vergeſſen ſollen, daß er ein Mann ſey,
ınſt Verdienſte hat. Der Verfaßer der einen Recenſion,
e ſich in den Haudeiſchen Zeitungen von ſeinem Pro-
mate befindet, iſt ein Advocat Krauſe, von der andern
ı der Concertmeiſter Bach. Ich gebe Ihnen dieſe
:icht unter der Hand, weil ich mir dieſe Leute nicht
:inden machen will, die ich ſonſt ſehr wohl kenne.

Ich bin Zeitlebens

Dero

n, d. 8. Februar 1751. gehorſamſter Sohn G. E. Leßing.

à Monsieur
Monsieur Schlegel
re et Professeur extraordinaire
de l'ecole provinciale
de la Porte
aupres de Naumburg.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter ꝛc.
inſonders hochzuehrender Hr. Diaconus,

Da ich die Ehre habe Ew. Hochwohlehrwürden zufälli-
Weiſe auf einem Wege zu begegnen, ſo erfordern es die Regeln der Höflichkeit, Ihnen mein Compliment zu machen.

Sie werden mich ſogleich verſtehen. Schon ſeit anderthalb Jahren bin ich mit einer Ueberſetzung beſchäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beſchäftiget ſind; und ſchon ſeit einigen Monaten habe ich dasjenige der Preſſe übergeben, was Sie ihr vielleicht erſt in einigen Monaten überlaſſen werden. Ich meine die Fabellehre des Hrn. Bannier. Werden Sie über dieſe Nachricht wohl ſo erſtaunen, wie ich über die ihrige, die Sie dem Publico kürzlich mitgetheilt haben, erſtaunt bin? Schwerlich. Ihnen kömmt ein Zwerg in den Weg; mir ein Rieſe: Ihnen ein Menſch der ſich der Welt erſt zeigen will; mir ein Schriftſteller, der ſich ihr ſchon zum öfteren mit Ruhm gezeigt hat: Ihnen ein bloßer Ueberſetzer; mir ein Ueberſetzer mit Anmerkungen.

Was vermuthen Sie wohl alſo von mir? Nicht wahr, Friedensvorſchläge? Eine barmherzige Vorſtellung, daß Sie meine Arbeit mit der ihrigen unterdrücken werden; eine daraus fließende Bitte, ihre Unternehmung fahren zu laſſen; und vielleicht einen verführeriſchen Vorſchlag, das rückſtändige Werk des Bannier, ſeine Erklärungen der Verwandlungen des Ovids, zu übernehmen. Und in der That, dieſes würden die Waffen ſeyn, die ich gegen Ewr. Hochwohlehrwürden gebrauchen könnte, wann ich nicht beſorgen müßte, daß Sie ihren graden Weg fortgehen werden, ohne zu thun als ob Sie mich gemerkt hätten.

Damit ich aber meine Aufrichtigkeit zeige, ſo will ich Ihnen die Waffen melden, die mein Verleger, der Hr. Voß hier in Berlin, gegen den ihrigen, den Hrn. Dyck in Leipzig brauchen wird. Erſtlich iſt dieſes ein großer Vortheil für ihn, daß er die erſten zwey Theile ſchon künftige Oſtern liefert, und beinahe ſeine Ausgabe endiget, wann die andere erſt zum Vorſcheine kommt. Zweytens wird er die Käufer durch einen Preis verführen, welcher kaum die Hälfte des Preiſes iſt, den Herr Dyck feſtgeſetzt hat. Drittens wird er ihm Privilegia Privilegien, und Freyheiten Freyheiten entgegenſetzen können.

Ich ſehe es im voraus was dieſes alles vor Wirkungen haben wird; und ich werde untröſtlich ſeyn, wann eine wohlfeile ſchlechtere Ueberſetzung den Abgang einer theureren und beßern hindern wird. Ja, wenn wir hurtig und geſchwind noch vorher alle Käuffer klug machen könnten. Ich würde ſogleich meine Arbeit ins Feuer werffen, um mich der Gefahr einer Parallele nicht auszuſetzen, wann die Unkoſten, die man ſchon auf den Druck verwendet hat, mich nicht nöthigten aus zu halten. Doch die Unkoſten ſind es nicht allein; der Verleger hat mit dieſer Ueberſetzung ein Project verbunden, welches ziemlich weitausſehend iſt, und wovon er öffentlich nähere Nachricht geben wird. Einige hieſige und auswärtige Gelehrte nehmlich (ich bin nicht darunter, muß ich Ihnen ſagen)

haben ihn dahin gebracht, etwas zu unternehmen, wozu er ſich ganz gewiß auch die Hülfe Ewr. Hochwohlehrwürden ausbitten wird.

Sollte er ſich wohl alſo einen ſo gräßlichen Strich durch ſeine Rechnung machen laßen? Mein Zureden wird wenig helffen. Allein das ihrige gegen den Hrn. Dyck vielleicht deſto mehr. Vielleicht kommen durch Dero Vermittlung dieſe beiden Merkure zuſammen, auf eine Art, welche weder Ewr. Hochwohlehrwürden noch einem von beyden nachtheilig iſt. Von mir will ich nicht reden; ich kan nicht viel dabei verlieren, als die gefährliche Gelegenheit mich gedruckt zu ſehen.

Glauben Sie daß mein Brief eine Antwort verdienet, ſo werde ich ſie mit Vergnügen erwarten. Ich bin mit der größeſten Hochachtung

Ewr. Hochwohlehrwürden ꝛc.

Berlin den 23 Januar 1753.

gehorſamſter Diener
M. Gotthold Ephraim Leßing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit meine Schriften in den Göttingiſchen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieſes verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen; und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deßwegen wenden müſſe, iſt ſie bis jetzt unwirkſam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe, und verſichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ewr. ꝛc. meinen Dank dafür abſtatten wollte. Wenn es alſo wahr iſt, daß ich in Ihnen einen Gelehrten, den ich längſt hochgeſchätzt habe, nunmehr auch lieben muß, ſo empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigſte Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger ſuchen werde, als mich Dero fernern Beyfalls würdig zu machen. Ich bin dabey kühn genug, mit Dero Beifall allein nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern mir noch über dieſes einen Theil Ihrer Freundſchaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern beſtreben werde.

Wenn mir in gedachter Recenſion irgend etwas Vergnügen gemacht hat, ſo iſt es vorzüglich Dero Beyſtimmung zu meinem Urtheile über die elende Langiſche Ueberſetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beynahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Troſtes nicht benöthigt geweſen wäre. Vielleicht daß Ewr. ꝛc. ſein Schreiben an den Hamburgiſchen Correſpondenten ſchon geſehen haben; meine Antwort aber wird Ihnen ſchwerlich zu Geſichte gekommen ſeyn. Ich nehme mir alſo die Freyheit ſie beyzulegen, in Hoffnung, daß Sie derſelben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verſchwärzung meines moraliſchen Charakters darinn zu leſen. Ich weiß nicht, wie ſich der Herr Paſtor gegen mein Vademecum bezeigen wird; ſo viel aber habe ich vor einigen Tagen geſehen, daß ſich die Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen ſeiner angenommen haben, und ohne zu thun, als ob ſie meine Vertheidigung kennten, die doch ſchon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen geweſen iſt, ſich wundern, daß man andern Orts (worunter ſie offenbar Göttingen verſtehen), meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es iſt mir ſehr gleichgültig geweſen, daß ſich der Jenenſer der Schulſchnitzer des Hrn. Langens theilhaft gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdroſſen, daß er unverſchämt genug geweſen iſt, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief iſt für den erſten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu ſchreiben die Ehre habe, ſchon viel zu lang. Ich habe übrigens das Vergnügen, einen Beyſchluß an Dieſelben von dem Hrn. von Premontval zu beſorgen. Dieſer liebenswürdige Philoſoph würdiget mich hier ſeiner Freundſchaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm ſeyn, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die ſich Dieſelben durch die freundſchaftlichſten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben. Ich bin mit großer Hochachtung ꝛc.

M. G. E. Leſſing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 16. Oct. 1754.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — — Wenn ich Ihnen eben nicht bey jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, ſo iſt es mehr aus Hochachtung für Ihre Beſchäftigungen, als aus Nachläſſigkeit geſchehen. Es iſt zwar nicht fein, wenn man die Dankſagungen zuſammen kommen läßt; allein es iſt doch beſſer, als daß man durch die allzuſorgfältige Abſtattung derſelben überläſtig wird.

Wenn ich von der uneingeſchränkten Billigkeit Ewr. ꝛc. nicht vollkommen überzeugt wäre, ſo würde ich mich ſcheuen, Ihnen das erſte Stück meiner Theatraliſchen Bibliothek zu überſenden. Ich bin darinn ſo frey geweſen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwiedern, die Sie über meine Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider ſeyn wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anſtößige Ausdrücke darinn vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt

habe zu ändern, ſo bitte ich Ewr. ꝛc., beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Er iſt wirklich ein Jude; ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweiſung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie, eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigne Glaubensgenoſſen zur Reiffe kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im voraus als einen zweyten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts, als ſeine Irrthümer, fehlen werden.

Ewr. ꝛc. bezeigten in Dero Briefe eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Begierde, nähere Umſtände von mir zu wiſſen, und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menſchen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel wichtigers ſagen, als ſeinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch dieſen unterſcheiden. Ich bin ein Oberlauſitzer von Geburt; mein Vater iſt oberſter Prediger in Camenz. — — Welche Lobſprüche würde ich ihm nicht beylegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — — Er iſt einer von den erſten Ueberſetzern des Tillotſons. Ich habe in der Fürſtenſchule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg ſtudirt. Man ſetzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magiſter geworden. Ich bin alſo etwas mehr als ein bloſſer Student, wie mich der Hr. Paſt. Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Hr. Prof. Walch gehalten hat. Ich befinde mich ſeit 1748 in Berlin, und habe mich während dieſer Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich ſuche hier keine Beförderung; und lebe blos hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — — Wenn ich noch mein Alter hinzuſetze, welches ſich auf 25 Jahre beläuft — ſo iſt mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen ſoll, habe ich der Vorſehung überlaſſen. Ich glaube ſchwerlich, daß ein Menſch gegen das Zukünftige gleichgültiger ſeyn kann, als ich.

Ich habe des Hrn. Prof. Walchs gedacht; und darf ich wohl Ewr. ꝛc. erſuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtſamkeit iſt Urſache, daß ich ihm nicht ſelbſt ſchreibe, und ihn verſichere, wie ſehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel von mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von ſeiner Leutſeligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey Anführung derſelben hinzugethan haben, iſt ein Superpondium, das ſchon an ſich den Ausſchlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Hrn. Nicolai zu Berlin.

im Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ihren Brief vom 3ſ9. bekam ich vorgeſtern Abends, und den vom 31. Auguſt habe ich erſt vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg iſt näher, als der über Amſterdam. Jetzt antworte ich auf beyde, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, ſo beantworte ich den älteſten zuerſt. Was ſteht in dieſem?

Erſtlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorſchaft habe ich nicht ausgeſchwatzt, ſondern es iſt mir abgeſtohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer ſchreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch ſagen? Was gedruckt iſt, darf man doch anſehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ey! und alſo wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und wenn Verrätherey mit untergelaufen iſt, wahrhaftig! ſo habe ich nicht das Geheimniß, ſondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemiſchen Theil Ihres Briefes folgt der didaktiſche. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerſpiel. Es iſt mir auf mancherley Weiſe ſehr angenehm geweſen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit giebt zu widerſprechen. Ueberlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf ſagen werde; denn es könnte leicht ſeyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freye Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Abſicht, warum ich gewiſſe Wahrheiten abhandele, die Art, wie ich ſie abhandeln ſoll, beſtimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allererſten Begriffe zurück zu gehen; ſo würde ich gar nichts wider Ihren Aufſatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Abſicht dabey hätte verbinden können.

Es kann ſeyn, daß wir dem Grundſatze: Das Trauerſpiel ſoll beſſern, manches elende aber gutgemeinte Stück ſchuldig ſind; es kann ſeyn, ſage ich, denn dieſe Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu ſinnreich, als daß ich ſie gleich für wahr halten ſollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundſatz, wenn man ſich ihn recht geläufig gemacht hat, beſſere Trauerſpiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erſte Grundſatz eben ſo wahr als der andere ſey, ſo kann man doch noch hinlängliche Urſachen angeben, warum jener bey der

Ausübung mehr ſchlimme, und dieſer mehr gute Folgen haben müſſe. Jener hat nicht deswegen ſchlimme Folgen, weil er ein falſcher Grundſatz iſt, ſondern deswegen, weil er entfernter iſt, als dieſer, weil er blos den Endzweck angiebt, und dieſer die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, ſo habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müſſen alſo ſtärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Ariſtoteles abgehen, und ich wünſchte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieſer Verabſäumung ſchreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken leſen müſſen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philoſophen verſtehen ſolle, und wie ich mir vorſtelle, daß das Trauerſpiel durch Erzeugung der Leidenſchaften beſſern kann.

Das meiſte wird darauf ankommen: was das Trauerſpiel für Leidenſchaften erregt. In ſeinen Perſonen kann es alle mögliche Leidenſchaften wirken laſſen, die ſich zu der Würde des Stoffes ſchicken. Aber werden auch zugleich alle dieſe Leidenſchaften in den Zuſchauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachſüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften in der ſpielenden Perſon billiget, ſondern ob er ihn ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften ſelbſt fühlt, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle ſie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenſchaft, die das Trauerſpiel in dem Zuſchauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden ſagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung ſind keine Leidenſchaften, nach meinem Verſtande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abſchilderung getroffen haben, was Schrecken iſt, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung iſt, Phyllida solus habeto.

Setzen Sie ſich hier auf Ihre Richterſtühle, meine Herren, Nikolai und Moſes. Ich will es ſagen, was ich mir unter beyden vorſtelle.

Das Schrecken in der Tragödie iſt weiter nichts als die plötzliche Ueberraſchung des Mitleides, ich mag den Gegenſtand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Prieſter damit heraus: Du Oedip biſt der Mörder des Lajus! Ich erſchrecke, denn auf einmahl ſehe ich den rechtſchafnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erſcheinet ein Geiſt; ich erſchrecke: der Gedanke, daß er nicht erſcheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erſchiene, die dunkle Vorſtellung dieſes Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen ſoll, überraſchen mein Mitleid, und dieſes überraſchte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Beſſern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrücken, iſt ſie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held iſt unglücklich, aber er iſt über ſein Unglück ſo weit erhaben, er iſt ſelbſt ſo ſtolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die ſchreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als betauern möchte.

Die Staffeln ſind alſo dieſe: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung ſind nichts als die erſten Sproſſen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun iſt Cato ſo gut als des Cäſars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Perſon des erſtern, und auch nachher mit ſeinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet ſich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn ſagen: „Die Welt, die Cäſarn dient, iſt meiner nicht mehr werth.“ Die Bewunderung ſetzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichſam zum Ruhepunkte deſſelben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erſte Schreck aufmerkſam macht, und das Mitleiden nützt ſich ab, wenn es ſich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es alſo wahr iſt, daß die ganze Kunſt des tragiſchen Dichters auf die ſichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, ſo ſage ich nunmehr, die Beſtimmung der Tragödie iſt dieſe: ſie ſoll unſre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie ſoll uns nicht bloß lehren, gegen dieſen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, ſondern ſie ſoll uns ſo weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten, rühren und für ſich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moſes vorläufig demonſtriren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes, oder — es thut jenes, um dieſes thun zu können. Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beyder Nutzen, des Trauerſpiels ſowohl als des Luſtſpiels, iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann.

Ich bin jetzt von dieſen meinen Grillen ſo eingenommen,

aß ich, wenn ich eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben
llte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen
oranſchicken würde. Ich würde beydes ſogar mit ein-
nder vergleichen, ich würde zeigen, daß das Weinen eben
aus einer Vermiſchung der Traurigkeit und Freude,
s das Lachen aus einer Vermiſchung der Luſt und Unluſt
ufſtehe; ich würde weiſen, wie man das Lachen in Weinen
rwandeln kann, wo man auf der einen Seite Luſt zur
reude, und auf der andern Unluſt zur Traurigkeit, in
eſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt; ich würde —
ie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie
icht und glücklich aus meinem Grundſatze, nicht nur die
rnehmſte bekannte Regeln, ſondern auch eine Menge
uer Regeln fließe, an deren Statt man ſich mit dem
oßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerſpiel ſoll ſo viel Mitleid erwecken, als es
r immer kann; folglich müſſen alle Perſonen, die man
glücklich werden läßt, gute Eigenſchaften haben, folglich
uß die beſte Perſon auch die unglücklichſte ſeyn, und Ver-
enſt und Unglück in beſtändigem Verhältniſſe bleiben.
as iſt, der Dichter muß keinen von allem Guten entblöß-
n Böſewicht aufführen. Der Held oder die beſte Perſon
uß nicht, gleich einem Gotte, ſeine Tugenden ruhig und
gekränkt überſehen. Ein Fehler des Canuts, zu deſſen
rmerkung Sie auf einem andern Wege gelanget ſind.
erken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Aus-
nge rede, denn das ſtelle ich in des Dichters Gutbefinden,
er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang
nen, oder durch einen unglücklichen uns noch intereſſan-
machen will. Ich verlange nur, daß die Perſonen, die
ch am meiſten für ſich einnehmen, *während der
auer des Stücks*, die unglücklichſten ſeyn ſollen. Zu
eſer Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken habe ich geſagt, iſt das überraſchte Mit-
den; ich will hier noch ein Wort hinzuſetzen: das über-
ichte *und unentwickelte* Mitleiden; folglich wozu die
berraſchung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauer-
el voller Schrecken, ohne Mitleid, iſt ein Wetterleuchten
ne Donner. So viel Blitze, ſo viel Schläge, wenn uns
Blitz nicht ſo gleichgültig werden ſoll, daß wir ihm mit
em kindiſchen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewun-
ung, habe ich mich ausgedrückt, iſt das entbehrlich ge-
rdene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk
, ſo muß es folglich ſo ſelten als möglich entbehrlich
rden; der Dichter muß ſeinen Held nicht zu ſehr, nicht
anhaltend der bloßen Bewunderung ausſetzen, und Cato
ein Stoiker iſt mir ein ſchlechter tragiſcher Held. Der
vunderte Held iſt der Vorwurf der Epopee; der *be-
uerte* des Trauerſpiels. Können Sie ſich einer einzigen
elle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils,
Taſſo, des Klopſtocks, Mitleiden erweckt? oder eines
zigen alten Trauerſpiels, wo der Held mehr bewundert
als betauert wird? Hieraus können Sie nun auch ſchließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerſpiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Luſt, noch einen dritten Bogen anzulegen, ſonſt wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verſpare es bis auf einen nächſten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweyten enthalten ſoll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweites Avertiſſement beſorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieſes Geſchwätz je eher je lieber entdecken ſollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, ſo ſchicken Sie mir dieſen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geſchrieben habe.

An Moſes Mendelsſohn.

den 18. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich habe heute an unſern Herrn Nicolai einen ſehr langen und langweiligen Brief geſchrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen deſto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu leſen oder zu ſchreiben? werden Sie fragen.

Dieſer kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern ſeyn, den Ihnen Herr Joſeph mitgebracht hat, non epistolae nullae sunt responsiones. Sondern er iſt eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amſterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preußen nicht ein ſo großer Kriegsheld wäre.

Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Beleſprit ausdehnt, wenn ſein Freund, der Beleſprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte. Was iſt zu thun? Der Beleſprit tröſtet ſich unterdeſſen mit dem Einfalle — denn mit was kann ſich ein Beleſprit anders tröſten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter ſich gemein haben ſollen, Ihr Wiſſen auch das meinige iſt, und Sie kein Metaphyſiker ſeyn können, ohne daß ich nicht auch einer ſey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Herrn Nicolai geſchrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbeſſern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, ſo iſt es eben das, als ob ich es ſelbſt nochmals überdacht, geprüft und verbeſſert hätte. Ihre beſſern Gedanken ſind weiter nichts als meine zweyten Gedanken. So bald Sie alſo, unter andern, meinen Begrif vom Weinen falſch finden werden, ſo bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltſame Ausdehnung meines Begrifs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr, denn

ich denke ſo: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, iſt eine Betrübniß über ein verlohrnes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet ſich bei dem verlohrnen Gute nicht allein die Idee des Verluſts, ſondern auch die Idee des Guts, und beyde, dieſe angenehme mit jener unangenehmen, ſind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn dieſe Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bey den Thränen des Mitleids iſt es offenbar. Bei den Thränen der Freude trift es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend geweſen, und ſich nun auf einmahl beglückt ſieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend geweſen. Die einzigen ſogenannten Busthränen machen mir zu ſchaffen, aber ich ſorge ſehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erſt für ſtrafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn ſeyn, daß die Busthränen nichts anders als eine Art von Freudenthränen wären, da man ſein Elend, den Weg des Laſters gewandelt zu ſeyn, und ſeine Glückſeligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwiſchen den reſpondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu ſehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen iſt alſo gleichſam der höchſte Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden ſoll, als daß die Luſt und Unluſt, aus deren Vermiſchung das Lachen entſteht, beyde zum höchſten Grade anwachſen, und eben ſo vermiſcht bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke iſt ein lächerlicher Gegenſtand; und der große Staatsmann, der kindiſch geworden iſt, ein beweinenswürdiger.

Ich ſehe, daß mein Brief doch lang geworden iſt. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebſter Moſes, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geſchieht, das geſchieht entweder gar nicht, oder ſehr ſchlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unſern Gäſten zubringen muß — (denn das wiſſen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußiſcher Einquartierung verſchont iſt?) *ſo* werde ich von der Fauſt weg ſchreiben, und meine *Gedanken unter der Feder reif* werden laſſen.

Es kömmt mir ſehr gelegen, was Sie von der Bewunderung ſagen; und in meinem Briefe an unſern Freund habe ich dieſen Affekt nicht ſowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerſpiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie ſelbſt nicht ganz in Abrede ſind.

Wir gerathen in Bewunderung, ſagen Sie, wenn wir an einem Menſchen gute Eigenſchaften gewahr werden, die unſere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menſchlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieſer Erklärung finde ich zweyerley Dinge, die zweyerley Nahmen verdienen, und in unſerer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenſchaften gewahr werde, die meine Meinung *von ihm* übertreffen; ſo heißt das nicht, ich *bewundere* ihn, ſondern ich *verwundere* mich über ihn. Bewundern Sie den ſterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich blos, daß aus einem chriſtlichen Barbaren ſo geſchwind ein Menſch geworden iſt, ja ich verwundere mich ſo ſehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung iſt zu zäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrſcheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es ſelbſt gemerkt haben:

> Sieh hier den Unterſchied der Götter, die wir ehren,
> Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis dieſen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich faſt, daß ihn der Wilde erſtochen hat; er erſtach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüſtete; wo ſollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erſte und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erſcheint an der Hand der Verwunderung, das iſt, es entſteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenſchaft. Ich ſage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch Theil daran nehmen konnte. Ich bin, als ich dieſe Scene zum erſtenmahl las, über die Vergebung des Gusmann *erſchrocken*. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte ſeine Beſchämung, ſeine ſchmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiſte, wie dem ſeinigen, koſten müſſe, zu ſagen: ich *ſchäme mich der Rache!* Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Alſo, wenn ein Böſewicht oder jede andere Perſon eine gute Eigenſchaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, ſo entſteht keine Bewunderung, ſondern eine Verwunderung, welche ſo wenig etwas angenehmes iſt, daß ſie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr ſeyn muß, als man ſich Anfangs darinn zu finden verſpricht.

r Geizige auf einmahl freigebig, der Ruhmredige
ahl beſcheiden wird; ſo verwundert man ſich,
en aber kann man ihn nicht.
n nun dieſer Unterſchied keine falſche Spitzfindig-
ſo wird die Bewunderung allein da Statt finden,
ſo glänzende Eigenſchaften entdecken, daß wir ſie
jen menſchlichen Natur nicht zugetrauet hätten.
s näher einzuſehen, glaube ich, werden folgende
twas beytragen können.
ſind dieſes für glänzende Eigenſchaften, die wir
rn? Sind es beſondere Eigenſchaften, oder ſind
die höchſten Grade guter Eigenſchaften? Sind es
ten Grade aller guten Eigenſchaften, oder nur
erſelben?
Wort Bewunderung wird von dem größten Be-
r, dem Pöbel, ſo oft gebraucht, daß ich es kaum
ill, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entſcheiden.
des Pöbels Fähigkeiten ſind ſo gering, ſeine Tu-
o mäßig, daß er beyde nur in einem leidlichen
ntdecken darf, wenn er bewundern ſoll. Was über
je Sphäre iſt, glaubt er über die Sphäre der gan-
chlichen Natur zu ſeyn.
en Sie uns alſo nur diejenigen Fälle unterſuchen,
eſſern Menſchen, Menſchen von Empfindung und
bewundern. Unterſuchen Sie Ihr eigen Herz,
Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Au-
die Keuſchheit des Hippolyts, die kindliche Liebe
nene? Sind dieſe und andere ſolche Eigenſchaften
Begrif, den Sie von der menſchlichen Natur ha-
der zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung ſelbſt, die
hnen erwecken, daß ſie noch innerhalb dieſem Be-
id?
s für Eigenſchaften bewundern Sie denn nun? Sie
rn einen Cato, einen Eſſex — mit einem Worte,
ls Beyſpiele einer unerſchütterten Feſtigkeit, einer
ichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erſchreckenden
einer heroiſchen Verachtung der Gefahr und des
und alle dieſe Beyſpiele bewundern Sie um ſo
r, je beſſer Sie ſind, je fühlbarer Ihr Herz, je
r Ihre Empfindung iſt. Sie haben einen zu rich-
grif von der menſchlichen Natur, als daß Sie nicht
npfindliche Helden für ſchöne Ungeheuer, für mehr
ſchen, aber gar nicht für gute Menſchen halten
Sie bewundern Sie alſo mit Recht; aber eben
n, weil Sie ſie bewundern, werden Sie ihnen nicht
n. Mir wenigſtens iſt es niemahls in den Sinn
n, einem Cato oder Eſſex an Halsſtarrigkeit gleich
n, ſo ſehr ich ſie auch wegen dieſer Halsſtarrigkeit
re, die ich ganz und gar verachten und verdammen
wenn es nicht eine Halsſtarrigkeit der Tugend zu
ene.
werde alſo der Bewunderung nichts abbitten, ſon-
verlange, daß Sie es der Tugend abbitten ſollen,
ſie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben.
Es iſt wahr, ſie iſt ſehr oft die Tochter der Nacheiferung,
und die Nacheiferung iſt eine natürliche Folge der anſchauen-
den Erkenntniß einer guten Eigenſchaft. Aber muß es eine
bewundernswürdige Eigenſchaft ſeyn? Nichts weniger. Es
muß eine gute Eigenſchaft ſeyn, deren ich den Menſchen
überhaupt, und alſo auch mich, fähig halte. Und dieſe
Eigenſchaften ſchließe ich ſo wenig aus dem Trauerſpiele
aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauer-
ſpiel ohne ſie beſteht, weil man ohne ſie kein Mitleid er-
regen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenſchaften
ausgeſchloſſen haben, die wir unter dem allgemeinen Nah-
men des Heroismus begreifen können, weil jede derſelben
mit Unempfindlichkeit verbunden iſt, und Unempfindlich-
keit in dem Gegenſtande des Mitleids, mein Mitleiden
ſchwächt.

Laſſen Sie uns hier bey den Alten in die Schule gehen.
Was können wir nach der Natur für beſſere Lehrer wählen?
Um das Mitleid deſto gewiſſer zu erwecken, ward Oedipus
und Alceſte von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt
weibiſch, und dieſe jammert mehr als weibiſch; ſie wollten
ſie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; ſie
ließen ſie lieber zu viel Klagen ausſchütten, zu viel Thränen
vergießen, als gar keine.

Sie ſagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth
nicht, daß ſie das Mitleiden ſchwäche oder gar aufhebe,
weil ſie dieſes mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie
irren hier aus zu großer Scharfſinnigkeit. Unter 1000
Menſchen wird nur ein Weltweiſer ſeyn, welcher den Tod
nicht für das größte Uebel, und das Todtſeyn nicht für eine
Fortdauer dieſes Uebels hält! Das Mitleiden hört alſo
mit dem Tode noch nicht auf; geſetzt aber, es hörte auf,
ſo würde dieſer Umſtand weiter nichts, als die Urſache der
Regel ſeyn, warum ſich mit dem Tode des Helden auch das
Stück ſchließen müſſe. Kann ſich aber das Stück mit der
Bewunderung ſchließen? Wenn ich aber geſagt habe, der
tragiſche Dichter müſſe die Bewunderung ſo wenig ſein
Hauptwerk ſeyn laſſen, daß er ſie vielmehr nur zu Ruhe-
punkten des Mitleids machen müſſe; ſo habe ich dieſes da-
mit ſagen wollen, er ſolle ſeinem Helden nur ſo viel Stand-
haftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanſtändige Art
unter ſeinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn ſein
Unglück laſſen; er muß es ihn recht fühlen laſſen; denn
ſonſt können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann
muß er ihn laſſen einen effort thun, der auf wenige Augen-
blicke eine dem Schickſal gewachſene Seele zu zeigen ſcheint,
welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub
ihrer ſchmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine ſagen, iſt,
glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edel-
müthige Scene, wo er ſeinen Söhnen den Anſchlag, vor
Rom zu gehen, entdeckt, iſt Urſache, daß wir mit ihm
wegen ſeines gehabten mißlichen Schickſals in dem Kriege

wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich ſehe ihn ſchon triumphirend in Rom einziehen, und vergeſſe darüber alle ſeine unglücklichen Schlachten. Und was iſt denn dieſe Scene bei dem Racine mehr, als eine ſchöne Flickſcene? Sie bewundern den Mithridat, dieſe Bewunderung iſt ein angenehmer Affekt; ſie kann bey einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß ſie ſich beſſer in ein Heldengedicht als in ein Trauerſpiel ſchicke?

Doch ich will aufhören zu ſchwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortſparer ſchreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, ſchlecht oder gut, geſagt habe, nicht geſagt haben; ich will alles wahr ſeyn laſſen, was Sie von ihr ſagen. Sie iſt dennoch aus dem Trauerſpiel zu verbannen.

Denn — Doch ich will erſt eine Erläuterung aus dem Urſprunge des Trauerſpiels voranſchicken. Die alten Trauerſpiele ſind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und dieſe Gattung der Gedichte ſelbſt, iſt aus der Abſingung ſeiner Epopeen entſprungen. Homer und nach ihm die Rhapſodiſten wählten gewiſſe Stücke daraus, die ſie bei feyerlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzuſingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebſten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit ſonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meiſten. Aber tragiſche Begebenheiten rühren, ſo oft man ſie hört. Dieſe alſo wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bey dem Homer, ausgeſucht, und Anfangs, ſo wie ſie erzählungsweiſe bey dem Dichter ſtehen, geſungen, bis man darauf fiel, ſie dialogiſch abzutheilen, und das daraus entſtand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben ſowohl aus den Heldenthaten ein dialogiſches Ganze machen können? Freilich, und ſie würden es gewiß gethan haben, wenn ſie nicht die Bewunderung für eine weit ungeſchicktere Lehrerinn des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das iſt ein Punkt, den Sie ſelbſt am beſten beweiſen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verſtande, in welchem es nichts iſt, als das ſonderliche Wohlgefallen an einer ſeltnen Vollkommenheit, beſſert vermittelſt der Nacheiferung, und die Nacheiferung ſetzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben dieſe Erkenntniß? Und wo dieſe nicht iſt, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beytragen dürfen; beſſert den Mann von Verſtande ſowohl als den Dummkopf.

Hiermit ſchließ' ich. Sie ſind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich ſehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen ſehen *muß. Jetzt habe ich mich, in* Anſehung des Briefſchreibens, in Athem geſetzt; Sie wiſſen, was Sie zu thun haben, wenn ich darinn bleiben ſoll. Leben Sie wohl, und laſſen Sie unſre Freundſchaft ewig ſeyn!

Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novemb. 1756.

Liebſter Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moſes bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Geſegnet ſey Ihr Entſchluß, ſich ſelbſt zu leben![1] Um ſeinen Verſtand auszubreiten, muß man ſeine Begierden einſchränken. Wenn Sie leben können, ſo iſt es gleichviel, ob Sie von mäßigen, oder von großen Einkünften leben. Und endlich ſind Plätze in der Welt, die ſich beſſer für Sie ſchicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerem Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann.

Ich komme zur rückſtändigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks, ſo weitläuftig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon ſagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie ſagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergoſſen; am Ende aber hätten Sie vor ſtarker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet ſey, und gewiſſer Maßen mit Ihrem Syſtem von der Rührung ſtreite. — Es mag einmal in dieſem Complimente, was noch in keinem Complimente geweſen iſt, jedes Wort wahr ſeyn — wiſſen Sie, was mein Gegencompliment iſt? Wer Geyer heißt Ihnen ein falſches Syſtem haben! Oder vielmehr: wer Geyer heißt Ihrem Verſtande ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann; denn ſie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moſes. Das Mitleid giebt keine Thränen mehr, wenn die ſchmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterſcheide drey Grade des Mitleids, deren mittelſter das weinende Mitleid iſt, und die vielleicht mit den drey Worten zu unterſcheiden wären, Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung iſt, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenſtandes deutlich denke, ſondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; ſo rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit ſeinen guten Eigenſchaften ſo wohl,

[1] Ich entſagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen, bloß für die Wiſſenſchaften zu leben. Nicolai.

als mit ſeinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunſtſtück iſt, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erſt mit ſeinen guten Eigenſchaften und hernach mit ſeinen Unfällen, oder erſt mit dieſen und hernach mit jenen bekannt, ſo wird zwar die Rührung ſtärker, aber zu Thränen kömmt ſie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach ſeinen Umſtänden, und er antwortet: ich bin ſeit drey Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; ſie ſind Theils krank, Theils noch zu klein, ſich ſelbſt zu verſorgen; ich ſelbſt bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgeſtanden. — Das iſt ſein Unglück! — Aber wer ſind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von deſſen Geſchicklichkeit in dieſen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichſter Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Creatur eines Miniſters, als ein ehrlicher Mann ſeyn wollte ꝛc. Das ſind ſeine Vollkommenheiten! Bei einer ſolchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beide Stücke verbinden; er muß ſagen: ich bin vom Amte geſetzt, weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bei dem Miniſter verhaßt machte; ich hungere, und mit mir hungert eine kranke liebenswürdige Frau; und mit uns hungern ſonſt hoffnungsvolle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müſſen. Doch ich will lieber hungern, als niederträchtig ſeyn; auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das iſt, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen, als ihren Vater und Ehemann laſterhaft wiſſen ꝛc. — (Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen. Sie müſſen meinem Vortrage mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer ſolchen Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitſchaft. Unglück und Verdienſt ſind hier im Gleichgewicht. Aber laſſen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren, und zuſehen, was nunmehr entſteht. Laſſen Sie uns zuerſt in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erſt wieder erholt haben, ſo ſoll es ſchon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unſrer Hände leben; wir ſchämen uns keiner. Alle Arten, ſein Brot zu verdienen, ſind einem ehrlichen Manne gleich anſtändig; Holz ſpalten, oder am Ruder des Staates ſitzen. Es kömmt ſeinem Gewiſſen nicht darauf an, wie viel er nützt, ſondern wie viel er nützen wollte. — Nun hören meine Thränen auf; die Bewunderung erſtickt ſie. Und kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewunderung aus dem Mitleiden entſprungen. — Laſſen Sie uns eben den Verſuch mit der andern Wagſchale anſtellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerley Wunder, einerley übernatürliche Seltenheit iſt, von der Barmherzigkeit der Menſchen, oder unmittelbar aus der Hand Gottes geſpeiſt zu werden. Er wird überall ſchimpflich abgewieſen; unterdeſſen nimmt ſein Mangel zu, und mit ihm ſeine Verwirrung. Endlich geräth er in Wuth; er ermordet ſeine Frau, ſeine Kinder und ſich. — Weinen Sie noch? — Hier erſtickt der Schmerz die Thränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewunderung thut. Es iſt —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. Iſt Ihre Recenſion von Devil to pay ſchon gedruckt? Ich habe eine ſehr merkwürdige Entdeckung in Anſehung dieſes Stücks gemacht; wovon in meinem nächſten.

Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Leſſing.

Nachſchrift. Was macht denn unſer lieber Marpurg? Grüßen Sie ihn tauſendmal von mir. Ich laſſe mich wegen des berühmten Dichters in ſeinen Oden ſchöne bedanken.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, d. 18. Dec. 1756.

Liebſter Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geſchwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, ſondern zu meiner Demüthigung. Ich bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich ſchreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſe. Laſſen Sie mich jetzt verſuchen, ob ſie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich löſche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem erſten Briefe an Hrn. Nicolai von dieſer Materie geſchrieben: die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſeyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verſtanden? Herr Nicolai machte zu ſeiner zweyten Gattung der Trauerſpiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieſer Gattung alſo wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das iſt, das Unglück, das den Helden trifft, ſoll uns nicht ſowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, ſeine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein ſolches Trauerſpiel nun, ſage ich, würde ein dialogiſches Heldengedicht ſeyn, und kein Trauerſpiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Herrn Nicolai ausgedrückt, iſt der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch alſo wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein ſchönes Gedicht halte; ſo kann ich nicht einſehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie iſt ein angenehmer Affekt, gut,

aber kann ihr dieſes die vornehmſte Stelle in einem Trauerſpiele verdienen? Das Trauerſpiel, (ſagt Ariſtoteles, Hauptſtück 14) ſoll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterſchied gewähren, ſondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen laſſen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk iſt, alle andere Affekten, das Mitleiden beſonders, ihr untergeordnet ſind: ſo ſey auch in dem Trauerſpiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung beſonders, ſey ihm nur untergeordnet, das iſt, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt ſeinen Helden unglücklich ſeyn, um ſeine Vollkommenheiten ins Licht, um uns ſein Unglück deſto ſchmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenſtande des Mitleids ſeyn, und große Vollkommenheiten, ſinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber dieſe großen Vollkommenheiten ſollen in dem Trauerſpiele nie ohne große Unglücksfälle ſeyn, ſollen mit dieſen allezeit genau verbunden ſeyn, und ſollen alſo nicht Bewunderung allein, ſondern Bewunderung und Schmerz, das iſt, Mitleiden erwecken. Und das iſt meine Meinung. Die Bewunderung findet alſo in dem Trauerſpiele nicht als ein beſonderer Affekt Statt, ſondern blos als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieſer Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, ſie nicht als einen beſondern Affekt, ſondern nur nach ihrem Verhältniſſe gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in dieſem Verhältniſſe, ſage ich noch, ſoll ſie der Ruhepunkt des Mitleidens ſeyn, nehmlich da, wo ſie für ſich allein wirken ſoll. Da Sie aber zum zweytenmahl auf dem Exempel des Mithridats beſtehen, ſo muß ich glauben, Sie haben meine Worte ſo verſtanden, als wollte ich mit dieſem Ruhepunkte ſagen, ſie ſoll das Mitleiden ſtillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht ſagen, ſondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem ſtarken Affekte bleiben; alſo können wir auch ein ſtarkes Mitleiden nicht lange aushalten; es ſchwächt ſich ſelbſt ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieſes gemerkt, und das ſtarke Mitleiden bis zuletzt verſpart. Aber ich haſſe die franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspreſſen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch ſein ganzes Trauerſpiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle ſeines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das iſt, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beſtändiger Zuſammenhang ſolcher Stellen ſeyn kann, ſo untermiſcht er ſie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten ſeines Helden allein handeln, und in dieſen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was ſind aber dieſe Stellen anders, als gleichſam Ruhepunkte, wo ſich der Zuſchauer zu neuem Mitleiden erholen ſoll? Geſtillt ſoll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das iſt mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem Syſtem ſchnurſtracks zuwider ſeyn.

Da nun aber dieſe Stellen (ich will ſie die leeren Scenen nennen, ob ſie gleich nicht immer ganze Scenen ſeyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunſtgrif iſt, die leeren Scenen, wo die Aktion ſtille ſteht, erträglich zu machen) da, ſage ich, dieſe leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie keine ſolchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, deſſen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müſſen. Geſetzt, ich ſagte zu jemand: heute iſt der Tag, da Titus ſeinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchſten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgeſpannt iſt, in einem Schubkarren von oben herab führen ſoll. Wenn ich nun, dieſer gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenſchaften des Titus und ſeines Vaters aus einander ſetzen, und ſie beide zu Perſonen machen, die es um ſo viel weniger verdienen, daß ſie ſich einer ſolchen Gefahr unterziehen müſſen, je würdiger ſie ſind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden iſt der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeſchnitten, ſo bald ich ihm ſage, Titus iſt ein Seiltänzer, der dieſen Verſuch ſchon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden alſo die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht betauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus ſeinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will ſterben laſſen, das iſt, wenn er uns am meiſten durch ſeine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der ſchönſten Gaſconaden, von ſeiner Verachtung des Todes, von ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herſchwatzen läßt? In eben dem Verhältniſſe, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus dieſem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt ſtrebt ein Märtyrer zu werden; er ſehnet ſich nach Tod und Martern; er betrachtet ſie als den erſten Schritt in ein überſchwenglich ſeliges Leben; ich bewundere den frommen Enthuſiaſten, aber ich müßte befürchten, ſeinen Geiſt in dem Schooße der ewigen Glückſeligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon, Sie können mich hinlänglich verſtehen;

um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verſchiedenheit zwiſchen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entſpringt der Vorſatz der Nacheiferung; aber, wie Sie ſelbſt ſagen, dieſer Vorſatz iſt nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen ſoll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß ſo ſtark fortdauern, daß der Vorſatz zur Thätigkeit kömmt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das iſt doch Ihre Meinung? — Nun ſage ich: in dem erſten Falle iſt die Wirkung nicht der Bewunderung, ſondern der deutlichen Erkenntniß zuzuſchreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantaſten erfordert. Denn Fantaſten ſind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht ſagen, dieſer Fantaſten ſind ſehr viele in der Welt, und es iſt gut, wenn auch Fantaſten tugendhafte Thaten thun. Wohl; ſo muß es denn eine von den erſten Pflichten des Dichters ſeyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, ſo hätte Plato Recht, daß er ſie aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollen. Herr Nicolai hätte alſo nicht ſchließen ſollen: weil der Wein nicht ſelten blutige Gezänke erzeugt, ſo iſt es falſch, daß er des Menſchen Herz erfreuen ſoll; oder weil die Poeſie oft ſchlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiſet, ſo kann ihr Endzweck nicht ſeyn, die Sitten zu beſſern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Menſch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That iſt, und ihm als eine ſolche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer ſchönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derſelben Handlung, unter eben denſelben Umſtänden, und nicht zu allen ſchönen Handlungen antreiben; ſie beſſert, wenn ſie ja beſſert, nur durch beſondere Fälle, und alſo auch nur in beſondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der ſeinem Mörder vergiebt. Kann mich dieſe Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widerſachern zu vergeben? Oder treibt ſie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir ſelbſt durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich beſſer und ſicherer ſind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerſpiel ſoll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in dieſem oder jenem Falle zum Mitleiden beſtimmen. Geſetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenſtand mitleidig macht, nehmlich vermittelſt falſcher Vollkommenheiten, durch die er meine Einſicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran iſt nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und ſich gleichſam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich laſſe mich zum Mitleiden im Trauerſpiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man ſagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der iſt der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; ſo wie ohne Zweifel derjenige der beſte Menſch iſt, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, was ich bisher geſagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Faſt ſollte es ſo ſcheinen; ich will es alſo immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich ſeltſam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Unterſuchung vielleicht nicht unwürdig iſt.

Es giebt gewiſſe körperliche Fähigkeiten, gewiſſe Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unſrer willkührlichen Gewalt haben, ob ſie gleich wirklich in dem Körper vorhanden ſind. Ein Raſender, zum Exempel, iſt ungleich ſtärker, als er bei geſundem Verſtande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote ſteht, als bis wir uns in dieſen oder jenen Affekt geſetzt haben.

Meine zweyte vorläufige Anmerkung iſt dieſe. Alle körperliche Geſchicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigſtens das Feine von allen körperlichen Geſchicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftſpringer. Von den wenigſten Sprüngen kann er ſeinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts ſagen, als: ſieh nur, ſieh nur, wie ich es mache! das iſt, bewundere mich nur recht, und verſuch es alsdann, ſo wird es von ſelbſt gehen; und je vollkommener der Meiſter den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung ſeines Schülers durch dieſe Vollkommenheit reizt, deſto leichter wird dieſem die Nachahmung werden.

Heraus alſo mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Philoſoph geweſen ſeyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unſre Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unſre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, ſagen Sie, iſt bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schläger; es mag ſeyn. Er iſt aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem andern den Vorſatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und ſo oft ſich dieſer andere in ähnlichen Umſtänden mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieſes Helden

wieder beifallen, wird ſich auch ſeine gehabte Bewunderung erneuern, und dieſe Bewunderung wird ihn ſtärker und geſchickter machen, als er ohne ſie geweſen wäre. Geſetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muſter der Großmuth gemacht. So oft ſich nun ein Menſch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umſtänden mit ihm ſähe, könnte er ſich zwar gleichfalls ſeiner gehabten Bewunderung erinnern, und zu Folge dieſer Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deßwegen großmüthig ſeyn? Die Großmuth muß eine beſtändige Eigenſchaft der Seele ſeyn, und ihr nicht bloß ruckweiſe entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht ſelten zu unbeſtimmt oder zu nachläſſig ausdrücke. Verſuchen Sie es alſo, liebſter Freund, ſich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geiſt meines Syſtems zu verſetzen. Und vielleicht finden Sie es weit beſſer, als ich es vorſtellen kann.

In Vergleichung meiner, ſollen Sie doch noch immer ein Wortſparer bleiben; denn ich habe mir feſt vorgenommen, auch dieſen zweyten Bogen noch voll zu ſchmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen beſondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will ſeine Schulden mit Fleiß nicht häufen.

Leſen Sie doch das 15te Hauptſtück der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt. Der Philoſoph ſagt daſelbſt: der Held eines Trauerſpiels müſſe ein Mittelcharakter ſeyn; er müſſe nicht allzu laſterhaft und auch nicht allzu tugendhaft ſeyn; wäre er allzu laſterhaft, und verdiente ſein Unglück durch ſeine Verbrechen, ſo könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, ſo verwandle ſich das Mitleiden in Entſetzen und Abſcheu.

Ich möchte wiſſen, wie Herr Nicolai dieſe Regel mit den bewundernswürdigen Eigenſchaften ſeines Helden zuſammen reimen könne — — Doch das iſt es nicht, was ich jetzt ſchreiben will.

Ich bin hier ſelbſt wider Ariſtoteles, welcher mir überall eine falſche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben ſcheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, ſo habe ich es allein Ihrem beſſern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Iſt es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menſchen Entſetzen und Abſcheu erweckt? Wenn es wahr iſt, ſo müſſen Entſetzen und Abſcheu der höchſte Grad des Mitleids ſeyn, welches ſie doch nicht ſind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältniſſe wächſt, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachſen, hört auf, mir angenehm zu ſeyn, und wird deſto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück iſt.

Unterdeſſen iſt es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewiſſe ἁμαρτια, ein gewiſſer Fehler ſeyn muß, durch *welchen er ſein Unglück über ſich* gebracht hat. Aber warum dieſe ἁμαρτια, wie ſie Ariſtoteles nennt? Etwa, weil er ohne ſie vollkommen ſeyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Menſchen Abſcheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Urſache gefunden zu haben; ſie iſt dieſe: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, ſein Charakter und ſein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von dieſen zwey Stücken beſonders denken würden. Ein Exempel wird mich verſtändlicher machen. Canut ſey ein Muſter der vollkommenſten Güte. Soll er nur Mitleid erregen, ſo muß ich durch den Fehler, daß er ſeine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen ſollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchſten Grade! Aber geſetzt, ich ließe den Canut nicht durch ſeine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den Donner erſchlagen, oder durch den einſtürzenden Pallaſt zerſchmettert werden? Entſetzen und Abſcheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Güte und dem Donner, oder dem einſtürzenden Pallaſt, zwiſchen ſeiner Vollkommenheit und ſeinem Unglücke iſt. Es ſind beides zwey verſchiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinſchaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid iſt, hervorbringen können, ſondern deren jedes für ſich ſelbſt wirkt. — Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell erſticht, entſetzen ſich die Zuſchauer, ohne mitleidig zu ſeyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu dieſem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für ſeinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt ſich das Entſetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil dieſe großmüthige That aus ſeinem Unglücke fließet und ihren Grund in demſelben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu ſchreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel ſchon längſt müde geweſen ſind, mehr zu leſen. Ihre Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen geleſen; wenn ich ſie noch ein paarmahl werde geleſen haben, hoffe ich, Sie ſo weit zu verſtehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn es ſich von ſolchen Dingen ſo gut ſchwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte laſſen Sie ja mit das erſte ſeyn, was Sie mir ſchreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die ſich wirklich eben ſo gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falſcher Sätze ſchickt.

Bitten Sie doch den Hrn. Nicolai in meinem Nahmen, mir mit eheſtem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeſchreibung der engliſchen Dichter zu ſchicken, in welchem Drydens Leben ſteht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu beſſern, ſo werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Leſſing.

N. S. Damit dieſer Brief ja alle Eigenſchaften eines unausſtehlichen Briefs habe, ſo will ich ihn auch noch mit einem P. S. verſehen.

Sie haben ſich ſchon zweymal auf die griechiſchen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß ſie ihre Kunſt beſſer verſtanden hätten, als die griechiſchen Dichter. Leſen Sie den Schluß des 16ten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, und ſagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verſchönerung der Leidenſchaften unbekannt geweſen ſey.

Der Held iſt in der Epopee unglücklich, und iſt auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen iſt, darf er es nie in der andern ſeyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verſchiedenheit dieſer Arten irgendwo gehörig beſtimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter deſſelben ſeyn, weil es ſonſt, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; ſondern es muß ein Unglück des Verhängniſſes und Zufalls ſeyn, an welchem ſeine guten oder böſen Eigenſchaften keinen Theil haben. Fato profugus, ſagt Virgil von ſeinem Aeneas. Bei der Tragödie iſt es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerſpiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn dieſe beide Dichtungsarten keinen weſentlichern Unterſchied, als den beſtändigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben ſollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illuſion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, ſo vergeſſen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illuſion eigentlich den dramatiſchen Dichter nichts angeht, und die Vorſtellung ſeines Stücks das Werk einer andern Kunſt, als der Dichtkunſt, iſt. Das Trauerſpiel muß auch ohne Vorſtellung und Akteurs ſeine völlige Stärke behalten; und dieſe bei dem Leſer zu äußern, braucht ſie nicht mehr Illuſion als jede andre Geſchichte. Sehen Sie deswegen den Ariſtoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptſtücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 2. Febr. 1757.

Liebſter Freund!

Ich glaube es eben ſo wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unſrem Streite viel weiter, als über die erſten Gränzen gekommen ſind. Haben Sie aber auch wirklich ſo viel Luſt, als ich, ſich tiefer hinein zu wagen, und dieſes unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmahl vorher verirren ſollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, ſo würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrſchaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anſchauenden Erkenntniß ſind vortrefflich, Sie haben mich ſo überzeugt, daß ich mir auch nicht einmahl einen logiſchen Fechterſtreich dawider übrig gelaſſen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illuſion nicht eben das ſagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie ſich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu leſen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darinn ſind wir doch wohl einig, liebſter Freund, daß alle Leidenſchaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabſcheuungen ſind? Auch darinn: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabſcheuung, eines größern Grads unſrer Realität bewußt ſind, und daß dieſes Bewußtſeyn nicht anders als angenehm ſeyn kann? Folglich ſind alle Leidenſchaften, auch die allerunangenehmſten, als Leidenſchaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erſt ſagen: daß die Luſt, die mit der ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft verbunden iſt, von der Unluſt, die wir über die Gegenſtände haben, worauf die Beſtimmung unſrer Kraft geht, ſo unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt ſind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das ariſtoteliſche Exempel von der gemahlten Schlange am deutlichſten erhellen. Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich erblicken, ſo gefällt ſie uns deſto beſſer, je heftiger wir darüber erſchrocken ſind.

Dieſes erkläre ich ſo: Ich erſchrecke über die ſo wohlgetroffne Schlange, weil ich ſie für eine wirkliche halte. Der Grad dieſes Schreckens, als eine unangenehme Leidenſchaft, oder vielmehr der Grad der Unluſt, die ich über dieſen ſchrecklichen Gegenſtand empfinde, ſey 10; ſo kann ich den Grad der Luſt, die mit der Empfindung der Leidenſchaft verbunden iſt, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchſe. Indem ich alſo 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das iſt, ſo lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Luſt darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmahl gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild iſt: was geſchieht? Die Unluſt über den ſchrecklichen Gegenſtand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Luſt, die mit der Leidenſchaft, als einer bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft, verbunden iſt; 1 bleibt übrig, daß ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anſtatt 10, 80 oder 100 geweſen iſt.

Wozu brauchen wir nun hier die Illuſion? Laſſen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengeſetzten Exempel verſuchen, um ihre Richtigkeit deſto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das ſchönſte, holdſeligſte Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken ſcheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt alſo die Luſt über den Gegenſtand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zuſammen, und die Wirkung von beiden iſt = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es iſt nichts als ein Gemälde, eine Bildſäule! Nach Ihrer Erklärung, liebſter Freund, ſollte nunmehr das Vergnügen deſto gröſſer ſeyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das iſt wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Luſt über den vollkommnen Gegenſtand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Muſikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider ſage ich: die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil ſie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewiſſen Gegenſtand gehen. Der Muſikus macht mich betrübt; und dieſe Betrübniß iſt mir angenehm, weil ich dieſe Betrübniß blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm iſt. Denn ſetzen Sie den Fall, daß ich während dieſer muſikaliſchen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, ſo fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es iſt bekannt, daß, wenn man zwey Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu ſeyn. Laſſen Sie uns den Saiten Empfindung geben, ſo können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm ſeyn mag, ſondern nur diejenige Berührung, die eine gewiſſe Bebung in ihnen hervorbringt. Die erſte Saite alſo, die durch die Berührung erbebt, kann eine ſchmerzliche Empfindung haben; da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil ſie nicht (wenigſtens nicht ſo unmittelbar) berührt worden. Alſo auch in dem Trauerſpiele. Die ſpielende Perſon geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum iſt dieſer Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die ſpielende Perſon ſelbſt bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewiſſen unangenehmen Gegenſtand dabey zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung ſolcher Affekten an andern, in mir entſtehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem *von meinen erſten Briefen* ſchon geſagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn dieſen Affekt empfinden nicht die ſpielenden Perſonen, und wir empfinden ihn nicht blos, weil ſie ihn empfinden, ſondern er entſteht in uns urſprünglich aus der Wirkung der Gegenſtände auf uns; es iſt kein zweyter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, dieſem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin ſeit einigen Tagen ſo unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beyſammen zu behalten. Ich muß alſo hier abbrechen, und erſt von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr ſehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in dieſen Brief geſchrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Bruſt (ſo muß ich meine Krankheit unterdeſſen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechiſchen Namen gefragt habe) gar leicht möglich geweſen iſt.

Ich ſchreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es iſt mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erſchrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück ſchon wieder abgeholfen. Lankiſchens drucken ſie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächſten Poſttag, da ſie den Contrakt des neuen Verlegers zur Unterſchrift bekommen, und gewiß damit zufrieden ſeyn ſollen.

Leben Sie beide wohl; ſobald ich beſſer bin, werde ich Herrn Nicolai einen langen Brief über verſchiedene Punkte in ſeiner Abhandlung ſchreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu ſehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufſatz von der Herrſchaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abſchreiben laſſen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige
Leſſing.

Leipzig, den 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Poſttag mit beyliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen jetzt zwey für Einen. Auch bekommen Sie zwey Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden ſeyn.

Ich will auch jetzt anfangen, mein Verſprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerſpiele mittheilen. Ich werde alles ſchreiben, was mir in die Gedanken kömmt, geſetzt auch, daß vieles falſch, und alles ſehr trocken wäre.

Zu S. 18.
wo Sie die ariſtoteliſche Erklärung des Trauerſpiels anführen.

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht ſagen, warum ſo wohl Dacier als Curtius, Schrecken und

Furcht für gleich bedeutende Worte nehmen? Warum ſie das ariſtoteliſche φοβος, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andre überſetzen? Es ſind doch wohl zwey verſchiedene Dinge, Furcht und Schrecken? Und wie, wenn ſich das ganze Schrecken, wovon man nach den falſch verſtandenen ariſtoteliſchen Begriffen bisher ſo viel geſchwatzt, auf weiter nichts, als auf dieſe ſchwankende Ueberſetzung gründete? Leſen Sie, bitte ich, das zweyte und achte Hauptſtück des zweyten Buchs der ariſtoteliſchen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen beyläufig ſagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieſes zweyte Buch und die ganze ariſtoteliſche Sittenlehre an den Nicomachus nicht geleſen hat, die Dichtkunſt dieſes Weltweiſen verſtehen könne. Ariſtoteles erklärt das Wort φοβος, welches Herr Curtius am öfterſten Schrecken, Dacier aber bald *terreur*, bald *crainte*, überſetzt, durch die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, und ſagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns ſelbſt bevorſtehe, Furcht erwecken müſſe. Dem zu Folge kann alſo die Furcht, nach der Meynung des Ariſtoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerſpiels ſeyn, ſondern ſie muß weiter nichts als eine reflectirte Idee ſeyn. Ariſtoteles würde bloß geſagt haben: das Trauerſpiel ſoll unſre Leidenſchaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie dieſe Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieſerwegen ſetzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieſes Mittel hielt. Jenes hat ſeine Richtigkeit, dieſes aber iſt falſch. Das Mitleiden reiniget unſre Leidenſchaften, aber nicht vermittelſt der Furcht, auf welchen Einfall den Ariſtoteles ſein falſcher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie ſich mit Herrn Moſes weiter unterreden; denn in dieſem Puncte, ſo viel ich weiß, ſind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunſt des Ariſtoteles, überall wo Sie Schrecken finden, dieſe Erklärung der Furcht in Gedanken, (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken,) und ſagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Ariſtoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos ſo ſchlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht ſo recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unſern Moſes weitläuftiger ſchreiben. Wenn das, was du Bos ſagt, kein leeres Gewäſche ſeyn ſoll, ſo muß es ein wenig philoſophiſcher ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung, und den nachgeahmten Leidenſchaften, wie Sie ſie nennen wollen, ſagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal verſparen. Ich ſage jetzt nur ſo viel: Iſt die Nachahmung nur dann erſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man ſie für die Sache ſelbſt zu nehmen verleitet wird; ſo kann z. E. von den nachgeahmten Leidenſchaften nichts wahr ſeyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenſchaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, iſt eigentlich das Vergnügen über die Geſchicklichkeit des Künſtlers, welches nicht anders, als aus angeſtellten Vergleichungen, entſtehen kann; es iſt daher weit ſpäter, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in ſo fern ich ſie für die Sache ſelbſt nehme, entſteht, und kann keinen Einfluß in dieſes haben. Doch, wie geſagt, davon ein andermal. Ich hätte faſt Luſt, auch dieſes Wenige wieder auszuſtreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerſpiels in die nähere Bekanntſchaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Troſt, geſetzt hat. Stobäus hat uns eine ſehr ſchöne Stelle von dem Comödienſchreiber Timokles aufbehalten, aus welcher ich die letzten Verſe, nach der lateiniſchen Ueberſetzung, herſetzen will.

Primum Tragoedi quanta commoda adferant,
Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Majore pressum si videbit Telephum
Mendicitate, levius suam feret
Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Furiosum is Alcmaeona proponit sibi.
Captus quis oculis? aspicit caecum Oedipum.
Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Claudus aliquisne est, is Philoctetem aspicit.
Miser aliquis senex? tuetur Oeneum etc.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und alſo habe ich Ihnen auch dieſe ſehr unbedeutende mittheilen müſſen.

Zu S. 25.

Daß die Verbeſſerung der Leidenſchaften nicht ohne Sitten und Charaktere geſchehen könne, das ſagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne; das geben Sie ſelber zu. Kann ſie aber Mitleiden erregen, ſo kann ſie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht iſt die Entſchließung des Zuſchauers, ſich vor den Ausſchweifungen derjenigen Leidenſchaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück geſtürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden: wenn Leidenſchaften einen Helden ins Unglück ſtürzen, ſo müſſe dieſer Held auch einen Charakter haben. Aber das iſt, mit Ihrer Erlaubniß, falſch; die Leidenſchaften ſind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen: denn ſonſt müßten alle Menſchen ihren Charakter haben, weil alle Menſchen ihre Leidenſchaften haben.

Zu S. 26.

Sie ſagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Oedipus, in dem Trauerſpiele dieſes Namens von Sophocles, der einzige ſey. Auch Creon hat einen Charakter, und zwar einen ſehr edeln. Den Fehler des Oedipus ſuche ich auch nicht in ſeiner Heftigkeit und Neugierde, ſondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für dieſesmal. Der Herr Major von Kleiſt läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen; er wird ihnen antworten, ſo bald er ſich beſſer befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen ſeines Portraits ſchwieriger, und läßt Sie inſtändig erſuchen, ihm mit dieſer Ehre, die ihn bei ſeinen Nebenofficieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bey Verhinderung dieſer Sache ſehr viel auf Sie ankomme; von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringſte Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit eheſtem, wie ich mich hierbey verhalten ſoll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildniſſe verſchaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundſchaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moſes bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird alſo ſo gut ſeyn, und ſich bis künftige Woche noch gedulden. Dieſer Brief aber ſey zugleich mit an ihn geſchrieben. Denn wer ſonſt als er, wird zwiſchen uns beyden Schiedsrichter ſeyn können?

Leipzig, den 18. Junius 1757.

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar vergeſſen hätten, oder als ob Sie wenigſtens glaubten, daß ich, weit von hier, in der Welt herumſchweifte. Allein ich weiß doch wohl, daß Ihr Gedächtniß freundſchaftlicher iſt, und daß Sie das drollige Schickſal meiner Reiſe ſchon längſt durch die dritte oder vierte Hand haben erfahren müſſen. Sie würden ſich alſo meiner ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major von Kleiſt erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlaſſene eigene Meldung meiner Zurückkunft hätten beſtrafen wollen. Was nun die Urſache dieſer Unterlaſſung anbelangt, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich incognito zurück gekommen war, und auch incognito hier zu bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drey Wochen erfuhr, daß ich mein Incognito allmählig aufgeben müßte, wenn ich es nicht Zeitlebens beobachten wollte. Da ſehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der König von Preußen, werden eine gewaltige Rechnung mit *einander bekommen! Ich warte nur* auf den Frieden, um ſie auf eine oder die andere Weiſe mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht geſehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Penſion gäbe, wobey ich die Welt vergeſſen könnte? Sie denken, das wird er ſein bleiben laſſen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünſchen, — — daß nichts als ſchlechte Verſe auf ſeine Siege mögen gemacht werden? Was brauche ich das zwar zu wünſchen? Es muß von ſelbſt geſchehen, wenn nur der Herr von Kleiſt und Sie mir verſprechen wollen, keine darauf zu machen. O verſprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie ſich einmal an einem Könige ſo zu rächen haben, ſo bin ich wieder zu Ihren Dienſten. Aber umgekehrt, verſteht ſich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarten Sie mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Leipzig, den 21. September 1757.

Liebſter Herr Gleim,

Ihr letzter Brief an unſern lieben Herrn Oberſtwachtmeiſter hat mich herzlich beluſtigt. Schreiben Sie ja oft dergleichen, damit wir hier auch den Krieg auf der ſpaßhaften Seite kennen lernen. Ich habe aber vor vielen Jahren eine alte ehrliche Frau gekannt, die, wenn ſie in ihrer Stube nichts mehr zu thun fand, anfing die Fliegen auf der Gaſſe todt zu ſchlagen. Die Arbeit war leicht; nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, ſie ſchlägt noch todt. —

Wiſſen Sie ſchon, daß ich die beyden Geſänge unſers begeiſterten Grenadiers in das zweyte Stück der Bibliothek habe einrücken laſſen? Bald aber hätt' ich Händel darüber bekommen, wenn ſich nicht der Major des gemeinen Soldaten und ſeines Herausgebers angenommen hätte. Auch Herr Nicolai in Berlin hat ſich von Herrn Lieberkühn — wenn Sie den Namen anders kennen — einen ſatiriſchen Brief darüber zugezogen. Dieſer Lieberkühn hat ſich den Teufel blenden laſſen, und gleichfalls Schlachtgeſänge unter dem Namen eines Oberofficiers herausgegeben. Wie hochmüthig die ſchlechten Poeten ſind! Ich kenne einen guten, der ſich, der poetiſchen Subordination zu Folge, zum General hätte machen müſſen. —

Weil ich der Bibliothek gedenke, ſo muß ich Ihnen einen Irrthum benehmen, den ich Ihnen ſchon oft habe benehmen wollen. Sie halten mich für einen von den Verfaſſern derſelben. Ich bin es, bei Gott! nicht. Und Sie ſollen mich auch durchaus nicht dafür ausgeben. Wo Sie es ſchon unterdeſſen dem Herrn Zacharia ins Ohr geſagt haben, ſo bringen Sie es ihm ja wieder aus den Gedanken. Er würde ſonſt Urſache haben, auf mich verdrießlich zu werden.

Werden Sie denn nicht bald wieder einmal nach Leipzig kommen? Die Franzoſen halten Sie doch wohl nicht davon ab? Ich will hoffen, daß ſie zu geſittet ſind, als daß

ſie einen Dichter im geringſten verhindern ſollten, zu ſingen und ſeine Freunde zu beſuchen. —

Leben Sie wohl, und ermuntern Sie, wo möglich, den Huſaren, der fünf Franzoſen gefangen genommen hat, ſeine Heldenthat in Verſe zu bringen. Ich glaube, die Franzoſen vergeſſen vor Furcht auch das Ausreißen. — Leben Sie wohl! Ich bin ganz der Ihrige,

Leſſing.

Leipzig, den 2. October 1757.

Liebſter Herr Gleim!

Wie glücklich ſind Sie, ſolche witzige Köpfe um ſich zu haben! — Oder vielmehr, wie glücklich ſind dieſe witzigen Köpfe, daß ſie einmal mit einem vernünftigen Deutſchen umgehn können! Nunmehr werden ſie doch wohl ſehen, daß es eben nicht unſre größten Geiſter ſind, die nach Paris kommen. Aber ich bitte Sie inſtändigſt, zeigen Sie ſich ja als einen wahren Deutſchen! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben; laſſen Sie nichts von ſich hören, als Verſtand; wenden Sie dieſen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen. — Das iſt die einzige Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Beſonders laſſen Sie ſich ja nicht merken, als ob Sie einen von ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Greſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefallen; ſo werfen Sie fein verächtlich den Kopf zurück, und thun, anſtatt aller Antwort, die Gegenfrage: Ob man in Frankreich unſre Schönaichs, unſre Löwens, unſre Patzkens, unſere Unzerinnen auswendig wiſſe? Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu ſeyn ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahr alt geworden; und von Voltaire ſelbſt, müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als ſeine dummen Streiche und Betriegereyen gehört hätten. — Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſeyn, die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzöſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte!

Sie wollen es alſo mit aller Gewalt, daß ich einer von den Verfaſſern der Bibliothek ſeyn ſoll? Ich muß es Ihnen aber nochmals auf meine Ehre verſichern, daß ich nicht den geringſten Antheil daran habe, und daß ich am allerwenigſten den Artikel von theatraliſchen Neuigkeiten compilirt haben möchte. Demungeachtet muß ich nicht bergen, daß ich Ihnen von den Verfaſſern, für das mitgetheilte Portrait des Herrn Klopſtock, tauſend und aber tauſend Danksagungen abzuſtatten habe.

Lieberkühns Brief wegen der Schlachtgeſänge unſers Grenadiers, iſt kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. Ich will mir aber von Herrn Nicolai eine Abſchrift davon ſchicken laſſen. Die componirten Schlachtgeſänge des Officiers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das iſt Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorſorge unſers lieben Herrn von Kleiſt, der gütig genug glaubt, daß auch ſogar die ſchlechten Poeten noch zu etwas nütze ſind) dieſe elenden Schlachtgeſänge, ſage ich, ſind hier nicht zu haben. Wenn Sie durchaus begierig ſind, zu ſehen, wie unendlich viel Grade man unter Ihrem Grenadier ſeyn kann, ſo will ich ſie aus Berlin kommen laſſen. Ein andres Werk von Lieberkühn könnte ich Ihnen mitſchicken, wenn es ſich der Mühe verlohnte; er hat nehmlich dieſe Meſſe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben, und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar ſollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott ſey Dank, nun habe ich doch auch in dieſem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der ſchlechte Deutſche Poet in Duodez κατ' ἐξοχην.

Was ſagen Sie zu Klopſtocks geiſtlichen Liedern? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geſchmacke. Was wollen Sie lieber?

Ich empfehle mich Ihnen, liebſter Freund, und bin ganz der Ihrige

Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 12. December 1757.

Liebſter Freund!

O was iſt unſer Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie gut er ſeine Sachen gemacht hat! Was haben der Hr. Major und ich, was haben wir uns nicht über ſeine Einfälle gefreuet! Und noch alle Tage lachen wir darüber. Zu einer ſolchen unanſtößigen Verbindung der erhabenſten und lächerlichſten Bilder war nur Er geſchickt! Nur Er konnte die Strophen: „Gott aber wog bei Sternenklang ꝛc.“ und „dem Schwaben der mit einem Sprung ꝛc.“ machen, und ſie beide in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Franzöſiſche überſetzen könnte! Der witzigſte Franzoſe würde ſich darüber ſo ſchämen, als ob ſie die Schlacht bei Roßbach zum zweytenmale verloren hätten. Aber hören Sie, wollen wir unſern Grenadier nicht nun bald avanciren laſſen? Jetzt wäre gleich die rechte Zeit dazu, da er hier unter den Generalen und Prinzen ziemlich bekannt zu werden anfängt. — Der Herr von Kleiſt wird Ihnen von einigen Veränderungen geſchrieben haben, um die wir, ſeine zwey Bewunderer, den Grenadier recht höflich bitten. Die eine davon: — o da war er, der erſte, welcher lief, iſt einer gewiſſen Art Leute wegen unumgänglich nöthig. Die Zweydeutigkeit hat offenbar keinen Grund; aber giebt es nicht Leute, die ihr, auch ohne Grund, einen geben könnten? Die übrigen kleinen Veränderungen muß der Grenadier nach ſeinem eigenen Gutbefinden machen oder nicht machen. So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken laſſen. Denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom fünften dieſes, nach etwas warten

wollte, ſo könnte er nun ſchon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Alsdann nehmlich ließe man alle vier ſauber zuſammendrucken, und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leſer auf den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, aus welchem er die Lieder betrachten müſſe. — Der Herr Major hat Ihnen doch bereits Herrn Ewalds Siegeslied geſchickt? Es iſt ſo gut, als es ein nachahmender Witz machen kann; erfunden hätte Herr Ewald dieſe Art von Gedichten nicht! — Wenn ſich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegeslied zu machen, ſo ſoll er Spießruthen laufen müſſen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarſchalls ſchriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedies, wegen ſeines Theokrit, thun laſſen. Der Menſch überſetzt aus dem Griechiſchen, und verſteht gewiß weniger Griechiſch als Gottſched, oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Derlings, Sie werden erſtaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat ſich der Elende unterſtanden, unſerm lieben Ramler eine kleine Nachläſſigkeit aufzumutzen. — Haben Sie, mein lieber Herr Gleim, in Ihrer anakreontiſchen Bibliothek bereits Trapps Ausgabe vom Anakreon, mit der lateiniſchen Ueberſetzung in elegiſchen Verſen? Wenn ſie Ihnen noch fehlt, ſo will ich ſie Ihnen ſchicken. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 21. Januar 1758.

Liebſter Freund,

Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freygeiſte ſagen, größten Theils Ihrer Meynung; beſonders iſt es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern ſagen. Ertheilen Sie alſo immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie ſchon gehört, daß der Verfaſſer deſſelben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg geſtorben iſt? Es iſt wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wiſſen ſollten, daß er der Verfaſſer des Codrus geweſen, ſo darf Sie ſein Tod auch nicht abhalten, ſein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umſtand für Ihre Bibliothek entſtehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten ſchlagen, und das nächſtemal 100 Rthlr., wenn Sie wollen, ausſetzen können. Allein alsdann wäre meine Meynung, daß es nochmals bey einem Trauerſpiele bleiben müßte.[1] Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nehmlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, für ſich tragiſch genug, und fähig genug ſey, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drey Akten,[1] und er braucht ohne Bedenken alle Freyheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſo viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, ſo müſſen Sie mir acht Tage Zeit laſſen, um mich wieder auf alles zu beſinnen; man ſchickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien ſelbſt, mit erſter Poſt. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles beſinnen werde, ohne den Cronegkſchen Codrus dabey zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemiſcht, die Sie am beſten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III. cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geſchichtſchreiber von dem Tode des Codrus melden, geſammelt iſt.

Das neue Stück der Bibliothek iſt fertig, und Sie werden es wohl unterdeſſen erhalten haben. Ich wundre mich, daß Ihnen meine Recenſion vom Theokrit zu boshaft vorgekommen iſt. Da man es aber in Berlin weiß, daß ich ſie gemacht habe, ſo werden Sie ſich deſto eher gegen Herrn Lieberkühn entſchuldigen können. In Anſehung der alten Schriftſteller, bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mißhandelt. Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai. Leſſing.

[1] *Ich war nämlich Willens geweſen, abwechſelnd auf ein Trauerſpiel und auf ein Luſtſpiel einen Preis zu ſetzen.* Nicolai.

An Gleim.

Leipzig, den 6. Februar 1758.

Liebſter Freund!

Verſöhnen Sie mich immer wieder mit unſerm Grenadier, wenn er wirklich auf mich zürnen ſollte. Sie wiſſen ja wohl: wenn der Poet nicht zugleich Soldat iſt, ſo iſt der Poet eine ſehr nachläſſige Creatur. Den Grenadier hat nur ſein Stand ſo thätig und pünktlich gemacht; als Dichter würde er es gewiß nicht ſeyn. Wenn ich es aber in Zukunft nicht etwas mehr werde, ſo machen Sie zur Strafe,

[1] Ich habe dieſen Plan in drey Akten geſehen, als Leſſing 1775 in Berlin war. Nach demſelben war die Rolle der Orſina nicht vorhanden, wenigſtens nicht auf die jetzige Art. Nicolai.

aß er mich anwirbt, und mich durch Hülfe ſeines Corpo- als von meiner Faulheit curirt. Unterdeſſen verſichern ie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, nd daß er alle meine Erwartung ſo zu übertreffen weiß, aß ich das Neueſte, was er gemacht hat, immer für das eſte halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein nziger Dichter Gelegenheit gegeben hat! Das Lied auf en Sieg bey Lowoſitz, und das auf den bey Liſſa, iſt wirk- ch ſchon unter der Preſſe, und beyde werden ſo, wie das uf den Roßbacher Sieg, gedruckt. Dem ungeachtet bleibt ꝛ gewiß dabey, daß alle ſeine Lieder zuſammengedruckt erden ſollen, und zwar noch eher als der Feldzug wieder ngehen wird. Ich hoffe gar, noch dieſen Monat; denn inige Zeit muß der Verleger haben, die einzelnen zuvor nterzubringen. Hätten Sie nicht in Ihrem vorhergehen- en Briefe ausdrücklich verlangt, daß ſie zuvor einzeln ſoll- en gedruckt werden, ſo könnte jetzt gleich mit der Samm- ung angefangen werden. Laſſen Sie ſich daher dieſen leinen Verzug gefallen, dem auf keine Weiſe noch abzu- elfen iſt. — Und der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ch eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verſchiede- es von den alten Kriegsliedern geſammelt; zwar ungleich ehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden, als er Griechen. Ich glaube aber auch, daß jene für uns ntereſſanter ſind, und auch ein größeres Licht auf die Lie- er unſers neuen Skalden werfen. Was Sie unterdeſſen arüber angemerkt oder geſammelt haben, das theilen Sie mir ja mit; es könnte leicht etwas ſeyn, was mir entwiſcht wäre. Der alten Siegeslieder wegen habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwey ſogenannten Heldengedichte aus dem Schwäbiſchen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verſchiedene Züge daraus angemerkt, die zu meiner Abſicht dienen kön- nen, und wenigſtens von dem kriegeriſchen Geiſte zeugen, der unſere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beyläufig habe ich aber auch geſehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die geſchickteſten ſind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart heraus- zugeben. Sie haben unverantwortliche Fehler gemacht, und es iſt ihr Glück, daß ſich wenige von den heutigen Leſern in den Stand ſetzen werden, ſie bemerken zu können. — Wie wollen Sie nun, mein liebſter Gleim, daß der Titel zu den Liedern unſers Grenadiers heißen ſoll? Den müſſen Sie ſelbſt machen; aber machen Sie ihn ſo kurz als mög- lich. Dasjenige, was ich eben jetzt von Ihnen bekommen habe, wird alſo das erſte, und die übrigen folgen nach der Zeitordnung. Haben Sie wegen der hiſtoriſchen Richtigkeit derſelben hin und wieder einige Anmerkungen zu machen, ſo unterlaſſen Sie es nicht. Die Trommel bleibt ſtehn; der Oberſtwachmeiſter hat es erlaubt. — Haben Sie das Schlachtlied geleſen, das Morhof in ſeinem Unterricht zur deutſchen Sprache und Poeſie anführt? (S. 313.) Es iſt überhaupt ſchlecht; die letzte Strophe aber hat mir gefallen, ob ſie gleich nichts mehr enthält, als was Sie in den zwei Zeilen ſagen:

Auch kommt man aus der Welt davon
Geſchwinder als der Blitz ꝛc.

Vielleicht haben Sie den Morhof nicht; hier iſt der An- fang der Strophe.

Kein ſeel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer für'm Feind erſchlagen:
Auf grüner Haid', im freyen Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreyhn;
Hier aber findt er Geſellſchaft fein,
Fallen mit, wie Kräuter im Mayn — ꝛc.

Sie haben doch mit den letzten Exemplaren von dem Roßbacher Siegesliede auch den Chriſtiſchen Catalogus be- kommen? Wenn Sie nicht ſchon Jemand haben, dem Sie Ihre Commiſſionen geben, ſo ſenden Sie ſie nur mir. Wollen Sie denn noch Trapps Anakreon? Der Herr von Kleiſt ſagt mir ja, daß Sie dieſe Ausgabe ſchon hät- ten. Sehen Sie doch vorher nach; denn was ſoll ſie Ihnen zweymal? Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
oder mit Gottſcheden zu ſprechen:
Und dein Bewundrer bleibt der deine. [1]
Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 8. März 1768.

Liebſter Freund,

Daß ich ein wenig nachläſſig bin, das wiſſen Sie ſchon. Daß unſer lieber Kleiſt ſeit vierzehn Tagen auf Commando iſt, das wiſſen Sie auch ſchon. Folglich werden Sie ſich wohl nicht ſehr gewundert haben, daß Sie ſeit vierzehn Tagen keine Nachricht von uns aus Leipzig erhalten haben.

Nun aber bekommen Sie auf einmal ſo viel Neues, ſo viel Intereſſantes, daß Ihnen dabei ein langer Brief von mir ſehr ekel ſeyn würde. Zwei Exemplare von den neuen Gedichten unſers Freundes, und vierzig von den beiden Siegesliedern meines Grenadiers! Brauchen Sie von den letztern mehr, ſo melden Sie es; es ſtehen ſo viele zu Ihrem Befehle, als Sie verlangen. Was ſagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie ſolcher Poeten, ſo will ich den ganzen Franzöſiſchen Witz damit zum Teufel jagen. Leben Sie wohl, mein liebſter Gleim; und Sie mögen mir auf dieſe Zeilen antworten oder nicht, ſo ſchreibe ich Ihnen doch mit erſter Poſt ein mehreres. Ich bin

Ihr ergebenſter Freund
Leſſing.

---

[1] Mit dieſem Verſe hatte Gottſched damals ein Gedicht an Friedrich II. geendigt.

An Kleiſt.

Liebſter Freund,

Unſer Gleim iſt ein recht böſer Mann, daß er mir den Tag ſeiner Ankunft bei Ihnen, gemeldet zu haben vorgiebt, und zwar bei guter Zeit gemeldet zu haben vorgiebt. Ich habe ſeit vier Wochen keine Zeile von ihm geſehen, ob ich ihm gleich die Exemplare von ſeinen Liedern und Ihren neuen Gedichten ſchon längſt geſchickt habe. Nur erſt vorigen Sonnabend bekomme ich einen Brief von ihm, der den 27. Februar datirt iſt, und worin freilich etwas von ſeiner Reiſe zu Ihnen ſteht; ich möchte aber wohl wiſſen, wo dieſer Brief liegen geblieben wäre, ob bey ihm in Halberſtadt oder hier in Leipzig. Da ich alſo die Zeit, wenn er bey Ihnen ſeyn wolle, nicht eher erfahren habe, als bis er ſchon längſt wieder weg war; ſo kann ich wohl mit Recht ſagen, daß ich ſie gar nicht erfahren habe. Rechnen Sie mir, liebſter Freund, mein Auſſenbleiben alſo nicht zu; und ſeyn Sie ja nicht ungehalten. Ich habe doch einzig und allein das meiſte dabey verloren. — Aber iſt es wirklich andem, daß der Herr Paſtor Lange mit ſeiner Doris zugleich bey Ihnen geweſen iſt? Was würden wir einander für Geſichter gemacht haben! Und der boshafte Gleim, was für Einfälle würde er auf unſer beyder Rechnung haben ſtrömen laſſen! Er würde uns haben verſöhnen wollen, und wir würden haben thun müſſen, als ob wir niemals Feinde geweſen wären. Es iſt mir bey dem allen recht lieb, daß ich dieſer Verlegenheit entgangen bin.

Sie bleiben auch gewaltig lange weg, liebſter Freund. Und gleichwohl darf ich es nun kaum recht wagen, Sie zu beſuchen. Denn ich weiß, daß der Herr General ſchon zu verſchiednen Malen geſagt hat, daß er Sie alle Tage wieder erwarte.

Morgen geht das Bataillon Garde von hier weg; nach Breßlau, wie man ſagt. Das iſt die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen von hier melden kann. Oder wollen Sie noch etwas neues von Gottſcheden wiſſen? Er wird mit dem Geſalbten unſers Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder franzöſiſche Verſe geſetzt nebſt einer goldnen Tabatiere und einem Ringe. Er macht gar kein Geheimniß draus; er iſt vielmehr ſo ſtolz drauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt hat, in ſein Neueſtes hat eindrucken laſſen. Gott wolle nicht, daß unſer Gleim ſeinen Patriotismus auch ſo weit treibt, daß ihm Gottſched durch dieſe Bekanntſchaft reſpectabler wird! Jetzt iſt es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satyren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, ſo wird er uns ſelbſt zuvorkommen. Denn es iſt ganz gewiß, daß er wieder eine neue Aeſthetik in einer Nuß drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen ſeyn. Wenn ich doch nur auch unterdeſſen etwas *geſchrieben hätte, damit ich nicht* etwa vergeſſen würde! —

Leben Sie wohl, theuerſter, liebſter Freund, und kommen Sie ja bald wieder. Ich bin Zeit Lebens

Leipzig ganz der Ihrige
den 14. März 1758. Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 16. Decemb. 1758.

Liebſter Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten ſehr angenehmen Briefe lange ſchuldig. Sie werden die Urſache gleich hören. Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich das Gedicht unſers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen geleſen habe. Er iſt hier weit ernſter, feyerlicher, erhabener, als in ſeinen Liedern, ohne deswegen aus ſeinem Charakter zu gehen. Allein ſoll ich es für nichts, als für eine Wirkung ſeiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bey verſchiedenen Stellen vor Entſetzen die Haare zu Berge geſtanden haben? Sehen Sie, liebſter Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr ſeyn. Ich wollte dieſe Stellen nicht zum zweytenmal leſen, und wenn ich noch ſo viel damit gewinnen könnte. Ja, geſetzt, es wird über kurz oder lang Friede; geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegen einander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreyet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ſo ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind! Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bey mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger ſeyn ſollte. In dieſem Falle alſo, wenn es nehmlich eine bloße Colliſion des Patriotismus iſt, die mich dieſesmal mit unſerm Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich ſonſt zu ſeyn ſo viel Urſach habe — veniam petimus dabimusque vicissim. Ich war auch, in Betrachtung deſſen, gar nicht Willens, das Gedicht unſers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigſtens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Cenſur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, ſo mußte es nothwendig vorher cenſirt werden, und erſt heute erfahre ich, daß es die Cenſur nicht paſſiren kann. Ohne Zweifel iſt die anſtößige Erwähnung des von Katt die vornehmſte Urſache. Der König hat ſich in dieſer Sache ſelbſt zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm ſeyn könnte, ſich auf eine ſolche Weiſe daran erinnert zu ſehen.

Unterdeſſen, liebſter Freund, werde ich das Gedicht doch bey mir behalten, und in wenig Wochen einen Gebrauch

von machen, bey welchem der Dichter keine Gefahr läuft, d der Herausgeber ſich nichts vorzuwerfen hat. Sie ſollen mit zufrieden ſeyn; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber n Grenadier dieſen meinen Brief nicht; denn ich fange cklich an mich vor ihm zu fürchten. Es ſcheint, er läßt zu leicht in Harniſch jagen. Sein Major hat weit käl- es Blut, und ich würde wider den Schluß ſeines Ciſſides hts zu ſagen haben, wenn ich auch der eifrigſte Ver- ter der Gegenparthey wäre. Ich bin es aber nicht; das ſſen Sie.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie r mit nächſter Poſt, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich e durch dieſen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin itlebens

Ihr

ergebenſter Freund.
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 14. Febr. 1759.

Liebſter Freund,

Ich wollte Ihnen eben ſchreiben, und unſerm kleinen treit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen bſchrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders reiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn hre Verbeſſerungen haben der Sache eine andere Geſtalt geben.

Alle unſere Freunde hier müſſen mir bezeugen, wie hr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Ge- chte, gleich vom Anfange zufrieden geweſen bin. Es iſt ir nichts darin anſtößig geweſen — (auch nicht einmal ppeln ꝛc.) — als bloß die Verwünſchungen, von welchen) überhaupt ein abgeſagter Feind bin. Und dieſe Ver- ünſchungen haben nothwendig einen ſo ſtarken Eindruck f mich machen müſſen, da ſie einen Prinzen betrafen, n deſſen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als ß ich das von ihm glauben ſollte, was ihm die Flüche s Grenadiers zugezogen hat. Er verdient ſie ganz gewiß icht; und wenn er ſie auch verdient hätte, ſo wäre es doch ſſer, daß der Grenadier das Verfluchen den Prieſtern berließe. Als Prieſter mag Herr Lange dieſes unſelige orrecht immer ausüben, und die nähere Erlaubniß dazu on Friedrich dem Soldaten itzt erſchleichen, die ihm riedrich der philoſophiſche König zu einer andern eit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut ſich ſelbſt nrecht, wenn er ſich alles für erlaubt halten will, was nem Lange erlaubt iſt, der ſich damit begnügt, wenn er ur itzt ein paar Monate hindurch geleſen wird, und nichts arnach fragt, wenn man ſeine Gedichte über Jahr und ag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier ſoll und muß uf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, o werden es ſeine Freunde für ihn thun.

Oeffnen Sie unterdeſſen, liebſter Freund, unſerm Grenadier nur über zwey Stellen meines ſo anſtößig befun- denen Briefs das Verſtändniß! Wenn ich geſchrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, ſo bedaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit ſchrei- ben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde geſagt haben. Ich glaubte, als ich es ſchrieb, mit keinem lächer- lichen Einfalle meinen Brief beſchließen zu können, mit deſſen ernſthaftem Anfange ich nicht zufrieden war. Was ich aber von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bey mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch laſſen Sie mich davon nichts weiter ſchreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundſchaft deſto höhere Begriffe habe, und daß noch tauſend ſolche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringſten nachtheilig ſeyn können. Und wie könnten ſie auch, da ich ſehe, daß er weit mehr nachgiebt, als ich ſelbſt würde nachgegeben haben? Ich danke es ihm zum Beyſpiel nicht (als nur in ſo fern es ein Zeichen ſeiner Freundſchaft gegen mich ſeyn ſoll), daß er die Verwünſchung der Selbſt- herrſcherin in Ruhm und Segen verwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und ich wünſchte, daß er es bloß ſo verändert hätte: „Aber welch ein Loos ſoll ich dir wünſchen, Selbſtherrſcherin! wenn du“ ꝛc.

Unterdeſſen kann es um ſo viel eher gedruckt werden, und ich hoffe Ihnen nächſtens Exemplare zu ſchicken. Aber was werden Sie ſagen, daß ich ſchon im voraus Gebrauch davon gemacht habe? Weil ich nicht glaubte, daß es ſo bald könne gedruckt werden, ſo gab ich dem Verfaſſer der Briefe über die neueſte Litteratur eine Abſchrift von den ſchönſten Stellen; und wenn Sie das, was bey Ge- legenheit der ausgelaſſenen anſtößigen Stellen geſagt worden iſt, beleidigen ſollte, ſo bitte ich im voraus um Verzeihung.

Ich ſende Ihnen hierbey dieſe Briefe, weil Sie ſie ver- langen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfaſſer davon bin, ſo thun Sie mir keinen Gefallen. Es ſind wohl einige Bolzen von mir darin; weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Liebſter Freund,

Ich ſetze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden ſich alle Poſttage nach einem Briefe von

mir umſehen; ich muß Ihnen alſo nur ſchreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverläſſiges von unſerm theuerſten Kleiſt melden kann.

Herr von Brand iſt bei der Armee des Königs geweſen, und vorgeſtern Abends wieder zurückgekommen. Er hat ſich genau nach unſerm Freunde erkundigt und von dem Oberſten von Kleiſt, ſeinem Vetter, erfahren, daß er ſich in Frankfurt noch bis dato befände. Er ſoll nicht mehr als ſechs Wunden haben. Der rechtſchaffene Mann! Er hat ſich, — und das hat nicht allein der Oberſte, ſondern das haben ihm noch viele andere Officiere geſagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die erſten Wunden gar nicht geachtet, ſondern iſt vor ſeinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich geſtürzt, hat er noch auf der Erde ſeinen Leuten zugerufen und ſie aufs beſte angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müſſen auf der Wahlſtatt liegen bleiben, und iſt ſo, nebſt allen andern ſchwer Verwundeten, den Ruſſen in die Hände gefallen.

Geſtern erhielten wir Nachricht, daß die Ruſſen Frankfurt verlaſſen hätten. Sie haben ſich nach Guben gezogen, um ſich mit den Oeſtreichern zu vereinigen. Ich ſchrieb alſo gleich, nebſt dem Herrn Profeſſor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, ſo machte man mich beſorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geſchrieben haben. Herr Benino[1] nehmlich, der gleichfalls bey der Armee geweſen iſt, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen ſchreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unſer liebſter Freund bereits an ſeinen Wunden geſtorben ſey. Noch mehr; heute iſt ein Journal von dem, was ſich von Tag zu Tag während der Anweſenheit der Ruſſen in Frankfurt daſelbſt zugetragen hat, hier angekommen und auch in dieſem Journal ſoll es mit angemerkt ſtehen, daß ein Major Kleiſt daſelbſt begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröſte. Es ſind mehr Majore Kleiſt, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleiſt, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unſrigen ein gleiches Schickſal gehabt hat. Dieſer wird geſtorben ſeyn, und nicht unſer Kleiſt. Nein unſer Kleiſt iſt nicht geſtorben: es kann nicht ſeyn; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Laſſen Sie uns das Beſte hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Poſt werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, ſo beſuche ich ihn. Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben nicht mehr ſehen, ſprechen, umarmen? Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige

Leſſing.

[1] Ein italiäniſcher Kaufmann in Berlin.

An Gleim.

Berlin, d. 6. September 1759.

Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann da ſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drey, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit weniger und kleinern Wunden unſchimpflich bey Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man; aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll. Die Elenden, die ihn verſäumt haben! —

Ich muß abbrechen. Der Profeſſor wird Ihnen ohne Zweifel geſchrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Profeſſor will ſeine Rede drucken laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, Kleiſt hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramler Verſe, die er mit ſeiner Rede zugleich will drucken laſſen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen ſein Verlangen — Liebſter Gleim, das müſſen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, ſagen könnten. Ihnen iſt es auch nicht, wie einem Profeſſor, gleich viel, was Sie ſagen, und wie Sie es ſagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr ſchreiben, wenn ich werde ruhig ſeyn.

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Beſter Freund!

Ich reiſte mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmahl in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich

dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Denn noch bin ich in Breßlau nicht zu mir ſelbſt gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, iſt eine wahre Neuigkeit für mich.[1] Ihnen brauche ich es nicht lange zu verſichern, daß mir dieſe Ehre, beſonders in den Umſtänden, worinn ich mich gegenwärtig befinde, ſehr gleichgültig iſt. Auch iſt es mir ſehr gleichgültig, was Herr S. für ein Betragen dabey geäußert. Ob er falſch iſt, weiß ich nicht; daß er aber öfters ſehr inconſequent iſt, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das letzte. Und Sie haben Recht; es iſt immer einerley, ob man von einem General, oder von einem Präſidenten der Akademie abhängt. Wenn dieſer mehr Kopf hat, ſo hat er auch mehr Hals: und es iſt ſicherlich ſchlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis itzt für einen ſehr guten Mann, vor deſſen Haſtigkeit, wenn ſie anders ſein Fehler iſt, ich ganz geſichert zu ſeyn glaube.

Was Ephraim übrigens anbelangt, ſo iſt mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er ſich von mir verſprechen kann, von der Art ſind, daß ich niemanden dadurch ſchaden, auch mich ſelbſt keiner Verantwortung dabey ausſetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu ſeyn; und Sie, liebſter Freund, werden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir dann und wann, von dieſem und jenem, einen kleinen Wink geben. Unſere erſten Briefe ſind ſehr trocken. Wir müſſen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge ſchreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verlieren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; laſſen Sie mich ja an allen Ihren Beſchäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel ſeyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſoll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu leſen. Ich will den Honigmonat vorbeygehen laſſen, ehe ich ihm ſchreibe. Doch kann er ſichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die verſprochenen Briefe haben ſoll.[2] Sie haben ohne Zweifel unterdeſſen alles geſchrieben. Daß ich ja mit nächſtem die Stücke alle bekomme, die ich nicht geleſen habe!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Breslau, Leſſing.
den 7. Dec. 1760.

An Moſes Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geſchrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich alſo auch nur ein einzigesmahl recht zu mir ſelbſt gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt! aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verlohren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich mir nichts in ſeinem wahren Lichte zeigt, Morgen ſchreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O ſchreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillſchweigen. Ihre Briefe ſind für mich ein wahres Almoſen. Und wollen Sie Almoſen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebſter Freund. Die erſte gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, iſt ganz gewiß Ihre. Ich ſehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmliſche Erſcheinungen erwartet.

Breslau, Leſſing.
den 30. März 1761.

An Kamler.

Breslau, d. 30. May 1762.

Liebſter Freund,

Ich habe Ihnen auf drey Briefe zu antworten: auf zwey, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer letztere mir die andern zwey faſt zu Räthſeln gemacht hat, ſo iſt es wohl kein Räthſel, welches der verunglückte von den dreien ſey. Der erſte, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleiſt mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erſte kleine Ausgabe des Logau wieder zurück ſchickten. Brief und Logau ſind mit dem Torniſter des jungen Kleiſt unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wiſſen, daß der Logau nicht mein eigen war, ſondern einer hieſigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr dieſen Verluſt erſetzen zu können.

[1] Leſſing war zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden. Nicolai.

[2] Beyträge zu den ſo genannten Litteraturbriefen. Nicolai.

allem Anſehen nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es iſt weg; und ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleiſt meine Empfindlichkeit darüber merken zu laſſen. Denn er bat gar zu ſehr um Verzeihung; und einmal iſt er doch unſers Kleiſts Neveu. Was wollte ich dem nicht vergeben? Ihn ſeinen eigenen dabey erlittenen Schaden einigermaßen vergeſſen zu machen, habe ich ihm in der Geſchwindigkeit die nöthigſten Bedürfniſſe wieder anſchaffen laſſen. Ich habe ihm auch offne Kaſſe bey mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie ſehr er ſich noch weiter dieſes Anerbieten zu Nutze machen will.

Und ſo iſt ſie wirklich todt? Liebe Mamſell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich iſt! Wenn ſie ſich nicht beſſer aus dem Handel zu ziehen gewußt haben! — Aber um Gottes willen, liebſter Freund, verwickeln Sie mich mit ihren Erben in keinen Prozeß! Geben Sie ihnen alles, was ſie verlangen. Ich will hoffen, daß ſie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht ſeyn, ihnen eine Art eines ſehr gültigen Anſpruchs auf dieſes und jenes zu produciren, wenn es ſich der Mühe verlohnte, eine dritte Perſon darüber abhören zu laſſen, welche die Mamſell zu ihrem Hin- und Wiederſchicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbſchaft unter hundert tauſend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn ſie von einem Frauenzimmer herkommen, ſind nicht immer die anſtändigſten. Ein einziges hätte ich gewünſcht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben dieſe mir noch verkaufen wollen, ſo werde ich ihnen dafür verbunden ſeyn. Schließen Sie den Handel, liebſter Freund, und ich will Ihnen ſogleich das Geld dazu aſſigniren.

Denn müſſen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beiſammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieſes einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur ſchon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation ſo überdrüßig, als ich noch einer in der Welt geweſen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr iſt ein Narr. — Daß Sie Oden drucken laſſen, die Sie mir nicht ſchicken, das iſt nicht fein. — Unſerm lieben Krauſe zu ſeiner abermaligen Veränderung tauſend Glück! Ich ſchreibe ihm mit nächſtem Poſttage unfehlbar. — — Gleim und die Karſchin! Die letzte hat an mich geſchrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleiſt noch lebte! — Hier iſt ein Brief von ſeinem Neveu. Er klagt, daß er ſchon zweimal an Sie geſchrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm ſelbſt durch den Buchhändler Meyer beſtellt. Haben Sie den nicht erhalten? — *Was machen Langemack* und Sulzer? — Was macht —

Ich muß ſchließen, liebſter Freund. Sie wiſſen ja ohnedies wohl, nach wem ich ſonſt noch etwa hätt können. Grüßen Sie ſie alle! Leben Sie wohl, und Sie ſo oft an mich, als ich an Sie denke. Das iſt Sie glauben; denn ſonſt würden Sie mich nicht Fuß eines Menſchen behandeln, deſſen Stillſchwei mit Stillſchweigen beſtrafen muß. Ich bin

ganz der Ih
Leſſing

An Nicolai.

Liebſter Freund,

Endlich bringt mich die Noth, an Sie zu ſc Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erſte: ich k möglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie alſo nicht als ein Almoſen wollen zukommen laſſen

(Sie ſollten ſich ſchämen, mit mir auf ſo genau nung zu leben. Zug um Zug, iſt eine Regel in de lung, aber nicht in der Freundſchaft. Handel und leidet keine Freundſchaft: aber Freundſchaft leid keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Si Briefwechſel anders, als zu einem eigennützigen wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichſten S ſtande nichts als ein Briefwechſel ſeyn ſoll? Sie mit keinem andern Wechſel übers Ohr gehauen als mit dieſem, ſo wird Ihr Beutel ein ſehr ge Beutel bleiben, und Ihre Freundſchaft eine Capi werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht worte, iſt ein Capital, welches Sie bey mir unterk Und die Intereſſen dieſes Capitals werden von Zeit zu dem Capitale geſchlagen, und tragen neue In welche wieder zu dem Hauptſtuhle geſchlagen wer daß, je länger ich nicht antworte, deſto größer Ihr wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reicht Lieber Freund, verſchmähen Sie doch die einge Reichthümer nicht! Laſſen Sie uns noch drey Jah zen, und die begreiflichſten Reichthümer ſollen zu dungen werden. O Jane Patulci claudantur allen Dingen meine Parentheſis) — —:

— So muß ich mir ſchon gefallen laſſen, ſie als S ten zu erpreſſen. Und damit Sie auch gleich wiſſ Sie mir antworten ſollen, ſo vernehmen Sie mein Noth. Auf beiliegendem Zettel ſtehen Bücher, die aus dem Baumgartenſchen Catalogo [1] —

(Der ehrliche Mann, höre ich, iſt an einer pe Dyſenterie [2] geſtorben. Daran ſterbe ich nicht. E an einer poetiſchen Obſtruction, Conſtipation — n das griechiſche Wort! Schlagen Sie Hebenſtreits

[1] Aus dem Verzeichniſſe der ſehr beträchtlichen Bibli ſel. Oberconſiſtorialraths Nathanael Baumgarten in Berlin, mals verkauft wurde. Nic

[2] Er hatte eine Siegespredigt in Verſen gehalten.

Nic

ı Woyts mediciniſchem Lexico nach; da finden Sie es ganz
rwiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch ſo viel ver-
eſſe, ich behalte doch wenigſtens die Bücher, wo ich es
ieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher
ollends ſelber kaufen — das kann ich jetzt — ſo gewinne
h ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern ſteht
cherlich mehr, als ich vergeſſe. Geben Sie nur Acht, je
ehr ich vergeſſe, deſto gelehrter werde ich werden! Und
n dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode —
ielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir
u ſehen. Nehmlich Bibliothecam Lessingianam seu
Catalogum librorum quos dum sapere
legere
vivere
esiisset, collegit vir cum paucis sic stultis compa-
andus, Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus dieſem Cata-
ogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — ſondern aus
em Baumgartenſchen Catalogo) —
— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie
alſo ſo gut, und laſſen Sie mir ſie erſtehen. Oder erſtehen
Sie mir ſie vielmehr ſelbſt. Können Sie nicht abkommen?
Warten Sie, ich will Sie los bitten:

„Madame Nicolai,"

„Unbekannter Weiſe — das iſt ein Glück für mich;
„denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine
„Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Die-
„ſelben hiermit ganz ergebenſt zu erſuchen, mir zu Liebe
„und Ihnen ſelbſt zur großen Ehre, die Selbſtüberwindung
„zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — — Ihr
„lieber Mann ſollte ich ſagen; denn ich erinnere mich,
„daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet ſind
„— — daß Ihr lieber Mann alſo — — Aber, wenn es
„noch Ihr lieber Mann iſt, ſo wird Ihnen die Selbſtüber-
„windung allzuviel koſten. — Es bleibt alſo bei dem erſten
„— daß Ihr Mann ſchlechtweg, ſo lange als die Baum-
„gartenſche Auction dauert — es iſt keine Möbel-Auction,
„Madame; wo Geſchmeide oder Silberzeug zu erſtehen iſt,
„da werden Sie ihn wohl von ſelbſt hinſchicken, — ſich
„alle Nachmittage ein Paar Stunden von Ihrer grünen
„Seite entfernen darf. Er ſoll ſo gut ſeyn, und Bücher
„für mich erſtehen, wenn Sie ſo gut ſeyn und es ihm er-
„lauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden
„Sie nicht ungehalten, Madame; für ſich ſoll er kein Blatt
„erſtehen. Wer Frau und Kinder zu verſorgen hat, muß
„freilich ſein Geld klüger anwenden. Aber unſer eins; ich
„bin ſo ein Ding, was man Hageſtolz nennt. Das hat
„keine Frau; und wenn es ſchon dann und wann Kinder
„hat, ſo hat es doch keine zu verſorgen. — Was machte
„ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht
„Geld iſt es ohnedies, herzlich ſchlecht Geld; ſo ſchlecht,
„daß man ſich ein Gewiſſen daraus machen muß, ſeine
„alten Schulden damit zu bezahlen. Denn ſonſt könnte ich
„es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber
„mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner
„lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hage-
„ſtolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unſrer
„Freunde iſt anſteckend — Liebe Madame, haben Sie etwa
„eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht
„hübſch untergebracht wiſſen möchten? Sie wiſſen vielleicht
„nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung
„habe. Ihr Mann war außer Maßen unentſchlüſſig, ob
„er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht
„ſo ſehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht.
„Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau ſeyn wollen — —
„Ich muß toll im Kopfe ſeyn, daß ich heute alles ſo ohne
„Ueberlegung hinſchreibe! Wenn Sie eine erkenntliche
„Frau ſind, ſo kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen
„aus dem Kopfe. — Nein Madame, ich habe ihm nicht zu-
„geredet. Wenigſtens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag
„in Ihrem Eheſtandskalender doch für Wetter ſtehen, welches
„will; mir dürfen Sie weder den Sonnenſchein noch den
„Sturm zuſchreiben. — Aber wieder auf die Auction zu
„kommen! — Steht Sonnenſchein im Kalender, ſo ent-
„laſſen Sie Ihren Mann freundlich in die Auction; —
„ſteht Sturm, ſo jagen Sie ihn hinein. — Er mag gern
„gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beyden Fäl-
„len zu verdanken haben. — Empfangen Sie alſo meinen
„Dank. — Ich pränumerire meinen Dank ſehr gern. Denn
„wer Henker kann eine Gefälligkeit abſchlagen, für die man
„ſchon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das
„iſt nicht möglich; und in feſter Ueberzeugung dieſer Un-
„möglichkeit verharre ich,

„Madame,"
„Dero"
„unbekannter Weiſe"
„ganz ergebenſter Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau beſtellen ſollen; aber dieſen können Sie immer beſtellen. — Sie gehen alſo in die Auction, und erſtehen mir die Bücher. — Hier werden ſehr oft Pferde und Packſättel verauctionirt: ich bin wieder zu Ihren Dienſten. Die ich mit einem * notirt habe, müſſen Sie mir um Gottes Willen nicht weglaſſen. [1]

[1] Das war halb in Scherz, halb in Ernſt geſagt. Er hatte bey der ſehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preiſe beſtimmt, ſondern mir überlaſſen, wie viel ich wollte bieten laſſen. Bey einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er ſie ſchlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weiſe hatte er dieſe meiſtens griechiſchen und engländiſchen Bücher ſich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geſchrieben, und vorher ſchon einem andern Freunde auf dieſe Bücher ungemeſſene Kommiſſion gegeben, aber dies nachher vergeſſen, als er ſich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwey Perſonen, zum allgemeinen Erſtaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten ſich beyde bietende Perſonen, daß ſie ungemeſſene Kommiſſion hätten, und das Buch nicht könnten fahren laſſen. Als ſie, um auseinander zu kommen, von einander zu wiſſen verlangten, für wen ſie böten, fand ſich, daß ſie beyde für Leſſing geboten hatten.

Nicolai.

Ich muß ſie abſolut haben! Die rechte Hand ſchreibt: abſolut; und die linke ſchnippt mit den Fingern dazu: es iſt alſo mein Ernſt. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erſtes Aviso aſſigniren. Darauf können Sie ſicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beytrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verſpräche. — Und à propos, ich verſpreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Muſäus ſchicken, wobei die griechiſchen Scholien ſind. Ich habe über dieſes Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich ſie wieder fliegen laſſe. Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moſes. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht ſchließen, denn eben muß ich fort —

Peile, [1] in Eile.
Wiſſen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.
Den 22. Oktober 1762.

Ihr
ergebenſter Freund,
Leſſing.

Hochzuverehrender Herr Vater,

Ich muß ſchon wiederum um Ihre gütige Nachſicht bitten, daß ich meine Antwort ſo lange verzögert habe. Meine itzigen Umſtände müßen mich zum Theil entſchuldigen, und die Ungewißheit und Unentſchloßenheit, in der ich mich ſolchen nach befinde.

Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T. gefährlich krank liegt, noch größer. Es mag aber dieſe Krankheit ausſchlagen wie ſie will, ſo iſt die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begrif ſollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entſchloßen, von aller Bedienung die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Reſt deßelben, noch zum Sklaven zu machen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzen wiederum von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernet ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen, herauszuſetzen, und alsdann verlaße ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weis nicht was für Umſtände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten ſetzen könnten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. Ich habe ein beßeres, und habe Freunde. — —

Meine eifrigſten Wünſche gehen auf das ruhige, und zufriedene Alter meiner wertheſten Eltern, die ich beſchwöre, um mich ſich keinen Kummer zu machen, wohl aber verſichert zu ſeyn, daß niemand ſeine Eltern und Geſchwiſter aufrichtiger lieben kann als

Dero
gehorſamſter Sohn
Gotthold.

Breslau d. 13. Junius 1764.

An Ramler.

Breslau, d. 5. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beſorgſame Freundſchaft! — Krank will ich wohl einmal ſeyn, aber ſterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin ſo ziemlich wieder hergeſtellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch dieſer bald verlieren ſoll; und alsdann werde ich wie neugeboren ſeyn. Alle Veränderungen unſers Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden. Die ernſtliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſchet mich geſund; aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung, nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſeyn? Die Horaze und Ramler wohnen in ſchwächlichen Körpern. Die geſunden Theophile [1] und Leſſinge werden Spieler und Säufer. Wünſchen Sie mich alſo geſund, liebſter Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen geſund, mit einem kleinen Pfahl im Fleiſche, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menſchen empfinden laſſe, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn ſie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerſpiele, und ich erſt ein einziges gemacht! Neunzig Trauerſpiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O laſſen Sie mich davon abbrechen, liebſter Freund! —

[1] Ein faſt eine Meile lang ſich dehnendes ſehr großes Dorf, in deſſen Mitte eine evangeliſche Brüdergemeine ſich befindet, woher dieſer Theil des Dorfs Gnadenfrey genannt wird. Es liegt in Schleſien, im Herzogthume Schweidnitz, zwiſchen den Städten Reichenbach und Nimptſch. Leſſing ſtand da mit dem General Tauenzien im Lager. Nicolai.

[1] Leſſing meint Theophilus Döbbelin, den breitſchultrigen Schauſpieler. Nicolai.

en Sie wohl, liebſter Freund, leben Sie wohl.

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Ramler.

Breslau, den 20. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

r Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat nen Beſuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß)t ohne Antwort abreiſen laſſen, damit er wiederum rgnügen haben kann, Sie zu beſuchen.

inen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn nann von Diebitſch wohl erhalten haben. Er war), für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Herr Ried haben mir verſichert, daß Sie ſich recht efinden. Bleiben Sie ja dabey, und kränkeln Sie Kränkeln, ſag ich; denn ſeit einiger Zeit halte ich ränkeln für ſchlimmer, als das krank ſeyn. Ein ches Leben, wenn man auf iſt, und vegetirt, und und angeſehen wird, ohne es zu ſeyn! Ich war vor Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich jeweſen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkom: ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor be, die letzte Hand an meine Minna von Barn: zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von dieſem ele nichts ſagen können, weil es wirklich eins von letzten Projekten iſt. Wenn es nicht beſſer, als alle bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt offen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzu:

Es könnte doch ſeyn, daß ich zu lange gefeiert hätte. e ſollen der erſte ſeyn, von dem ich mein Urtheil er- [1] — Vorher aber ſagen Sie mir noch Ihr Urtheil, Freund, von beyliegenden Reimereyen. [2] Kaum ch es zwar wagen, Ihnen ſolche Nichtswürdigkeiten gen; und ich kann es ſelbſt kaum begreifen, wie ich ihr und Tag wieder in dieſen Geſchmack gekommen Wenn ſie nicht ganz verwerflich ſind, und es ſich der verlohnt, daß Sie Ihre Feile anſetzen, ſo thun Sie ! Nicht ſowohl, damit ich öffentlich Gebrauch da- achen kann; als vielmehr, damit mir meine Nach- iten nur recht deutlich werden, und ich von ſelbſt er- kann, welchem Kunſtrichter ich das übrige Zeug Art zu reinigen und zu läutern geben muß.

hielt dieſes Verſprechen. Er brachte Ramlern jeden Akt, ſolchen ſelbſt vor, und ließ ihn ſo lange in ſeinen Händen, ihm den folgenden Akt vorleſen konnte. Es war dabey aus- worden, daß R. in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder gen zur Verbeſſerung legen ſollte. L. nahm dieſe auch freund- an, bis auf zwey oder drey, worin er ſeinen Willen haben Nicolai.

ieſes waren drey komiſche Erzählungen, nehmlich die Brille, bdenſtrom, und die Theilung. Nicolai.

Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bey. Wie ſehr freue ich mich, daß mein Wunſch in Anſehung des Verfaſſers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den feinen Geſchmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt! [1] Er, der allein von Flöhen ſingen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren
getreuſten
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es würde unverzeihlich ſeyn, wenn ich es noch länger anſtehen ließe, meinen wertheſten Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir ſo theuern Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillſchweigen werden Sie mir gütigſt verzeihen; Arbeit und Verdruß und meine bevorſtehende Veränderung, haben mich, ſo zu reden, meiner ſelbſt vergeßen gemacht, und ich werde nun ſchon auch nicht eher wieder zu mir ſelbſt kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieſes ſind denn auch die Urſachen, warum ich den Beſuch meines Bruders Carl verbitten muß. Ich möchte ihn zwar ſehr gern ſprechen, aber die Zeit verſtattet es itzo nicht, und ich muß mir dieſes Vergnügen ſchon bis auf das Frühjahr verſparen, da ich ganz gewiß auf einige Tage nach Hauſe zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daſelbſt nur erſt in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht widerrathen. Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieſes ſo gerade herausſagen muß, aber es würde ihm ſchädlich ſeyn, wenn er ſich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerſchen Proceſſe ſind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das iſt, außer meiner Bibliothek und meinen Sachen, mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geſchmolzen ſeyn wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbey ein Brief an ihn, von einem ſeiner Univerſitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm ſchuldig geweſen, mit 28 Rthlr. 12 Gr. hieſigem Courant bezahlt habe. Ich wünſchte ſehr, ich könnte ihm ſeine übrige Schulden auch tilgen. Aber, wie geſagt, ich kann nichts verſprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkauffen, ich habe auch ſonſt noch einige kleine Forderungen außenſtehen. Aber alles das iſt nichts gewißes, und auf der Univerſität muß man auf etwas gewißes rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, ſo kann er

[1] Leſſing meinte wahrſcheinlich Sulzern.

Nicolai.

verſichert ſeyn, daß ich ſeiner nicht vergeßen werde. Schenken Sie ferner Ihre Liebe

Dero

Breslau, d. 10. Jan. 1765. gehorſamſten Sohne
Gotthold.

An Klotz.

Berlin, den 9ten Jun. 1766.

Auch ich erinnere mich ſehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Biſchofswerde, Paſtor war, und meine Unterweiſung über ſich genommen hatte, zu verſchiednen malen in Ew. Wohlgeborn väterlichem Hauſe geweſen zu ſeyn. Nothwendig werde ich auch Dieſelben damals geſehen und gekannt haben, ob mir ſchon nur ein ſehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, ſeit Dero erſtem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr bloſſer Name jederzeit meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Wort eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie ſelbſt, ob die rühmlichen Erwehnungen, die ich von mir darin zu finden das überraſchende Vergnügen hatte, mich in dieſer Vorſtellung beſtärken können. Ich bekenne es; ſie hätten, dieſe ſchmeichelhafte Erwehnungen, mir eine Einladung ſeyn ſollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den erſten Schritt zu thun um einer gleichſam angebornen ſtillſchweigenden Freundſchaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bey Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine ſchriftſtelleriſche Empfehlung, als eine freundſchaftliche Aeuſſerung ſcheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verſpreche meinem Laokoon wenig Leſer; und ich weiß es, daß er noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen: ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey bloß aus der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann erſt gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelber entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.

Eben ſo ſehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, ſo wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber ſollte ſich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegſetzen können? Was kann darin vorkommen, was wir nicht ſchon in zwanzig alten Schriftſtellern geleſen? Zu dem würde das Griechiſche dem etwanigen Aergerniſſe die Schranken enge genug ſetzen, wenn das Freyſte ohne Ueberſetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reiſe in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigſtens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ach nur einen Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reiſe verſpreche, nicht der geringſte ſeyn. Ich bin ꝛc.

An Gleim.

Berlin, den 31. October 1766.

Liebſter Freund,

Was werden Sie von mir denken? Ich genieße in Ihrem Hauſe ſo viel Höflichkeit, ſo viel Freundſchaft, ich mache noch oben drein Schulden, und denke eben ſo wenig daran, mich für jenes zu bedanken, als dieſe abzutragen. Aber verzeihen Sie mir immer, daß ich Sie unter diejenigen meiner Freunde rechne, mit denen ich mir auch eine noch größere Unregelmäßigkeit erlauben dürfte. Ich bin indeß krank geweſen, ich bin verreiſet und wieder verreiſet geweſen, ich habe Verdruß, ich habe Beſchäftigungen gehabt. — Doch wozu dieſe Entſchuldigungen? Ich weiß, Sie haben mir meine Nachläſſigkeit ſchon verziehen.

Ja, bald wäre ich unverſchämt genug, noch oben drein mit Ihnen zu zanken, liebſter Freund! Wer wollte mir denn mit erſter Poſt den verſificirten Tod Adams ſchicken? Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß ich ihn nicht eher gehabt habe, als ihn die ganze Welt hat. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie ihn Klopſtock aufgenommen hat. Ich ſage aufrichtig: nicht, weil Sie es mir verhehlen würden, wenn er nicht damit zufrieden geweſen wäre, ſondern, weil Sie mir vielleicht verſchweigen dürften, wie ſehr er damit zufrieden iſt. Mein Urtheil ſollen Sie alsdann haben, wenn ich das ſeinige weiß. Nur ſo viel verſichere ich Ihnen voraus, daß mir Ihre Verſification beſſer gefällt, als Klopſtocks eigene im Salomon.

Was machen Sie denn nunmehr? Denn etwas werden Sie doch wieder unter der Feder haben. Wie ſteht es mit der vollſtändigen Ausgabe Ihrer Werke? Liebſter Freund, wir werden alle Tage älter; laſſen Sie uns bald thun, was wir noch thun wollen.

Itzt ſchicke ich Ihnen nur erſt das Geld wieder, welches ich Ihnen abgeborgt habe. Es waren doch nicht mehr als 6 Piſtolen? Wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, wie ich in dergleichen Sachen ſo ganz und gar ohne Nachdenken

ſeyn kann. Aber die Bücher, die ich von Ihnen habe, brauche ich noch. Ich brauchte ſogar noch eins oder zwey mehr, die ich bei Ihnen geſehen habe; aber — als wenn Sie Ihre Bücher nicht ſelbſt brauchten! Wenn es noch Piſtolen wären! Leben Sie wohl, liebſter Freund; und wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie böſe auf mich ſind; ſo antworten Sie mir bald.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr

ganz ergebener Freund

Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Februar 1767.

Liebſter Freund!

Ihr Brief vom 6ten p. hat mich in Hamburg geſucht, als ich von da ſchon wieder weg war. Erſt geſtern habe ich ihn retour erhalten, und ich hoffe alſo Verzeihung, daß ich ihn ſo ſpät beantworte.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll: ſo vielerley habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich geweſen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, wahrſcheinlicher Weiſe, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen. Meine Freunde daſelbſt werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinſten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn ſie mir in Hamburg nur nichts nehmen, ſo geben ſie mir eben ſo viel, als ſie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs deſſelben, eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſpricht. Als ich mit Ihnen ſchloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet haben, daſelbſt vollenden, und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bey mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortſetzung deſſelben, für den großen Haufen unſerer Leſer, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt leſen, verſtehen von der Sache eben ſo viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Ausſicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptſächlich davon ſchreiben. — Kennen Sie einen gewiſſen Herrn Bode daſelbſt? Er iſt ein Freund von Herrn Zachariä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir geſagt, daß er auch Ihnen bekannt zu ſeyn die Ehre habe. Dieſer Mann legt in Hamburg eine Druckerey an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz, auf eine oder die andere Weiſe, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm ſchon vorläufig davon geſprochen. Er iſt zu allem bereit. Melden Sie mir alſo, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlaſſen ſoll? Er iſt ein ehrlicher Mann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich auf dieſe Weiſe etwas beytragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß wie lange wir athmen. Wir müſſen machen, daß wir um ſo viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebſter Freund!

Ihre Bücher ſende ich Ihnen nächſtens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird ſpringen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entſchlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entſchlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünſchte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigſtens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 254 Bänden; die Acta Eruditorum, die Années litteraires de Freron, kurz einen Praß von ſolchen Werken von ſiebenthalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Laſt ſind, und die man doch nur ſelten ſo vollſtändig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, ſind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln ſammelt!

Mit einem Anſchlage auf Caſſel iſt es alſo nichts. Ich ſage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er ſich deßhalb gemacht hat, gehorſamſten Dank.

Ich wünſchte ſelbſt, ich wäre mit Ihnen in Dresden geweſen. Wenn es mir nur einigermaßen möglich iſt, ſo reiſe ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herrn von Hagedorn perſönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, ſo wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an ſeinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas Beſſeres geweſen ſeyn, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, wertheſter Freund, und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferſpiel fertig iſt, ſo ſoll es Schuch nicht haben, ſondern ich will es haben, und es in Hamburg aufführen

laſſen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 22. May 1767.

Liebſter Bruder,

— — — Von meinen Umſtänden weiß ich ſelbſt nicht recht, was ich Dir melden ſoll. Mit unſerm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anſtehn. Es iſt Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Indeß habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die erſten Stücke erhältſt. Sie ſind in meiner eigenen Druckerey gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weiſe hier fixiren wollte, ſo habe ich mich bereden laſſen, die Druckerei eines gewiſſen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem ruſſiſchen Obriſten auf Reiſen gegangen iſt. Ich werde ja ſehen, wie es damit gebt. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieſer Sache ſetzen wollte. So viel kannſt Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch in Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Luſt läßt, Briefe zu ſchreiben. Du mußt mir es daher vergeben, wenn ich Dir nicht ordentlich antworte, aber dennoch Dich bitte, mir fleißig zu ſchreiben. Entſchuldige mich gleichfalls zu Hauſe; ich werde ſchreiben, ſobald ich ruhiger bin.

Laß ja an dem Catalogo fleißig drucken, und ſetze von den dort zurückgebliebenen Büchern noch dazu, was Du willſt, ohne mir es erſt zu ſchicken. Unter den mediciniſchen Disputationen aber ſuche mir eine aus: Von dem Zupfen der Sterbenden; ich weiß nicht, wie der Verfaſſer heißt, auch kann ich mich auf den lateiniſchen Titel nicht beſinnen: Du wirſt ſie aber bald erkennen, und ſie muß zuverläſſig da ſeyn. Schicke mir ſie gleich. Ich bin auf immer Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater!

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beſchreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich ſeit Jahr und Tag ſtecke, wie mißvergnügt ich faſt immer geweſen, wie erſchöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillſchweigen nicht allein verzeihen, ſondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieſer Zeit zu geben im Stande *geweſen bin.* Wenn ich einmal ſchreibe, iſt mir es nicht *möglich, anders zu ſchreiben,* als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmſten Brief zu leſen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umſtänden noch unzufriedner geworden ſeyn, wenn ich mir vorgeſtellt hätte, wie viel Kummer ſie meinen Aeltern verurſachen müßten. Am beſten alſo, ich ließ ſie gar nichts davon wißen; welches aber nicht anders geſchehen konnte, als daß ich gar nicht ſchrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; ſo wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie ſich insgeſammt noch geſund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünſchter kommen könnte, als dieſe Nachricht; ich betaure nur, ſo oft ich ſie erhalte, daß ich ſo wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben ſo bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und geſund gemacht hat. Die inſtehende Feyer Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da ſie eine ſo große Wohlthat des Himmels iſt. Möchten ſich nur recht viele in Camenz finden, die dieſes Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten! Aber ich muß fürchten, daß außer unſern Anverwandten deren nicht viele ſeyn dürften, da ich aus Theophili Briefe erſehe, wie grauſam man Ihnen den kleinen Troſt verweigert hat, ihren Sohn neben ſich in dem Amte zu ſehen. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich nicht beide über dieſe Kränkung hinwegſetzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut iſt. Es ſcheinet als ob wir alle ein wenig ſpät zur Ruhe kommen ſollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen.

Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich ſo lange gehoft, und worauf man mich ſo oft vertröſtet, fehlgeſchlagen. Gewiße Vorſchläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus dieſen iſt wenig geworden, und ich habe mich endlich entſchloſſen, meine Verſorgung und mein Glück von mir ſelbſt abhangen zu laſſen. Ich habe nehmlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zuſammengenommen, und in Gemeinſchaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorſchuß, den dieſes Etabliſſement erfodert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es ſoll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange iſt, ſo hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und dieſe Ausſicht iſt mir um ſo viel ſchmeichelhafter, wenn ich mir vorſtelle, daß ich meine beßere Umſtände auch mein Geſchwiſter werde können genießen laßen. Voritzo nur muß es Nachſicht mit mir haben, und ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig ſo unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwiſchen wird es ihm auch nicht ſchaden, wenn er ſelbſt zuſehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar iſt, will ich unfehlbar eine kleine Proviſion an Zucker und Wein über Dresden an Sie übermachen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer

ben könnte; aber die Fracht zur Achſe iſt nach dort- en ſo koſtbar, als ſelten.

ch empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken Seegen, und wünſche Ihnen, nebſt der Frau Mutter Schweſter, einen glücklichen und vergnügten Eintritt vorſtehenden Neuenjahres. Der ich zeitlebens verharre

Dero

mburg den 21 December 1767. gehorſamſter Sohn Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, den 2. Februar 1768.

Liebſter Freund,

s iſt doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht en. Denn dieſesmal weiß ich doch ganz gerecht, ſind nir eine Antwort ſchuldig, auf den Brief nehmlich, ich Ihnen Ihre Spöttereyen über die Buchdrucker und Leſſing, und über das neue Journal beantwortet. as letzte ſollen Sie nun wohl Reſpect bekommen; m wir Klopſtocks Herrmann, deſſen Oden und Ab- ngen über das Sylbenmaß der Alten, Gerſtenbergs lo, ein Luſtſpiel von Zachariä, und ich weiß ſelbſt wie viel andre ſchöne Sachen, dazu erhalten haben. ir werden uns alſo mit unſerm Journal vor keiner thek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der einen noch vor der Klotziſchen. Das iſt doch unleid- das die Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem

Das zweyte Stück aber iſt ſchon ſo elend, daß ich nzen Lufterſcheinung eine ſehr kurze Dauer verſpreche. önigsberger [1] fangen ſchon ritterlich an, ſich über den Geheimenrath luſtig zu machen; und ich will es noch n, daß Klotz ſich wieder gänzlich in ſeine lateiniſchen zen zurückzieht.

h habe Ihnen, liebſter Freund, einige einzelne Theile nglischen Dramaticis gelaſſen. Wenn Sie ſie nicht brauchen, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ſie mir je eher je anher zu ſchicken. Ich brauche ſolchen Bettel jetzt alle und Stunden. Ich muß um mich greifen, um die ie zu meiner Dramaturgie ſo lange zu dehnen, bis ſellſchaft wieder nach Hamburg kömmt. Sie wiſſen l, daß ſie jetzt in Hannover iſt, wo ſie mit vielem le ſpielt. An ihrer Statt haben wir franzöſiſche Ko- und franzöſiſche Operette. Morgen fängt auch eine buffa hier an. Unter den Franzoſen ſind ein Paar eute. —

rr Moſes hat noch ein engliſches Buch von mir, s eigentlich nicht mein iſt, ſondern das ich ſelbſt hier t habe. Es iſt Search über den freyen Willen, oder r Titel heißt. Dieſes, liebſter Freund, laſſen Sie ſich lls geben, und ſchicken mir es mit, ſobald Sie an hieſigen Buchhändler etwas ſenden. — Was macht unſer Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillſchweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm ſchreiben darf. — Was macht Ramler? Auch ihm habe ich noch nicht geſchrieben: aber ehe er es ſich verſieht, werde ich für ihn geſchrieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutſchen zu bunt. [1] Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann. Oder meynen Sie, daß meine Dramaturgie noch ſo ziemlich nach dieſen Briefen ſchmeckt?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Gerſtenberg.

Hamburg, den 25 Februar 1768.

Ew. Hochwohlgeboren

erſte Zuſchrift hat mich auf eine ſo angenehme Art überraſcht, daß es mir damit gegangen, wie dem Kinde, dem man unverhofft ein Geſchenk macht, nach welchem es ſich längſt geſehnt; vor lauter Freuden vergißt es, ſich dafür zu bedanken. Ich verdiene ſo viel zuvorkommende Freundſchaft nicht: aber um ſo mehr verdiene ich den Verweis des zweyten Briefes. Was kann ich weiter darauf antworten? Ich bin von jeher ein ſehr nachläſſiger Briefſchreiber geweſen; ich bin unter allen meinen Freunden dafür bekannt: deſto beſſer, daß mich auch der Hr. von G. je eher je lieber dafür kennen lernt! — Doch wenn dieſe Entſchuldigung ein wenig zu leichtſinnig klingt; hier iſt eine ernſthaftere, und die wahre. Ich fand gleich auf Ihren erſten Brief ſo viel zu antworten, und über Dinge, die mir nicht gleichgültig ſind, daß ich mir Zeit dazu nehmen mußte. Ich warte auf einen ruhigen und heiteren Augenblick; und dieſe Augenblicke ſind jetzt bei mir ſo ſelten!

Wenn ich Ihnen bloß zu verſichern gehabt hätte, wie ſehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie ſeines Verfaſſers bey mir zurück gelaſſen: ſo hätte ich mich nur hinſetzen und ſchreiben dürfen. Was man ſo lebhaft empfunden, wird einem ſo leicht zu ſchreiben, daß man geſchwinder den Anfang, als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählt, deſſen Contextur ſich aller dramatiſchen Form zu verweigern ſcheint: aber es hat müſſen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überſtiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hätten. Der körperliche Schmerz iſt unſtreitig unter allen Leiden am ſchwerſten zu behandeln: und Sie haben die ſchrecklichſte Art deſſelben mit ſo großer Wahrheit,

[1] In der Klotziſchen Bibliothek ſtand eine ſehr plumpe Recenſion der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutſchen.

Nicolai.

[1] die Königsbergiſche gelehrte Zeitung. Nicolai.

und mit ſo mannichfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Rührung mehr als einmal durch das Erſtaunen über die Kunſt unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht ſowohl meinen Lobſpruch, als meine Anmerkungen. — Es iſt ſchlimm, wenn man im Verdachte iſt, daß man über Alles Anmerkungen macht. — Wenn ich nun keine gemacht hätte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir ſo gütig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweyte Hand Ihrem Werke abgewiſcht, habe ich vormals eben ſo wenig bemerkt, als ich ſie jetzt vermiſſe. Meinetwegen hätten ſie immer bleiben können: doch beſſer iſt freylich beſſer!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch ſchon wieder betauert, ſie geäußert zu haben. Indeß, ehe ſie Ihnen auf eine oder die andere Weiſe unrecht hinterbracht wird — Am beſten, ich ſchreibe ſie Ihnen ſelbſt. Das war vom Anfange mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit laſſen, ſie noch mehr zu überlegen. Ich habe ſie überlegt und überlegt; aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich ſie genug überlegt zu haben glaubte, ſo würde ich Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich!

Hier iſt ſie alſo, ſo gut ich ſie zur Zeit geben kann. — Sie iſt aus einem Gefühl entſtanden, das ich mich bey keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere, als bey dem Ugolino. — Mein Mitleid iſt mir zur Laſt geworden: oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu ſeyn, und ward zu einer gänzlich ſchmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel, als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu dieſem Ziele gelangen werde, ſchwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerſtreuen; und ich bekenne es, ich werde es ſchwerlich wagen, dieſe Eindrücke wiederum bey mir zu erneuern. Es iſt mir lieb, Ihren Ugolino einmal geleſen zu haben, nehmlich in der Abſicht, mich der Täuſchung zu überlaſſen: zum zweytenmale leſe ich ihn in dieſer Abſicht gewiß nicht wieder.

Woher dieſes?

Ihre Perſonen leiden alle. — Die mehreſten derſelben leiden völlig unſchuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen.

Die einzige Perſon, die vielleicht nicht ganz unſchuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμαρτημα, welches völlig außer dem Stücke iſt, und von dem wir faſt gar nichts erfahren.

Sie werden ſagen: dieſes trift den Dante ſo gut als mich. — Nein: Bey dem Dante hören wir die Geſchichte als geſchehen: bey Ihnen ſehen wir ſie als geſchehend. Es iſt ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir, oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich höre, durch dieſes Elend kam der Held durch, das überſtand er: oder ob ich ſehe, durch dieſes ſoll er durch, dieſes ſoll er überſtehen.

Der Unterſchied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorſicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerfen: ſie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerſtörung ein Ende zu machen. Warum? weil ich alle Augenblicke hoffen darf, ohne dieſes gewaltſame Mittel mein Elend geendet zu ſehen. Die Vorſicht kann es enden, und wird es enden, ſobald es mir dienlich iſt.

In dieſer Hoffnung durchſchritt Ugolino ſeinen ſchrecklichen Pfad, bis ans Ende. Er that wohl, daß er lieber verhungern, als Hand an ſich legen wollte. „Vielleicht, mußte er denken ſo lange er denken konnte, ſpringen eben itzt die Thüren des Gefängniſſes auf, und ich bin gerettet, wenn ich dieſen Augenblick geduldig abgewartet habe.“

Aber wie ſteht es mit dieſer Hoffnung in den Nachahmungen der Kunſt? — Dünkt Ihnen nicht, daß ſie durch das Weſen gewiſſer Gattungen nothwendig aufgehoben werde? Dieſes Weſen iſt bekannt; der Dichter verſpricht uns eine Tragödie; und obgleich eine Tragödie eben ſowohl einen glücklichen, als einen unglücklichen Ausgang haben kann, ſo ſehen wir es doch gleich aus der erſten Anlage, welchen von beyden ſie haben wird; ſobald die Expoſition vorbey, wiſſen wir es zuverläſſig, daß Ugolino mit ſeinen Kindern verhungern muß.

Und nun kömmt meine Grille. — Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an ſich und ſeinen Kindern eine raſche That zu verüben — (allein? ich glaube, ja) — dieſe Ungewißheit, die es wenigſtens allein macht, daß der größte Theil der Menſchen ſeine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmuth, ſondern als Standhaftigkeit und Unterwerffung betrachtet; dieſe Ungewißheit dünkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht ſagen aus der vorläuffigen Kenntniß der Geſchichte, ſondern aus dem Weſen der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine ſonderbare Colliſion zu kommen.

Ugolino muß aushalten, weil er nicht weis wie es alle Augenblicke mit ihm werden könnte: und wir, die wir wiſſen, daß nichts zu ſeinem Beſten ſich eräugnen kann, wir — ſind unwillig, daß er aushält. Ich ſage wir: weil ich nicht gern glauben möchte, daß ich eine Empfindung haben könnte, die ſonſt niemand hätte.

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen geweſen wäre, würde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas anderm, als zur Geduld zu ermahnen; denn ich hätte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick kaum erwarten, da er endlich den Entſchluß faßt, ſeiner und meiner Marter auf die kürzeſte und beſte Art ein Ende zu machen.

Hieraus würde folgen — Doch ich breche lieber ab. Ich muß erſt hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe.

) aber daraus folgen, was wolle: Ihr Ugolino
ıamer ein Werk von ſehr großen, außerordentlichen
:iten. — Dero

ganz ergebenſter
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

tt weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht
tworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sor-
nd von dieſen letztern iſt es gewiß nicht meine ge-
daß ich meine Aeltern in ſo dringender Verlegen-
ißen muß, und nicht im Stande bin, ihnen ſo
nd beyzuſtehen, als ich wünſchte. Ich hoffe, daß
ıein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird,
bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht
rch die Seele, daß ich Ihnen, liebſter Vater, un-
) zu Oſtern mit dem verlangten helffen kann. Aber
)hannis will ich Rath ſchaffen, es mag
mmen, woher es will.
les was ich noch gehabt, ſteckt in der Entreprise,
r ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich
azu fremdes Geld aufnehmen müßen, das mich ſehr
Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich
eweſen, und kann mich kaum einem oder zwey ver-
, deren Beiſtand ich bereits mehr als gebraucht habe,
eren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja
möglich ſeyn, daß Sie auf ein oder die andere Weiſe
)as Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wie-
ohl ich noch einmal, will ich die hundert
ler ganz gewiß, und baar ſenden.
leine itzigen Umſtände müßen mich auch bei Theophilus
ıldigen, wenn ich ihn bitten muß, daß er ſich vor der
noch geduldet. Ich will ihn nicht vergeßen: aber
er itzt bey mir ſeyn ſollte, würde er ſicherlich aus
Regen in die Trauffe kommen.
)ch hoffe, daß Sie ſich ſonſt mit der Frau Mutter,
dem Geſchwiſter geſund und wohl befinden. Haben
ur, bitte ich Sie alleſammt, nicht die ſchlimme Meinung
mir, daß ich mich wenig darum bekümmern möge,
s zu Hauſe ausſieht. Aber was hilft das bekümmern,
man ſich nicht mit der That rechtfertigen kann?
)ch mache meinen Brief ſo kurz als möglich, denn ich
es am beſten, was ich dabey empfinde. Sollte ich,
r Vermuthen, Gelegenheit finden, mein Verſprechen
zu halten: ſo können Sie gewiß verſichert ſeyn, einen
ern Brief zu erhalten, den ich mit mehr Vergnügen
iben werde, als dieſen.
Ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe, und bin
:ebens Dero

gehorſamſter Sohn
ıburg, d. 20 März 1768. Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 9. Jun. 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiſet, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreiſe hörte und las ich noch Verſchiedenes von dem bewußten Manne, ſo daß mir alle Luſt verging, mich mit ihm mündlich zu beſprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in dieſem und jenem vielleicht zu verſchnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in ſeinem Büchelchen von geſchnittenen Steinen dreymal zu gedenken, und mich dreymal eines Beſſern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzſichtigkeit nicht verſtanden, oder aus Neckerey nicht verſtehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächſten Blätter der hieſigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit ſeyn; ich bin im Anſchlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie ſeine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus geleſen? Haben Sie geleſen, was er da für eine Entdeckung von den *Imaginibus majorum* bey den alten Römern will gemacht haben? Es iſt unbeſchreiblich, welche Unwiſſenheit er durch dieſe Entdeckung verräth. Ich habe mich hingeſetzt, und ſeine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir ſchon vorlängſt aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Deſto luſtiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recenſion für Ihre Bibliothek werden ſoll! Es muß eine eigne Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer. Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieſer Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradiren würde. Was meynen Sie, ſoll ich ſie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht zehn bis zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks müßten Sie mir lediglich überlaſſen. Indeß verbindet Sie dieſe Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umſtände Nein ſagen. Ich drucke ſie ſodann entweder für Hrn. Voß oder für Hrn. Cramers aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß ſie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich. — Schreiben Sie mir alſo mit der nächſten umgehenden Poſt Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt ſind, wie ſtark die Auflage werden ſoll.

Was machen meine Schuhe? Sobald ſie fertig ſind, ſchicken Sie mir ſie doch ja. Die Weiber, denen ſie

gehören, glaube ich, müſſen indeß barfuß laufen; ſo ſehr plagen ſie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unſern Moſes ſchreibe und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß beyde von mir herzlich. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 5. Jul. 1768.

Liebſter Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es iſt mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat: Sie ſollen bald ganz andere Dinge ſehen. Aber eine Recenſion von ſeinem Buche über die geſchnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieſes Buch ſo viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25ſten Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correſpondenten eingerückten, ſchreibe; und dieſe Briefe zuſammen laſſe ich unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts, und meinem Namen, drucken. Sie ſollen nächſtens die erſten Bogen davon haben. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer ſpeyen; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringſte Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verſchiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz ſeines Plagii deſto augenſcheinlicher zu überführen. Er iſt der unwiſſendſte, unverſchämteſte Ausſchreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen ſehe, ſo beſtätiget ſich die Nachricht von Winkelmanns Tode. Das iſt ſeit kurzem der zweyte Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hatte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiſer beſucht, und Schätze ſammeln will.

Das Recept in Klotzens Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hieſigen Zeitungsſchreiber wohl nicht zu brauchen wagen. Noch fürchten ſie ſich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir Hrn. Moſes und Ramler.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 1. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder *ſchreibt mir zwar, daß es mir* Hr. Moſes verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig iſt. Haben Sie die folgenden Briefe in der hieſigen neuen Zeitung geleſen? Da haben Sie hier die vier erſten Bogen, ſo wie ich ſie zuſammen drucken laſſe; unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts! Die Materie wird intereſſanter, ſobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz ſelbſt komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verſchiedne Dinge nach meinem Sinn auseinander zu ſetzen, in welchen ich glaube, daß ſich ſogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie dieſe Briefe auch verlegen ſollen. So viel wird die Bibliothek ſchon abwerfen. Sie werden 15 bis 16 Bogen ſtark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweyten Theil, weil ich ſie leicht in ſolche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen ſo billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern ſo hoch angeſetzt wiſſen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem ſolchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächſten Stücke des Correſpondenten auf die Recenſion von Meuſels Apollodor Acht. Sie iſt von mir. Ich hätte ſonſt noch Fehler genug darin angeſtrichen, daß ich leicht auch eine Recenſion für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder ſagt mir, daß Hr. Moſes Klotzens Büchelchen vom Alterthum recenſirt habe; ſchicken Sie mir doch das, ſobald es gedruckt iſt.

Leben Sie indeß wohl und vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir noch außer dieſem auf einen Brief Antwort ſchuldig ſind. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 27. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande geweſen; das iſt die Urſache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren ſechſe auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ſie der Buchdrucker nicht vergeſſen, ſondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglaſſen müſſen. Wozu der Bettel, der das Viereck der Columnen ſo ſchändlich verſtellt? Da iſt der Cuſtos, da ſind die Pagina der Columnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das iſt noch nicht genug, die Bogen zuſammen zu finden? Muß auch der Burſche, welcher collationiret, noch ſein beſonderes Hülfsmittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pag. 1. 17. 33. 49. 65. u. ſ. w. collationiren? So raiſonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung ſo ſehr proteſtiren würden. Nun gut,

bey dem zweyten Theile wollen wir die Signatur wieder herſtellen: aber mitten in dieſem Theile ſie wieder vorzuſuchen, bedenken Sie ſelbſt, welchen Uebelſtand das verurſachen würde! Lieber, daß ſie mit Fleiß weggelaſſen, als zur Hälfte vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Ich will ſchon ſorgen, daß die Exemplare richtig und gut zuſammengeſchlagen werden.

Die Recenſion von Meuſels Apollodor iſt von mir: aber ſehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern ſie der** mit Fleiß abdrucken laſſen! Er iſt Klotzens geſchworner Waffenträger. Ich lege auch die Zeitung bey, in welcher ich auf Klotzens kahle Antwort im 133. Stücke des Correſpondenten geantwortet.

Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entſchuldigen. Dergleichen Dinge müſſen ein wenig heftig geſagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächſtens ein mehreres! Aber antworten Sie mir auch

Dero

ergebenſter Freund und Diener.

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 28. Septemb. 1768.

Liebſter Freund,

Den 24ſten dieſes habe ich Ihren Brief bekommen, und den 28ſten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich habe Ihnen alſo nicht nach Berlin antworten können: das ſehen Sie wohl. Es iſt Ihre eigene Schuld; warum laſſen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erſte Theil iſt fertig. Wenn Sie wollen, ſo will ich an dem zweyten ſacht anfangen laſſen. Materie ſehe ich genug vor mir: aber es ekelt mich ſchon vor Klotzen; ich werde fleißig Abſchweifungen machen, um mir beſſere Gegner zu ſuchen. Aber —

Dieſes Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geſchieht. Gott ſey Ihnen gnädig, wenn vor dieſer Zeit der zweyte Theil nicht fertig iſt! Ich dächte alſo, ich überſchlüge meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Was meynen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſchreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.

Ich laſſe das Verzeichniß von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauktionirt werden ſollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin ſchicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und laſſen Sie, nicht den Buchhändler, ſondern den Freund, ſie ein wenig bekannt machen. Sie werden beſonders vortreffliche Italieniſche Sachen darin antreffen.

Zu Erſparung der Koſten bin ich entſchloſſen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es iſt alſo gewiß, daß wir einander ſo bald nicht wieder zu ſprechen bekommen dürften, wenn Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte Sie kämen, um zugleich auch noch unſer Theater zu ſehen, welches auf Oſtern gleichfalls auffliegt. Die beſten Acteurs gehen alle ab: denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es alſo auch vorbey!

Ich ſchreibe Ihnen ſo viel von meinen Umſtänden, nicht ſie andern zu ſagen, welches ich Sie ſehr bitte, nicht zu thun: ſondern bloß, damit Sie ſie wiſſen, und Moſes und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgeſagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umſtände ſcheinen es ſo einzuleiten, daß meine Geſchichte die Geſchichte von Salomons Katze werden ſoll, die ſich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hauſe wagte, bis ſie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf ſchon voller antiquariſchen Grillen, geſchrieben. Aus dieſer Urſache wünſchte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquariſchen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recenſionen in der deutſchen Bibliothek über Klotzen haben mir beide ſehr wohl gefallen. Sein Geſchmiere von Münzen habe ich nicht geleſen; ich habe nie etwas anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von ſeinem Charakter noch weit weniger, als von ſeiner Gelehrſamkeit. Sie haben doch wohl die neueſten Stücke des Correſpondenten geleſen? Er beſchwert ſich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm ſoll geſagt haben? Darf der Mann ſich über Anzüglichkeiten beſchweren, der in ſeiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm!

Dero

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Ebert.

Wertheſter Freund!

Ich hoffe, daß dieſer mein zweyter Brief an Sie nicht verloren gehen ſoll: er muß auch nicht, wenn ich noch weiter einen von Ihnen zu verdienen ſcheinen ſoll. Vors erſte meinen großen Dank, daß ſie mir die verbindliche

Bekanntſchaft des Herrn Eſchenburgs verſchaffen wollen. — Ich dächte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachſen, ja auf alle Weiſe zu Freunden. Sie möchten ſonſt anſtatt bloß in unſre Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten. — Meinetwegen zwar: denn machen uns dieſe nicht ſchon vergeſſen, ſo thun es ſicherlich ſpätere. —

Sie ſehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftſteller-Enthuſiasmus befinden mag. Meine Antwort alſo auf Ihre freundſchaftliche Exequirungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch ſchreibe, ſoll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemeſſen ſeyn, die Sie auf meinen antiquariſchen Briefen leſen. Das Schreiben ἐς ἀεὶ will ich Euch andern Schwärmern überlaſſen: ſo, dann und wann, ein kleines ἀγωνίσμα ἐς το παραχρῆμα ἀκουειν, um ſieben Neuntheile von meinen lieben ſchreibenden Landsleuten auf mich toll und raſend zu machen, das iſt alles was ich mir vornehme.

Meinen Sie nicht, daß dieſe antiquariſche Briefe ein ziemlicher Anfang ſind? Ich freue mich ſchon in voraus auf alle die Ehrentitel, die ich dafür bekommen werde. Nur ärgert es mich, daß es ſo wenige wiſſen können, wie ſehr ich mich darüber freue.

Aber ich erinnere mich, daß Sie mich in dieſem Tone nicht gerne hören. Alſo etwas, was Sie lieber hören. Der Ugolino iſt fertig, und Sie erhalten mit dieſer Gelegenheit ein Exemplar. Wieder ein Knochen für die kritiſchen Hunde! Wenn ſie ſich genug darüber werden zerbiſſen haben: ſo will ich auch meinen Knittel drunter werfen. Vorläufig aber machen Sie nur, daß er in den Braunſchweigiſchen Zeitungen gut recenſirt wird. Ich nenne gut, mit einem Funken von dem Genie, mit welchem er geſchrieben worden. — Bald ſchicken wir Ihnen auch die Schlacht Hermanns: ſie wird über Hals über Kopf gedruckt, und zu einer Abſicht die eine zweyte Meſſiade wird, wenn ſie dem Verfaſſer gelingt. — Noch könnte ich Ihnen melden, daß unſer Freund Ebert den Jordin [1] überſetzt, wovon er mir bei ſeinem Hierſeyn nicht ein Wort geſagt. Ich will ihm gern jede Ueberſetzung als ein eigenes Werk anrechnen: aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. Das pro und das contra über dieſen Punkt habe ich eines ſo ſatt, wie das andre. Lieber ſchreibt von geſchnittnen Steinen, ihr werdet ſicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böſes ſtiften!

Ich falle ſchon wieder in einen Ton, den Sie nicht leiden können. Nun was können Sie denn recht leiden? Soll ich Ihnen noch von meiner Reiſe etwas ſagen? Es bleibt feſt dabey. Ueber acht Tage ſollen Sie meinen Catalogus erhalten. Aber wiſſen Sie, was mich ärgert? Daß alle denen ich ſage, „ich reiſe nach Rom," ſogleich auf Winkelmannen verfallen. Was hat Winkelmann und der Plan, den ſich Winkelmann in Italien machte, mit meiner Reiſe zu thun? Niemand kann den Mann höher ſchätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben ſo ungern Winkelmann ſeyn, als ich oft Leſſing bin! Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich will nur ſchließen, denn ich treffe den Ton heute doch nicht, der Ihnen gefällt.

Dero

Hamburg, den 18. Octbr. 1768.

ergebenſter Fr. und Dr. Leſſing.

[1] *Jordins Abhandlungen über die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Hamburg 1769. in 8.*

An Nicolai.

Hamburg, d. 21. October 1768.

Liebſter Freund,

— — Haben Sie ſchon geleſen, wie verächtlich Klotz von den antiquariſchen Briefen in ſeiner Zeitung urtheilt? Aus dieſer Recenſion ſoll man ſchließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr wären. Er beſteht z. E. darauf, daß Marcus Tuſcher ein Steinſchneider geweſen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori ſagen. Aber wenn es noch zwanzig ſolche Herren in i ſagten: ſo iſt es doch nicht wahr. Denn ſie haben es alle dem Mariette nachgeſchrieben, welcher es ſich hat weis machen laſſen. Nattern, der ſo lange mit Tuſchern gelebt hat, in Rom und Dännemark, iſt hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuſcher ein Steinſchneider war, ſo mag er uns ſeine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recenſion anmerkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Scribenten nicht verſpottet, ſondern brandmarkt, und die infamirendſten Perſonalitäten von ihnen in die Welt ſchreibt, alles Recht verloren hat, ſich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beſchweren. Dieſer Styl hat anzüglich ſeyn ſollen, und muß es ſeyn, wenn man die Welt wegen eines ſolchen Windbeutels beſabuſiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich ſo bald von ſeiner Spur nicht will abbringen laſſen, er mag auch noch ſo viel Seitenſprünge verſuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, ſo verlohnte es ſich ja wohl der Mühe, ſeine Fehler zu verbeſſern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit ſonſt gelehrten Leuten gemein; und dieſe ſind es, bey welchen ich mich in dem zweyten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht ſagen kann, daß ſie eine bloß perſönliche Zankſchrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, ſo bald er die Briefe erhalten, an mich geſchrieben. Er iſt es ſelbſt, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters in den Göttingiſchen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun ſelbſt, daß er ſeine Meynung anders hätte

ten ſollen, und daß er auf keine Weiſe hätte ſagen
daß ich dieſe Statue mit einer zu Florenz ver-
e. Er verſpricht mir ſogar, dieſes nächſtens zu
ſen. Seine Meynung iſt bloß, daß meine Deutung
rgheſiſchen Fechters noch eher auf den Miles Veles
:enz paſſen würde, als auf jenen. Und das iſt
etwas ganz anders, als er in den Anzeigen geſagt
n ſchien.

werde an dem zweyten Theile der Briefe anfangen,
ch mit meinem Catalogus und der Dramaturgie
in; welches in vier oder fünf Wochen ſeyn dürfte.
le auch gewiß vor meiner Abreiſe noch damit fertig
en, die auf den Februar feſtgeſetzt bleibt. Ich habe
opſtock verſprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen
chen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und
: einer Abſicht, die für ſeinen Ruhm eine zweyte
e werden kann, wenn ſie ihm gelingt.[1] Aber dieſes
muß zur Zeit noch unter unſern Freunden bleiben,
ſel, als es iſt. Ich denke zwar, ich habe Ihnen in
ſchon etwas davon geſagt.

nn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die
gebogen ſeiner Wälder zu ſehen bekomme, ſo ſoll
lieb ſeyn. Denn ſonſt dürfte ich ſie wohl ſo bald
leſen erhalten. Ich denke in Rom andre Arbeit
: zu finden; und ich erlaſſe Sie daher Ihres Ver-
s, mir die gelehrten Neuigkeiten unſers Vaterlan-
zuſenden. — — —

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, d. 28. October 1768.

Mein lieber Bruder,

— — Du willſt wiſſen, ob ich bloß auf meine
ig oder in anderer Verbindung nach Rom gehe,
m verſchiedentlich davon rede? Dir kann ich es
bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die
gen, was ſie wollen. Ob ſie es recht wiſſen, oder
Es iſt doch bloße Neugierde, und nichts weniger als
ome an meinen Umſtänden. — —

ne Subeleyen von entworfenen Komödien könnte
leicht geben; aber du würdeſt ſie ſicherlich nicht
önnen. Ich weiß oft ſelbſt nicht mehr, was ich
ewollt. Ich habe mich immer ſehr kurz gefaßt,
und mich auf mein Gedächtniß verlaſſen, von welchem ich mich nunmehr betrogen ſehe. — Die Ueberſetzung des Engliſchen Werkes hingegen, über das Erhabene und Schöne, habe ich ſelbſt noch gar nicht aufgegeben. Es iſt mir lieb, daß ich ſo damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt ſicherlich ſehr unzufrieden ſeyn.

Deine Komödie habe ich weder ganz noch mit der Aufmerkſamkeit geleſen, daß ich Dir mein unverholnes Urtheil darüber ſagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächſte ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren Italiäniſchen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher je lieber wieder zurückſchicken: am beſten durch Einſchluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nicolai einen neuen Band ſeiner Bibliothek anher ſchickt. Daß Du Dich nicht ſehr daran erbauen würdeſt, habe ich wohl vorausgeſehen. Indeß wäre der Anſchlag doch immer gut, die beſten Stücke des alten und neuen Italiäniſchen Theaters zu überſetzen, und ſie mit einer kleinen Geſchichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht ſchwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht giebſt, ſo biſt Du ihr auch gewachſen. Aber lerne Dich doch ja correkter ausdrücken! Du ſchnitzerſt nicht allein wider das Genie der Deutſchen Sprache, ſondern auch noch oft gegen ihre grammatiſche Regeln, wovon ich Dir, bey jedem Aufſchlagen Deiner Komödie, Beyſpiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel. Studiere fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatiſchen Schriftſteller denken. Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder. Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Hamburg, d. 5. Nov. 1768.

Beſter Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entſchuldigt niemand, verlangt auch niemand entſchuldigt zu hören. Ich thue alſo, als ob dieſes nichts weniger, als der erſte Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie ſchreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beyfall zu haben. Wenigſtens bin ich gewiß, daß er mir nicht entſtehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran iſt ſo Wenigen ſo wenig gelegen, — — und mir am allerwenigſten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlaſſe, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt ſchon anfangen, Sie aus der Ferne beſſer zu benutzen, liebſter Freund. — Hr. Eberhard hat mir geſagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bey

[1] hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichſtein, ſ. Geſandten in Kopenhagen, die Hoffnung geſchöpft, Kaiſer er damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vor- deutſchen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutſche keit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und ſehr große Hoffnungen. Sie wurden freylich nicht erfüllt, würde nicht einmal die Hoffnung geſchöpft haben, wenn man ſeyhs wahre Geſinnung über Gelehrſamkeit, und den Zuſtand tur in Wien unter Maria Thereſia, recht gekannt hätte. Nicolai.

Ariſtoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden ſeyn, die ich ſo hingeſchrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgeſetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernſt mit einem neuen Commentar über die Dichtkunſt des Ariſtoteles, wenigſtens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, ſchwanger.

Ich ſage Ihnen dieſes auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich ſchätze das Studium derſelben gerade ſo viel, als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſrer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, beſter Freund. Wenn ich mehr ſchreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Ramler.

Hamburg, d. 6. Novemb. 1768.

Liebſter Freund!

Es war Ihr eigner Einfall, die Stücke meiner Dramaturgie für ſo viel Briefe an meine Freunde gelten zu laſſen. Bey dem größten Theile derſelben waren Sie meinen Gedanken am meiſten gegenwärtig: die meiſten ſind alſo an Sie gerichtet. Gleichwohl habe ich nur erſt eine einzige Antwort darauf. — Hiernächſt habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals vierunddreißig Briefe auf einmal an meine Freunde abgeben laſſen, worunter gleichfalls verſchiedne an Sie waren. Dennoch habe ich auf die, weiter keine Antwort. Sie ſehen, daß ich Urſache hätte, mich zu beſchweren.

Sie ſind krank geweſen, liebſter Freund. — Aber wie kann man auch in Berlin geſund ſeyn? Alles, was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geſchwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen, und ein paar tauſend Meilen in die Welt hineinſchwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen geſunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.

Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu ſchicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder ſehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!

Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unſer hieſiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht ſchon vergeſſen habe, ſo will ich Ihnen die Geſchichte deſſelben haarklein erzählen. Sie ſollen alles erfahren, was ſich in der Dramaturgie nicht ſchreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: ſo werde ich aus der Erfahrung die ſicherſten Mittel nachweiſen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum caeteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, ſo bald als möglich, Ihre überſetzten Oden des Horaz. Mein Bruder kann ſie abſchreiben. Ich verſpreche Ihnen, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich ſie. Laſſen Sie mir ſie in der Ordnung abſchreiben, in welcher die Schwierigkeit das Metrum im Deutſchen nachzuahmen ſteigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Anſehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt Girolamo del Buono vor mir, der alle Oden des Horaz in die nehmlichen Metra in ſeine Sprache überſetzt hat: aber nicht ſehr glücklich. — —

Ihr

ganz ergebenſter,

Leſſing.

An Chriſtoph Gottlieb von Murr.

Hochwohlgebohrener Herr,

Hochzuehrender Herr,

Sie erlauben mir, Ihnen alle die Hinderniſſe und Abhaltungen zu verſchweigen, welche Urſache ſind, daß ich auf Dero angenehme Zuſchrift vom 14ten September vorigen Jahres, itzt erſt, und dazu nicht ungemahnet, antworte.

Ich kenne Dieſelben ſchon längſt als einen Mann von vieler und großer Litteratur: ich begreife auch ſehr wohl, daß mir die Ehre Dero nähern Bekanntſchaft ſehr vortheilhaft ſeyn könnte. Ich betauere aber nur, daß wir nicht an einem Orte zuſammen leben. Denn zum ſchriftlichen Umgange bin ich ſo wenig aufgelegt, daß meine älteſten und vertrauteſten Freunde, daß meine Aeltern und Anverwandte, oft in zwey drey Jahren keine Zeile von mir zu ſehn bekommen.

Dennoch würden mir Dero ſchriftliche Anmerkungen über meinen Laokoon ſehr willkommen geweſen ſeyn. Sie ſollen mir auch noch gedruckt ſehr willkommen ſeyn! Ich merke, was Sie beſorgt macht, daß ich ſie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es iſt mein Betragen gegen den Hrn. Klotz und der Ton ohne Zweifel, den ich in meinen antiquariſchen Briefen gegen dieſen Mann zu nehmen gezwungen worden. Ich bin aber ſehr überzeugt, daß ſich Ew. Hochwohlgebohren das dictatoriſche Anſehn nicht werden gegeben haben, welches ſich dieſer Mann giebt; daß Sie nicht der Art ſind, Einwürfe, die Sie einem Schriftſteller mächen, ſelbſt, oder durch ihre Freunde, in allen Zeitungen als unverzeihliche Fehler ausposaunen zu laſſen, die Sie dieſem Schriftſteller

gewieſen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt; ich bin ſehr überzeugt, daß Sie mit mehr Einſicht, mit verdautern Kenntniſſen, mit mehr Ueberlegung, Erinnerungen machen und Widerlegungen abfaſſen als Herr Klotz; daß es Ihnen mit dieſen Erinnerungen und Widerlegungen lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun iſt, und nicht um die Eitelkeit, alles beſſer zu wißen, und auch da mit zu ſprechen, wo man kein Recht hat mit zu ſprechen. Was beſorgen Sie alſo von mir? Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, deſto mehr werde ich von Ihnen lernen: je mehr ich von Ihnen lerne, deſto dankbarer werde ich ſeyn. Und dieſe Dankbarkeit wird ſich in jedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen! — Ich wünſchte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrſamkeit und meinem Geiſte haben, dabey verlieren möchte: ſo bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünſchte, dabey gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungeſittete, ſtolze, ſchmähſüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausſchreyet. Es hat mir Mühe und Zwang gekoſtet, ein wenig bitter gegen ihn zu ſeyn. Aber ich frage Sie ſelbſt, ob er es nicht verdient hat? Ich weis, Sie ſind ſein Freund; aber können Sie ſich es denn darum ſelbſt verbergen, daß dieſer Ihr Freund ein ſehr elendes Büchelchen von geſchnittenen Steinen geſchrieben hat, und daß er in dieſem ganzen Fache nichts geſchrieben hat, was ihn berechtigen könnte, nur mit dem tauſenden Theile des Stolzes von ſich zu ſprechen, der ihn mir ſo lächerlich macht? —

Doch genug von dieſem Manne, deſſen ich ſicherlich gar nicht erwähnen würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihrer Beſorgniß, die ſich auf ihn beziehet, vorzubauen. — Aber wo ſind ſie denn, dieſe Ihre Anmerkungen über den Laokoon? Wenn ſie bereits gedruckt ſind, ſo würde es mir ſehr angenehm geweſen ſeyn, ſie zugleich mit Ihrem zweyten Briefe zu erhalten. Sind ſie es aber noch nicht, ſo erbitte ich mir ſie wenigſtens, ſobald ſie es ſind. Denn es iſt Zeit, wenn ich noch davon profitiren ſoll. Ich dürfte nicht ſehr lange mehr in Deutſchland ſeyn, und auch ſobald nicht wieder Luft oder Gelegenheit haben, mich um die deutſche Litteratur zu bekümmern.

Aus Dero erſtem Briefe erſehe ich noch, daß Sie in der Meinung ſtehen, als ob ich die Ueberſetzung von Huart damals erſt angekündigt hätte. Ich habe ſie bereits 1751 in Wittenberg drucken laſſen. Itzt würde ich mir ein beſſeres Buch zum Ueberſetzen ausſuchen, obgleich auch dieſes viel gute Gedanken enthält, denen nichts als die Einkleidung in eine neuere philoſophiſche Sprache mangelt.

Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrnen

Hamburg, den 25. Novemb. 1768. gehorſamſter Diener

Leſſing.

An Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geſchieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Euer Hochedelgebohren anbei meine Aldiniſche Ausgabe des Demoſthenes überſende. Ich habe ſie bloß wieder zurückgekauft, weil ich nicht wußte, daß Sie ſelbſt der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich ſie nicht in Hände kommen laſſen wollte, aus welchen ſie dem neuen Herausgeber dieſes Griechen nicht ſo leicht zukommen dürfte. Sie iſt zu Ihrem Gebrauch, auf ſo lange Zeit Sie wollen; und ich wünſche nur, daß ſie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus ſeinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrteſten dabei angemerket finden könnte. Es iſt mir ſchlechterdings unbekannt, weſſen Hand es iſt, der nicht allein die Druckfehler ſorgfältig darinn verbeſſert, ſondern auch manche richtigere Lesarten dabei citiret hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, ſie mögen nun aus Vermuthung oder aus ältern Handſchriften gefloſſen ſeyn. Zwar vielleicht ſind ſie ſchon bekannt: denn ich habe nicht die Taylorſche Ausgabe, ſondern nur hin und wieder die Wolfiſche damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt ſind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians ſeyn. Denn ich bekenne, daß ich das wenigſte zu entziffern fähig geweſen bin: beſonders da ſie bei einem neuen Beſchneiden des Buchs gelitten haben. Ich bin begierig, das Zuverläßigere hierüber von Euer Hochedelgebohrnen zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebohrnen auch nur dem Namen nach bekannt zu ſeyn, ſo muß mir der Beifall, deſſen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, deſto ſchmeichelhafter ſeyn. Ich hatte lange gewartet, ob ſich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philiſter machen wolle: endlich konnte ich ſeinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Taſche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben ſie: ob er ſie aber fühlen wird, das kömmt auf ſeinen dicken Schedel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre ſtillſchweigende Verachtung genug iſt, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer ſollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch ſo wenige, von meiner Seite zu ſeyn öffentlich bezeigen, ſo fürchte ich, er hat mich, mit ſeinen in ganz Deutſchland zerſtreuten Spießgeſellen in kurzem wieder überſchrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu ſitzen, iſt meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er ſich mit Ihrem deutſchen Demoſthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen ſagt, ſollte er doch wohl empfunden haben, wieviel ihm noch fehlt, um eine ſolche Ueberſetzung machen zu

können. Unſern kleinen Schönſchreibern wird ſie freilich wohl nie gefallen: aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck ſchätzen, welche wiſſen, wie weit die alte populaire Beredſamkeit ſich von dem ſüßen Tone, von den gelehrten Sprachſchnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden ſie um wie vieles nicht miſſen wollen; doch wem auch dieſes nicht begreiflich zu machen, der muß ſie doch wenigſtens für den deutlichſten und ſicherſten Commentar des Originals erkennen, und zugeſtehen, daß ſich ein Reichthum der deutſchen Sprache darinn zeiget, den ſo wenige unſerer Schriftſteller in ihrer Gewalt haben.

Ich bin ꝛc.

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebſter Freund,

In drey Wochen längſtens muß der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe fertig ſeyn. In dieſer Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, ſo daß ſogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht ſelbſt abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeſchrieben zurücklaſſen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg ſoll von hier nach Göttingen, Caſſel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wenigſtens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringſte Verbindung einzulaſſen.

Mit der Recenſion meines Laokoon in dem letzten Stücke Ihrer Bibliothek, kann ich ſehr wohl zufrieden ſeyn. Ich denke, daß ich den Namen des Recenſenten ſchon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Perſon werde ich doch nicht kennen lernen. [1] Wenn er die Fortſetzung meines Buches wird geleſen haben, ſoll er wohl finden, daß mich ſeine Einwürfe nicht treffen. Ich räume ihm ein, daß Verſchiedenes darin nicht beſtimmt genug iſt; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterſchied zwiſchen der Poeſie und Malerey zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entſpringt, in ſo fern die einen in der Zeit, und die andern im Raume exiſtiren? Beide können eben ſowohl natürlich, als willkührlich ſeyn; folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerey und eine doppelte Poeſie geben: wenigſtens von beiden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerey braucht entweder coexiſtirende Zeichen, welche natürlich ſind, oder welche willkürlich ſind; und eben dieſe Verſchiedenheit findet ſich auch bei den conſecutiven Zeichen der Poeſie. Denn es iſt eben ſo wenig wahr, daß die Malerey ſich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr iſt, daß die Poeſie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das iſt gewiß, daß je mehr ſich die Malerey von den natürlichen Zeichen entfernt, oder die natürlichen mit willkührlichen vermiſcht, deſto mehr entfernt ſie ſich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poeſie ſich um ſo mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr ſie ihre willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt. Folglich iſt die höhere Malerei die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume brauchet, und die höhere Poeſie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann auch weder die hiſtoriſche noch die allegoriſche Malerey zur höhern Malerey gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkührlichen Zeichen verſtändlich werden können. Ich nenne aber willkührliche Zeichen in der Malerey nicht allein alles, was zum Coſtume gehört, ſondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks ſelbſt. Zwar ſind dieſe Dinge eigentlich nicht in der Malerey willkührlich; ihre Zeichen ſind in der Malerey auch natürliche Zeichen: aber es ſind doch natürliche Zeichen von willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verſtändniß, eben die geſchwinde und ſchnelle Wirkung haben können, als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bey dieſen Schönheit das höchſte Geſetz iſt, und mein Recenſent ſelbſt zugiebt (S. 353.), daß der Maler alsdann auch in der That am meiſten Maler ſey: ſo ſind wir ja einig, und, wie geſagt, ſein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles was ich noch von der Malerey geſagt habe, betrifft nur die Malerey nach ihrer höchſten und eigenthümlichſten Wirkung. Ich habe nie geläugnet, daß ſie auch, außer dieſer, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur läugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der hiſtoriſchen und allegoriſchen Malerey gezweifelt, noch weniger habe ich dieſe Gattungen aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur geſagt, daß in dieſen der Maler weniger Maler iſt, als in Stücken, wo die Schönheit ſeine einzige Abſicht iſt. Und giebt mir das Recenſent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poeſie, damit Sie nicht mißverſtehen, was ich eben geſagt habe. Die Poeſie muß ſchlechterdings ihre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben ſuchen; und nur dadurch unterſcheidet ſie ſich von der Proſe, und wird Poeſie. Die Mittel, wodurch ſie dieſes thut, ſind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichniſſe u. ſ. w. Alle dieſe Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher; aber ſie machen ſie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich ſind alle Gattungen, die ſich nur dieſer Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poeſie zu betrachten; und die höchſte Gattung der Poeſie iſt die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das iſt aber die dramatiſche; denn in dieſer hören die Worte auf willkührliche Zeichen zu ſeyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatiſche Poeſie die höchſte,

[1] *Es iſt die Frage, ob Leſſing auf den rechten Namen gerathen hat; die Recenſion iſt von Garve.* Nicolai.

ja die einzige Poeſie iſt, hat ſchon Ariſtoteles geſagt, und er giebt der Epopee nur in ſo fern die zweyte Stelle, als ſie größten Theils dramatiſch iſt, oder ſeyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, iſt zwar nicht der meinige; aber er läßt ſich auf meinen reduciren, und wird nur durch dieſe Reduction auf meinen, vor aller falſchen Anwendung geſichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moſes eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, ſo melden Sie mir doch, was er dazu ſagt. Die weitere Ausführung davon ſoll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen.

So ſehr ich aber mit der Recenſion des Laokoons zufrieden bin, ſo wenig bin ich es mit der von Heinekens Nachrichten. Sie iſt ungerecht auf alle Weiſe. Warum ſoll ſich Heineken nicht merken laſſen, daß in der Familie Heinekens einmal ein gelehrtes Kind geweſen? Dieſer Zug iſt hämiſch; und es iſt mir nicht lieb, daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verſchießen wollen, der doch ſicherlich noch immer mehr Klotzens Freund iſt, als Ihrer. Und hat denn Heineken in ſeiner Beantwortung der Recenſion in der Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. nicht etwa in den meiſten Stücken Recht? War denn das Hagedorniſche Raiſonnement nicht etwa ſehr ſchielend; ſo wie alles, was dieſer Mann geſchrieben hat? Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte, dem alles Lob willkommen iſt, auch das plumpſte von Klotzen, und der es ſehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum *großen Lehrer des Schönen* erhoben, jetzt ſo herunter ſetzt.

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Nicolai. (Nach Leipzig.)

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebſter Freund,

Wenn Sie in der Meſſe Zeit haben zu ſchreiben: ſo melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder ſonſt jemand etwas heraus gekommen ſeyn ſollte, was mich beſonders intereſſiren könnte, ſo ſchicken Sie mir es gerade mit der Poſt. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recenſion des Laokoon enthalten. Die litterariſchen Briefe habe ich ſchon. Wer muß den Quark geſchrieben haben? Auch habe ich ſchon den 2ten Theil von Riedels Philoſ. Bibl. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich ſeine Briefe über das Publicum und die philoſ. Bibliothek hier in der neuen Zeitung recenſirt habe, wo er garſtig mitgenommen worden. Da irrt er ſich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recenſenten zu theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo will ich Ihnen den Paſtor Rautenberg in *Braunſchweig vorſchlagen*.

Da ſo viele Narren itzt über den Laokoon herfallen, ſo bin ich nicht übel Willens mich einen Monat oder länger, in Kaſſel oder Göttingen auf meiner Reiſe zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat ſich keiner, auch nicht einmal Herder träumen laſſen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritiſchen Wälder nicht geſchrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich ſeine Proteſtation desfalls nehmen ſoll. Der Verfaſſer ſey indeß, wer er wolle: ſo iſt er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es iſt mein völliger Ernſt, den dritten Theil noch hier drucken zu laſſen. Denn unter fünf bis ſechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden ſind. Ich mache mit Fleiß allerlei Digreſſionen, damit es nicht laſſe, als ob es mir ſonſt um nichts zu thun ſey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Iſt es wahr, daß Hr. Moſes in Leipzig iſt? Ich dächte, er hätte wohl eben ſo gut nach Hamburg reiſen können.

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß mir von Wien aus ſehr anſehnliche Vorſchläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß ſie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich alſo wenigſtens meinen italiäniſchen Plan mit dieſen Vorſchlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, ſo dürfte ich ſie wohl gänzlich von mir weiſen.

Noch eins: was ſagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bey den Buchhändlern das Kalb in die Augen geſchlagen haben; aber immerhin.

Dero

ergebenſter Freund und Diener,

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 6. Julius 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überſchickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu ſpät: denn Du kannſt Dir leicht einbilden, daß ſich meine Neugierde nicht ſo lange gedulden konnte. Ich habe ſie geleſen, ſobald ſie hier zu haben waren. Und nun willſt Du mein Urtheil darüber wiſſen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders iſt, der Dich wie ſich ſelbſt liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch Anfangs ein wenig verdrießen ſollte. Dein ſtummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es iſt nur gut, daß Du dieſe ſehr mittelmäßigen Verſuche ohne Deinen Namen herausgegeben haſt. Aber fürchteſt Du denn nicht, daß Klotz ihn gar bald dennoch auskundſchaften wird? Und wahrlich, Du haſt ihm und ſeinen Gehülfen gar zu viel Priſe gegeben. Der größte Fehler dieſer Stücke iſt eine platte Schwatzhaftigkeit, und der Mangel alles Intereſſe. Der Wildfang iſt ungleich

beſſer, und könnte ſchon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein iſt; und Du haſt nicht wohl gethan, daß Du Deine Quelle verſchwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freymüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht hörſt, wer wird Dir ſie denn ſagen? Ich habe Dir es ſchon oft mündlich geſagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du haſt zu wenig Philoſophie, und arbeiteſt viel zu leichtſinnig. Um die Zuſchauer ſo lachen zu machen, daß ſie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf ſeiner Studierſtube lange ſehr ernſthaft geweſen ſeyn. Man muß nie ſchreiben, was einem zuerſt in den Kopf kommt. Deine Sprache ſelbſt zeugt von Deiner Ruſcheley. Auf allen Seiten ſind grammatiſche Fehler, und correct, eigen und neu iſt faſt keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freylich muß ich Dir zum Troſt ſagen, daß Deine erſten Stücke immer ſo gut ſind, als meine erſten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis ſechs Jahre Zeit läſſeſt, ſo kannſt Du leicht etwas Beſſeres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährſt, Stücke über Stücke zu ſchreiben; wenn Du Dich nicht dazwiſchen in andren Aufſätzen übſt, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verſchaffen: ſo ſpreche ich Dir es ſchlechterdings ab, es in dieſem Fache zu etwas Beſonderem zu bringen; und Dein hundertſtes Stück wird kein Haar beſſer ſeyn, als Dein erſtes.

Nun genug gehofmeiſtert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was von meinen Büchern noch vorräthig iſt. Notire mir die vorzüglichſten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es ſich der Mühe verlohnt, ſie hierher kommen und verauktioniren zu laſſen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch ſo noch werde ich meine Reiſe nur kümmerlich beſtreiten können.

Das Herz blutet mir, wenn ich an unſere Eltern denke. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſo arm, als gewiß keiner von unſerer ganzen Familie iſt. Denn der ärmſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig; und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und ſey verſichert, daß ich es recht gut mit Dir meynen muß, da ich ſo rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 25. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Was Ihnen Gleim von Wien geſagt hat, iſt ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel ſo reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag ſeyn wie es will, der deutſchen Litteratur verſpreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem franzöſirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiſcirt iſt: ſo muß es bloß geſchehen ſeyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man ſich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unſterblichkeit der Seele ſchreibe. Sonſt ſagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freyheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reducirt ſich einzig und allein auf die Freyheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freyheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frey zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es itzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er ſeyn muß, ſich als den beſten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm dieſe Einbildung benehmen will. Ich hätte mir alſo wohl auch dieſe letzte Seite erſparen können. Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Dero

ergebenſter,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 4. Januar 1770.

Lieber Bruder,

Daß ich in Braunſchweig geweſen, und was ich daſelbſt ausgerichtet, brauche ich Dir wohl nicht noch erſt zu erzählen. Das Reſultat von allem weißt Du, wodurch ich freylich für die Zukunft ſo ziemlich aus aller Verlegenheit geriſſen bin. Aber für das Gegenwärtige iſt darum meine Verlegenheit nicht geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge koſten, ehe ich mich ganz auf das Trockene ſetze. Ich ſtecke hier in Schulden bis über die Ohren, und ſehe ſchlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren weg kommen will.

Ich wünſchte nur, daß unſere Aeltern hiervon überzeugt ſeyn möchten, damit ſie nicht etwa glauben, es liege bloß

inem Willen, daß ich mein längſt gethanes Verſpre-
och nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht
ch geweſen, und daß ich noch nicht gewiß ſagen kann,
es mir möglich ſeyn wird. Ehe ich in Wolfenbüttel
ichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Ge-
wenig erübrigen können. Aber es iſt mein feſter
ß, alles was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden,
h mein Wort halte. Ich will gewiß auch Dich ſodann
vergeſſen, und vielleicht erlauben es die Umſtände,
wieder bei mir zu haben. Wenn Du Dich nur fürs
bis dahin bergen kannſt. Freylich hätteſt Du ſchlech-
gs meinem Rathe und Deinem eigenen Vorſatze treuer
n, und Dich einer ernſthaften bürgerlichen Beſchäfti-
widmen ſollen. Auch die glücklichſte Autorſchaft iſt
rmſeligſte Handwerk!
Du haſt mir zuletzt ein Verzeichniß von rückſtändigen
rn geſchickt, die in den Auktionen nicht weggegangen.
ſie denn aber auch alle noch in Deiner Gewalt, und
ich ſie hierher bekommen? Denn ich erinnere mich,
l an Herrn Voß geſchrieben zu haben, daß er z. E.
ournal des Savans und den Mercure zu ſich neh-
olle. Iſt das geſchehen oder nicht? Was Du haſt,
ich der Mühe verlohnt, packe ein, und ſchicke mir je
e lieber. Vorher aber eine kleine Note, was Du mir
n willſt. Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher
ich nun am erſten entbehren.
ebe wohl und antworte mir bald.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

ich hoffe, daß mich meine Aeltern beßer kennen, als
Sie mein ſo langes Stillſchweigen irgend einer Art
Kaltſinnigkeit ſollten zugeſchrieben haben. Größten
s der Verdruß, daß ich Ihnen mein Wort nicht halten
n, iſt die Urſache, warum ich länger als Jahr und
nichts von mir hören laßen. Wenn indeß Carl ſo
geweſen, aus meinen Briefen an ihn das, was ſich
bezieht, mitzutheilen: ſo darf ich glauben, daß Sie
Mitleiden mit mir haben werden, als daß Sie im
ſten unwillig gegen mich ſeyn ſollten. Es wäre mir
wahre Freude geweſen, dergleichen ich ſicherlich in der
noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umſtände
t erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Ver-
zeit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig
Söhne gebracht haben. Aber ſo gut hat es mir nicht
n ſollen. Schon damals, als ich es verſprach, waren
Umſtände in der äußerſten Verwirrung, und die
folgende Zeit ſind ſie immer ſchlechter und ſchlechter
den. Ich war endlich in eine Laſt von Schulden ge-
t, von der ich mich noch lange nicht durch den gänz-
Verkauf aller meiner Bücher befreyen können; und
es war die höchſte Zeit, daß ich durch die hieſige Verſor-
gung, wiederum eine gewiße Einnahme erhielt.

Eigentlich iſt es ein Erbprinz, welcher mich hierher
gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich ein-
laden; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle
des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich
eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog
hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von
dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den
leuthſeligſten beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich
bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen dringen ſollte:
vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel
möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner
Bibliothek einzuſchränken.

Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von jeher für mich
gemacht wäre: und ich habe es um ſo viel weniger zu be-
tauren, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand
gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemäch-
lich davon leben kann, wenn ich nur erſt wieder auf dem
Trockenen, das iſt, aus meinen Schulden, ſeyn werde:
Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebſt freier Wohnung und
Holz auf dem fürſtl. Schloße.

Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen
ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch
weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals
eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus
Noth verkauffen müßen, nun ſehr wohl vergeßen. Ich
wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben,
Sie hier herum führen zu können, da ich weis was für ein
großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von
Büchern ſind. Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabei
keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich
darf mich rühmen, daß der Erbprintz mehr darauf ge-
ſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich
nutzen ſoll. Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen:
oder eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem
andern.

Gleich Anfangs habe ich unter den hieſigen Manuſcrip-
ten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht,
welche ſehr wichtig iſt, und in die Theologiſche Gelehrſam-
keit einſchlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher ſich
in dem XIten Jahrhunderte der Lehre der Transſubſtan-
tiation widerſetzte. Von dieſem habe ich nun ein Werk auf-
gefunden, von dem ich ſagen darf, daß noch kein Menſch
etwas weis; ja deßen Exiſtenz die Katholiken ſchlechterdings
geleugnet haben. Es erläutert die Geſchichte der Kirchen-
verſammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den
Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und
enthält zugleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe, daß Be-
rengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegrif Lutheri
von dem Abendmahle gehabt hat, und keines Wegs einer
Meinung davon geweſen, die der Reformirten ihrer bey-
käme. Ich werde das ganze Manuſcript herausgeben, und

laße bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächſtens ſenden will.

Ob Ihnen ſonſt von meinen letzten Schriften einiges zu Geſichte gekommen, daran zweifle ich faſt; und wenn es nicht geſchehen, ſo iſt es vielleicht eben ſo gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Klotz, der in Ermangelung von Gründen ſeine Gegner auf das pöbelhafteſte verleumdet und ſchmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie alſo gutes und böſes von mir geleſen haben; und des letztern leicht mehr als des erſtern.

Daß Carl eine Verſorgung erhalten, bei der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, iſt ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geſchrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, mir bald wieder zu ſchreiben, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet laßen werde.

Der Frau Mutter, und meiner Schweſter empfehl ich mich zu vielmalen, und ich bin äußerſt erfreut, daß ſich erſtere noch ſo wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverläßig nach Dresden, und werde ſodann nicht allein meine Aeltern, ſondern auch den Bruder Theophilus beſuchen, den ich indeß herzlich grüßen laße.

Ich verharre

Dero

Wolfenbüttel den 27 Julius 1770.

gehorſamſter Sohn Gotthold.

An Madame König.

(Leſſings künftige Frau.)

Wolfenbüttel, den 25. Oktbr. 1770.

Meine liebſte Freundin!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müſſe ein Brief von mir unterwegs ſeyn: denn ſonſt kann ich erſt in ein und zwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das häßliche Wien, daß es ſo weit iſt! Auf alle meine Briefe haben Sie mir nun geantwortet: und es kömmt darauf an, ob Sie mir einen aus freyem Willen ſchreiben. Einen wohl zwar — denke ich — aber den zweyten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht ſehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen ſind, und alles daſelbſt nach Wunſch gefunden haben. An Freunden und Zerſtreuung und Beſchäftigung wird es Ihnen nicht fehlen; und ich kann daher ein *großes Theil* für Sie nun ruhiger ſeyn, als ich während *der Reiſe ſeyn durfte, wo Sie* Ihrer eigenen Geſellſchaft überlaſſen waren. Denn Ihr Mädchen war ſo gut als keine, wo nicht gar noch ſchlimmer als keine. Zwar, wer weiß? Am Ende iſt es doch wohl beſſer geweſen, daß das Creatürchen ſeine eigenen Angelegenheiten hatte, daß es liebte und trank, den erſten den beſten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding geweſen wäre, das ſeine Frau nicht aus den Augen gelaſſen, und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entriſſen: durch dieſes wären Sie in Ihrem Kummer beſtärkt worden. Sie werden ſagen, daß ich eine beſondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin ſtolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie ſelbſt, wie ich oft gemerkt habe, beſitzen ein gutes Theil von dieſer Gabe, die ich Ihnen recht ſehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben ſie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moraliſiren: ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals; und fange faſt an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzuſuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben ſo viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigſtens, die gut da ſind, können vielleicht recht ſehr gut ſeyn. Sehen Sie, was ein Paar Beyſpiele vermögen! Zwey Wiener Grafen und Kaiſerliche Kammerherrn, von Winzek und von Chotek, haben ſich auf ihrer Durchreiſe einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beyfalle, den ſie bey Hofe erhalten — Sie wiſſen wohl, wie weit der Beyfall bei Hofe her iſt — uns alle in Erſtaunen geſetzt. Sie wiſſen eben ſo wohl, wen ich unter uns allen verſtehe; die alle, welche ein Reiſender nur einigermaßen dem Nahmen nach kennen kann. Sie haben jeden von dieſen beſucht; und von ungefähr war ich eben zu Braunſchweig und logirte in meiner Roſe, — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weiſe mußten dieſe Herren ebenfalls da einkehren. Es ſind wirklich ein Paar vortrefliche Leute, voller Kenntniß und Geſchmack. Sie ſind auf ihrer Rückreiſe nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Geſellſchaften, wie ſehr ſie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. machte ihnen das Kompliment, daß ſie eine ſehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Kompliment war nicht das feinſte; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek iſt, darauf ertheilte, war deſto feiner: wir ſchämen uns, wenn wir es ſind. Der andere iſt ſchon ein Mann, und hat Güter in Italien, bey Mayland, wo er ſich auch ſeit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht geweſen, ſo daß ihn vielleicht auch da niemand kennt.

Ich darf nicht beſorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? denn, wie geſagt, es ſind recht ſehr gute Leute, und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Urſache ſind Sie, und der Schwediſche Geſandtſchaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen ſo ſehr beſorgt? Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geſchrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg iſt es geweſen, an welchem die Mine geſprungen. Götze fragte bey dem Magiſtrate an, wie es mit dem ſtreitigen Gebete gehalten werden ſollte, und bekam zur Antwort, daß es bey Seite gelegt, und ein anders dafür gewählt werden ſollte. Voller Verdruß hierüber, bat er um Erlaſſung von ſeinem Seniorate, und erhielt ſie ſogleich. Man erzählt, ſeine Frau ſey darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus ſchließen, daß ihm ſelbſt die geſuchte Erlaſſung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, das iſt daraus nicht zu ſchließen? Sondern alles was daraus zu ſchließen iſt, iſt dieſes, daß ſich natürlicher Weiſe eine Frau über den Verluſt eines Titels nicht ſo leicht tröſten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorinn auf einmal wieder Frau Paſtorinn werden ſoll, das iſt keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht? Jetzt ſollen die abſcheulichſten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herum gehen, die Götzen zu dieſem Schritte gezwungen: und wenn dieſe nichts helfen, ſo betauert er es am Ende doch wohl ſelbſt, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, ſo zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwey Monaten an keinen Menſchen dahin geſchrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott ſey Dank, nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern, werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde eben nicht ſehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verſchiedenen Zeitungen geleſen hätte, daß nun bald das deutſche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sonnenfels die Aufſicht darüber erhalten. Beſuchen Sie es doch alſo ja fleißig, und verſchweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erſcheinen. Es ſoll mich ſehr freuen, wenn S. in Wien mehr Gutes ſtiftet, als mir in Hamburg zu ſtiften gelingen wollen. Aber ich ſorge, ich ſorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzuſtrenger Eifer gegen das Burleske, iſt gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundin, nur recht viel Freundſchaft in Wien erweiſet: ſo will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in ſeiner Theater-Verwaltung machen dürfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater; nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir ſind mit allem fertig, was in dieſem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie ſoll in den beyden letzten mahlen ſehr glücklich geweſen ſeyn. Sie glauben nicht, wie anſehnliche Einſätze ſie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaubert und zaubert man, die hieſige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es giebt ja auch in Wien eine ſolche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingeſetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zuſammen einſetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben vertheilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen: ſo will ich es ſodann in Hamburg damit verſuchen. Oder beſtimmen Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zuſammen einſetzen wollen. —

Und nun iſt ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmal Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie ſich auch zugleich, indem Sie mir eben ſo weitläuftig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beſte. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. November 1770.

Mein lieber Bruder,

Herr Moſes wird Dir ſo etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir verſprach, nächſtens mehr zu ſchreiben. Das will ich jetzt zu thun verſuchen, obſchon mein Kopf ſeit einigen Tagen auch nicht die geringſte Anſtrengung vertragen will. Doch ich weiß, Du nimmſt mir es nicht übel, wenn ich auch noch ſo verwirrt und albern ſchreibe.

— — Es iſt nicht mehr als billig, daß Du auch die Vertheidigung des P** gegen den Abt Pernetti überſetzeſt. Aber willſt Du mir es nicht übel nehmen, wenn ich Dich erinnere, etwas mehr Achtſamkeit und Genauigkeit ſowohl auf Deinen Styl als auf den Sinn Deines Verfaſſers zu wenden? Beſonders ſind Dir in Anſehung des letztern in den zwey Theilen einige wunderbare Fehler entwiſcht, die ich Dir wohl ein andermal mittheilen will. Ich bin es nicht, der ſie bemerkt hat, ſondern der hieſige Hofprediger Mittelſtädt hat Deine Ueberſetzung mit dem Originale verglichen, und mir einige derſelben angezeigt; ob er ſchon die Ueberſetzung überhaupt ſonſt nicht für ſchlecht erkennt.

Hiernächſt aber rathe ich Dir ſehr, weniger zu ſchreiben, das iſt, weniger drucken zu laſſen, und deſto mehr für Dich zu ſtudieren. Ich verſichere Dich, daß ich dieſen Rath für mein Theil ſelbſt weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umſtände weniger nöthigten, zu ſchreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; ſo habe ich ſchlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu ſetzen, als zu ſchreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als jetzt: und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe.' Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert; was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchriebe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen. Ich fühle es, daß mir ſchon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit koſten wird, als der ganze Bettel werth iſt. Indeß habe ich es Herrn Voß einmal zu thun verſprochen, und ich will mein Möglichſtes anwenden, wenn er auch nur jede Meſſe einen Band bekömmt.

Wahrlich, ich möchte Dir gern noch manches ſchreiben — beſonders was Theophilus und unſere Mutter betrifft; — aber der Kopf iſt mir über meine ſchurkiſchen Umſtände vollends noch ſo wüſte geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich ſchreibe. Lebe wohl. Ich bin

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, den 16. Decemb. 1770.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber dieſen Dank nicht eher bekommen, daran iſt Ihr Milchbruder Schuld,[1] der die Oden mit ſammt dem Briefe länger als vierzehn Tage bey ſich gehabt, und ſie mir erſt heute wieder geſchickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geſchickt habe, ſo will ich Ihnen auch nun ſeinen ſchicken: ſo erhalten Sie hübſch auf Einen Brief zwey Antworten, welches ich mir indeß gut zu ſchreiben bitte.

Die Ode an die Könige will ich mir dreymal laut vorſagen, ſo oft ich werde Luſt haben, an meiner antityranniſchen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derſelben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen ſieht, als der beſte römiſche. Aber wenn! wenn! Dieſen Winter gewiß nicht. Denn dieſen werde ich wohl ſo ziemlich gerade an dem andern Ufer des Fluſſes, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muſcheln aufſuche, verſchleudern, und verſchleudern müſſen. Sie werden mich wohl verſtehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden laſſen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück oder zum Unglück, von dieſen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt ſind, und mit welchen ich ungefähr die erſetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müſſen.

Aber glaubten Sie wohl, wie ſehr ich dabei auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernſte, liebſter Freund, was ich Sie nun bitten will, müſſen Sie mir ſchlechterdings nicht abſchlagen.

Mit heutiger Poſt ſchicke ich bereits die erſten vier Bogen von dieſen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und ſie ſollen ſchlechterdings nicht eher in die Druckerey, als bis ſie Ihre Cenſur paſſiret ſind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig iſt (ich ſage, gar zu mittelmäßig, denn leider müſſen es nicht allein Sinngedichte, ſondern Bogen voll Sinngedichte werden); und wo eins durch eine geſchwinde Verbeſſerung ſich noch ein wenig mehr aufſtutzen läßt, ſo haben Sie doch ja die Freundſchaft, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben.[1] Ihnen kann ſo etwas nicht viel Mühe koſten; denn Sie haben noch alle poetiſche Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetiſche Farben ſind. Desgleichen wünſche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographiſchen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen ſind.

Ich verlaſſe mich darauf, liebſter Freund, daß Sie ſich dieſer Anforderung auf keine Weiſe entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beyträge zu dem zweyten Theil Ihrer geſammten Sinngedichte, die gewiß nicht ſchlecht ſind, und ſich zum Theil von Dichtern herſchreiben, die itzt völlig unbekannt ſind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz ergebenſter,
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Beſter Freund!

Ich komme von Braunſchweig, wo ich vierzehn Tage geweſen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß

[1] *So nannte* Ramler den Hofrath Ebert, *von dem ſehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog von Braunſchweig geſagt hatten, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre.* Nicolai.

[1] Iſt geſchehen; und Leſſing verließ ſich ſo ſehr auf ſeinen Freund, daß er ſich die Handſchrift nicht erſt zurückſchicken, ſondern ſie in Berlin bey Voß drucken ließ. Nicolai.

ch da auch nicht eine Feder anzuſetzen im Stande bin, ſonſt würde ich Ihnen gewiß ſchon eher geantwortet haben.

Ich ſahe, zufolge Ihres erſten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguſon aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit ſeinem J. einander ſo lange gefielen. Denn daß ſie abgereiſt ſeyn ſollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen laſſen: ſo ähnlich es ſchon dieſen Leuten im Grunde ſieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwey wunderlichſten Geſchöpfe in der Welt ſind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich ſchreibe, ſo hätte ich eben Luſt, dieſe Gleichheit in einem ſchönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch ſelbſt darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguſon will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir nun ſchon einmal leben, und zu unſrer Ruhe beſtändig fortleben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.

Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen laſſen. Zwar iſt Ihre Anmerkung ſehr gegründet, daß man bey Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maaß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen. Allein doch wohl nur bey ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſeyn ſollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menſchen? Und ſollen das die ſeyn, von welchen bei dem Ungenannten die Rede iſt? Ich bin verſichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er ſie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergeſſen haben, ſich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einſichten zurück zu ſtellen. Aber ſind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablaſſen ſollen? Sie ſollen vielmehr die erhabenſten Muſter der Tugend ſeyn, und die geringſte ihrer Handlungen ſoll in Abſicht auf eine gewiſſe göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet ſeyn. Wenn alſo an Dingen, die ſich nur kaum entſchuldigen laſſen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden ſoll und will: ſo thut, denke ich, der Weiſe Unrecht, wenn er dieſe Dinge blos entſchuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen ſprechen, die ſie in unſern beſſern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die ſie in noch beſſern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bei unſerm Ungenannten aufgefallen iſt, muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen. —

Die Neugierde der bewußten Perſon nach dem Manuſcript hat ſich halten laſſen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich fürchte, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, ebenfalls nicht weit her iſt: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bei ſich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was iſt das für ein neuer Angriff, der in den Jenaiſchen Zeitungen von Lavatern auf Sie geſchehen? Ich leſe dieſe Zeitung nicht, und habe ſie auch in ganz Braunſchweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der erſten Poſt zu ſenden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freyheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich ſende Ihnen hierbey auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name iſt mir ſo eckel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen. Der Abt ſagte zu verſchiedenen malen: das iſt nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen. — —

Dero

ergebenſter Freund

Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 6. Junius 1771.

Liebſter Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer Eliſe etwas lange ſchuldig. Aber Sie kennen meine Nachläſſigkeit im Schreiben ſeit langer Zeit, und haben nie etwas Nachtheiliges daraus geſchloſſen. Sollten Sie nun erſt anfangen, an meiner Freundſchaft und Hochachtung darum zu zweifeln? Das thun Sie gewiß nicht.

Eliſe hat mir ſehr wohl gefallen, und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht ſo ſelten mit dem Tone ſolcher Gedichte gleich geſtimmt wären. Der Bücherſtaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig ſeyn. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergeſſen. Ich werde, weil ich ſtumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht ſind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weiſe verloren habe.

Daß ich aber hiermit nichts mehr von mir ſage, als was die Wahrheit iſt, davon wird Sie mein Sculletus ſehr deutlich überführen. Ich vergebe es allen, die mich damit auslachen werden. Ich habe es mehr als einmal geſagt, daß es wenig Geſchmack verräth, die Reime eines ſolchen Schulfuchſes itzt wieder drucken zu laſſen. Ich könnte mich zwar mit dem Orte entſchuldigen, für den er eigentlich beſtimmt war: für Zachariäs Sammlung. Aber ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt. — —

Dero

ganz ergebenſter Freund
Leſſing.

Meine liebe Mutter,

Ich würde Ihnen gewiß mit dem Hrn. von Carlowitz geſchrieben haben, wenn ich bey ſeiner Abreiſe im Stande geweſen wäre, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Aber dieſes thun zu können, habe ich erſt meine zu Johannis gefällige Beſoldung heben müſſen, womit es ſich dieſesmal länger als gewöhnlich verzogen hat. Sie werden mir es alſo vergeben, daß die zugeſagten 50 Rthlr. erſt nunmehr hierbey erfolgen; womit ich nichts als die Bitte verknüpfe, gewiß von mir zu glauben, daß ich die Summe gern vermehret hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre. Ich hoffe indeß, und will mein beſtes dazu thun, daß ich Ihnen in einigen Monaten wiederum eine kleine Remeſſe machen kann. Daß Sie es mit der Schweſter nöthig haben werden, *kann ich mir ſehr leicht vorſtellen:* und Gott iſt mein Zeuge, *wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit* auf einmal ſetzen wollte, wenn ich mich nur ſelbſt noch zur Zeit in beßern Umſtänden befände. Haben Sie alſo mit meinem Unvermögen Geduld, und ſeyn Sie verſichert, daß ich dieſes Unvermögen nicht blos vorwende.

Es iſt allerdings unſere Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein ſo guter Vater durch ſeine Kinder gerathen iſt, auch von ſeinen Kindern bezahlt werden. Ich habe mich auch ſchon mehr als einmal erbothen, ſie ſämmtlich über mich zu nehmen: das iſt, ſie ſchriftlich über mich zu nehmen, und eine Obligation oder Wechſel dagegen auszuſtellen. Wem von unſern Schuldnern dieſes gefällig iſt, der kann zu der Zeit, die ich ihm feſtſetzen will, ſich gewiße Bezahlung verſprechen. Wer aber aus Grobheit oder Eigenſinn ſogleich baar bezahlt ſeyn will, — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten iſt kein Menſch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indeß ſagen. Ich bin bey mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtſchaffen meine, und kein Menſch ſoll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben. Aber Zeit muß man mir laßen: oder man ſage mir, wie ich es ſonſt anfangen ſoll.

Was das zu druckende Andenken anbelangt, ſo will ich mit nächſten an Theophilus weitläuftig darüber ſchreiben. So wie es Theophilus aufgeſetzt hat, iſt es recht gut: aber ich ſehe wahrlich nicht ein, warum es, den dummen und boshaften Camzern zu gefallen, gedruckt werden muß. Eben ſo vollſtändige Nachrichten von unſers Vaters Leben ſind ſchon an mehr als einem Orte gedruckt, und es iſt immer noch Zeit, der Welt zu ſeinem Lobe etwas zu ſagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe ſeyn, wie er nach der Leichenpredigt abgeleſen wird. Ich habe mir es feſt vorgenommen, etwas aufzuſetzen: aber es ſoll etwas ſeyn, was man weiter als in Camenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieſet. Dazu aber brauche ich Zeit und Geſundheit, woran es mir leider itzt fehlet.

Beruhigen Sie ſich alſo immer, meine liebſte Mutter, über dieſen Punkt! Die beſte Ehre, die wir unſerm verſtorbenen Vater erzeigen können, iſt, daß wir Sie um ſo viel mehr lieben, und ſo ſehr als möglich iſt unterſtützen. Beides dieſes gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen; und ich bin es auch von meinen übrigen Brüdern überzeugt, daß ſie ſich um die Wette darum bemühen werden. Leben Sie indeß mit der Schweſter, die ich vielmals grüße, recht wohl, und verſichern Sie mich bald, daß Sie allezeit in gutem an mich denken.

Dero

Wolfenbüttel
den 7 Julius 1771.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14. Nov. 1771.

Mein lieber Bruder,

Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweiten Theile der vermiſchten Schriften ſende: ſo will ich auch zugleich auf Deinen letzten Brief, und beſonders den vornehmſten Punkt deſſelben, antworten.

Ich ſage Dir alſo kurz und gut — Ob ich ſchon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Urſache habe, unzufrieden zu ſeyn, auch wirklich nicht bin; ſo ſehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern kann. Beſonders würde ich die Einſamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt geweſen, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben ſeyn, dünkt mich wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich, wenn ich vorausſetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich eben ſo gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung meiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was mir alles auf dem Halſe liegt, viel zu kümmerlich ſind. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was kann das für einer ſeyn? Wenn er das Theater betrifft: ſo mag ich gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſario ſteht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die ich dort fodern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier ſeyn, und man müßte mir es hier ſehr verdenken, wenn ich eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorſchlag das Theater nicht, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe ich Dir, würde ich mich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Ich ſetze voraus, daß ich bei dieſem Tauſch in allem Betracht gewönne.

So viel kannſt Du dem Herrn Profeſſor Sulzer in meinem Namen verſichern, mit dem verbindlichſten Danke für ſeine gütige Verwendung bey dieſer Sache. Ich erwarte ſodann ſeine weitere Aeußerung, und zwar je eher je lieber, weil ich ſonſt hier gewiſſe Dinge allzulange verzögern müßte, die mich hernach mehr binden würden, als ich im Grunde itzt gebunden bin. Ueberreiche zugleich Herrn Sulzer ein Exemplar vom erſten Theile der vermiſchten Schriften. —

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 31. Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich habe zur Zeit noch nichts in der bewußten Angelegenheit aus Wien vernommen, und ich muß Dir ſagen, wenn man daſelbſt verlangt, daß ich erſt zum Beſuche hinkommen ſoll, ſo kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur ſelbſt, wie unanſtändig und unſicher es ſeyn würde, zu einer ſolchen Reiſe den Herzog um Urlaub zu bitten? Sollte ich ihm die Wahrheit ſagen? oder ſollte ich ſie ihm nicht ſagen? Sagte ich ſie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrſcheinlich genug ſeyn, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nehmlich, daß ich mich in Wien beſehen wollte, ob es mir zu einem beſtändigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich mir für eine Antwort gewärtigen?

Ich ſehe nun überhaupt wohl, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja nun ſchon genug davon; und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, „daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm dabey die freye Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfang künftigen Jahres ſeine Stelle antreten und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Litteratur unſres Vaterlandes von größter Wichtigkeit ſeyn würden.“

Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, ſofort berufen können: warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? warum muthen ſie mir denn erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtigung ſey für mich. Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie eben ſowohl für die Wiener ſeyn ſolle, wie für mich. Kurz, wie geſagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. — Und zieht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir eben ſo lieb ſeyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren. —

Alſo von andern Dingen. — Es thut mir leid, daß ich Dir in Deinem Vorhaben, etwas aus dem Engliſchen zu überſetzen, weder rathen noch helfen kann. In die Bibliothek kömmt von neuen engliſchen Sachen gar nichts, und Ebert hat auch ſeit langer Zeit nichts bekommen. Von denen, die Du in Vorſchlag bringſt, würde ich am meiſten für Dowe's Nachricht von Hindoſtan ſeyn, aus Gründen, die Du ſelbſt berührt haſt. Doch ich bin nicht vermögend, Dir die neue Ausgabe zu ſchaffen. An den Buncle wollte ich nicht, daß Du Dich machteſt. Zum Ueberſetzen iſt er ſchlechterdings nicht; und etwas Aehnliches aus ihm für deutſche Leſer zu machen, das würde keine Meßarbeit ſeyn.

Die Suffisance de la religion naturelle kenne ich nicht; aber, wenn ſie ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo iſt ſie ein nützliches und gutes Buch, bei welchem ich bleiben würde.

Mit meiner Tragödie geht es ſo ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die erſten drey Acte überſenden. Mich verlangt, was Du davon ſagen wirſt. Mache nur, daß ſogleich daran kann gedruckt werden. — —

Lebe wohl und ſchreibe mir bald.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 10. Febr. 1772.

Liebſter Bruder,

Es iſt mir recht ſehr lieb, daß Dir mein Ding von einer Tragödie noch ſo ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkungen darüber ſind mir ſehr willkommen geweſen. Ich bitte dich, auch in Anſehung des Ueberreſtes damit fortzufahren.

Die Stelle S. 41. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn; muß ich Dir geſtehen, iſt, ſo wie ſie iſt, zwar kein Fehler des Abſchreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung gefallen. Im Grunde ſoll es gar keine beſondere tiefe Anmerkung ſeyn, welche Emilia freylich in ihrer Verfaſſung nicht machen könnte; ſondern ſie ſoll bloß damit ſagen wollen, daß ſie nun wohl ſehe, die Furcht habe ſie getäuſcht. Aber freylich, der Ausdruck iſt ein wenig zu geſucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, ſo laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich (—) ſetzen, daß es mit dem Folgenden nicht zuſammen ausgeſprochen wird.

Was Du von dem Charakter der Emilia ſagſt, hat viel Wahres. Aber ſo ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Urſachen:

1) Weil das Stück Emilia heißt, iſt es darum mein Vorſatz geweſen, Emilien zu dem hervorſtechendſten, oder auch nur zu einem hervorſtechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Perſonen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philoſophinnen ſind gar nicht nach meinem Geſchmacke. Wenn Ariſtoteles von der Güte der Sitten handelt, ſo ſchließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorſam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer poſitiven Religion von Aberglauben und ſchwachem Geiſte? Wollteſt Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Meſſe gehen, und während der Meſſe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige anrufen? — *Wegen des Zuges* mit dem Traume haſt Du ganz Unrecht; weshalb Du das Manuſcript nur wieder nachſehen darfſt. Emilia glaubt nicht an den Traum; ſondern ſie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für ſehr natürlich: wegen ihres größern Geſchmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob ſie ſchon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: ſo darf er doch gar wohl ſonſt Eindrücke auf ſie machen. Appiani iſt es, der ſich dabey länger aufhält, als ſie beyde. Aber auch den laſſe ich die Urſache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia intereſſanter, und ſie ſelbſt thätiger. — Nur käme das ein wenig zu ſpät, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchon einen kleinen Begriff von ſich erweckt hätte. —

Doch es ſey auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen älteſten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drey Acte abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie nur geſpielt, aber nie gedruckt werden ſollte.

Was Du von dem Charakter der Orſina ſagen wirſt, verlangt mich am meiſten zu hören. Wenn er einer guten Schauſpielerin in die Hände fällt, ſo muß er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geſchieht, ſo antworte mir nur recta nach Braunſchweig, wo ich mich bis gegen den 20ſten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 22. März 1772.

Liebſter Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft geſagt, wie gut und nothwendig es ſey, daß ſich der Dichter zu dem Volke herablaſſe. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun verſucht. Aber noch keinem iſt es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, daß dieſe Ihre Art die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre iſt.

Sich zum Volke herablaſſen, hat man geglaubt, heiße: gewiſſe Wahrheiten (und meiſtens Wahrheiten der Religion) ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Dieſe Herablaſſung alſo hat man lediglich auf den Verſtand gezogen; und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherley Umſtände des Volkes beſteht. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere von

ſelbſt daraus folgt; da hingegen jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch iſt, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſowohl am Verſtande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gemengt; nicht, um es durch gewinſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen in Anſehung des letztern die meiſten von dieſen Ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt ſich zu verlieren ſcheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur, und dem Seneca ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankömmt, ob ſie erzwungen oder freiwillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzuſetzen wünſchte, um den aufmerkſamern Leſer in den eigentlichen Geſichtspunkt derſelben zu ſtellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geſchickt, den geringſten Einfall ſo auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch ſchon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendſten und zugleich unangenehmſten Arbeit bis über die Ohren ſteckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermiſchten Schriften koſtet mir viele Zeit: und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbey ſchicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna ſchicke. — Meynen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? Sara! Minna! Emilia!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi und Herrn Michaelis. Des letztern beyde Briefe ſind, im Ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachläſſigkeiten in dem erſten hätte er ſich nicht erlauben ſollen, hätten ihm ſeine Freunde in Halberſtadt, in deren Werken alles ſo ausgefeilt, alles ſo voller Licht iſt, nicht ſollen hingehen laſſen.

Dero

ganz ergebener

Leſſing.

An Ramler.

Braunſchweig, den 21. April 1772.

Liebſter Freund,

Wie ſehr ich Ihnen für Ihren Beyfall und Ihre freundſchaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute Aufnahme zu verſchaffen, verbunden zu ſeyn Urſache habe, das können Sie nur ſelbſt am beſten erachten. — Aber nun auch die beſſere Art des Beyfalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir ſie verſprochen, und ich erwarte ſie ſo gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, iſt das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufriſchen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritiſirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbeſſern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbeſſern eines dramatiſchen Stücks insbeſondere faſt für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewiſſen Grade der Vollendung gebracht iſt, und die Verbeſſerung mehr als Kleinigkeiten betreffen ſoll: ſo nutze ich die Kritik zuverläſſig zu etwas Neuem. — Alſo, liebſter Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieſer Art machen ſoll; ſo ſehen Sie, worauf es dabey mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieſes Nehmliche beſſer zu machen, ſondern überhaupt etwas Beſſeres zu machen. Und wenn auch dieſes Beſſere ſodann nothwendig noch ſeine Mängel haben muß: ſo iſt dieſes allein der Ring durch die Naſe, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorſtellung bey Koch ausgefallen. Die hieſige bei Döbbelin habe ich noch nicht geſehen: aber man ſagt durchgängig, daß Emilia unter allen ſeinen Stücken dasjenige iſt, was er am beſten ſpielt. — Ueberbringer wünſchte ſehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und dieſe ſind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geſchwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf ſo ſchwach, ſo dumm iſt, daß ich nur noch kaum den Wunſch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt ſchließe ich noch mit dem Wunſche, daß Sie dieſen Wunſch nicht auch zu thun Urſache haben mögen.

Dero

ganz ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Wieland.

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erſt ſeit geſtern weiß, wie unendlich hoch ich ihn ſchätze. Aber eben das macht meine Antwort um ſo ſchwerer.

Dieſer Mann, weit unter dem, in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftſteller ſtolz ſeyn können, — dieſer Mann verſichert mich, über eines meiner Werke, von dem ich nicht wünſchte, daß es mein beſtes bleiben möchte, ſeines Beifalls auf eine Art — auf eine Art! Ironie kann es nicht ſeyn. Was ſoll ich dieſem Manne antworten? Gänzliche Ablehnung ſeines Lobes, wäre Beleidigung. Gegenlob wäre

eben ſo groſſe Beleidigung; und ſchaler. Er antworte ſich ſelbſt, ſtatt meiner.

Aber wenn Emilia nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betriegeriſchen Weines auf ihn gehabt hat, der unſere Geiſter eben ſo ſchnell wieder ſinken läßt, als ſchnell er ſie erhoben; wenn er izt in einer kalten nüchternen Stunde — und ich habe leider meine Antwort bis auf dieſe kalte Stunde verſchieben müſſen; — wenn er izt ſeinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Reizung für mich! Iſt der vollkommenſte Leſer den ich mir denken kann damit zufrieden: wohl gut —

Doch er beſorge nicht, daß ich ſein Lob misbrauchen werde. Ich will es nicht vergeſſen, daß der vollkommenſte Leſer auch zugleich der gutherzigſte iſt. Was er ſelbſt hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er lieſet: und doch hat er die Gefälligkeit, ſeine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden laſſen. — Ach, mein liebſter Wieland! — denn ſo habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längſt ſind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns geſehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem erſten Anblicke werde ich Sie ſchon viele Jahre geſehen zu haben glauben. Und doch wünſchte ich ſehr, daß auch dieſe Kleinigkeit unſerer Freundſchaft nicht fehlte.

Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zuſammen bringt. Dieſe Veränderung — o daß Sie eben ſo gut dabei fahren mögen, als der Prinz!

Ich ſage Ihnen, liebſter Wieland, wir ſind alte Freunde, und Sie ſehen, wie völlig ich Sie auf den Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen ſo ſpät: aber ich bin krank geweſen; und ich bin noch nicht geſund. Laſſen Sie mich dieſen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern; aber gewiſſen, um ſo viel lieber. Wollen Sie es noch einmal verſuchen? Mir wenigſtens zu ſagen, daß Sie meiner Entſchuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraſchte mich Herr Seyler. Wer das dritte Wort unſers Geſprächs geweſen, mag er Ihnen ſelbſt ſagen. Der Mann iſt gut, aber in gewiſſen Umſtänden können nur wenig Menſchen ſo gut ſcheinen, als ſie ſind. Wenn Sie ſich ſeiner in Weimar annehmen können, thun Sie es ja. Was ſoll der rechtſchaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglücklichen nicht helfen will? Aber wem ſag' ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebſter Wieland; und laſſen Sie mich dieſes ja vor vier Monaten geſchrieben haben.

Wolfenbüttel, d. 2. Septbr. 1772.

Leßing.

An Nicolai.

Braunſchweig, d. 22. Octob. 1772.

Liebſter Freund,

Ihr Brief iſt mir recht ſehr angenehm geweſen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, wie die Vorſtellung meiner Emilia bei Ihnen ausgefallen, das verſteht ſich; und wenn ich es ſchon nicht Wort haben wollte, ſo würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freylich nicht angenehm zu erſehen, daß ſie eben nicht zum beſten ausgefallen ſeyn müſſe. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geſchienen hat, ſo liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orſina. Denn daß das Intereſſe von jener Scene an nicht immer ſtiege: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bey allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich geſpielt haben. Denn auch das iſt ein Fehler: und ein verſtändiger Schauſpieler muß nie ſeine Rolle, wo es nicht nöthig iſt, zum Nachtheil aller andern heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorſtellung meines Stücks intereſſirt hat, war Ihr eignes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf ſchwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meiſten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur unterſuchen mag ich es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine ſolche Unterſuchung nicht wieder auffriſchen. Ich habe in dieſer Abſicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hieſigen Vorſtellung nicht ein einzigesmal beygewohnt. Ehe ich die dramatiſche Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hinein. Aber warum muß ich ſie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es in Ernſt fragen. — Mir iſt dieſer Tage eingefallen: ob denn die Fortſetzung unſrer antiquariſchen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgeſtorben ſeyn muß? Der Ton kann und muß freylich nicht mehr der nehmliche ſeyn: denn es iſt eben ſo unanſtändig als unnützlich, ſich mit einem Todten zu zanken, der ſich ſelbſt weder mehr beſſern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen ſein Buch, und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die ſich nach der Zeit bey meiner umſchweifenden Lectüre ſehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, geſagt zu werden. Laſſen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. Oct. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihm beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte? Krank bin ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch ſchon ſeit geraumer Zeit nicht müßig geweſen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich ſonſt zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben ſo gut hätte machen können. Eheſtens will ich Dir den erſten Band von Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ꝛc. ſchicken, womit ich ſo lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Luſt und Kräfte wieder bekomme, etwas Geſcheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber ſo bald ſich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünſche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt ſich ſo recht hübſch hinſchreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringſte Anſtrengung des Geiſtes. Dabey kann ich mich noch immer mit dem Troſte beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabey lerne; geſetzt auch, daß nicht das Hundertſte von dieſem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. — Doch warum ſchreibe ich Dir dies alles, und mache Dich unruhiger, als Du bey meinem gänzlichen Stillſchweigen nicht geweſen ſeyn würdeſt? — Ich wünſche, daß Du Deines Theils wirklich ſo vergnügt ſeyn magſt, als Du es in Deinem Briefe ungefähr ſcheinſt. Daß Du lange damit an Dich gehalten, in der Meynung, ich ſey verreiſt, thut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, und von Wolfenbüttel nach Braunſchweig. Und auch dieſe Veränderungen werde ich mir ſchlechterdings aufs künftige verſagen müſſen. Doch das ſoll mein geringſter Kummer ſeyn, und ich will mich gern noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.

Was Dir Graf von der Dresdner Agrippine geſagt hat, hatte ich auch bereits von daher gehört. Aber wenn auch nur dieſes wahr iſt, daß der Kopf nicht zu dem Körper paßt: iſt es dann nicht ſchlimm genug, daß Winkelmann und Caſanova von dieſem Umſtande gänzlich geſchwiegen? Ob der Kopf für ſich genommen, endlich auch antik oder nicht antik iſt, geht mich gar nichts an, und ich habe gar nicht nöthig, mich darauf einzulaſſen. Er ſey es immerhin. Genug, dieſe Statue iſt nicht nur ohne dieſen, ſondern ohne allen Kopf in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden; und dieſes iſt, was die Dresdner großſprecheriſchen Kenner entweder nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Ich habe es hier in der Bibliothek von ungefähr entdeckt, wo dieſe Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, ſondern auch ohne Arme, die ebenfalls neu ſind, geſtanden. Aber ſage Du, lieber Bruder, wenn Du von der Sache ſprechen mußt, dieſes eben nicht weiter. Denn wenn ſie in Dresden nachzuſuchen anfangen, ſo könnten ſie leicht dahinter kommen; und ich möchte gern einmal mit dieſem Exempel die windigen Künſtler beſchämen, die immer auf ihren untrüglichen Geſchmack pochen, und alle antiquariſche Gelehrſamkeit, die man aus Büchern ſchöpft, verachten.

Murr iſt ein —, der mir endlich einen Brief abgequält, und der bloß mir zum Poſſen dieſen Brief jetzt drucken laſſen, und den ganzen Quark von Klotzens Leben gegen mich geſchrieben hat, weil ich ihm ſeitdem nie wieder auf einen Brief geantwortet habe.

Die Lippertſchen Abdrücke ſind allerdings ein ſehr elendes Sammelſurium. Aber à propos dieſer Abdrücke: iſt es denn wahr, daß Herr Meil die beyden Steine geſtochen? Er ſoll mir die Platten ſchicken, oder wenigſtens einen Abdruck davon, und mir melden laſſen, was ich ihm dafür ſchuldig bin; ſo will ich das Geld an ihn einſenden.

Ich wünſche ſehr, daß es wahr ſeyn mag, daß der König endlich für Kochen etwas thun will. Hier thut der Herzog für Döbbelin mehr, als er werth iſt, ob es gleich dem ungeachtet nicht mit ihm geht. Er iſt ein — —, der zur wahren Aufnahme des Theaters eben ſo wenig thun kann als will.

Nun lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. December 1772.

Mein lieber Bruder,

— — Herr Voß hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böſe auf mich iſt, ſo thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich geweſen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beyträge mußten ſchlechterdings gemacht ſeyn: denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte. Den zweyten Theil meiner vermiſchten Schriften ſoll er auf Oſtern gewiß haben; was ich ihm aber ſonſt auf dieſe Zeit verſprechen könnte, wüßte ich nicht. Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen ſollte, will ich wohl bleiben

laſſen. Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, ſechs Wochen auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne dieſe zu bekommen! Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſey, geſetzt daß meine Stücke auch ſo viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſetzt ſich ſeine Preiſe; jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth ſind; ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es mir genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande geweſen wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närriſch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigſtens nicht offen halten, und das Publicum erſt mit meinen Stücken ſättigen wollte. Das Geld iſt gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſeyn, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater. — —

Lebe wohl und antworte mir bald.

Gotthold.

An Heine.

Wolfenbüttel, den 18. Jan. 1773.

Ew. Wohlgeboren prophezeyten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu ſtehen kommen werde; indem er mir an ſolchen Unterſuchungen Geſchmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und ſich nur ſelten noch ſo belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieſer Prophezeyung! Wenn Sie ſo gütig ſind, und glauben, daß ich wohl etwas Beſſeres hätte ſchreiben können: ſo vergeſſen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Beſſeres ſchreiben ſoll. Der bin ich einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach ſeyn.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8. April 1

Mein lieber Bruder,

Du biſt hoffentlich, ungeachtet meines abermalangen Stillſchweigens, überzeugt, daß ich Dich liebe, an Deinem letzten Unfall recht ſehr viel Theil genom Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir nicht etwas davon gemeldet, als bis Du Dich völlig außer fahr befandeſt. Ich konnte doch alſo wenigſtens n einmal froh ſeyn; und auch das iſt ſchon Vergnüge einen, der ſonſt von keinem weiß.

Du ſieheſt nun wohl, daß mein Stillſchweigen immer die nehmliche Urſache hat. Ich bin ärgerlich arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel iſt, un mal aufzuhören, jenes zu ſeyn. Aber Du und Herr Ihr irret Euch ſehr, wenn Ihr glaubt, daß es mi ſolchen Umſtänden ja wohl gleichgültig ſeyn könne, ich arbeite. Nichts weniger: weder in Anſehung der A noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum i beite. Ich bin in meinem Leben ſchon in ſehr elenden ſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo i eigentlichen Verſtande um Brodt geſchrieben hätte. habe meine Beiträge bloß darum angefangen, weil Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch nach den dern in die Druckerey ſchicken darf und ich doch dafür Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von Tage zum andern zu leben. Wenn Du nicht begr kannſt, wie ein Menſch, der doch jährlich 600 Thaler in ſo kümmerlichen Umſtänden ſeyn kann: ſo muß id ſagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein zes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müſſen, nicht verklagt zu werden. Erlaube mir nur, daß id weiter nichts hierüber ſchreibe; und wer nun noch z zweifelt, daß es die abſolute Unmöglichkeit iſt, waru gewiſſe Pflichten nicht erfülle, mein Verſprechen in ge Dingen nicht halte, den bin ich ſehr geneigt eben ſo ſe verkennen, als er mich verkennt.

Vor einiger Zeit ließ es ſich hier an, als ob mar glücklichere Ausſichten machen wollte. Es war der prinz ſelbſt, der mir von freyen Stücken Vorſchläge wegen that. Aber ich ſehe wohl, daß man mir nur Maul ſchmieren wollen; denn ſeit acht Wochen hö nichts weiter davon. Ich bin ſeit dieſer Zeit auch wieder in Braunſchweig geweſen, und feſt entſchloſſen, einen Fuß wieder dahin zu ſetzen, als bis man die S eben ſo ohne alle mein Zuthun zu Stande bringt, als ſie angefangen hat. Denkt man aber gar nicht, oder ſobald darauf, und läßt man mich erſt mit meiner A in der Bibliothek fertig werden, ſo können ſie ſehr verſ ſeyn, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten l und in Jahr und Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus e andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es iſt ohne dies

recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudieren; aber ſich darin vergraben, iſt eine Raſerey. Ich merke es ſo gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig ſeyn, und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armſeligkeit, die nach meinem erſten Plan hineinkommen ſoll, fortſetzen und ausführen. Dieſes nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.

Du fragſt mich, wie es mit Wien ſey, und ob man da noch anſtehe, ein Stück von mir mit hundert Louisd'or zu bezahlen? Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildeſt, daß ich Anträge deßwegen gemacht, oder auch nur machen laſſen?

Von dem Theater auf die Kanzel zu kommen. Wenn Herr Eberhard mich nicht beſſer verſteht, als Du mich zu verſtehen ſcheinſt, ſo hat er mich ſehr ſchlecht verſtanden. So habe ich wirklich, meinſt Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſeyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.

Aber ſo ſehr, als Du, verachte ich gewiſſe gelehrte Arbeiten nicht, die, dem erſten Anſchein nach, mühſamer als nützlich ſind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie ſie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weiſe zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen.

Daß Cacault hier bei mir in Wolfenbüttel iſt, wirſt Du ohne Zweifel ſchon gehört haben. Er ſtudiert ſehr fleißig deutſche Philoſophie; und da ich hier faſt niemanden ſehe, ſo iſt es mir eben nicht unangenehm, daß er mich alle Abende beſucht.

Dein

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14ten Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit ſind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten läſſeſt, mir ſo oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen; ſo ſtrafſt Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubſt nicht, wie ſauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben, die einen zuſammenhangenden Verſtand haben ſollen. Unſer Freund Moſes hat mir viel Gutes von Dir geſagt. Du biſt fleißig; aber ich bitte Dich, ſey es ja ſo, daß Du es auf die Länge ſeyn kannſt. Ich mache dieſe Erinnerung, weil Du ſie mir zu brauchen ſcheinſt. Du lieſeſt ſehr viel, und ſchreibſt ſehr viel. Alle die neuen Werke, über die Du mir Deine Gedanken mittheilſt, habe ich noch kaum angeſehen. Und wenn ich in Jahr und Tag, wie Du, zwey Komödien gemacht haben ſollte, und mit dem dritten Stücke ſchwanger ginge, ſo wäre ich ſicherlich, vor Entbindung mit dieſem dritten, entweder im Tollhauſe oder im Grabe.

Ich bin indes ſehr begierig, dieſe Deine Komödien zu ſehen. Schicke mir ſie alſo; und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Maſſaniello machen willſt. Vielleicht kann ich Dir in dieſem letztern einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieſes Sujet einmal durch den Kopf gegangen iſt. Hiſtoriſche Quellen weiß ich Dir keine andere anzuzeigen, als Du ſchon kennſt. Aber weißt Du denn auch, daß Du ſchon einen dramatiſchen Vorgänger haſt? und einen dramatiſchen Vorgänger in Deutſchland? Es iſt kein geringerer, als Chriſtian Weiſe, deſſen Trauerſpiel von dem Neapolitaniſchen Haupttrebellen Maſſaniello Du in ſeinem Zittauiſchen Theater finden wirſt. Wenn Du es noch nicht geleſen haſt, ſo lies es ja. Es hat ganz den freyen Shakſpearſchen Gang, den ich Dir ſehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirſt Du, des pedantiſchen Froſtes ungeachtet, der darin herrſcht, hin und wieder Funken von Shakeſpearſchem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkſt, kann ich freilich nicht wiſſen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entſchloſſenheit, zum Beſten Anderer ſein Leben zu wagen, in einem ſo rohen Menſchen; die großen Fähigkeiten, welche Umſtände und Noth in einem ſo rohen Menſchen erwecken und ſichtbar machen. Dieſes ließ auch mich ihn als einen ſehr ſchicklichen tragiſchen Helden erkennen; aber was mich mehr als alles dieſes hätte bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung ſeines Verſtandes, die ich mir aus ganz natürlichen Urſachen in ihm ſelbſt erklären zu können glaubte, ohne ſie zu einem unmittelbaren phyſiſchen Werke ſeiner Feinde zu machen. Ich glaubte ſonach den Mann in ihm zu finden, an welchem ſich der alte raſende Herkules moderniſiren ließe, über deſſen aus ähnlichen Gründen entſtandene Raſerey ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der theatraliſchen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmähliche Entwicklung einer ſolchen Raſerey, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben ſchien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen ſeyn laſſen. Es ſollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorſatz auch wären.

Meinen Empfehl an Herrn Eberhard. Man hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Moſes hier zu ſehen. Ich bin gewiß, daß wir mit einem Dutzend mündlichen Worten unſeren ganzen

Streit würden beygelegt haben. Von dem, was mir Moſes darüber geſagt hat, bin ich zum Theil überzeugt, zum Theil nicht. So gründlich aber auch beydes iſt, oder ſeyn mag: ſo würde es, Schwarz auf Weiß, mich nur wenig treffen. Denn ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nehmlich davon: die Hölle, welche Herr Eberhard nicht ewig haben will, iſt gar nicht, und die, welche wirklich iſt, iſt ewig. Warum alſo nicht lieber die abgeſchmackten ſinnloſen Begriffe von der Beſchaffenheit dieſer Hölle, ſie ſey nun ewig oder nicht ewig, beſtreiten, als wider die, noch immer eine gute Erklärung verſtattende Dauer derſelben zu Felde ziehen? Doch ich erwarte hierüber ſeine eigene Aeußerung. Verſichere ihn nur, daß es mich unendlich ſchmerzen würde, wenn ich durch meinen Widerſpruch im geringſten die üble Begegnung ſollte mit veranlaßt haben, der er ſeitdem von ſeinen Amtsbrüdern ausgeſetzt geweſen. Doch ich denke, daß ihm bey dieſen mehr mein Lob, als mein Widerſpruch könnte geſchadet haben. Dem Herrn Rector Heynatz kann ich mit dem Verlangen nicht dienen. Unſere Bibliothek hat weder Manuſcripte von dem puren eigentlichen Eutropius, noch auch von der Interpolation des Paulus Diaconus. Melde ihm dieſes mit meinem vielfältigen Empfehl.

Ich ſehe, ich habe Dir mehr geſchrieben, als ich im Stande zu ſeyn glaubte. Lebe wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 2. Februar 1774.

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entſchuldigung wegen meines langen Stillſchweigens. Du würdeſt nur die nehmliche Leyer hören. Lieber kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder bekümmert machen könnte.

Ich habe Dir auf zwey oder gar drey Briefe zu antworten; und wenn ich es nicht thäte, ſo möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bey dem letzten an, in welchem Du mich, ich weiß nicht in welcher Arbeit vergraben glaubſt. Deine Nachrichten von mir müſſen nicht die zuverläſſigſten ſeyn. Ein deutſches Lexikon zuſammen zu ſchreiben, dieſen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl am wenigſten wieder hervorſuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem andern ausgeführt ſehe. Aus dieſem taliter qualiter wirſt Du indeß abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran auszuſetzen habe, ſollſt Du eheſtens weitläuftig zu leſen bekommen. Denn ich bin wirklich Willens etwas darüber drucken zu laſſen, und eine kleine Probe beyzufügen, wie ungefähr meine Arbeit in dieſem Felde ausgeſehen haben würde. Das iſt es, was mich eigentlich *eine Zeit her beſchäftigt* hat; und ich müßte, meinem erſten *Anſchlage nach, auch ſchon damit* fertig ſeyn, wenn es mir nicht ſchlechterdings unmöglich wäre, in einem Striche an der nehmlichen Sache zu arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit iſt noch das Einzige, was mich erhält. Freylich wird ſo viel angefangen und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du auch dieſe Geſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Du mich in Anſehung der Religion zu ſeyn im Verdacht haſt. Ohne nun aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, muß ich Dir doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falſche Idee von mir machſt, und mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleyen einen andern Zweck hätte, als jene große Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen: ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?

Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſiehe etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür in die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem

meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll
iben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden
s ſo annehmen, als meines eigenen.
ley dieſen Geſinnungen kannſt Du Dir leicht einbilden,
ch auf einen Angriff von T** ſehr gefaßt bin. Laß
ur kommen; wir wollen doch ſehen, wer den andern
Hauſe leuchtet. Sobald etwas zum Vorſchein kömmt,
mir es ja. Aber ich denke — — —
o weit war dieſer Brief ſeit vielen Tagen geſchrieben,
) Dein letztes durch Herrn Großmann erhielt. Und
nte ich Dir mehr angefangene Briefe ſchicken. Du
alſo wohl, daß Dein Verdacht, als ob ich Dir darum
ge nicht geſchrieben, weil ich Dir meine offenherzige
ung von Deinen Komödien nicht ſagen wolle, ganz
ründet iſt. Ich dächte, Du hätteſt Beweiſe, daß ich
nt bin, in dieſem Punkte gegen Dich gar nicht hinter
Berge zu halten. Die Sache iſt ganz anders, und ich
Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle,
in anderer, als mein Bruder, mir dieſes Bekenntniß
übler nehmen könnte, als ſelbſt ein mißbilligendes
il. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht ge-
Wenn Dich dieſes ſo ſehr befremdet, ſo muß ich
agen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt
ſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz. Als
ich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen klei-
Theateranfall. Aber eben ſo gut, daß dieſe Anfälle
ir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äußerſte
gegen alles, was Theater und theatraliſch iſt und
auf lange Zeit darauf folgt. Indeß habe ich Deine
: doch auch nicht ungeleſen an Döbbelin geben wollen,
mir ſie gleich auf Großmanns Wort abforderte. Zu
zweydeutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden,
ſt Du immer noch zu früh. Laß mir ſie lieber nur
ine Weile; denn ich leſe ſie gewiß noch, und will ſie
icht eher leſen, als bis ich ſo etwas mit ruhiger und
r Seele leſen kann. —
nd daraus ſiehſt Du, daß ich wenigſtens die Hoff-
nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu
n. Das iſt es, was ich Dir von meinem Befinden
n kann. —
Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, ſo ſchicke mir
och zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden.
nein, das letzte ſchicke mir nur nicht. Sende mir viel-
Badenhaupts Katalog. Ich werde verſchiedene alte
nte unter ſeinen Büchern finden, die ich gern für die
othek kaufen möchte.

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Febr. 1774.

Liebſter Freund,

So ſehr erfreut ich war, einen Brief und ein Manu-
von Ihnen zu erhalten, ſo vergnügt und erbaut mich
dieſes hat: ſo beſtürzt und unruhig hat mich jener gemacht. Sie ſind mißvergnügt, und würden es, denke ich, gewiß nicht ſeyn, wenn Sie nicht große Urſache dazu hätten. Sie ſind noch dazu krank; und wenn ich auch indeß glauben will, daß Ihr Mißvergnügen und Ihre Krankheit dem Grunde nach ein und eben daſſelbe Uebel ſind: ſo darf ich nur mich ſelbſt fragen, ob es ein Troſt iſt, daß zwey Uebel, die wir als zweye fühlen, im Grunde nur Eins ſind? Sie laſſen mich über die Urſache Ihres Mißvergnügens nur muthmaßen, wie über ein Räthſel. Doch das Räthſelhafte darin iſt mir wahrlich nicht dieſes, daß die kahle Ehre, die ein Großer Ihnen erwieſen hat, eine Gelegenheit dazu geweſen. Wann hätt' auch, was ein Großer am beſten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unſer Großer, fürcht' ich, ſo viel Gutes als auch, *mir unbekannt*, in ihm ſtecken mag, iſt eben ſo wenig, als ſie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten, geneigt wäre.

Doch ohne Zweifel betrieg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie ſind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menſchen, und ich habe eben ſo ſehr Unrecht, wenn ich ſie für Tiger und Füchſe halte, als andere, die ſie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unſerm Halladat folgen:

„Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund;"

alſo auch ein Freund der Großen, in ſo fern ſie Menſchen ſind; alſo auch ein Freund derjenigen Menſchen, die ihn haſſen und verfolgen. Und ſollte das Letztere auch ſich wohl ſchön ſagen und hören, aber ſchwerer in Ausübung bringen laſſen; ſo laſſen Sie uns wenigſtens ja nicht aus Verdruß über dieſe böſen Menſchen auf raſche Entſchließungen fallen, deren Ausgang zeigen könnte, daß wir ſelbſt unſere größten Feinde geweſen. Beſſer iſt es, unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.

Doch wem ſag ich das? Dem Verfaſſer des Halladat? Wär' er aber auch nur ſein Dolmetſcher! Man dolmetſchet aber ſo ein Buch nicht, und dolmetſchet es nicht *ſo*, wenn man vom Inhalte nicht ganz durchdrungen iſt.

Wahrlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht laſſen ſollen, ob Halladat ganz, ſo wie es da iſt, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es ſich nicht ſonſt woher ſchreibt. Ich bekenne meine Unwiſſenheit; aber ſo viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, ſo glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch ſonſt, ſo ein Kopf geweſen iſt. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wiſſen darf. Ich habe die halbe Nacht aufgeſeſſen, um Halladat zu leſen, um den Boten auch nicht einen Tag warten zu

laſſen. Verzeihen Sie alſo, wenn ich nicht in allen Stücken ſo antworte, als Sie es erwarten. Melden Sie mir, ſobald es Ihnen möglich iſt, daß Sie, wo nicht geſund und vergnügt, dennoch geſunder und vergnügter ſind, und Sie ſollen eine weitere Antwort gewiß unverzüglich haben. Ich bin ganz

der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 27. Februar 1774.

Liebſter Freund,

Sie müſſen mir verzeihen, daß ich Ihren Halladat über die vergönnte Zeit behalten habe. Ich befinde mich ſeit acht Tagen ſo übel an Seele und Körper, (doch mehr an jener) daß ich die nöthigſten Dinge verſäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienſte verweigern. Ich habe aber vor dieſem Zufall das Manuſcript nochmals mit vielem Vergnügen geleſen; und mit um ſo viel größerm, weil ich verſichert war, in allem und jedem nur meinen Freund Gleim zu leſen. Was ich in meinem Vorigen von irgend einer Aehnlichkeit mit irgend einem alten ausländiſchen Werke geträumt, muß bloß aus einigen einzelnen Zügen entſtanden ſeyn, die mir aus einer ſo eigenen orientaliſchen Philoſophie zu fließen geſchienen, daß ich mehr als bloß angenommenen Ton darunter vermuthete. Ich würde mich desfalls beſonders auf N. 10, der Zweifler, berufen, wenn ich mich itzt im Stande fühlte, meine Gedanken verſtändlich zu machen. —

Ich freue mich ſehr, daß Sie übrigens ſich beſſer befinden. Aber wenn ich den Halladat noch ſo lange bey mir behalten wollte, bis ich mich beſſer befinde, und dieſen Brief ſo ausſchreiben wollte, wie ich wünſchte: ſo möchte ich jenen wohl noch lange behalten müſſen, und dieſen nicht ſo bald ausſchreiben können. Erlauben Sie mir alſo, daß ich abbreche, und alles übrige auf die erſte geſunde und heitere Stunde verſpare.

Ganz der Ihrige
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20ſten April 1774.

Mein lieber Bruder,

Du haſt mir ein großes Vergnügen nur gewieſen. Es thut mir leid, und thut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du mir es nur weiſen können. Aber ſo iſt es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das wilde in ſeiner Wüſte iſt frey, verkömmt aber vor Hunger und Elend.

Dazu muß ich Dir leider ſagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich dieſen Sommer in Berlin zu *ſehen, Deine Hoffnung, mich* künftigen Sommer hier zu beſuchen, allem Anſchein nach, vergebens iſt. Schlechterdings will ich, in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzu ſehr empfinde, wie viel trockner und ſtumpfer ich an Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß, geworden bin: ſo möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie, (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß Götz von Berlichingen großen Beyfall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Göthens Farce wider Wielanden geſehen?

Mir iſt Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen noch nicht zu Geſichte gekommen. Ich haſſe alle die Leute, welche Selten ſtiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, ſondern der ſektiriſche Irrthum, ja ſogar die ſektiriſche Wahrheit, machen das Unglück der Menſchen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Selte ſtiften wollte. — —

Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Gotthold.

An den Buchhändler Chr. Friedr. Voß in Berlin.

Liebſter Freund,

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu ſagen, wie ſehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie ſogleich nach Weyhnachten das Ms. zu dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften unfehlbar erhalten ſollen. Auch will ich Ihnen etwas mitſchicken, (wenn ich es Ihnen nicht eher ſchicke) welches zwar nicht meine Arbeit, aber beſſer als meine Arbeit iſt, und wovon ich mich auf dem Titel als Herausgeber nenne, wenn Ihnen daran gelegen iſt. — Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß

vergeſſen zu haben geſchienen? Das hatte ich ge-
icht. Aber ich wünſchte Sie könnten es wiſſen, in
: unglücklichen Lage ich mich befinde! Wie leicht
ı Sie ſich daraus alles erklären, was Ihnen in mei-
etragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömmt.
inen verzweifelten Umſtänden ſollte auch wohl der
lenſch als der nichtswürdigſte erſcheinen. Leben Sie
ohl! Ich bin

ſfenbüttel, ganz der Ihrige,
22 October Leſſing.
1774.

Mein lieber Herr Eſchenburg,

iben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches
ir durch Mittheilung des Göthiſchen Romans ge-
haben. Ich ſchicke ihn noch einen Tag früher zurück,
auch andere dieſes Vergnügen je eher je lieber ge-
können.

enn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil
ites ſtiften ſoll: meynen Sie nicht, daß es noch eine
kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke
ıer, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Cha-
gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur
nliche Anlage gegeben, ſich dafür zu bewahren habe.
ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die
ſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen
üſſe, der unſre Theilnehmung ſo ſtark beſchäftiget.
as war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unſers
s Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte
faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein
ıer oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum,
ben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor
)wärmerey der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu
es Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχή,
τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem
chen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich
ıre Originale hervor zu bringen, war nur der chriſt-
Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürf-
ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwan-
eiß. Alſo, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum
e; und je cyniſcher, je beſſer!

ıs Ding über Götz von Berlichingen iſt Wiſchi-
Wenn Sie ſonſt etwas neues haben, theilen Sie
doch wiederum mit.

Dero
ıb. den 26 October ganz ergebenſter F.
1774. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1774.

Liebſter Bruder,

iſt viel Liebe von Dir, wenn Du über mein hart-
s langes Stillſchweigen nicht zürnſt. Auch dieſen Brief fange ich an, ohne zu wiſſen, ob ich ihn enden werde. Und ſolcher Anfänge von Briefen an Dich liegen in meinem Schreibtiſche mehr als Einer.

Ich freue mich, daß Du Dich wohl befindeſt, und daß die hypochondriſche Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten Briefen ſchriebſt, nur ein Uebergang geweſen. Die meinige iſt etwas hartnäckiger, und das einzige Mittel ſie zu betäuben iſt, mich aus einer nichtswürdigen litterariſchen Unterſuchung in die andere zu ſtürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch das einzige ſind, was ich fortſetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch dieſe nicht mehr lange werden fortſetzen können. Ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein.

Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatraliſchen Vorurtheilen geſchrieben. Ich bin meiſtentheils Deiner Meynung. Die letzteren haben längſt aufgehört, mich zu intereſſiren, und nicht ſelten gereichen ſie mir zu dem äußerſten Ekel. Recht gut; ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden.

Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte. Dahin bezieht ſich gewiſſermaßen auch das, was ich Herrn Voß verſprochen zu ſchicken. Aber vielleicht iſt es ihm gerade dieſerwegen auch nicht einmal angenehm, da er vielleicht S** und T** zu ſchonen hat. Von eben demſelben Verfaſſer nehmlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deiſten iſt, wollte ich ihm ein anderes über den Canon ſchicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: Eine noch freyere Unterſuchung des Canons alten und neuen Teſtaments ꝛc. Dieſes noch freyere, ſiehſt Du wohl, geht auf Semlers freye Unterſuchung. Voß mag ſich die Sache überlegen. Wenn er das Manuſcript drucken will, ſo kann er es haben ſo bald er will. Gott weiß ohnedies, wie es mit dem zweiten Theile der vermiſchten Schriften werden wird, zu welcher Arbeit ich ungerner gehe, als der Dieb zum Galgen. Indeß muß ich daran doch auch; und ſind nicht ſchon die erſten Bogen des zweyten Theils gedruckt? Ich kann ſie hier unter meinen Papieren nicht finden. Er ſoll alſo ſo gut ſeyn, und ſie mir mit erſter Poſt überſchicken; zugleich mit den gedruckten Bogen meines Sophokles, mit welchen ich ebenfalls etwas vorhabe, damit ich heute oder morgen wenigſtens reinen Tiſch verlaſſe.

Dein Einfall mit Adam Neuſern iſt nicht unrecht. Aber haſt Du denn ſchon den Maſaniello aufgegeben? Wenn Du an dieſen noch denkſt, ſo kann ich Dir nun ein Paar italiäniſche Schriften ſchicken, die ausdrücklicher von dieſem Tumulte handeln, und die Du ſchwerlich dürfteſt geſehen haben. Dieſes erinnert mich an Deine Komödien. Werde

aber nur nicht böſe, wenn ich ſie Dir noch nicht ſchicke, und Dich überhaupt bitte, ſie nicht drucken, auch nicht ſpielen zu laſſen. Es iſt manches Gute darin, das Du aber aus Eilfertigkeit ſelber nicht geltend machen wollen.

Ich erinnere mich, daß mir Herr Moſes einmal eine beſondere Anmerkung über die Proselytas portae gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht beſinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem beſten Gruße an ihn. Mit ſeiner Beſſerung hat es doch Beſtand?

Noch muß ich Dich fragen: ob denn Büſching die Schriften von Ihre drucken laſſen, die er angekündigt? Wenn es geſchehen, und ſie in Berlin zu haben ſind, und nicht allzuviel koſten, ſo ſey ſo gut und ſchicke ſie mir.

Gotthold.

An Kamler.

Wolfenbüttel, d. 12. Novemb. 1774.

Liebſter Freund,

Haben Sie tauſend Dank für Ihre ſchöne Blumenleſe! Faſt könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen leſen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu ſammeln. Das iſt Ihre Schuld! werden Sie ſagen. Ich ſollte nicht meynen. Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal iſt es nun mein Feld. Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſchaftlichen Entſchlüſſe, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſeyn ſollen! Mit mir iſt es aus; und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, iſt in mir erloſchen. Aber Ihr Feuer iſt noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatiſchen Dichter gehören, ſind noch dazu die wenigſten und entbehrlichſten. Leiſten Sie allein, was wir zuſammen leiſten wollten. Ein Meiſterſtück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unſer Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie ſehr wünſchte ich, Sie einmal wieder zu ſehen! Möchte es doch Ihr recht ernſtlicher Vorſatz ſeyn, mich zu beſuchen. Sie reiſen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunſchweig, wo Sie noch nicht geweſen ſind, und wo Sie ſo viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde, allem Anſehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder ſehen. Bedenken Sie das, und beſtärken Sie mich wenigſtens in einer ſo ſüßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholiſchen Winter, der mir bevorſtehet, zu ertragen hoffe!

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Wieland.

Da ich morgen über Leipzig nach Berlin verreiſen muß: ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ich Ihren Brief, liebſter Wieland, noch eben erhalten, um den Auftrag Ihres Freundes beſorgen zu können. Hier iſt meine Antwort an ihn.

Auf alles übrige erlauben Sie mir, Ihnen von Berlin aus zu antworten, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten, und eine ruhige und heitere Stunde zu finden gedenke, die mir hier ſeit langer Zeit abgegangen. Vor izt nur ſo viel.

Recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter ſagt, wie ſehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrauteſten Freundſchaft unter uns, nichts als perſönlicher Umgang. Blos ſchriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen.

Aber, liebſter Wieland, haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem Merkur Antheil nehmen? Je zufriedener ich damit bin, deſto weniger kann ich mich dazu verſtehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herab zu ſetzen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen. Litterariſche Beiträge? Wer wird die leſen wollen?

Wie geſagt, aus Berlin ein Mehreres! — Bleiben Sie mein Freund, liebſter Wieland. Ich kann nie aufhören, der Ihrige zu ſeyn.

Wolfenbüttel den 8. Febr. 1775.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Dresden, den 26. März 1775.

Lieber Bruder,

Dieſen Augenblick, da ich im Begriff bin, nach Prag abzugehen, erhalte ich Deine beyden Briefe. Wie ſehr lieb wäre es mir geweſen, wenn die gedruckten Bogen von Jeruſalem, und unſers Moſes Urtheil darüber, dabey geweſen wären. Ich kann die Vorrede nicht eher machen, als bis ich beydes habe. Erinnere alſo Herrn Moſes. Mache ihm die Sache ſo dringend als möglich, und ſchicke mir alles ſo fort nach Wien, unter Adreſſe der Gräfferſchen Buchhandlung.

Dem Herrn von St. haſt Du ganz recht geantwortet, daß das Profeſſoriren meine Sache nicht iſt. Der andere Vorſchlag würde für mich wohl acceptabler ſeyn, damit ich mein Brodt, nicht als Gelehrter, ſondern als ein andrer dummer Teufel verdienen könnte.

Wie es in Wien gehen wird, muß ſich zeigen. Nächſtens von daher ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Mailand, den 7. May 1775.

Mein lieber Bruder,

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geſchrieben habe, und daß ich Dir

us Italien ſchreibe? Ich kann mich ſelbſt nicht ge-
rüber wundern. Aber höre nur.
s ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich
l die allerbeſte Aufnahme erhalten, auch gleich die
Tage den Kayſer und die Kayſerin geſprochen hatte:)
der jüngſte Prinz von Braunſchweig daſelbſt an,
r in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe nach Venedig
n wollte. Weil er mir nun ſehr anlag, ihn dahin zu
en, mit der Verſicherung, bey ſeinem Vater alles
machen, ſo habe ich es endlich gethan, in Betrach-
daß meine Umſtände dadurch nicht ſchlimmer werden
ı, und ich auf dieſe Weiſe (geſetzt, daß wir auch nicht
reiſen, als Venedig) dennoch wenigſtens einen Vor-
k von Italien bekomme.
ieſer Vorſchmack — will ich Dir nur mit wenigem
, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben
ı ſterben, auch ſchon wieder ganz erneuert: ſo ſehr
: mir noch alles, was ich in dieſer Gegend höre und
Doch darüber kann ich Dir itzt nichts mehr ſagen.
m ich Dich vornehmlich bitten muß, iſt dieſes, dem
Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von
en vorläufig meinen verbindlichſten Dank abzuſtat-
ür die ſo vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien
den und vornehmlich ihren Empfehlungen zu ver-
ı habe. Was ſonſt für Ausſichten daſelbſt für mich
ürften, will ich Dir ein andermal bey beſſerer Muße
en.
us Venedig will ich Dir gewiß melden, wenn und
n Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bey
m Entſchluſſe, auf dem bisherigen Fuß in Wolfen-
nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Anſehung
errn von S** hier wiederhole. — Wenn ſeine Vor-
e nur einigermaßen annehmlich ſeyn ſollten, ſo würde
doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorſchläge.
iermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße
nſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 3. März 1776.

Mein lieber Bruder,

ich danke Dir recht ſehr, daß Du mich ſo bald aus der
wißheit wegen Deiner Zurückkunft nach Berlin haſt
ı wollen. Aber ich hätte ein gleiches wegen meiner
nft allhier thun ſollen? Freylich wohl. Wenn ich,
meiner Art zu denken und zu handeln, nur gekonnt
! So mancherlei verdrießliche Dinge haben mich tag-
) verfolgt, und verfolgen mich noch! Dazu wußte ich
aß Du ſchon durch meinen Reiſegefährten erfahren
ſt, daß wir alleſammt glücklich angekommen.
egenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts ange-
r ſeyn, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es iſt freylich weiter nichts, als das, was Du mir baar vorge-ſchoſſen; und alles übrige, was Du ſonſt für mich ausge-legt, und den Aufwand, den ich Dir über das alles ge-macht — wirſt Du mir ſchon noch borgen müſſen. Es ſteht jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächſter Tage noch ſchlechter ſtehen wird. Die ge-hoffte Verbeſſerung allhier iſt in ſo weitem Felde, daß ich nicht einmal darum anſuchen kann, ohne mich weg zu werfen. Ich kann alſo keinen andern Weg einſchlagen, als dieſen, daß ich um meinen Abſchied bitte, und die Ur-ſachen gerade heraus ſage, die mich dazu bringen. Will man auf dieſe ſodann Rückſicht nehmen, ſo iſt es gut. Will man nicht, nun ſo gehe ich, und tröſte mich fürs erſte da-mit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen mich die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für mich aus-geſchlagen ſind.

In einigen Tagen werde ich Dir mehr ſchreiben können; denn in einigen Tagen muß es ſich zeigen. — —

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. April 1776.

Lieber Bruder,

Du würdeſt wegen meines ſo langen Stillſchweigens gewiß nicht unwillig ſeyn, wenn Dir meine gegenwärtige Lage bekannt wäre. Ich habe Dir nichts davon ſchreiben mögen, weil ſie viel zu ärgerlich iſt, als daß ich ſie noch in Briefen an Andere wiederkäuen ſollte. Kurz, ich habe ſchon ſeit ſieben Wochen dem Erbprinzen um meinen Ab-ſchied geſchrieben, und ihm keine von den Urſachen ver-halten, die mich dazu bewegen. Er hat mir darauf geant-wortet, daß ihn dieſer Entſchluß ſehr befremde, und daß er im Stande zu ſeyn wünſche, ihn hintertreiben zu können. Dieſes hat Hin- und Herſchreibens die Menge gemacht, woraus aber bis jetzt noch nichts Rechts geworden, weil der Prinz bey ſeinem Regiment in Halberſtadt iſt. Ich lebe alſo in der allerunangenehmſten Ungewißheit, und kann ſchlechterdings meine Zeit zu nichts anderm anwenden, als daß ich mich auf alle Fälle gefaßt mache. Ich muß meine Bibliothekrechnungen in Ordnung bringen, ich muß meine Beyträge fertig machen, die ich mit dem 6ten Stück ſodann ſchließen will! ich muß mir noch ſo mancherley aus Manuſcripten ausziehen, daß ich wahrlich keinen Augen-blick müßig ſeyn müßte, wenn mir gleichwohl meine Ge-ſundheit nicht wider meinen Willen ſo manchen müßigen Augenblick machte. Und daß ich ſolche müßige Augenblicke doch auch nicht zum Briefſchreiben anwenden kann, das begreifſt Du wohl.

Wie gern hätte ich Dir ſonſt ſchon geantwortet, beſonders da ich ſehe, daß Dir Dein Project mit dem Italiäniſchen Theater am Herzen liegt. Das Project an und für ſich ſelbſt iſt auch ſehr gut. Aber, lieber Bruder, nimmſt Du

das Ding nicht ein wenig allzu ſehr auf die leichte Achſel? Ich ſchmeichle mir jetzt, doch gewiß ziemlich viel Italiäniſch zu wiſſen, und mit allen Schriftſtellern von cinquecento fertig werden zu können; aber gleichwohl, wenn ich eine ſolche Arbeit unternehmen ſollte, mir würde dabey übel zu Muthe werden. Ich kann mir es unterdeſſen leicht einbilden, was Dich verführt haben wird. Du haſt Dir alle neue Italiäniſche Stücke ſo vorgeſtellt, wie die, die ich Dir geſchickt habe, welche ſämmtlich von dem Marcheſe Albergatti ſind. Allein dieſer, und etwa noch die wenigen, die um den Preis in Parma concurriren, ſind die einzigen, welche ſo leicht überſetzbar ſchreiben. Denn ſie ſchreiben ein Franzöſiſch-Italiäniſch, welches von den meiſten andern Schriftſtellern noch ſehr gemißbilligt wird. Zudem brauchen alle Anderen, die jetzt in Italien Komödien ſchreiben, zugleich ihren Provincial-Dialect, in welchem ſie den niedern Theil ihrer Perſonen ſprechen laſſen: z. E. Gozzi den Venetianiſchen, und Carloni den Neapolitaniſchen. Wie Du nun mit dieſen zurechte kommen wollteſt, das begreife ich nicht. Weißt Du denn auch nicht, daß die ſämmtlichen theatraliſchen Werke des Carlo Gozzi in der Schweiz überſetzt werden? Sie ſind in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung angekündigt. Ein neues italiäniſches Theater, ohne dieſe, würde eine ſehr ſchlechte Figur machen. —

Und alſo, lieber Bruder, wäre mein Rath: das Project in dem ganzen Umfange gieb nur lieber auf! Und wenn Du ja etwas in dieſer Art thun willſt, ſo ſchränke Dich bloß auf das Theater des Albergatti ein, wovon ich Dir die zwey erſten Bände, ſo weit es heraus iſt, ſenden will, wenn Du ſie verlangſt. —

Ich traue Dir zu, daß Du mir es nicht übel nimmſt, wenn ich Dir meine Meynung ſo gerade herausſage. Wenigſtens iſt es meine Schuldigkeit geweſen. — — —

Endlich verzeihe mir mein Geſudele. Ich habe Dir doch einmal lieber ſo, als gar nicht ſchreiben wollen.

Sobald es mir möglich iſt, ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl. Gotthold.

Meine liebe Mutter,

Ich hoffe, daß Sie ſich von Ihrer Unbäßlichkeit völlig wieder erholt haben, und wünſche, daß Sie dieſe Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geſchrieben haben, wenn ich eher im Stande geweſen wäre, das Gegenwärtige[1] beylegen zu können. Endlich bin ich, Gott ſey Dank, ſo ziemlich wieder aufs Reine, und in meinen Umſtänden ſo weit verbeßert worden, daß ich aufs künftige keine Entſchuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht beßer beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, daß ich ſie gern beobachte, und daß mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schweſter eben ſo unbillig gegen mich geweſen, als Sie es gegenwärtig gegen Carln iſt, ſo mag es manchmal artig über mich hergegangen ſeyn. Im Ernſt, meine liebe Mutter, verweiſen Sie ihr doch dieſe Liebloſigkeit! Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum ſchlechter denken, als er ſonſt gedacht hat? Er will heyrathen, und da thut er recht daran. Aber was erfordert eine ſolche Veränderung nicht? Sein Einkommen iſt für Berlin ſo mäſſig, als es nur immer ſeyn kann; und nur durch gute Wirthſchaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, ſeine Pflicht beſſer zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schweſter lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helfſen kann? Doch das will ſie gewiß nicht; und ſo böſe meint ſie es nicht. Aber was will Sie denn mit ihrem Närgeln und Schmähen? Carl meint es ſo gut, als einer von uns, und es iſt nicht wahr, daß der Bruder in Pirna ihn ſo verhöhnt hat. Das ſieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schweſter mag mir dieſen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr vertragen müſſen. Wenn ſie an Theophilus ſchreibet, ſoll ſie ihn von mir grüſſen, und verſichern, daß die verſprochne Kiſte mit inſtehender Braunſchweiger Meſſe gewiß nach Leipzig abgehen ſoll.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schweſter, lebe recht wohl, und wir wollen dir alle Zeit Lebens verbunden ſeyn, wenn Du Dir ferner das Wohl unſrer Mutter ſo angelegen ſeyn läßeſt.

Dero

Wolfenbüttel den 15. Julius 1776. gehorſamer Sohn Gotthold.

[1] „10 L.b'or" am Rande.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, daß ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben, und daß Du alſo verſchiedene Dinge von mir durch andre Leute erſt erfahren müſſen, die ich Dir hätte melden ſollen. Denn daß Du ſie ſo weder halb noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders ſeyn können. Was ich verſäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerſt iſt es eine große Unwahrheit, daß ich mich, der kleinen Verbeſſerung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müſſen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal ſo viel würde ich eine ſolche Verpflichtung nicht eingegangen ſeyn. So weit ſollteſt Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Punkte geweſen, aller der neuen Verbeſſerungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweiſe angenommen hatte, ganz von hier

gehen. Der Kuhrfürſt von der Pfalz ließ mir ſeine
te mit einem Gehalte von 2000 Gulden und ſelbſt
ihlendem Titel antragen; und 2000 Gulden ſind in
ſalz ſo gut, wie hier 4000 Thaler. Indeß, da man
i Manheim leicht vorſtellen können, daß ich die hieſi-
Dienſte doch nicht ſo plötzlich mit den dortigen ver-
en würde, ſo hat mich der Kuhrfürſt fürs erſte nur
die ordentlichen Mitglieder ſeiner Akademie aufneh-
aſſen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louis-
usgeſetzt. Das, verſteht ſich, habe ich angenommen,
ann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter
für mich thun will, oder nicht. Zaudert man zu
, ſo weiß ich wohin. Und das geſtehe ich Dir nun
nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch
kann leicht noch ſehr lange nicht, ja auch wohl gar
geſchehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich
ebe, und die Bibliothek, werden mich gewiß ſo lange
i, als es ſich mit meinen übrigen Umſtänden nur
igen kann.

Was nun das zweyte anbelangt, wonach Du ohne
el am neugierigſten biſt, ſo wirſt Du Dich doch er-
n, daß ich Dir ſchon vor fünf Jahren geſagt und ge-
en, daß ich mich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch
i verheirathen würde. Nun iſt es ſonderbar, daß
Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir
Sache ſo erleichtert, daß ich vermuthlich nun nicht
mehr zaudern dürfte. Die Perſon nehmlich, außer
ch nun ſchlechterdings keine haben mag, iſt eine ge-
Pfälzerin, die von ihrem Vermögen, (von dem, das
der gehabt, und von dem, das ſie noch hat) ein Be-
liches hätte decimiren müſſen, wenn ſie nicht wieder
r Vaterland hätte zurückkommen wollen. Dieſe Deci-
n fällt nun hoffentlich weg, und ſobald ich die Ver-
ung davon habe, iſt alles auf einmal richtig.

Du wirſt alſo kaum Zeit haben, weder Deinen noch
fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge
ey dergleichen Gelegenheit ohnedies höchſt zuwider
Erſpare mir immer, was ich Dir auch erſparen
Genug, daß einer von dem andern verſichert iſt,
hr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich
iſſen. Sogar Deinen Beſuch muß ich mir fürs erſte
ten. Denn im December reiſe ich ſchon nach Man-
wohin ich mich anheiſchig machen müſſen, alle Jahre
l zu kommen. Wenn alſo auch ſchon meine Ver-
hung vorher geſchehen ſollte, (was doch noch ſehr
oiß iſt) ſo würde ich doch noch gar nicht auf Deinen
ang eingerichtet ſeyn können.

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 23. Sept. 1776.

Nun wohl, meine Liebe, ſo will ich denn den 6ten ge-
ey Ihnen ſeyn, und auch alle das Uebrige ſollen Sie
einrichten, wie Sie wollen. Aber wahrlich wegen unſerer Ankunft hat mich Ihr letzter Brief ein wenig in Verlegenheit geſetzt. Ich habe wirklich geglaubt, daß Sie ſehr leicht einen Kutſcher in Hamburg fänden, der Sie wenigſtens bis Zelle brächte, wohin dieſen Leuten die Wege ja wohl bekannt ſeyn müſſen. Freylich will ich hier wohl einen vierſitzigen Wagen, entweder zu kaufen oder geliehen bekommen; allein einen vierſitzigen Wagen, wenn ich auch nur alleine bin, läßt kein Poſtmeiſter unter vier Pferden fahren. Hierher aber würden wir wohl ſechſe nehmen müſſen, wenn wir alle in einem Wagen fahren wollten. Wenigſtens müßten Sie alsdenn doch nur Ihren Wiener Wagen mitbringen, in welchem wir allein führen, oder ich wieder allein vorausginge. Denn ich rechne darauf, daß Sie Ihr Mädchen mitbringen, (und rathe es Ihnen recht ſehr, wenn Sie ſich etwa anders beſinnen wollten,) und ſo wären wir 6 Perſonen, die unmöglich alle in einem Wagen Raum haben. Haben Sie ja die Güte mir hierauf mit erſter Poſt ganz poſitiv zu antworten, weil ich nicht gerne in Ungewißheit abreiſen möchte. — Könnten Sie in Hamburg Ihren Wiener Wagen gegen einen leichten vierſitzigen gut vertauſchen, ſo würde das vielleicht auch nicht übel ſeyn, und ich dürfte ſo nach bloß in einer Halbchaiſe zu Ihnen kommen.

Auch verlaſſe ich mich darauf, daß Sie Anfangs nicht ungeduldig werden wollen, und ich unſerer Abrede nach keine fremde Geſellſchaft auf dem York finde. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir auch nicht einmal einen neuen Rock machen laſſe. Ich komme gerade, wie Sie mich in Hamburg geſehen haben.

Uebermorgen erſt habe ich mir vorgenommen, an den Herzog wegen der Erlaubniß zu ſchreiben, die ich zuverläſſig den andern Tag darauf zu erhalten hoffe. Sobald ich ſie habe, will ich ſie Ihnen ſchicken, und Sie können davon Gebrauch machen, wie Sie wollen.

Der Brief Ihres Herrn Bruders hat auch mich recht ſehr gefreuet, und es iſt mir lieb, daß er gleichfalls mit meiner Wahl zufrieden iſt. Ich ſchließe ihn hier wieder mit bey. Meinen Brief an ihn und den Onkel werden Sie nun wohl erhalten haben. Ich umarme Sie tauſendmal und bin auf immer

der Ihrige
L.

An Malchen meinen beſten Gruß, das verſteht ſich, wenn ich ſie auch nicht nenne.

Meine liebe Schweſter,

Dein Brief hat mich in die äußerſte Unruhe geſetzt. Gebe doch Gott, daß dieſer Brief unſre liebe Mutter nicht nur noch am Leben, ſondern auch, ſo viel als bey ihren Umſtänden möglich, wiederhergeſtellt finden möge! Daß ich nicht längſt geſchrieben, daran iſt nicht allein meine

Verheyrathung ſchuld, ſondern auch eine gleich darauf erfolgte Unbäßlichkeit. Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheyrathung nicht vorher eingeholt habe. Sie würde mir ſie doch nicht verweigert haben, und nach dem, was ich an Theophilus davon geſchrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer verſäumten Formalität verſichert. Ihr Segen, den Du mir überſchrieben, hoffe ich ſoll begleiten. Denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt ſich ihr und Dir vielfältig, und es iſt eine von unſern angenehmſten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu beſuchen. Ein andermal mehr von ihr. — Itzt eile ich nur, Dir in der Geſchwindigkeit ſo viel zu ſchicken, als ich gleich bey der Hand habe. Ich reiſe nächſter Tage nach Manheim, wo ich einige Wochen bleibe. Sobald ich wiederkomme, und meine Penſion daſelbſt erhoben habe, ſchicke ich gewiß ein mehreres.

Küſſe unſre liebe Mutter für mich tauſendmal, und ermangle ja nicht, mir bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin

Dein

Wolfenbüttel, den 27 Novb. 1776. treuer Bruder Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. März 1777.

Liebſter Bruder,

Dein Brief iſt mir einer von den angenehmſten geweſen, die ich nach meiner Rückkunft von Manheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu ſagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daſelbſt geſprochen. Das geſchieht, weil von gewiſſen Dingen ſich gar nicht ſprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht ſchreiben. Man ſchreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei ſich ſelbſt noch kein Reſultat gezogen. Im Sprechen aber kann man ſich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch faſt ſagen: daß auch die Manheimer Reiſe noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutſche Theater mir immer fatal iſt; daß ich mich nie mit ihm, es ſey auch noch ſo wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkoſten davon zu haben.

Und Du verdenkſt es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben ſo lohnt, als das Theater! — Es ſey! Darüber würde ich mich weit weniger beſchweren; weil es im Grunde allerdings wahr iſt, daß es mir bey meinen theologiſchen — wie Du es nennen willſt — Neckereien oder Stänkereyen, mehr um den geſunden Menſchenverſtand, als um die Theologie zu thun iſt, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar ſtreitet, und dieſe ihn lieber beſtechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen deſto beſſer auf meiner Hut ſeyn zu können.

Deine Einwürfe gegen meine Hypotheſe von dem Durchgange der Iſraeliten durch das rothe Meer ſind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „und Pharao und ſein Heer gingen auch herüber;“ was denn? muß dieſes nicht offenbar heißen: Pharao und ſein Heer wollten auch herübergehen. Sie wollten den Iſraeliten nur folgen, ohne zu wiſſen, daß ſie durch einen ausgetrockneten Arm des rothen Meeres gegangen waren. — Deine Vorſtellung, daß Gott das Bett des rothen Meeres in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorſtellung iſt, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie ſo viele Menſchen in ſo kurzer Zeit hinüber kommen können. Und das iſt hier die Hauptſache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unſerer guten Mutter ſchreiben ſollte! — Daß auch du ſie geliebt haſt, wirſt Du nicht beſſer zeigen können, als wenn Du die Schweſter nicht vergißt, die ſich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr ſchon geantwortet, und fürs erſte ſo viel beygelegt, als ich in der Eil thun können.

Weißt Du aber auch, daß wir Theophilus hier erwarten? Wenn Du doch nur auch bald einmal die Zeit beſtimmen wollteſt, da Du mich beſuchen kannſt! Empfiehl mich Deiner lieben Frau, und empfanget Beyde den herzlichen Empfehl von meiner. Lebe wohl!

Gotthold.

An den churpfälziſchen Miniſter Freiherrn von Hompeſch.

Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht aus einander zu ſetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz

ꝛc. ꝛc.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 25. May 1777.

Liebſter Freund,

— — Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch ſagt, hier „iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben. Werden „ſie zu euch ſagen, ſiehe, er iſt in Wien, ſo glaubt es „nicht! ſiehe er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus!“ Wenigſtens, wenn mir dieſer Spruch zur rechten Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Manheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von der Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: dieſen, daß Sie nicht bey jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handſchrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſoll, hätte dieſes nothwendig geſchehen müſſen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar ſchicken wollen, dem die Quellen beygeſchrieben ſind. Sodann will ich ſehen, was ich für Sie thun kann. Nur die franzöſiſche und italiäniſche Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, iſt auch mir entfallen. Der Anfang der Deutſchen heißt aber eigentlich: [1]

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

Die engliſche Strophe, bitte ich nicht zu vergeſſen, habe ich auch ſelbſt gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schloſſer die einzigen Deutſchen ſind, die engliſche Verſe gemacht haben!

Was Sie mir von unſerm Moſes ſchreiben, freut mich von Herzen. Ich wünſchte über ſo viele Dinge von ihm belehrt zu ſeyn, über die ich ihm bisher nicht ſchreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nehmlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und

[1] Gelehrten Liederforſchern zu gefallen, will ich dieſes deutſche Schlemperlied, mit Leſſings Ueberſetzung in verſchiedene Sprachen mittheilen, ſo weit ſie noch vorhanden ſind. Das deutſche Original lautet alſo nach Leſſings kritiſcher Verbeſſerung folgendergeſtalt:

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Ueberſetzungen:

1) Griechiſch.

Οὐκ ἐβλεψη συ
Παρθενος γονυ;
Παρθενος δακτυλιτρον
Ἐζι προς παντα καλον.

2) Lateiniſch.

Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

3) Engländiſch.

Did you never see
Mistriss Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all.

Die franzöſiſche und italiäniſche Ueberſetzung ſind, wie man aus dem Briefe ſieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritiſchen Reſtaurator, der ſie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herſtellen möchte.

Nicolai.

was es für ein Buch iſt, das dieſen Titel führet? Er ſoll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir ſonſt von der guten Meynung ſchreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freygeiſtern ſtehe, erinnert mich, daß ich gleicher Geſtalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen bin gehalten worden, weil ich keines von beyden war, und keines von beyden ſeyn mußte — wenigſtens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu ſeinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird.

Leben Sie wohl! Der

Ihre,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Mein lieber Bruder,

Da ſind ein Paar Wolfenbüttelſche Damen, die ihre Männer nach Berlin ſchleppen. Die eine davon, Frau von D**, iſt von langen Zeiten her meine ſpecielle Freundin, und ſie will mit aller Gewalt, daß ich ihr einen Brief an Dich mitgeben ſoll. Nun weiß ich wohl, daß ein junger Ehemann andere Dinge zu thun hat, als ſich mit fremden Weibern zu ſchleppen. Sie wird aber auch nicht mehr von Dir verlangen, als Du mit gutem Gewiſſen nebenher beſtreiten kannſt. Sie wird zufrieden ſeyn, wenn Du ſie einmal beſuchſt, und ihr Deine Dienſte anbieteſt. Und das kannſt Du doch wohl thun! Auch Nicolai und Ramler will ſie kennen lernen, und an Nicolai habe ich ihr gleichfalls einen Brief mitgegeben.

Um nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen, ſo muß ich Dir vor allen Dingen gerade heraus ſagen, daß von dem allen, was man Dir von Theaterpreiſen zu Manheim geſagt hat, nicht eine Sylbe wahr iſt. Ich glaube, ich habe Dir ſchon einmal ins Ohr geſagt, daß ich ſehr wünſchte, ich hätte mich neuerdings mit dem Theater unvermengt gelaſſen. Mit einem deutſchen Nationaltheater iſt es lauter Wind, und wenigſtens hat man in Manheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutſches Nationaltheater daſelbſt ein Theater ſey, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauſpieler hätten, iſt gar nicht gedacht worden. Auch die Schauſpieler ſelbſt halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reichlich Unterhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl iſt mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen laſſe, ſo oft es mir gefällt!

Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten ſo ſchweigen, beſtärkt mich in der guten Meynung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorſicht kann man ihrentwegen ſchreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, ſondern das, was man an deſſen Stelle ſetzen will, bringt ſie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten ſoll hingehalten werden, ſo ſind die alten, bereits gangbaren, eben ſo gut dazu, als neue. —

Iſt ein Magiſter Spittler bey Dir geweſen? Wenn er noch in Berlin iſt, ſo mache ihm meinen Empfehl. Desgleichen Deiner lieben Frau. Und damit lebe wohl!

Gotthold.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 20. Septemb. 1777.

Liebſter Freund,

Sie hätten Grund, in Ernſt auf mich ungehalten zu ſeyn. Ich antworte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Antwort nichts kann gelegen ſeyn. Denn von dem, was Sie von mir in Ihren beyden letzten Briefen verlangt haben, wollten Sie ohne Zweifel ſchon dieſe Michaelismeſſe Gebrauch machen; und ich weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein ſolches *Disappointment* aufnimmt. Doch ich habe nicht mit dem Buchhändler, ſondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bey dem ich mich, ſo wie andere ſich auf ihre gerechte Sache verlaſſen, auf meine ungerechte verlaſſen kann, an die er ſchon längſt gewöhnt worden, und die er mir ſchon ſo manchmal vergeben hat.

Unterdeſſen habe ich doch nicht deswegen nicht geantwortet, weil ich an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich zuverläſſig ſo viel früher antworten können, wenn ich weniger darauf hätte denken wollen. Sie ſollen es gleich hören.

Das erſte betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hätte ſchicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie davon brauchen könnten, oder nicht: ſo hätten Sie mit der erſten rückgehenden Poſt ein Paketchen bekommen ſollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekoſtet hätte, als Sie wahrſcheinlich von der ganzen Entreprise des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur ſo etwas ſchicken wollte, das Sie gleich in die Druckerey hätten ſenden können: ſo merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichſten wäre. — Etwas wirklich gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Abſicht. Z. E. ſo etwas, wie das Beſenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Beſenbinder ſelbſt gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
„So geh und ſchneid ich Beſen ab,
„Und geh die Gaſſen auf und ab,
„Und ſchreye: Kauft mir Beſen ab,
„Damit ich Geld zum Saufen hab.“

Denn was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gäbe, ſo müßte

uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſeyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten. — Eben fällt mir noch eins von dieſem beſſern Schlage bey:

„Ich bin den Barfüßer Mönchen gleich:
„Sie ſind arm und ich nicht reich;
„Sie trinken kein Fleiſch, ich eſſe keinen Wein:
„Wie könnt' ich ihnen denn gleicher ſeyn?
„Aber in einem ſind wir zuwider;
„Wenn ſie aufſtehen, leg ich mich erſt nieder."

Oder ſollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art ſchicken? Lieder, die gelehrte und ſtudierte Reimſchmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernſte etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten? Dergleichen Lieder, würde man geſagt haben, ſind gerade keine Volkslieder. — — Alſo hätte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſeyn müſſen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen ſollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an, z. B.

„Ich ſtieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
„Rüben wollt ich graben:
„So hab' ich all mein Lebenlang
„Keine beſſre Pflaumen geſſen ꝛc."

Oder:

„Ich wollt' gern ſingen und weiß nicht wie,
„Von meinem Buhlen, der iſt nicht hie, ꝛc."

Oder:

„Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
„Habs auch noch nicht im Sinn:
„Und wo ich einmal geweſen bin,
„Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —"

Oder:

„Unſer Knecht und unſre Magd
„Haben einander genommen.
„Hinterm Ofen auf der Bank
„Sind ſie zuſammen gekommen. —"

Oder;

„Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett,
„Nit weiß, ob ſie es hätt' verredt, ꝛc."

Das Schlimmſte war nur bey den Liedern von dieſer Art, daß ich die wenigſten ganz zuſammen finden konnte. Außer das letzte; von welchem ich aber glaube, daß es Eſchenburg ſchon in dem Muſeo hat drucken laſſen. Und hierbey muß ich Ihnen dazu ſagen, daß ich ſchon vor vielen Jahren Herrn Eſchenburg das Anziehendeſte gegeben habe, was ich von dieſem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Alſo, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche ſchöne Stunde gebracht, ohne daß ſie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen dieſen Zeitverluſt auch wahrlich ſehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabey eine andere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal ſchreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweyten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquariſchen Briefe noch fortſetzen will? — Allerdings. — Aber wenn? — Ja, das weiß Gott! Dieſen Winter kann ich ſchlechterdings nicht. Denn dieſen Winter habe ich noch voll auf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beyträge zu arbeiten, mit welchen ich dieſes ganze Werk zu ſchließen geſonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitverſplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beſchreibung von Berlin, mögen Sie ſo etwas ähnliches gehabt haben. — Das alſo muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu beſſern Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verſchiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reiſe in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquariſchen Briefe noch erſt ein Buch werden können. Wiſſen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Laſſen Sie fürs erſte beyde Theile dieſer Briefe zuſammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Octav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu ſchreiben, in welcher ich mich über die Fortſetzung erkläre, und Sie können verſichert ſeyn, daß dieſe Fortſetzung eine meiner erſten Arbeiten ſeyn ſoll, ſo bald ich von jener frey bin.

Hiemit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 3. Januar 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Betaure mich, daß ich dasmal ſo eine gültige Urſache habe, Dir während der Zeit, da Du ſo viel Güte für meinen

Stiefſohn haſt, noch nicht geſchrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden, und machte mich zum Vater eines recht hübſchen Jungen, der geſund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grauſamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder verſprach er ſich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn ſo gewaltſam einlud, und ſchlich ſich von ſelbſt wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater geweſen bin. Die Freude war ſo kurz, und die Betrübniß ward von der größten Beſorgniß ſo überſchrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verſtand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur ſaurer mache. Denn mich kannte ſie noch bey aller Abweſenheit des Geiſtes. Endlich hat ſich die Krankheit auf einmal umgeſchlagen, und ſeit drey Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeiheſt, daß ich Dir ſeit vierzehn Tagen nicht geſchrieben: ſo verzeiheſt Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr ſchreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unſer Stiefſohn mancherley Incommodität verurſacht. Gott laſſe Dich unter ähnlichen Umſtänden eine freudigere Scene erleben!

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragiſcher Brief das kann geweſen ſeyn, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich recht herzlich, wenn er das geringſte von Verzweiflung verräth. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müſſen mich nun ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abſchrift des Goeziſchen Aufſatzes. [1] Dieſe Materien ſind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerſtreuen können. Schumanns Antwort [2] iſt weit ſchlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten ſoll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte.

[1] In der ſo genannten ſchwarzen Zeitung, oder den Ziegraiſchen freywilligen Beyträgen v. J. 1778, S. 55, that Goeze den erſten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymiſchen, Ausfall auf Leſſing S. eine Parabel u. ſ. w. Eſchenburg.

[2] Ueber die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — Leſſings Antworten darauf ſind die Schriften: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft; und: das Teſtament Johannis, ein Geſpräch. Eſchenburg.

An Eſchenburg.

Den 10. Januar 1778.

Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unſrer übrigen Freunde in Braunſchweig, Beileides verſichert halten darf.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Februar 1778.

Lieber Bruder,

Ich wette, Du lauerſt auf einen Brief von mir, und wir lauern auf einen von Dir. Ich hoffe, Du ſollſt das Kiſtchen von Wegelins richtig erhalten haben, und ich betaure nur, daß es ſchon gepackt war, als ich den letzten Brief erhielt, um noch einige Kleinigkeiten beyzulegen, die zu meinen gegenwärtigen theologiſchen Streitigkeiten gehören. Daß meine Duplik nach Deinem Sinne geweſen, iſt mir ſehr lieb. Beſonders freue ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängſt, welches mir alle anderen theatraliſchen Arbeiten ſo ſchal und wäßrig macht. Nächſter Tage ſollſt Du auch eine Schrift wider Götzen erhalten, gegen den ich mich ſchlechterdings in die Poſitur geſetzt habe, daß er mir als einem Unchriſten nicht ankommen kann. Doch das ſind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langſam vor, und das erſte Treffen iſt meine Neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieſer Art noch nicht geſchrieben zu haben, und ich darf hinzu ſetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft ſelbſt, wie natürlich ſich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das iſt die nehmliche Schrift, die ich Voſſen zugedacht habe; denn ſie iſt ſo, daß ſie bei dem allen ſich vor der Berliniſchen Cenſur nicht fürchten darf. Er hätte ſie auch ſchon, wenn mir ſeit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröſte ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraſchen. — —

Lebe ſelbzweyter recht wohl! Und Gott gebe, daß ich auch bald hinzuſetzen kann: ſelbdritter!

Gotthold.

An J. A. H. Reimarus.

Wertheſter Freund;

Ihr Stillſchweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können, wenn man Ihnen ſolch Zeug in den Kopf zu ſetzen geſucht. Ich will den ſehen, dem ich geſagt habe, daß Ihr ſel. Hr. Vater der Verfaſſer der Fragmente ſey! Ich habe ſo vielerley Vermuthungen über den wahren Verfaſſer anhören, ſo vielerley Ausfragen desfalls aushalten müſſen: daß es zwar wohl ſeyn kann, daß ich unter denen, auf welche man gerathen, auch manchem Ihren Hrn. Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht wenige auf ihn gerathen, und mancher hat mir eine große Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweifelten Urheber nicht bloß der Fragmente, ſondern eines völlig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das ſich ich weiß nicht in weſſen Händen befinde, nennen zu können geglaubt. Aber wer da ſagt, daß ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermuthung, dafür ausgegeben habe, der ſagt es wie ein Schurke. Dieſen Trumpf will ich öffentlich darauf ſetzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht vielmehr für beſſer halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu laſſen. Die Theologen werden keine Narren ſeyn, ſie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat ſie nicht auch ſchon Wittenberg für eine ſchwarze Verleumdung in ſeinem Poſtreuter erklärt? Wer wird dieſem groſſen Manne zu widerſprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieſer Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen?

Indeß will ich doch, bey erſter Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfaſſer nicht allein überhaupt ſagen, ſondern mich auch in specie wegen Ihres Herrn Vaters ſo erklären, daß man es gewiß künftig ſoll bleiben laſſen, ſich desfalls auf mich zu beruffen. Dieſe Gelegenheit wird ſich auch ſehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beyträgen, ſondern beſonders, eben itzt drucken laſſe. Ich werde durch Maſchos albernes Geſchwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben ſollte, indem er von dem vermeintlichen Verfaſſer Dinge wiſſen will, die auf dieſen gar nicht paſſen würden.

Ich habe es mit ihm ſchon vorläuffig in beyliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenſtand aber immer noch Goeze iſt. Und ſo eine Schnurre ſoll Goeze unfehlbar jederzeit haben, ſo oft er in ſeinen fr. Beyträgen eine Sottiſe wider mich oder meinen Ungenannten ſagt. Dazu bin ich feſt entſchloſſen, und ſollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenſchrift werden ‘ſo langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geſchrieben und geleſen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch geleſen? Gleichwohl will ich ſie nebſt der Duplik, und den beiden fliegenden Blättern die vorhergegangen, noch mit beylegen, damit Sie wenigſtens alles haben, was in dieſer Katzbalgerey gedruckt worden.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt von einem guten Freunde, der ſich gerne allerley Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureiſſen. Dieſe Hypotheſe nun würde freylich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlage geweſen. Aber was thuts? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſey Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zuſprache von meinen Freunden thut mir jetzt deſto wohler, je nöthiger mir ſie iſt. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligſten Stellen in meinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Jeder zerſtreut ſich ſo gut als er kann.

Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero

Wolfenbüttel, den 6. April 1778.

ergebenſter Fr. u. Diener
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich muß mich nur gleich herſetzen, Dir zu antworten. Allerdings iſt es wahr, daß das hieſige Miniſterium, auf Anſuchen des Conſiſtorii, das neue Fragment und zugleich meine Antigötziſchen Schriften verboten; auch mir zugleich unterſagt hat, ferner etwas aus dem Mſ. der Fragmente drucken zu laſſen ꝛc. Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geſchehen laſſe. Nur ſollte man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, feſt entſchloſſen, die Sache auf das äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico iſt nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beyden ſehr zu fürchten habe. Denn (Du wirſt zwar lachen) ich habe ein ſicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen, und unter ſich ſelbſt uneins zu machen; ſo wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehreſten Glieder deſſelben Katholiken ſind, ſo darf ich meine Sache nur ſo vorſtellen, daß in der Verdammung, welche die Lutheriſchen Geiſtlichen über mich ausſprechen, eigentlich die Verdammung aller Papiſten liegt, welche die Religion eben ſo wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wiſſen, als ich. In dieſer Abſicht habe ich bereits auch einen Bogen geſchrieben, den ich Dir

hiermit beylegen will. [1] Du wirſt ſehen, daß ich auch ſonſt darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpaſtor wohl capot machen ſoll. Denn Du haſt doch wohl ſein zweytes Stück von Leſſings Schwächen geleſen, und geſehen, was für eine Erklärung er ſchlechterdings von mir verlangt? Dieſe gebe ich ihm hier. Ich habe den Bogen zwar ſchon nach Hamburg geſchickt, um ihn da drucken zu laſſen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willſt drucken laſſen, ſo kannſt Du es nur thun. Um die heutige Poſt nicht zu verſäumen, will ich ſchließen. Du ſollſt aber den nächſten Poſttag mehr von mir hören; wenigſtens ſobald ich Dir näher ſchreiben kann, wie meine Sache laufen zu wollen ſcheint. Den Bogen des Herrn Moſes habe ich nicht gleich bey der Hand; aber er ſoll den künftigen Poſttag gewiß auch folgen. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Mein lieber Ebert!

Es iſt mir ſehr angenehm, von Ihnen zu erfahren, daß ſich die Hamburgiſchen Freunde meiner erinnert haben; ich danke jedem in dem Sinne, wie er mich grüßen läßt.

Den Antigoeze bin ich eben noch im Stande Ihnen complet zu machen. Aber von dem neuen Fragmente habe ich ſelbſt nur noch ein einziges Exemplar. Hätten Sie mich im geringſten vermuthen laſſen, daß Ihnen an dieſen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darnach wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen draus gemacht haben, ſie Ihnen jederzeit zu geben. Warum ich ſie aber ungefordert von freyen Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt.

Die Confiscation derſelben beluſtigt mich herzlich. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon ſeyn, wer da will! Ich ſehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen ſoll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf ſich kommen laſſen wollen, und ich weiß vorlängſt, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zuſammen oft nicht mehr als ein altes Weib ſind.

Der

Wolfenbüttel, den 25. Jul. 1778.

Ihrige Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Ihre Beſorgniß, meine vortreffliche Freundin, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft. Und doch muß ich Sie bitten, ſich ihrer nur ganz zu entſchlagen. Die Sache iſt bey weitem ſo ſchlimm nicht, als Sie fürchten. Freylich hat man das neue Fragment confiſciret, und will mir das weitere Schreiben in dieſen Dingen unterſagen. Aber über den letzten Punkt beiſſe ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben ſoll, daß ich meine Batterie wenigſtens verlegen muß. Man hat ſich die Abweſenheit des Erbprinzen, und die Schwachheit des alten Herzoges, der ſelbſt wenig mehr nachſehen und unterſchreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Verſicherung, daß beyde an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um ſo viel freyer Feld, mich gegen das Miniſterium ſo maulſicht zu machen, als ich nur Luſt habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie ſollten dabey ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl betauern ſollten. Denn, im ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz; machen Sie ſich, meine beſte Freundin, meinetwegen nicht den geringſten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortſetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, welche Wendung mein Schickſal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit ſo armſeligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero

Wolfenbüttel den 2ten Aug. 78.

ergebenſter Freund Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 9. Aug. 78.

Ich bin mir hier ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszuſetzen, der mir unerträglich iſt. Wie oft möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich ſeyn wollen, als andere Menſchen! Wie oft wünſche ich, mit eins in meinen alten iſolirten Zuſtand zurückzutreten, nichts zu ſeyn, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit ſich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo

[1] Es war: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg. Wolfenbüttel (aber eigentlich Berlin) 1778. Karl G. Leſſing.

bey ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz, mich unglücklich zu denken, — knirſche eins mit den Zähnen, — und laſſe den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will! —

Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens ſo gut verſtehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er ſich gewiß nicht verſieht. Denn da er ſich nun einmal verredet hat, und wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion *glaube*, ſondern was ich unter der chriſtlichen Religion *verſtehe*: ſo habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr ſchützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nehmlich nur zu verhindern ſuchen, daß die Pabiſten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Pabiſten werden.

Ich danke Ihnen für die gütigen Wünſche zu Fortſetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche ſie kaum: denn dieſe Streitigkeit iſt nun ſchon mein Steckenpferd geworden, das mich nie ſo herabwerffen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht verſagen, wenn ich ihn nicht ſelbſt aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine wertheſte Freundin! und ſobald ſich der Hoheprieſter nur mit einer Sylbe gegen meine nöthige Antwort regt: ſo haben Sie doch ja die Güte mir es zu ſchicken.

Dero

ganz ergebenſter

L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe den Bogen erhalten, und danke Dir und unſerm Voß für die prompte Beſorgung. Es wird auf Götzen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweiſe laſſen ſich Folianten zuſammenſchreiben.

Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſeyn. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, ſo viel man braucht; und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen, und Du kannſt nachſtehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken laſſen, und ausſtreuen, ſo viel und ſo weit Du es für nöthig hältſt. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannſt, unverzüglich.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. Oct. 1778.

Lieber Bruder,

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erſtgebornen mit meinem beſten Segen hienieden bewillkommnen! Er werde beſſer und glücklicher, als alle ſeines Namens! — Die Mutter iſt doch geſund? Verſichere Sie meines innigſten Antheils an ihrer Freude. —

Und nun, warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe? Ich reiſte vor ſechs Wochen in Angelegenheiten meiner Stieftinder nach Hamburg; feſt entſchloſſen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber ich hatte meine Stieftochter mitgenommen, und die ward gefährlich krank. Das hielt mich bis in die ſechſte Woche auf, und nur ehegeſtern bin ich wieder gekommen.

Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? — Beyliegenden Bogen, als die Antwort auf das dritte Stück meiner Schwächen, die ziemlich ſtark zu werden anfangen. Will ihn Herr Voß gleichfalls drucken laſſen: ſo kann er es immerhin thun. Du haſt mich mißtrauiſch gegen T** gemacht; ſonſt hätte ich ihn gleich nach Berlin geſchickt. Und wahrlich thäte T** eben nicht unrecht, wenn er dieſen Bogen nicht wollte paſſiren laſſen. Es ſind Aeußerungen — — — darin, die ihm wohl nicht ſchmecken dürften.

Du ſiehſt alſo, daß ich in meiner Streitigkeit fortfahre; ungeachtet mir das Miniſterium allhier verboten, auch nicht einmal auswärts etwas drucken zu laſſen, was ich nicht zuvor zur Cenſur ihm eingeſandt. Das wäre mir eben recht! Ich thue das nicht! mag auch daraus entſtehen, was da will.

Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt, und beſorgt ſich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, ſelbſt Du haſt Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht

habe, und Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt (und den Du auch in dieſer Folge beobachtet finden wirſt), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Luſt, und er ſoll ſchon ſehen, daß ich meiner eigenen Sache durch dieſen dramatiſchen Abſprung im geringſten nicht ſchade.

Haſt Du ſchon die Epiſtel eines Layen geleſen, in welcher Moſes für den Verfaſſer des Zweckes Jeſu und ſeiner Jünger ausgegeben wird? Ich wollte, daß das Ding nicht ſo gar elend wäre, damit er ſich dagegen vertheidigen könnte. Vielleicht wird die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn er endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu retten.

Daß Theophilus eine beſſere Verſorgung bekommen, freuet mich von Herzen. Ich habe ſeit langer Zeit weder an ihn, noch an die Schweſter geſchrieben. Denn es iſt mir unmöglich geweſen, es ſo zu thun, wie ich gern gewollt hätte. Da ich meine Stieſkinder noch bey mir habe, und eine ſo weitläufige und koſtbare Wirthſchaft führen muß, ſo bin ich ſelbſt oft in größern Verlegenheiten, als ſie gewiß nicht ſeyn können. Dazu habe ich itzt keinen Menſchen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf deſſen Beyſtand ich mich allenfalls verlaſſen könnte.

Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeſchickt, als nach Hamburg. Sonſt überall, wenn Du willſt, kannſt Du Dein Netz für mich aufſtellen. Ich beſorge ſchon, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind, als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind: ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.

Meinen Ernſt und Falk wollte ich Dir gern beylegen, wenn ich nicht glauben dürfte, daß Du ihn ſchon geleſen, und ein Exemplar von ihm das Porto nach Berlin werth wäre. Indeß, was ſagſt Du dazu? Und was hörſt Du Andere davon ſagen?

Schreibe mir bald wieder und lebe recht wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 7. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, daß ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir ſelbſt noch nicht einig geweſen, ſelbſt noch nicht gewußt, wie es mit Dingen werden ſolle, mit denen ich vielleicht weiter nichts geſucht, als den Leuten das Maul aufzuſperren. Denn ſo dächteſt Du nun ganz gewiß ſehr falſch.

Mein Nathan, wie mir Profeſſor Schmid und burg bezeugen können, iſt ein Stück, welches ich ſ drey Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von d vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen Ich habe es jetzt nur wieder vorgeſucht, weil mir mal beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränd des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite d die Flanke fallen könne. Mit dieſen Veränderunge nun zu Rande, und mein Stück iſt ſo vollkomme als nur immer eins von meinen Stücken fertig wenn ich ſie drucken zu laſſen anfing. Gleichwohl noch bis Weyhnachten daran flicken, poliren, und Weyhnachten anfangen, alles aufs Reine zu ſchreib à mesure abdrucken zu laſſen, daß ich unfehlbar Oſtermeſſe damit erſcheinen kann. Früher habe ic nie erſcheinen wollen; denn Du erinnerſt Dich do daß ich in meiner Ankündigung zu Weyhnachten vo Zahl der Subſcribenten zu wiſſen verlangt habe.

Und alſo wäre der Eine Punkt, über den H gewiß ſeyn möchte, ohne alle Schwierigkeit. Oſtern mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzi nen darauf ſubſcribirt hätten; — und wenn ich mein eigenes Geld müßte drucken laſſen.

Auch könnte ich über den zweiten Punkt ihn v ruhigen. Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwa nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſe hauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Th aller geoffenbarten Religionen werden freylich i darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu e werden ſie wohl bleiben laſſen.

Aber nun ſage mir, was will eigentlich Her Durch welches neue Avertiſſement glaubt er mir de ten Vortheil ſchaffen zu können? Dieſer Vortheil mir allerdings ſehr willkommen ſeyn; denn ich bin Feind vom Gelde geweſen, und jetzt bin ich es a wenigſten. Den Beſitz meines Stücks nach der Subſ habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern n thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich ſtürbe? S ich vielleicht tauſend Leuten einem jeden einen ſchuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich ſ würde. Und wozu auch? Geld bis zu Oſtern bra freylich, und die Sorge es anzuſchaffen, wird mi einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nich brochen ſeyn müßte.

Aber wenn Du wirklich meynſt, daß Dein and ſchlag thunlich ſey, und ſich wohl noch ein Freun der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zin ſchöſſe, ſo würde ich dieſen tauſendmal annehmliche Ich brauchte aber wenigſtens 300 Thaler, um m Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welc die kleinſten Spuren der Zerſtreuung ſo merklich

will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben Stande bin: meinen Wechſel; und wenn ich plötzlich e, würde doch wohl auch noch ſo viel übrig ſeyn, daß r Wechſel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines ſes zu antworten.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 1. Dec. 1778.

Mein liebſter Bruder,

In Erwartung Deines letzt Verſprochenen, wenigſtens rwartung, ſo bald als möglich zu erfahren, ob und ı ich gewiß darauf rechnen könne, ſchicke ich Dir hier Anfang meines Stücks; aus Abſicht, die ich in meinem n an Herrn Voß gemeldet habe. Laß einen Bogen auf ier, wie meine dramatiſche Schriften, doch ſo bald als ich abſetzen; damit ich ungefähr wiſſen kann, was ſo Bogen faßt, und ich meinen Pegaſus ein wenig anhal- kann, wenn er freyes Feld ſieht. Das Stück braucht nicht ſechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich Vorrede dazu in petto habe. Wenn es aber auch ſechzehn Bogen wird: ſo habe ich mich in dem Aver- ıent wegen des Subſcriptions-Preiſes bereits erklärt. Wenn ich Dir noch nicht geſchrieben habe, daß das in Verſen iſt: ſo wirſt Du Dich vermuthlich wun- , es ſo zu finden. Laß Dir aber nur wenigſtens nicht e ſeyn, daß ich darum ſpäter fertig werden würde. ıe Proſe hat mir von jeher mehr Zeit gekoſtet, als . Ja, wirſt Du ſagen, als ſolche Verſe! — Mit Er- ıiß: ich dächte, ſie wären viel ſchlechter, wenn ſie viel wären. Es ſoll mich verlangen, was Herr Ramler ſagen wird. Ihm und Herrn Moſes kannſt Du ſie weiſen, deſſen Urtheil vom Tone des Ganzen ich auch zu wiſſen begierig wäre. Es verſteht ſich, wenn Bogen abgeſetzt iſt, daß ich das Manuſcript wieder haben muß.

Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel, den 16. Decbr. 78.

Was Sie mir ſo gut und freundſchaftlich vorwerfen, ich mir ſchon manchmal ſehr bitter vorgeworffen. es ſey nun, daß die eigene Bitterkeit gegen ſich ſelbſt ſo bitter nicht iſt; oder mir in der Welt nicht leicht s bitter genug ſeyn kann: genug es blieb von einem zum andern bey dem Vorſatze, dieſen Vorwurf nicht r auf mir ſitzen zu laſſen. Und wer weiß, wie lange och dabey geblieben wäre, wenn Sie mich nicht ſtoſſen hätten. Eben wollte ich völlig einſchlafen. Doch das iſt nicht wahr. Meine Schlafſucht hat ſich verloren; und wenn Sie ſie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden: ſo habe ich von Glück zu ſagen. —

Wie es mir ſonſt geht, — wenn ich nur geſund bin — daran iſt nicht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich ſogar mit unter gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe, und mir geſund iſt. —

Die Zahl 72 iſt eine merkwürdige Zahl. Denn es iſt die eigentliche Zahl, wenn ich mich nicht irre, der rotunde ſogenannten 70 Jünger, 70 Dollmetſcher, 70 Beyſitzer im hohen Rath. Auſſer dieſen Siebzigen, wie viel zählen wir denn Apoſtel?

Bey Campen fällt mir ein, daß ich einmal ein Journal ſchreiben wollen, unter dem Titel: das Beſte aus ſchlechten Büchern. Wenn ich allenfalls dieſes Projekt wieder vorſuche, und er ſeinen Auszug ſonſt nicht gedruckt bekommen kann: ſo will ich mir ihn zum erſten oder letzten Stücke beſagten Journals ausbitten. Niemanden verwehrt, nochmals einen Auszug aus dem Auszuge dieſes Auszuges zu machen!

Goeze, hat man mir geſchrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches grade die zwei Stunden wären, die er ſonſt zu meiner Widerlegung beſtimmt gehabt hätte. Wenn das iſt, ſo will ich noch heut anfangen, um ſeine Geneſung herzlich zu beten.

Endlich laſſen ſich die groſſen Wespen doch auch aus dem Loche ſchrecken. Die Göttingſche ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu ſtechen drohet, wir werdens ja ſehen. Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde. Um geſchwind fertig zu werden, mache ich ihn in Verſen. Freylich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt.

Sie wiſſen doch, daß ich Ihren Cato habe? Von dem umſtändlich, ſo bald ich den Engliſchen wieder geleſen habe. Aber das kann ich wohl ſo bald nicht, wenn ich vors erſte mit meinen Verſen zufrieden bleiben ſoll.

Grüßen Sie die Brüder und Schweſtern: und leben Sie recht wohl. L.

Wolfenbüttel, den 18. Decemb. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entſchuldigung ſchuldig, warum ich in dem erſten verſifi- cirten Stücke, das ich mache, nicht unſer verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine lautre Wahrheit iſt, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal geleſen; und doch wollten mir die Anapäſten niemals von ſelbſt kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das iſt bloß ein Verſuch, mit dem ich eilen muß, und den ich ſo ziemlich, in Anſehung des Wohlklanges von der Hand wegſchlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohlklanges wegen gewählt: ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hier und da angeben müſſen, in der Proſe zu ſehr

auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Absicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur so mit der Versifikation nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen. — Ihre grammatikalischen Zettel sollen Ihnen unverloren seyn: ich will sie fürs erste nur noch bey mir behalten, um den Inhalt desto gewisser zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden sehr leicht für den Singularis genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterschieden würde. — Ihre Lesart im 201 Verse: Wem schmeichelt Ihr ꝛc. ist eine wahre Verbesserung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich sende mit heutiger Post wieder einen ziemlichen Flatschen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den lesen: so thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. — Für den zweyten Theil der Blumenlese recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbesserungen meiner Dingerchen blindlings unterschreibe, das wissen Sie schon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Postpferd geärgert, welches noch immer den Hagedornischen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir schreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal: und wenn ich mit dem Nathan sodann fertig bin — wer weiß? Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 19. Dec. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe auf Deinen letzten Brief sofort an M. W** geschrieben; und Gott gebe, daß es nicht bloßer guter Wille mag gewesen seyn! Sollte er aller der positiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten: so bin ich ganz unglaublich übel daran. Denn ich habe andere Anstalten zu machen, gänzlich versäumt.

Du erhältst hierbey die Fortsetzung meines Stücks bis zu Seite 74. Wenn Ramler in diesem neuen Flatschen auch nur wieder eine sechsfüßige Zeile entdeckt, so ist es mir schon lieb. Du mußt doch auch sehen, daß ich wirklich mit allem Ernste fortarbeite.

Bey dieser Gelegenheit will ich Dir doch aber auch sagen, daß Du alle Deine Auslagen, die Dir der Nathan schon gemacht hat, und vermuthlich noch machen wird, ja wohl aufschreiben, und mir zu seiner Zeit wieder abfordern mußt.

Nun bin ich begierig auf den Probebogen, und zu hören, was Du wegen des Druckes für das dienlichste achtest. Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Censor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr sehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde sie kommen, und die Personen für den Verfasser nimmt. — Lebe recht wohl!

Gotthold.

Meine liebe Schwester,

Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergessen, sondern allezeit mit Wehmuth sehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßtest, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürffe machen. Meine Frau ist nun eben ein Jahr tod, und ich weiß nicht einmal ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: so mag er mir es verzeihen, daß ich einer so unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk gewesen bin. Er wird böse auf mich seyn: ich will ihn aber nächstens wieder gut zu machen suchen. Ich freue mich herzlich, daß er an eine bessere Stelle gekommen. Du gehst doch wieder zu ihm? — Nimm indeß mit beygehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir ehestens mehr zu schicken. Lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder

Wolfenbüttel den 28 Decbr. 1778. Gotthold.

Mein lieber Herder,

Sie sind sehr gütig, daß Sie nach zwey Briefen, die ich nicht so beantworten konnte, als ich gern wollte, und also lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir gewesen, und wie dankbar ich gern dafür seyn möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherlei Dinge, wobey immer einer von meinen ersten Gedanken gewesen ist: was wird Herder dazu sagen?

Nathan kann nicht eher als in der Ostermesse erscheinen, und Sie sollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beym Boccaz (Giornata 1. Novella 3.) Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indeß sicher meinen Lesern zuruffen, die dieser Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeschreckt hätte, der Wahrheit diesen Dienst zu thun; sie mag sich nun endlich finden lassen, auf welcher Seite sie will. Sondern weil ich wirklich

das ganze Manuſcript nicht in Händen, und es nur bey Leuten geleſen habe, die entweder viel zu eiferſüchtig, oder viel zu furchtſam damit ſind, als daß ſie mir es anvertrauen möchten; ſo viel und heilig ich auch die vom letztern Schlage verſichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geſchrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutſche Volkslieder, ſondern deutſche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bey unſern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch ſo viel aufgetrieben. Dem poetiſchen Genie unſrer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatiſche, als das lyriſche Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beyden zuſammengeſetzt iſt, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie ſie kein Volk aus ſo frühen Zeiten in Europa beſſer haben müßte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutſcher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren Theils Priameln, Theils Bilderreime. — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt iſt, waren im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das urſprünglich deutſche Epigramm nennen möchte; alle moraliſchen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigſten Ausdrucke. Die Bibliothek beſitzt davon anſehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geſchrieben. Damit Sie ſich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeſchrieben habe, beylegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als ſie verdienen. — Unter Bilderreimen verſteh ich die Gedichte, welche ſich um das Ende des 16ten Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, ſo häufig auf einzeln fliegenden Kupferſtichen oder Holzſchnitten, ſatyriſch-moraliſchen, und ſatyriſch-politiſchen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge geſammelt habe, und die zum Theile, ſelbſt von der Seite der Kunſt, nichts weniger als zu verachten ſind. Aus dieſen zwey Quellen alſo, wollte ich meine Volksgedichte ſchöpfen, von welchen ich zweifle, ob ſich irgend etwas davon zu Ihrem Plane ſchicken möchte.

Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drey Manuſcripten, welche unſre Bibliothek beſitzt (die Ihnen bekannte Gudenſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe war ſchon vorher veräußert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenſchen Handſchriften kaufen ließ) einen Renner zuſammengeſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne geweſen ſeyn; und wollte ihn eben bey Weygand drucken laſſen, als mir unvermuthet ein viertes Manuſcript in Hamburg zu Händen kömmt, welches ſo gut und ſo alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menſchen habe, der mich deſſen, was bey ſolcher Arbeit bloße Drudgery iſt, überheben könnte, weiß Gott.

Daß aus Bertuchs Hans Sachſen nichts wird, habe ich ungern geleſen. Ich wollte eben an ihn ſchreiben, und ihn bitten, wenn er doch ſo viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Proſa von dem nehmlichen Verfaſſer beydrucken zu laſſen; wäre es auch nur um zu ſehen, wie Hans Sachſens Proſa geweſen. Denn daß Hans Sachſens proſaiſche Aufſätze auch ein ganz ſonderbares Monument in der Reformationsgeſchichte ſind, wird mir freylich keiner auf mein Wort glauben, der ſie nicht geleſen hat.

Wielands Plaiſanterie über den Bunkel iſt ſo gerecht als luſtig, und Nikolai mag ſie auch wohl gegen ihn verſchuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sproſſe aus der Leiter ausbräche, die ein gewiſſes Publicum nothwendig mit beſteigen muß, wenn es weiter kommen ſoll. Sie verſtehen mich. Wenn zu Verbreitung ſolcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts beſſer wäre, als ſo ein ruppichter Roman?

Leben Sie recht wohl. Sie ſehen, ich mache noch weniger Umſtände, wenn ich an einen Mann ſchreibe, den ich ſo von Grund des Herzens hochſchätze.

Wolfenbüttel den 10. Jenner 79. G. E. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Januar 1779.

Mein lieber Bruder,

Du bekommſt hierbey nicht allein abermals einen neuen Flatſchen des Manuſcripts (von Seite 75—116), den ich dich Ramlern zu communiciren bitte; ſondern auch den erſten Flatſchen wieder, der nun völlig ſo iſt, wie er kann gedruckt werden. Ich habe, mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgeſetzt; das iſt, die eigentlichen Vorbereitungen eingeſchaltet, die ſich ganz vom Anfange nicht abſehen laſſen. Fangt alſo nur an zu drucken, ſobald ihr wollt. Ich habe einen zu großen Vorſprung, als daß mich die Setzer einholen ſollten. Ich wähle aber die letztere kleinere Probeſchrift, um dem Brechen der Zeilen ſchlechterdings vorzubeugen: nur muß die Columne um eine oder zwei Zeilen länger und höher ſeyn; denn mit 19 Zeilen iſt ſie wirklich gegen die Breite zu kurz. Es thut mir zwar leid, daß ich ſonach wenigſtens 24 Bogen anſtatt 16 Bogen geben muß; doch ich denke, wer von meinen Subſcribenten einen Gulden daran hat wagen wollen, der wagt auch wohl einen Thaler daran, und ſo komme ich wieder dem Rabatt nach, den ich den Buchhändlern abgebe. Aber nun möchte ich auch gern wiſſen, wie viel Du und Voß eigentlich Subſcribenten habt? Ich für mein Theil muß wenigſtens

1000 Exemplare haben: denn ſo viel haben ſich bei mir unmittelbar gemeldet; und ich will hoffen, daß Du hierauf ſchon gerechnet haſt, wenn Du mir ſchreibſt, daß eine ſtarke Auflage gedruckt werden müſſe.

Was bey dem Abdrucke zu beobachten iſt, habe ich für den Setzer auf ein einzelnes Blatt geſchrieben. Beſonders muß der Unterſchied an Strichen — und Punkten ..... ja wohl beobachtet werden. Denn dieſes iſt ein weſentliches Stück meiner neuen Interpunction für die Schauſpieler; über welche ich mich in der Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl ſchwerlich Platz haben dürfte. Auch ſollte, nach meinem erſten Anſchlage, noch ein Nachſpiel dazu kommen, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks ſelbſt wieder aufnähme, und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben, und Du ſiehſt wohl, daß ich ſonach bei einer zweyten Auflage mein Stück noch um die Hälfte ſtärker machen kann. Doch ich weiß noch nicht, wie die erſte Auflage aufgenommen wird, und denke ſchon an die zweyte! Sobald ich den zweiten Flatſchen Manuſcript zurück habe, will ich ihn gleichfalls in wenig Tagen abſolviren und wieder zurückſenden.

Gotthold.

Wolfenbüttel, d. 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

Ich muß mich ſchämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des Wernike zurückſchicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten, und habe es am Nachſchlagen nicht fehlen laſſen. Die Bibliothek hat von ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri Cimbria litterata, will ich ausſchreiben, ſobald das Buch zurückkommt, wornach ich ſchon geſchrieben habe.

Mein Bruder hat ſchon längſt wieder neues Manuſcript. Hat er es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich Sie um ſo viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich faſt alles von Ihnen genutzt habe: einige Kleinigkeiten ausgenommen, über die wir uns mündlich leicht verſtehen würden. — Ich ſende auch heute wieder dem Bruder Manuſcript, und mit dem, hoffentlich, ſollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr abſehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung zufrieden ſeyn werden, die mir wirklich am ſauerſten geworden iſt.

Leben Sie recht wohl.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1779.

Mein lieber Bruder,

Hier wieder friſches Manuſcript von 172–202, wobey ſich bereits die erſten Bogen des fünften Aufzuges befinden. Und nun wirſt Du mir doch glauben, daß ich zu Ende dieſes Monats gewiß fertig bin? — Aber wie es um den Druck ſteht, das mag Gott wiſſen! Es ſind nun ſchon wieder vierzehn Tage ſeit Deinem Letztern verfloſſen, und ich ſehe und höre nichts von Aushängebogen. Wenn Du mir doch nur wenigſtens einen Correcturbogen von den beſagten dreyen geſchickt hätteſt! — Es wäre kein Wunder, wenn ich mir, ich weiß nicht was, einbildete. Denn auch von meinen anderweitigen Fragen haſt Du mir ja keine einzige beantwortet. Ich weiß ja weder wie viel Subſcribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal ſo viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W** in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W** einen Wechſel darüber auf vier Monate ausgeſtellt, der mir ſodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringſte Anſtalt desfalls gemacht hätte. Du glaubſt nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich ſie zuſammenſchreibe.

Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, ſo habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzuſetzen; ſondern dieſe, nebſt dem Nachſpiele: der Derwiſch, und verſchiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatiſche Interpunction, entweder zu einem zweyten Theile, oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten. — Nimm meine Quälereyen nicht übel und lebe wohl!

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. März 1779.

Mein lieber Bruder,

— — Hierbey kömmt das letztere Manuſcript zurück, ſo wie es in die Buchdruckerey kann gegeben werden. Unſerm Moſes werde ich für ſeinen gegebenen guten Wink[1] mit nächſter Poſt ſelbſt danken. — Wenn ich das Ende des Manuſcripts an Ramlern ſchicke, ſo kann es nur gleich dort bleiben; wenn Du mir ſeine Anmerkungen nur mit der reitenden Poſt ſchickſt, auf die ich mit der nehmlichen meine zu machenden Veränderungen einſenden will. Denn mit der fahrenden Poſt geht es allzu langſam.

Der Aushängebogen gefällt mir überhaupt ganz wohl; hat aber doch verſchiedenes, was ich beſſer und anders wünſchte. Ich bin daher nicht übel geneigt, wenn wir fertig ſind, das Quartblatt S. 1. 2. 15. und 16. umdrucken

[1] Es war in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Scene eine Stelle, wo Saladin den Tempelherrn fragte, ob ſeine Mutter nicht ehemals im Morgenlande geweſen ſey, (vermuthlich, weil er ſich dadurch die Aehnlichkeit des Tempelherrn mit ſeinem Bruder erklären wollte); und der letztere antwortete: meine Mutter nicht, wohl aber mein Vater. Dieſes wollte Moſes weggeſtrichen wiſſen, weil es an ein bekanntes Geſchichtchen erinnere, und Leſſings nicht würdig ſey. L. ſtrich die Stelle auch wirklich weg. D. Friedländer.

zu laſſen: Theils wegen der garſtigen gebrochenen Zeile auf der erſten Seite, Theils wegen ein Paar Unſchicklichkeiten auf der 15ten, wo der Zuſatz (bey Seite) ganz wegfallen, und der Zuſatz (lächelnd) aus der ganz kleinen Schrift geſetzt werden muß. Wenn die weitern Zuſätze oder Nachrichten für die Schauſpieler, welche in den folgenden Bogen häufiger kommen, eben ſo groß geſetzt worden, ſo wird das einen ſchönen Uebelſtand geben. Ich will hoffen, daß es nicht geſchehen. Der Zuſatz (bey Seite) muß darum wegbleiben, weil ich in der Folge durchaus, was bey Seite geſagt werden muß, zum Unterſchiede mit Haken bloß eingeſchloſſen habe.

Da ich übrigens nun ſehe, daß das Stück zwiſchen 18 und 19 Bogen wird, ſo bleibt es dabey, daß ich entweder gar keine, oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorſetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, beſonders drucken laſſe, und zwar auf dem nehmlichen Wege der Subſcription, wenn ich anders ſehe, daß es ſich der Mühe damit verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monathe zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieſer verdorben. Und wer weiß, wie ſie noch aufgenommen wird!

Das neue Engliſche Buch von der Freymaurerey kenne ich nicht. Wenn es nicht etwas ganz Beſonderes iſt, ſo gieb Dich ja mit den Poſſen nicht ab! Meine Gedanken über den Urſprung des Ordens kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn ſonſt hätte ich ſie in dem vierten und fünften Geſpräch bereits ſelbſt bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unſern Herzog Ferdinand lieber unterlaſſen wollen. Leſen ſollſt Du ſie wohl, dieſe eingedruckten Geſpräche, wenn Du Dein Wort hältſt, und mich inſtehenden Sommer beſuchſt; und ich denke, Du ſollſt viele von den Erinnerungen, die Du in der Litteraturzeitung gegen die drey erſten gemacht, beantwortet finden.

Und nun ſchreibe mir doch einmal, was Nicolai macht. Ich fürchte, ihr Beyden ſeyd eben keine Freunde mehr zuſammen. An mich ſchreibt er auch nicht mehr; welches er doch ſonſt zuweilen that. Meine theologiſchen Händel, denke ich, haben ein Loch in unſer gutes Verſtändniß gemacht. Das ſollte mir leid thun. — Hiermit lebe wohl mit Deiner guten Frau und Deinem Jungen. Was macht der?

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Profeſſor Eſchenburg, der kürzlich in der poetiſchen Chreſtomathie von Zachariä verſchiednes aus der geharniſchten Venus drucken laſſen, haben jenals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfaſſers derſelben ausfündig machen können. Eſchenburg hat ſogar deswegen an Gleim und Schwaben geſchrieben; aber auch die wiſſen ihn nicht. —

In meinem letzten Manuſcript haben Sie nur ein Paar ſechsfüßige Verſe angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freilich müde ſeyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich Iſrael: und wir ſind fertig. Für die ſchöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal ſo ein Treibejagen anſtellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen laſſen; und Ihnen Subſcribenten aus Marocco ſchaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den — April 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wollte ſchon an allem verzweifeln, — denn Du mußt wiſſen, daß ich mich dem ärgerlichen, mißtrauiſchen Alter mit großen ſchnellen Schritten nähere — als ich endlich Deinen Brief vom 9ten dieſes mit den Aushängebogen bekam, und die Möglichkeit daraus erkannte, daß der Nathan noch ſo eben auf der Meſſe erſcheinen könne. Das beſte iſt, daß er nicht weit nach Leipzig hat! Freylich, wenn er nur eben mit Thorſchluſſe nach Leipzig kömmt, ſo werde ich ihn ſchwerlich hier eher haben, als ihn jeder Buchhändler, die alle mit Extrapoſt nach Hauſe fahren, ſeines Orts mitbringen kann. Und Du glaubſt gar nicht, wie unangenehm und nachtheilig mir es iſt, daß meine Subſcribenten ihn nicht zu allererſt aus meinen Händen bekommen ſollen. Thue doch alſo ja Dein Möglichſtes, und ſchreibe dem Buchdrucker, daß er vor allen Dingen, noch ehe er ein Exemplar nach Leipzig ſendet, an mich hierher nach Wolfenbüttel 1000 Stück abſchickt. Außer dieſen 1000 brauche ich noch, wie beygehender Zettel ausweiſet, an zwey hundert, die Du Herrn Voß bitten mußt, von da aus zu ſpediren.

Der Preis muß nothwendig 18 Groſchen ſeyn; denn das Stück muß zuverläſſig 18 volle Bogen betragen, da die erſten drei Acte eilf Bogen füllen, und die zwey letzten um nichts kürzer ſind, als jene. Ja, ich glaube nicht einmal, daß alles auf 18 Bogen gehen wird. Schicke mir ja die Aushängebogen, ſo weit Du ſie immer haſt; denn ich halte es wirklich für nothwendig, die Druckfehler anzuzeigen. So ſteht z. E. Dalk anſtatt Delk, welches im Arabiſchen der Name des Kittels eines Derwiſch iſt. Ich hätte freylich können die fremden Wörter alle erklären, z. B.: Div, ſo viel als Fee, Gimniſtan, ſo viel als Feenland, Jammerlonk, das weite Oberkleid der Araber u. ſ. w. Aber auch das kann entweder in einer zweyten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwiſch. Dieſen will ich dieſen Sommer ſchon auch noch Zeit finden, auszuarbeiten. Denn mit Semlern will ich vorläufig nur

wegen des Anhanges anbinden, und in Anſehung des Uebrigen abwarten, was unſre Orthodoxen ſelbſt dazu ſagen werden. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie auf ihn nicht weit härter losbrechen ſollten, als auf mich.

Auf dem zweyten beyliegenden Blatte habe ich noch einige Verbeſſerungen von Ramlern geſchrieben, die ich Dich in der Correctur anzunehmen bitte. Eben erhalte ich auch Deinen Brief vom 13ten, worauf ich Dir aber weiter nichts antworten kann, als daß die Druckfehler aus den erſten neun Bogen nächſtens folgen ſollen.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 18. April 1779.

Mein lieber Bruder,

Auf umſtehenden Blatte ſchicke ich Dir die beträchtlicheren Druckfehler. Alle übrigen und ſonſtigen Unſchicklichkeiten des Drucks will ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweyten Ausgabe bereit ſeyn ſoll.

Es kann wohl ſeyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geſchehen wird. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.

Und nun muß ich Dir auch ſchreiben, was Dir der gute Geſchmack Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du mußt mir ſchon für die Frau von D**, der die Blumen ſo ſehr gefallen haben, noch ein Paar Buketter und einige einzelne ſchicken; doch dürfen keine Roſen darunter ſeyn. Kein Kopfzeug mag ſie auch nicht dazu; ſondern nur Blumen! Blumen! Ach das ſind göttliche Blumen! Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüße mir Deine liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl.

Gotthold.

An Mademoiſelle Reimarus
Nebſt 72 Exempl. zu
vom Nathan. Hamburg.

Meine werthe Freundin,

Ich weiß, Sie vergeben mir, wenn Sie anders einen Augenblick unwillig auf mich geweſen ſind. Wie beyliegendes Blatt, könnte ich Ihnen mehrere ſchicken; wenn es darauf ankäme, Sie zu überzeugen, daß ich längſt antworten wollen. Doch an dem Willen liegt Ihnen nichts; und Sie möchten lieber wiſſen, warum es nicht geſchehen. — Der Schubiack Semler iſt einzig daran Schuld. Ich bekam ſein Geſchmiere, eben als ich noch den ganzen 5ten Akt am Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Profeſſorgans ſo erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen ſo nöthig iſt, darüber verlor, und ſchon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht ſchrieb! Ich würde Ihnen geſchrieben haben, daß man nun ſchlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten müſſe. Wäre es auch nur um ſo einen Eſel zu beſchämen, wenn ſich ein Eſel beſchämen läßt! Noch jetzt könnte ich für dieſe Meynung ſeyn, wenn ich mir einbilden könnte, daß Sie dafür ſeyn könnten! — Aber ich will es ihm ſchon indeß auf eine andere Weiſe eintränken, und ihm ein Briefchen aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll! Nur ein klein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Nathan ſchon auch ein wenig einheitzen. Was ſagen Sie denn zu dem? Laſſen Sie mich ja Ihr Urtheil darüber nicht lange entbehren! Ich verſtehe unter Ihrem Urtheile zugleich das Urtheil der ganzen Gemeinde. Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein wenig gut davon urtheilten, um mich wieder mit mir ſelbſt zufrieden zu machen. Denn das bin ich jetzt ſo wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit vorſtellen kann, wie ichs wieder werden ſoll. —

Meinen Empfehl an die Ihrigen. Leben Sie recht wohl!
Wolf. den 14. May 79. L.

P. S. Nathan koſtet 18 ggr. mit 15 pro Cento Rabbat. Wenn unter Ihren Subſcribenten unſere Freunde ſind, als Campe ꝛc. ſo verſteht ſich, daß Sie kein Geld von ihnen nehmen. Was aber ſonſt dafür einkömmt, haben Sie die Güte an den Münz-Meiſter Knorre bezahlen zu laſſen.

An F. H. Jacobi.

Wolfenbüttel, den 18. Mai 1779.

Der Verfaſſer des Nathan möchte dem Verfaſſer des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieſer gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl ſchwerlich. Nathan iſt ein Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Sie müſſen mir den Gefallen thun, und beyliegende zwei Bogen, welche das Fragment vom Durchgange ꝛc. enthalten, ſobald es Ihnen möglich iſt, mit dem Autographo vergleichen, und mir alle Verſchiedenheiten, Zuſätze oder Verbeſſerungen, ſorgfältig am Rande bemerken. Denn eine Zahl muß wohl in meinem Manuſcripte verſchrieben geweſen ſeyn, und ich muß mich in meiner Antwort an Semler auf eine oder die andere Weiſe darüber erklären. — Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich ſehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin, und auch Leſſen geantwortet habe: arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu

Chriſti, aus. Der Levit und der Prieſter werden eine gar brillante Rolle darinn ſpielen.

Hr. Campe ſoll das Bewußte haben. Er muß ſich aber 8 bis 14 Tage noch gedulden. Ich habe es ein wenig weit verliehen, will mir es aber unverzüglich wieder ſchicken laſſen.

Ich bin eilig. Leben Sie recht wohl!

den 25. May 79. L.

An Campe.

Wolfenbüttel, d. 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beyfalls, theuerſter Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchem mir ein ſolcher Beyfall allmählich anfängt, ſehr nöthig zu werden. Deſto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, daß er nur ſchriftlich kam, bey mir nichts verlohren. Man würde es im Drucke doch nur eine profane Accomodation einer ohnedies ſchon apokryphiſchen Stelle genannt haben; und kein Tadel iſt empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe, gleich an die Seite ſtellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beſchreiben. Ich bin verſichert, wir würden beyde ſehr geſunde Leute ſeyn, wenn wir eben ſo viel Schritte machten, als Buchſtaben. Einander alle halbe Jahr einmal zu Fuße zu beſuchen, das wäre mein Vorſchlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerſtreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünſche ſchiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was iſt das Leben, wenn man den Genuß deſſelben ſo ausmäkeln muß?

Hierbei kömmt endlich die Fortſetzung meiner Freimäurergeſpräche, von der mir Eliſe einmal geſchrieben, daß Sie ſolche für einen Freund zu haben wünſchten. Sie ſteht ſehr gern zu Jedermanns Einſicht zu Dienſte. Nur würde es mir empfindlich ſeyn, wenn ſie ohne mein Vorwiſſen abgeſchrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand verſprochen, beydes ohne ſein Vorwiſſen ſelbſt nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geſchähe, daß es ohne mein Zuthun geſchehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleißig fort — verſteht ſich, ſo fleißig, als es mit Ihrem Wohlleben beſtehen kann — rohe Menſchen lieber bilden, als ſchon gebildete umbilden zu wollen. Auch geſchieht dieſes vielleicht am beſten, wenn man nur jenes zu thun ſich anſtellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünſche, Linſen, mein Lieblingsgericht, zu eſſen, ſo iſt immer ein zweyter Wunſch dabei, es in Ihrer Geſellſchaft zu eſſen.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Febr. 1780.

Mein lieber Bruder,

Dieſer Winter iſt ſehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich iſt, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich ſehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein ſchlimmer Hals, der ſchon zur völligen Bräune gediehen war; und man ſagt, ich hätte von Glück zu ſagen, daß ich ſo davon gekommen. Nun ja; ſo ſey es denn Glück, auch nur vegetiren zu können! — —

Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannſt Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden laſſen, dieſer Ueberſetzung meinen Namen zu geben, und eine neue Vorrede vorzuſetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menſchengeſchlechts geſchickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen ſoll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt ſchicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig geweſen ſind. —

Von den tauſend Ducaten, die mir die Amſterdammer Judenſchaft zum Geſchenke gemacht haben ſoll, haſt Du ja wohl gehört. Aber den Bogen, den mein Stiefſohn, der ſich eben in Wien befand, als dieſe Lüge daſelbſt jung ward, dagegen drucken laſſen, wirſt Du ſchwerlich geſehen haben. Ich lege ihn alſo bey, da es doch nun einmal ein doppelter Brief iſt, was ich Dir ſende.

Unterhältſt Du denn keine Freundſchaft mehr mit dem Herrn Rector Klos? Sage ihm, daß ich ihm auf die Meſſe die erſte Ausgabe von Logaus Sinngedichten überſchicken will, die ich in Breslau noch an eine Bibliothek ſchuldig bin; und empfiehl mich ihm übrigens. Setzt er denn ſein Journal noch fort?

Nun lebe mit den Deinigen recht wohl, und ſchreibe mir bald. Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Meine beſte Freundin,

Das Befinden Ihres Hrn. Bruders macht mich unruhig. Hr. Campe meldet mir, daß er krank geweſen. Aber ich kann mich mit dieſem geweſen noch nicht zufrieden geben. Melden Sie mir alſo ja mit erſter Poſt, daß er ganz auſſer Gefahr, ganz wieder hergeſtellt iſt. Ich weiß nicht welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn ſie mich ſo nahe auch nicht angehen. Denn ſelbſt bin ich doch eben auch nicht krank; ſondern blos nicht geſund. Ich habe ein ſchlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick iſt es wieder da.

Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit noch weit verdrießlicher; ſo daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaſchnern und vollern Händen angefangen habe. Aber, Sie, meine Beſte, für Ihre Perſon, und mit allen übrigen Angehörigen, ſind doch geſund? — Schreiben Sie mir doch auch, wenn Sie das ſind, und ſeit einiger Zeit wenigſtens ſo weit geweſen, daß Sie zur Kirche gehen können, ob es wahr iſt, daß der Hauptpaſtor wiederruffen? Wenn er das gethan hat, ſo iſt er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bey kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unſinn, den er jemals gepredigt und geſchrieben, es koſte, was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Iſt der Text von ſeiner Wiederrufspredigt zu haben?

A propos! Sie haben doch ſchon geſehen, daß ſich endlich die allgemeine deutſche Bibliothek entſchloſſen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben auch doch ſchon geleſen, wie armſelig die Blindſchleiche daher gerutſcht kömmt. Was meinen Sie, wie ich mich bei beyden verhalten ſoll?

Und noch eins! Es iſt Ihnen doch auch zu Geſichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspoſtreuter ſtand? Nehmlich, daß mir die Judenſchaft in Amſterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Ducaten geſchenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo ſich mein Stiefſohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich dieſen Bogen wenigſtens doch nachgeſehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringſte Unwahrheit herein corrigiret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um ſie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Theilen Sie ihn unterdeſſen unſern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.

Ich erwarte Ihre Antwort, ſo bald wie möglich, meine Beſte; und bin

Ihr

ganz ergebenſter D. u. Fr.

Wolfenb. d. 22. Juni 1780. Leſſing.

An Herder.

Wolfenbüttel, d. 25. Jun. 1780.

Meine ſpäte Antwort müſſen Sie dieſesmal bloß dem Verlangen zuſchreiben, Ihnen in der Hauptſache ſo zu antworten, als Sie es zu wünſchen ſchienen. Sie verlangten die Fortſetzung meiner Freymaurer-Geſpräche, und ich hatte die einzige reine Abſchrift davon ſehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich ſelbſt nicht mehr finden; geſchweige, daß ein andrer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich ſie wieder erhalten; und hier iſt ſie.

Wenn Sie das Ding an Hamann ſenden: ſo verſichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verſtehen; wenigſtens nicht gewiß ſeyn können, ob ich ihn verſtehe. Seine Schriften ſcheinen als Prüfungen der Herren aufgeſetzt zu ſeyn, die ſich für Polyhiſtores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhiſtorie dazu. Ein Wanderer iſt leicht gefunden: aber ein Spaziergänger iſt ſchwer zu treffen.

Mein Ungenannter ſcheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigſtens haben — und — ſie ihm zu machen, redlich geſucht; ſo wenig ſie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird ſich der Ungenannte ſchon ſelbſt ſo weit helfen, als er ſich nach den Geſetzen einer höhern Haushaltung, helfen ſoll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelaſſen; wenigſtens mich darüber ausgelaſſen. Denn zum einlaſſen gehören zwey; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wiſſen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Parthey gelegen kam. Iſt er noch ſo weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lermen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wiſſen ſoll, noch mit dem einzigen . . . anbinden müſſen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre Volkslieder ſind mir ſehr lieb und werth. Aber können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Plaſtik noch nicht geleſen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte? Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Verſatilität des Geiſtes verliert ſich, glaube ich, von ſeinen Eigenſchaften am erſten. Es koſtet ſo viel Arbeit, mich umwälzen zu laſſen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologiſchen Händeln ziehen ſoll.

Leben Sie recht wohl. Ich erſpare mir alle Verſicherungen der Hochachtung und Freundſchaft, die, wo ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, doch nur umſonſt ſind.

Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Ich wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen dieſesmal zu melden habe. — Sie vermuthen ohne Zweifel, eine beſondere Kriſis meiner Krankheit? — Das hat ſich wohl! — Doch was nicht iſt, das kann noch werden. Und der Tod ſelbſt iſt ja wohl auch eine Kriſis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunſchweig, wo mich der Herzog geſtern ruffen ließ, um mir kund zu thun — — was meinen Sie wohl? — — Daß ihm ſein Geſandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächſiſche Geſandte im

Vertrauen eröffnet, daß nächſtens an den Braunſchweigiſchen Hof ein Excitatorium von dem geſammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des ſchändlichen Fragments von dem Zwecke Chriſti und ſeiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieſes ſagte mir der Herzog auf eine ſo freundſchaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt faſt bereuet hätte, ihm ſo gleichgültig und ſicher darauf geantwortet zu haben. Wenigſtens hätte ich es wohl unterlaſſen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er ſich meiner in keinem Stücke annehmen ſolle, ſondern in allem, ohne die geringſte Rückſicht auf mich, ſo verfahren möge, wie Er glaube, daß ein Deutſcher Reichsſtand verfahren müſſe. Denn ich begreife nun wohl, daß eine ſolche Aeuſſerung niemand verdient, der uns nützlich zu ſeyn wünſcht. Indeß war an meiner mürriſchen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gern verfolgt ſeyn; und bilden ſich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man ſich nicht einmal mit mir einlaſſen will. — Aber, meine Liebe, wie weit ſind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernſte von mir denken! Kann ſeyn, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bey jenem Baſtart eines groſſen Herrn vorging, der nicht ſagen wollte, wer er ſey, und ſich lieber unſchuldig wollte hängen laſſen, nur um ſeinem Richter recht ſchwere Verantwortung bei ſeinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabey tröſten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, ſeyd ihr des Teufels, daß ihr unſers gnädigen Herrn Baſtart wollt hängen laſſen? Und weiß ich denn etwa nicht, weſſen großen Herrn lieber Baſtart ich bin? — Alſo nur friſch die Leiter hinan! und daß nur niemand beſorge, als werde ich mich wohl gar aus Angſt verſchnappen! — — —

Eben werde ich in dieſen Henkersgedanken unterbrochen. Nächſtens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen, oder höher zu ſtimmen verſuchen werde.

Wolfenb. den 28. Novbr. 1780. L.

An Eliſe Reimarus.

Ich erinnere mich wohl, daß mein voriger Brief weder halb noch ganz war. Denn ich ward unterbrochen, und wollte den Poſttag nicht ganz verſäumen. Aber daß ich ganz den Ton verfehlt hätte, in welchem ich Ihnen ſchreiben wollte, das hätte ich mir nicht eingebildet. Ich glaubte recht luſtig geſchrieben und ein ſo feines Hiſtörchen mit eingewebt zu haben! Und Sie erſchrecken! Mein gutes Kind, bey Gott! Das war meine Abſicht nicht. Eben ſo wenig, als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir ſo viel Paradoxie zutrauen, als wohl ſchwerlich natürlich zu ſeyn pflege. Sie könnten ja wohl Recht haben: und was wäre es denn? Ich könnte ja eben ſo gut Paradoxie, als andere Orthodoxie affectiren. Ich verſtehe darüber ſo gut Spaß, daß es faſt keine Luſt iſt, mit mir darüber zu ſpaſſen. — Seyn Sie ruhig! Das Wetter hat ſich zwar noch nicht verzogen: aber ich habe ſo viele Ableiter auf meinem Hauſe, daß wenn die Vielheit der Ableiter ſelbſt nicht etwa ſchädlich iſt? — worüber Sie Ihren Herrn Bruder fragen können — ich zu dieſem ſeinem Buche noch manche ſchöne Bemerkung zu geben hoffe. — Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich, ſeit einiger Zeit, gegen unſern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er iſt doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an ſich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der ſich von keinem vorſchreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als ſich abbetteln läßt. Ich ſeh es als eine gute Vorbedeutung an, daß er mir auch ſchon ein Gutachten, über die dermaligen Religionsbewegungen, beſonders der Evangeliſchen Kirche mitgetheilet, das ich weiß nicht welches Conſiſtorium irgend eines Evangeliſchen Reichsſtandes bey dem Corpore Evangelicorum einreichen laſſen, und meine ſchriftliche Meinung darüber verlangt hat. Daß ich dieſe ſo geben werde, daß mir unſere Geiſtlichkeit wohl vom Halſe bleiben, und aufhören ſoll, mich mit den neuen Reformatoren zu verwechſeln, können Sie ſich wohl einbilden: Sie, die Sie am beſten wiſſen, wie weit ich von dieſen Herren entfernt bin. Auch bin ich eben darüber aus. Nur betaure ich, daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entſchieden worden: daß der Kerl das Menſch haben ſolle. Und haben ſoll er es auch wirklich, wenn ſich auch ſchon die Sache wieder ein wenig verzögert. Wenn die Direction indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, ſo ſubſtituire ich Sie an meine Statt. Die ..... iſt ſehr gut gewählt, und das Uebrige, was Ihnen davon zugehört, wird ſchon auch gut ſeyn. Aber ſo ein Fund, wie ich Ihnen nachweiſen ſoll, iſt ſelten.

Nun leben Sie wohl, und ſeyn Sie meinetwegen, neugierig ſo viel Sie wollen, aber nicht bange.

L.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich dieſen Augenblick einen Brief aus Amſterdam erhalte, kann Ihnen geſagt haben, daß er mich im Begriff verlaſſen, nach Hamburg zu reiſen. Da bin ich ſo lange geweſen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Geſundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie lange das war. Freylich ſollte ich ſie eher aufgegeben haben, dieſe Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängſt wieder

zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas beſſer: aber am Geiſte weit unfähiger. Unfähig zu allem, was die geringſte Anſtrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht ſchon längſt geſchrieben haben? Möchten Sie doch in meiner Seele eben ſo fertig leſen können, als ich mich in Ihrer zu leſen getraue. Ich verſtehe es ſehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu ſchreiben, nachdem Sie es ** ſchon einmal geſchrieben hatten.....[1] Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen leſen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen.

Hängen Sie, lieber Jacobi, ihren Cameralgeiſt ganz an Nagel, und ſetzen ſich ruhig hin, und vollführen Ihren Woldemar.

Bey Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu ſchreiben, was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl; fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichſche und Bergiſche Geiſtlichkeit gefahren ſey? Ich denke, Sie ſind es wohl ſelbſt, der mir das Proclama, oder wie die Abſcheulichkeit ſonſt heißt, zugeſchickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth daß ſie vom Pabſtthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden! Was Sie näheres von dieſem unlutheriſchen Schritte wiſſen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, beſonders denen, die ich kenne. Daß unſere Neigung noch immer einen Unterſchied zwiſchen Leuten macht, die man geſehen, und die man nicht geſehen hat, wiſſen Sie wohl, „iſt nicht meine Erfindung.“[2]

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, ſagen Sie, daß D* nicht zu Hauſe, und alle Wirthshäuſer hier, bis auf meines, wegen der Peſt verſchloſſen ſind.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund,

Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten, war ein neugieriger Reiſender. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein emigrirender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholffen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveſon, dieſer Emigrant; und daß ihm unſre Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem Europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutſche ich noch. Das ſaftigſte Wort iſt hier das edelſte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen; denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bey der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen; und bin itzt ein ſo fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freylich noch einmal ſprechen!

Wolfenbüttel den 19. Decbr. 80.

L.

An Eliſe Reimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beſchäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie ſchreiben? — Und kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank ſey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin ſo gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar geſehen: aber geleſen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorleſen laſſen. Der Verfaſſer, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt der Feldprediger bei den Gens d'armes in Berlin. Sein Name iſt mir entfallen.

[1] Die hier ausgelaſſene Stelle betrifft meine damalige politiſche Lage. Jacobi.

[2] Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf eine Stelle in Hemſterhuis sur les désirs. Jacobi.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus dieſem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlaſſen bleibt: ſo wird Hamburg ſo bald noch nicht aufhören, ſich von dieſer Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte ſchreiben alle, und laſſen ſich alle ſo theuer als möglich bezahlen — und Texte ſind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich ſchreibe Ihnen doch: werden Sie ſagen — Es iſt ein auſſerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird ſich erinnern, daß ich ihm ſchon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine ſehr klein, und verſiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten ſeyn ſollte. Dieſes habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieſes jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals beſſer ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück ſchicken, welches damals noch nicht ſehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder ſo werden ſoll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über dieſen Brief geſchrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort ſoll.

Wolfenbüttel den 21. Jenner 1761. Der Ihrige L.

An Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

Ich bin zwar bey weitem noch nicht wieder geſund. Da aber doch das Manuſcript, um das es Ihnen zu thun iſt, auf meiner Stube liegt: warum ſollte ich es Ihnen nicht gleich ſchicken?

Was dieſes Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie. Sie wiſſen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Roſenkreuzer gehalten wird. Ich wollte nachſehen, ob davon einige Spur in ſeinem Leben zu finden ſey. — Aber wenn ſeine Societas Christiana, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu dieſem Gerede gegeben, ſo finde ich ſonſt keine Spur darin.

Daß ſonſt nicht alle ſeine Schriften auf der Bibliothek ſeyn ſollten, würde mich ſehr wundern. Wenn ich nur erſt wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen ſogleich zu ſenden. Seine geiſtliche Kurzweil, ſeine Chriſtenburg, ſein Kinderſpiel, erinnere ich mich geſehen zu haben.

Leſſing.

Einige Worte über Gotthold Ephraim Leſſing

und ſeine Schriften.

Eine neue, leicht zu erwerbende Ausgabe von G. E. Leſſings Werken wird ohne Zweifel dem Wunſche Vieler entgegenkommen, und für noch Mehrere vielleicht wird die Gelegenheit und Aufforderung, mit einem der verdienteſten und trefflichſten deutſchen Schriftſteller ſich genauer bekannt zu machen, nicht verloren ſeyn. Gewiß iſt Leſſing in Deutſchland, im Verhältniß zu ſeiner Bedeutung und zu ſeinem Ruhme, zu wenig gekannt; und auf dieß aufmerkſam zu machen, mehr, als eine genügende Charakteriſirung und Beurtheilung des ausgezeichneten Mannes zu geben, iſt der Zweck der folgenden, keine weitere Anſprüche machenden Blätter.

Wenn Deutſchland in politiſcher Bedeutung und Geſtaltung, in Wiſſenſchaft, in Kunſt und Poeſie noch eine große und ſchöne Zukunft vor ſich hat — eine Hoffnung und Ahnung, welche in den jüngſten Zeiten wieder zuverſichtlicher und lauter ausgeſprochen wurde, als ſeit lange, und welche für ſich ſelbſt ſchon gewiſſermaßen einige Bürgſchaft der Erfüllung in ſich trägt; wenn manches Auge ſich anſtrengt, mancher Geiſt die etwa ihm inwohnende oder vorausgeſetzte Prophetengabe aufbietet, um die Geſtaltung dieſer Zukunft zu errathen und dem Genius Deutſchlands ſeine Bahnen vorzuzeichnen: ſo iſt es wohl nicht unpaſſend, wenn zur Begründung jener Hoffnungen, zur Ergänzung jener Ahnungen auch zurückgewieſen wird auf die Vergangenheit, auf den Boden, in welchem die Gegenwart und die Zukunft wurzelt, wenn der ſtrebende Blick einen geſchichtlichen Halt und eine ſichere Richtung bekommt. Zwar waltet in allen geſchichtlichen Gebieten vielvermögend die Freiheit, die ſich der Berechnung zu entziehen ſcheint; aber neben oder vielmehr in ihr herrſcht auch eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, deren Beobachtung manches errathen und erklären läßt, und welche mit der wachſenden Entfernung in Zeit und Raum immer deutlicher hervortritt. Und geſtehen wir es uns immer! wir Deutſchen, die wir wegen unſerer Gründlichkeit ſo oft belobt werden und eben ſo oft uns ſelbſt beloben, ſtehen als Volk in der Kenntniß unſrer Vergangenheit, in der Kunde unſrer politiſchen und Literaturgeſchichte hinter andern Völkern auf gleicher Stufe der Bildung wohl eher zurück! Sehen wir hier ab von der politiſchen Geſchichte; daß es mit der Kunde der Literaturgeſchichte ſich ſo verhält, wird man ſchwerlich läugnen können. Nun iſt allerdings wahr, was man zur Erklärung und Entſchuldigung vorbringt, daß unſere Literatur, ſo weit ſie allgemein anſprechend und genießbar iſt, ihr Daſeyn und ihre Blüthe nur erſt nach Decennien, nicht wie bei andern Völkern nach Jahrhunderten zählt; aber ſelbſt dieſen kurzen Zeitraum zurück reicht nicht die Kunde und das Intereſſe vieler Deutſchen, welche den Namen von Gebildeten anſprechen. Zu mächtig, ſcheint es beinahe, hat die höchſte, raſch eingetretene Glanz- und Blüthezeit der deutſchen Literatur, die ihren Mittelpunkt in Weimar fand, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Deutſchen von beinahe der geſammten früheren Literatur ab und ausſchließlich auf ſich gezogen, und verſchlungen; Goethe und Schiller — denn auch Wieland und Herder, des erſtern Oberon und des letztern Cid etwa ausgenommen, traten ziemlich zurück — galten Vielen als die vollgenügenden, weil die herrlichſten Vertreter der deutſchen Literatur; der Adel dieſer glänzenden Namen ſchien jede Frage nach dem Stammbaum von jener überflüſſig zu machen, und je weniger man alles früher Geleiſtete ſchätzte, um ſo wunderbarer und herrlicher erſchien das plötzliche Auftreten dieſer Autochthonen des Genie's. Und wenn dann doch etwas jüngere Zeitgenoſſen jener Dioskuren die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, ja den begeiſterten Beifall Vieler, und gewiß mit Recht, ſich erwarben, wenn die Romantiker einen enthuſiaſtiſchen Kreis von Eingeweihten um ſich verſammelten, wenn Jean Paul zum Gaſtmahl der Morgenröthen und Sonnenuntergänge, der ſüßeſten Rührungen, des beſeligenden Lächelns, der heißen Thränen, der wonneſchweren Seufzer, der phantaſtiſchſten Träume, der ſtolzeſten Gedanken und des keck überſchäumenden Humors eine gemiſchte Tiſchgeſellſchaft verſammelte — wenn viele nachwachſende Talente das Verlangen des Publicums nach Neuem befriedigten und daſſelbe ſogar bis zum krankhaften Gelüſten und Heißhunger ſteigerten, ſo daß ſelbſt Goethe und Schiller, zwar nicht dem Namen

[aber in der That bei Vielen zurücktreten mußten
mere Erſcheinungen: ſo trug dieß alles nur noch
bei, die ältern Begründer der deutſchen Literatur
) und der Vergeſſenheit anheim fallen zu machen,
n einzelnen Reliquien, durch Vermittlung der
r durch eine beliebte Melodie, lebte noch etwas
reſpectvoll genannten Namen trefflicher deutſcher
er und Dichter im Andenken einer größern Maſſe
e hier eine erſchöpfende Erklärung jener Ver-
ng und Vergeſſenheit deutſcher Claſſiker zu ver-
I nur im Vorbeigehen daran erinnert werden,
utſchland die Namen und Werke der ausgezeich-
ren Schriftſteller und Dichter weniger als bei
lkern verknüpft und vergeſellſchaftet waren und
:n Namen berühmter hiſtoriſcher Perſonen, Für-
Staatsmänner, mit bedeutenden politiſchen Er-
mit geſchichtlichen Epochen. Den Engländer da-
nert ſein Shakſpeare an die glorreiche Regierung
ſein Milton an die Revolution, die Republik
well; ſein Swift und Addiſon an bedeutſame
npfe und Entwicklungen; der Franzoſe verbindet
Gedanken an Clement Marot den an den glän-
nig Franz I.; Molière und Racine rufen Lud-
. Bild hervor; Voltaire und Rouſſeau ſind die
:r und Vorbereiter der Revolution; der Italiener
) die Namen Dante, Arioſto, Taſſo mit ſehn-
Verlangen und von der Gegenwart beſchämtem
verſetzt in die Zeiten ſtädtiſcher Unabhängigkeit
tiger Hofhaltungen unter kunſtliebenden, gebil-
ſten; der Spanier wird durch den Namen Cal-
Spaniens alten Ruhm und Größe gemahnt, und
: des Don Quixote erinnert ihn ſogleich auch an
, den ſiegreichen Helden von Lepanto. Wie vag
s erſcheinen dagegen, wo ſie nicht ganz fehlen,
ungen zwiſchen den Schriftſtellern und Dichtern
iſtoriſchen Notabilitäten, den denkwürdigen Er-
n Deutſchland!

Geſagte gilt namentlich auch von Leſſing. Zwar
: in manchen ſeiner Werke, in den Dramen be-
Anklänge der Zeit heraus; in der Minna von
iſt der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen Folgen
: der Emilia Galotti athmet die Auflehnung des
geiſtes gegen Tyrannei und Höflingsweſen; in
iturgie ſpricht ſich die Sehnſucht nach nationaler
utſchlands in der Klage über den Mangel eines
arakters aus; auch übte der ſiebenjährige Krieg
ſen Einfluß auf das Schickſal Leſſings, und er
ere Jahre in deſſen nächſter Nähe, ja im Ge-
Waffen; aber er hatte lange Zeit nicht einmal
ith; weder ein Friedrich II. noch Joſeph II. kümm-
um ihn, und er ſelbſt las keine Zeitungen! Aber
ng nirgends an die politiſche Geſchichte ſeines
) ſich anlehnt, ſie kaum berührt, ſo behauptet er
dafür eine um ſo ſelbſtſtändigere Stellung in der Geſchichte der deutſchen Literatur, der deutſchen Geiſtesentwicklung überhaupt, und verdient in dieſem Betracht ſeinen Landsleuten näher gerückt, gründlicher bekannt und geehrt zu werden.

Mehr als eilf Jahrzehnte ſind es, ſeit Leſſing geboren wurde, mehr als ſechs, ſeit er, allzufrühe, aus der Arena ſchied, die ihm manchen Lorbeer gewährte, aber doch faſt noch mehr Unluſt und Verdruß ſchuf. In der That iſt ſeine Thätigkeit vorzugsweiſe unter dem Geſichtspunkt eines Kampfes zu betrachten, und wenn er auch rüſtig baute und unverdroſſen pflanzte, durfte er doch nie das kriegeriſche Schwert aus den Händen legen, ja es trieb ihn ſelbſt die Luſt zum herausfordernden Angriff. Seine Lebensaufgabe war: überall dem Vorurtheil entgegenzutreten, die Autorität von Götzen zu ſtürzen, den falſchen Schein zu zerſtreuen, und trefflich war er zu dieſem Beruf begabt und ausgerüſtet. Eine umfaſſende, gründliche Gelehrſamkeit ſetzte ihn in Stand, Gegnern, die auf ihr Wiſſen und auf Autoritäten pochten, mindeſtens mit gleichen, meiſt mit überlegenen Waffen entgegenzutreten, ihre Autoritäten mit andern, triftigern zu überbieten, und vermöge ſeines Scharfſinns oft das, was ſie als Waffe gegen ihn benützen wollten, gegen ſie ſelbſt zurückzuwenden. So gut aber Leſſing ſich auf Autoritäten verſtand, ſo wenig war er der Mann, ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen und die Stimme ſeiner eigenen Einſicht, ſeiner Vernunft, ſeines Wahrheitsgefühls und Geſchmacks ihnen gefangen zu geben; er war nicht gemeint, je auf das Recht zu verzichten, unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen, die in dem kräftigen, die Wahrheit ſuchenden, gebildeten Geiſt ſelbſt entſpringt. Und endlich beſaß er die Unabhängigkeit, Energie und Furchtloſigkeit des Charakters, die ihn über perſönliche Rückſichten, über weltliche Vortheile und Nachtheile, über Unannehmlichkeiten und Anfeindungen wegſehen ließ. Machten ihn dieſe Eigenſchaften zu einem gewaltigen Kämpfer, ſo ſchützte ihn der Reichthum ſeines Geiſtes, welcher ihn zu eignem Schaffen und Geſtalten trieb, vor dem Vorwurf, daß er ein bloß verneinender Geiſt ſey; und mit der Kritik und dem Tadel des Schlechten, des Mittelmäßigen, ging bei ihm Hand in Hand das Schaffen des Anregenden, des Muſterhaften, das Ausſprechen und die Entwicklung der Wahrheit in ſchönſter, gediegenſter Geſtalt.

Bekanntlich hat Leſſing ſich ſelbſt den Titel eines Genie's, womit zu ſeiner Zeit ſchon großer Mißbrauch getrieben wurde, verbeten; im höchſten Sinn ſollte man vielleicht jenes Wort nur auf diejenigen Geiſter anwenden, die, abgeſehen von allen Bedingungen der Zeit, etwas an ſich Großes, Vollendetes, Befriedigendes leiſten, die ſich, ſo viel dieß der menſchlichen Natur vergönnt iſt, über die Gegenſätze erheben in das Element und den Aether der freien Schönheit; und in dieſem Sinn käme dieſer Ehrenname ſelbſt einem Leſſing nicht zu, wie hoch man auch ſonſt ſeine Verdienſte

stellen mag. Der schwere, heiße, staubende Kampf der Befreiung der deutschen Literatur und Geistesbildung, in welchem Lessing einer der vornehmsten Helden war, mußte vorangehen, ehe die schönen Wettspiele der Freiheit das Auge entzücken und den Geist befriedigen konnten. Die zwanzig Jahre, während welcher Lessing Goethe'n vorgearbeitet hatte — welche Vortheile gewährten sie dem letztern! Dankbar erkannte auch Goethe Lessings große Verdienste um die deutsche Literatur — man denke an sein Urtheil über „Minna von Barnhelm!" obgleich Lessing über das Erstlingswerk Goethe's, den Werther, sich nicht ganz günstig ausgesprochen und vielleicht überhaupt den jungen Genius nicht ganz erkannte, wiewohl er zwischen „goethianisch und goethisch" wohl zu unterscheiden wußte. Er schrieb im Jahr 1774, er laufe Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden, und mit Goethe, trotz seinem Genie, auf das er so poche, anzubinden. Die Anlagen des prüfenden, sichtenden, urtheilenden und ordnenden Verstandes im umfassendsten Sinn, und die Bildung und Feinheit des Geschmacks waren bei Lessing so hervorstechend, daß die Productivität, die Phantasie dagegen zurücktritt und auch die Vorzüge seiner freien Schöpfungen zum größern Theil auf Rechnung jener Begabung kommen.

Zur Zeit, wo Lessing auftrat, war in Deutschland die Literatur dem Leben ziemlich entfremdet, und soweit sie nicht zur plumpen Trivialität sich herabließ, durch einen steifen griechisch-französischen Charakter, oder vielmehr Affectation und Hohlheit, zu einem unerquicklichen Schaugericht, statt einer Seelennahrung, geworden. Ein Theil der Schriftsteller machte sich mit dem Pöbel gemein, die andern, mit sparsamen Ausnahmen, waren Pedanten, die auf ihrem französirten Parnassus und Olymp und in ihrem Tempe von Deutschland gar nichts wußten. Die Kluft zwischen der Literatur und dem Leben auszufüllen, war, instinctmäßig oder bewußt, eine der wichtigsten Aufgaben Lessings. Die Bedingungen dazu besaß er auch wirklich in seiner Persönlichkeit. Seine Talente und seine Neigungen befähigten und trieben ihn, eine merkwürdige Doppelrolle zu spielen, welche von seiner ungemeinen Lebens- und Geisteskraft zeugt. Goethe sagt von ihm: „er warf, im Gegensatz von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben." Bei einem Dichter wäre nun dieß nicht befremdend, aber überraschend ist es bei einem Gelehrten, wie Lessing war, dem fast kein Buch, fast keine merkwürdige oder seltene Ausgabe unbekannt war, der von sich sagen konnte, auf der Universitätsbibliothek in Wittenberg, wo er nur kurze Zeit sich aufhielt, sey kein Buch, das er nicht in Händen gehabt, und auf den man in gewissem Sinn das Wort aus seinem „jungen Gelehrten" anwenden darf: „er hat alle Bücher gelesen, nur kein Complimentirbuch!" Von früher Jugend a er, wie Nicolai erzählt, Bücher aller Art, und ve seines Scharfsinns, der bei Allem viel denken konnt teressirten ihn die verschiedensten Schriften. Wenn e noch so viel vergesse, schrieb er in spätern Jahren, halte er doch die Bücher, wo er es wieder finden Sein Bücherinstinct ließ ihn als Bibliothekar in W büttel alsbald eine wichtige Entdeckung machen – Manuscript von Berengarius Turonensis, und n werthvolle Beiträge folgten später. Und trotz dieser B liebhaberei, vermöge der er selbst sich viele und ko Bücher anschaffte, und an welcher sein Freund Me sohn kein Wohlgefallen hatte, war Lessing durchau Bücherwurm, kein Pedant; in jungen Jahren hi viel auf körperliche Uebungen, Fechten und Reite liebte heitere Gesellschaft, hatte häufigen Verkehr mi Theater, reiste gern, zog im Gefolge des Generals T zien im siebenjährigen Krieg, nach Breslau, und v in seinen Schriften überall den Mann, der das wi Leben so gut als die Bücher kennt und sich mit off scharfem Auge auf der lebendigen Bühne der Welt sehen hat. Im lebendigen, bewegten Verkehr mi Welt, in heiterer Geselligkeit und polemischer Re scheint Lessing so zu sagen seine Bücher, seine Gelehrkeit verdaut zu haben, und gewiß war sein reicher kräftiger Geist auch in den Stunden und Tagen der baren Zerstreuung nicht müßig. Der öftere Wechs Arbeit allein erhalte ihn, schrieb er in spätern Jahren so scheint auch die Abwechslung zwischen Studium u chern und Beobachtung der Welt seinem Geist Bedi gewesen zu seyn. Tage des ununterbrochenen, stillen direns waren ihm manchmal Festtage; zu andern aber trieb es ihn wieder zur Ungebundenheit und Fre immer unter Büchern begraben seyn dünkte ihm nich besser, als wirklich begraben seyn. Er spinnt sich ein lang „als ein häßlicher Wurm ein, um wieder als ein zender Vogel an das Licht kommen zu können." B menschen sind meist die zahmsten und schüchternsten schöpfe, Lessing aber besaß bei lebhaftem Temper eine Unabhängigkeit des Charakters, welche mitunt Trotz gränzte und die ihn höchst eifersüchtig auf seine heit machte. Indeß vereinigte sich diese Duplicität de lehrten und des Weltmenschen doch nicht zu einer glücklichen Einheit — er selbst wenigstens fühlte sich nicht glücklich, wenn schon sein starker Geist Unmut Klagen meist niederkämpfte. Wie seine ruhmwürdige stungen in der Literatur bei all ihrer fruchtbaren, an den, überallhin Licht verbreitenden Vielseitigkeit, ja in Folge hievon, doch etwas Fragmentarisches, Rha sches haben, weil er rastlos und ungeduldig von einer biete zum andern eilte, überall ein willkommener und thätiger Reiniger, Wecker, Samenausstreuer — u Einheit seiner Thätigkeit eigentlich in dem großen Ir

zu suchen ist, welchen er der deutschen Gesammtbildung von verschiedenen Seiten her gab: so wollte sein Schicksal im Leben sich auch nicht zu einer erfreulichen Einheit gestalten; im Bewußtseyn seiner Kraft verschmähte es sein männlicher Geist, seine Freiheit oder auch nur einen Theil davon zu verkaufen für friedliches Behagen und gut belohnten Dienst; um seine würdige Stellung als Gesetzgeber und Richter behaupten zu können, wollte er durch keine Fesseln und Rücksichten sich die Hände binden lassen; und doch konnte ihn dann zu Zeiten die Vergleichung seines Schicksals mit dem Anderer verstimmen, doch konnten ihn die Umstände zwingen, sich seiner Unabhängigkeit theilweise zu entäußern, und Wünschen und Hoffnungen Raum zu geben, die seinem innersten Wesen nicht gemäß waren. Seinem Bruder schrieb er einmal: das Professoriren sey seine Sache nicht, ein anderer Vorschlag (eine Stelle bei der Regie!) würde ihm wohl acceptabler seyn, damit er sein Brod nicht als Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte. Und an Eschenburg, als seine Frau, die er spät geheirathet, todtkrank lag: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." Und als der Freund auf seinen „tragischen Brief" antwortete, schrieb er ihm: er schäme sich, wenn sein Brief das Geringste von Verzweiflung verrathe. Nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn sey sein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrücke. Kurz, das Ideal des freien, unabhängigen, zuversichtlich in der Welt sich bewegenden Gelehrten — (den auch von den Buchhändlern zu emancipiren Lessing einen kecken Versuch machte), — mußte für die damalige Zeit wenigstens unerreichbar seyn, wenn selbst ein so unerschöpflich reicher und kräftiger Geist wie Lessing dem Bestreben es zu realisiren erlag. Seine Stellung als Bibliothekar, die ihm in vieler Beziehung so gemäß war, drückte ihn doch immer wieder, und die Anerkennung, der Beifall, die er bei dem gebildetsten Theil des Publicums fortwährend, auch mit seinen wissenschaftlichen Schriften fand, gewährten ihm doch keine so sichere und behagliche Stellung, wie er sie glaubte mit Recht ansprechen zu dürfen; der Reformator und Gesetzgeber des Geschmacks der Nation sah sich nicht so belohnt wie mancher Andere, der dem hergebrachten Geschmack oder Ungeschmack schmeichelte oder fröhnte.

Lessings Lebensgang ist kurz folgender:

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren den 22. Jan. 1729 in Camenz in der Oberlausitz in Sachsen, wo sein Vater erster Pfarrer war, und als solcher im Jahre 1770 starb. Lessing war der älteste Sohn einer zahlreichen Familie, deren Erziehung und Versorgung den mittellosen Eltern schwer auflag, und da er noch am frühesten selbstständig wurde, erwartete man von ihm eine kräftige Unterstützung seiner Brüder, wozu er auch von Herzen bereit, aber nur nicht immer in der Lage war, so viel zu thun, als er selbst und seine Eltern wünschten. Dem Geist der damaligen Zeiten gemäß, war das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern etwas förmlich und steif, wodurch Mißstimmungen erleichtert, Ausgleichungen erschwert wurden. Er schrieb: Hochzuehrender Herr Vater! Hochzuehrende Frau Mutter! und unterzeichnete: Dero gehorsamster Sohn. (In seiner Dramaturgie sagt Lessing sehr schön und witzig: der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Citronensaft!) So sehr er darauf hielt, der kindlichen Pflicht immer zu genügen, wollte er doch deßhalb die Freiheit seiner Ueberzeugungen und seines Handelns nicht opfern und kam deßhalb in manche Collisionen mit seinen Eltern, wußte sie aber doch immer wieder zu begütigen und zu beruhigen. Der Tod seines hochbejahrten Vaters betrübte ihn sehr; statt überflüssiger und nur entkräftender Klagen jedoch erbot er sich gegen Mutter und Schwester zu werkthätigen Beweisen seiner Anhänglichkeit, und erklärte seinen Willen, alle Schulden, die da seyn müßten, ganz auf sich zu nehmen. „Du warst ein so guter Mann, und zugleich so ein hitziger Mann!" schrieb er einmal in lebendiger Vergegenwärtigung des verstorbenen Vaters, den er kurz vor seinem Tode noch zu sich nach Wolfenbüttel einlud, um ihn in seiner Bibliothek herumzuführen, da er wisse, was für ein großer Liebhaber und Kenner von allen Arten von Büchern der Vater sey. Im Jahr 1777 starb auch die betagte Mutter. Unter seinen Brüdern stand ihm nur Carl Gotthelf näher, mit welchem er einen ziemlich lebhaften Briefwechsel führte.

Zuerst von seinem Vater, einem eben so gelehrten wie frommen Mann unterrichtet, kam G. E. Lessing bald auf die Fürstenschule in Meißen, wo ein guter Grund zu seiner gelehrten Bildung gelegt wurde, und wo sein energischer Geist dem Unterricht ungeduldig voraneilte. Als vierzehnjähriger Knabe schrieb er eine Glückwünschungsrede zum Neujahr 1743 für seinen Vater: Von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern, worin man schon seine Eigenthümlichkeit im Keime angedeutet erkennt; seine Behauptung ist: wie ein Jahr dem andern, mathematisch betrachtet, vollkommen gleich sey, so auch, im Ganzen, physisch und moralisch betrachtet. Er tritt damit der Sage von der goldenen Zeit, so wie der Klage über die Verschlimmerung der Welt, der Fabel und dem Vorurtheil, mit einer an einem Knaben bewundernswerthen Schärfe und Dialektik entgegen. Er beruft sich für seinen Satz auf das einstimmige Zeugniß von Vernunft, Schrift und Erfahrung, und weiß den bedenklichen Consequenzen, die sich aus Behauptungen ergeben könnten, wie die: die heutigen Einwohner der Welt befinden sich in eben den Hauptumständen, wie ihre ersten Väter vor fünftausend Jahren, sie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Hindernisse und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laster, zur Glückseligkeit und Verderben, welche jene ersten Besitzer der

Erde hatten — er weiß den Consequenzen durch die Unterscheidung zwischen den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche selten geschehen, und den ordentlichen Wirkungen der Natur, auszuweichen. Mit siebzehn Jahren ging er auf die Universität Leipzig, wo er nach seines Vaters Willen Theologie studiren sollte. Aber hiemit stimmte seine Neigung nicht überein, die ihn zu andern Studien und Beschäftigungen hinzog. Diese und sein Umgang mit Schauspielern und mit wirklichen und angeblichen Freigeistern und lustigen Cameraden machte ihm bei seinen Eltern viel Verdruß und stürzte ihn, bei seinen schmalen Einkünften, aus Stipendien, in Schulden. Von Berlin aus schrieb er zu Anfang des Jahrs 1749, mithin zwanzig Jahre alt, einen merkwürdigen Brief, worin er zwar manche Fehler eingesteht, aber sein Thun und Treiben im Ganzen ins günstigste Licht zu stellen sucht. Bei seiner strengen Wahrheitsliebe verdienen seine Angaben allen Glauben, nur mag er hin und wieder, was Impuls des Augenblicks, der mächtigen Neigung, des Instincts war, als wohlbedachtes Handeln geschildert, und den Bestrebungen und Thätigkeiten, die nun einmal seiner energischen Natur gemäß und Bedürfniß waren, einen überlegten Zweck und Plan untergelegt haben — eine gewiß sehr entschuldbare und gewöhnliche Art der Selbsttäuschung, zumal da absichtliches und instinctartiges Handeln sich oft kaum unterscheiden lassen. Er kam, so schreibt er, jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß sein ganzes Glück in Büchern bestehe, nach Leipzig, einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Er lebte Anfangs eingezogener als in Meißen, stets bei den Büchern, nur mit sich selbst beschäftigt. Bald aber gingen ihm die Augen auf, er lernte einsehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Er wagte sich aus seiner Stube unter seines Gleichen, und entdeckte mit Schrecken, welche schlechte Figur er mache. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang — das waren nach seiner eignen Beurtheilung seine Eigenschaften. Die Wirkung der Scham hierüber war der feste Entschluß, sich hierin um jeden Preis zu bessern. Er lernte tanzen, fechten, voltigiren, und der gute Erfolg hierin ermunterte ihn, nachdem sein Körper geschickter geworden, Gesellschaft zu suchen, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang bei Seite, um sich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht eben so nützlich sind. Die Comödien kamen ihm zuerst zur Hand, und leisteten ihm, so unglaublich es scheinen möge, große Dienste. Er lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden, lernte wahre und falsche Tugenden kennen, und die Laster eben so sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Der vornehmste Nutzen aber war, daß er sich selbst kennen lernte, und er habe seit der Zeit gewiß über Niemanden me spottet und gelacht, als über sich selbst. Da habe il Thorheit überfallen, selbst Comödien zu machen, aufgeführet und gelobt wurden. Jetzt sann er Ta Nacht, in einer Sache eine Stärke zu zeigen, in d noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan. Der nach Hause zu kommen, und ein verdrießlicher Aufe in Camenz, wo er ein Vierteljahr weder müßig noch zubrachte, unterbrach diese Thätigkeit. Besonder Umgang wurde getadelt, seine Schulden aber bezahl reiste wieder nach Leipzig, mit dem Vorsatz, nebe Medicin sich ernstlich auf Schulsachen zu legen. weitläuftige Bekanntschaft, und die Lebensart, die Bekannte an ihm gewohnt waren, stürzten ihn aufs in Schulden, und da er sah, daß sich dieß in Leipzig ändern würde, beschloß er nach Berlin zu gehen. Er ab mit einem Verwandten aus Wittenberg, wo er n paar Tage sich umsehen wollte. Aber der wurde und beschloß nach seiner Genesung, den Winter in W berg zu bleiben, um das in Leipzig zugesetzte zu ers Aber die Krankheit und andere Umstände hatten me ein Quartal Stipendien verschlungen, und so erwa ihm wieder der Vorsatz nach Berlin zu gehen und do Unterkommen zu suchen. Dieß hätte er längst gesa schreibt er, wenn er sich nur, was die Kleidung anbe hätte ein besseres Ansehen machen können. Schon ein vorher hatten ihm seine Eltern eine neue Kleidung sprochen, die aber ausblieb, weil sie glaubten, er se wegen des ihnen verhaßten und verdächtigen Mylius Berlin gegangen. Er versichert, seinen Eltern zeig wollen, daß er nicht an ihn gebunden sey. Bleibe der Weigerung seiner Eltern, so verlasse er sogleich L und gehe nach Wien, Hamburg oder Hannover. Ue finde er sehr gute Freunde und Bekannte, und werde irgendwo zu brauchen seyn. — —

Ein bald darauf geschriebener Brief an seinen hat noch viele Vorwürfe und Verdächtigungen zu bekäm aber die Nachrichten über seine Aussichten, seine B dungen und Correspondenzen mit angesehenen Leuten scheinen den Vater einigermaßen besänftigt zu haben die späteren Briefe bezeugen eben so die etwas gün Stimmung des alten, wie die bessere Stellung des j Lessing, wenn schon die Vorwürfe und Besorgnisse Jenem nicht aufhören, die, wie der Sohn vermuthe sonders von der Mutter genährt wurden.

Die Comödie und das Drama überhaupt war es, Lessing in Leipzig so sehr beschäftigte und anzog, großentheils auch seinen Umgang bestimmte. Er st die Comödiendichter der Alten und der Neuen; er en und schrieb selbst Comödien, welche von der dama Leipzig sich aufhaltenden Neuberschen Gesellschaft a fährt wurden, er verkehrte mit der Prinzipalin und Schauspielern, so wie mit Schauspieldichtern. So

Anfangs ſeine Neigung und Thätigkeit demjenigen
t zugewendet, wo er ohne Zweifel produktiv wie kri-
im meiſten gewirkt hat. In ſeine Studienjahre, bis
Jahr 1750, fallen die Luſtſpiele: der junge Gelehrte,
reigeiſt, der Miſogyn (Weiberfeind), die Juden, und
unbedeutendere. Schon in Jahren, ſchreibt er, wo
Menſchen nur aus Büchern kannte, beſchäftigten ihn
achbildungen von Thoren, an deren Daſeyn ihm nichts
n war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren
Welt, in der er die einzigen glücklichen Jahre verlebte.
entheils iſt auch die Wahl ſeiner Vorwürfe charakte-
) und ſo zu ſagen typiſch für ſeine ſpäteren Anſichten,
ungen und Geſinnungen. „Ein junger Gelehrter war
nzige Art von Narren, die ihm damals ſchon unmög-
bekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer auf-
chſen — war es ein Wunder, daß er ſeine erſten ſa-
en Waffen dagegen richtete? Es war damals ſeine
um Theater ſo groß, daß ſich alles, was ihm in den
kam, in eine Comödie verwandelte.“ Die Verſpot-
eines jungen, albernen Pedanten in dem „jungen
rten“ zeigt, welche Art von Gelehrſamkeit Leſſing,
:wiß, wenn irgend Einer, auf den Namen eines Ge-
n Anſpruch machen konnte, lächerlich und erbärmlich

Eine ausdrückliche Erklärung ſeiner Anſicht über
ſamkeit findet man in folgenden Sätzen von ihm:
bin nicht gelehrt — ich habe nie die Abſicht gehabt,
:t zu werden — ich möchte nie gelehrt ſeyn, und wenn
: im Traume werden könnte. Alles wornach ich ein
geſtrebt habe, iſt, im Falle der Noth ein gelehrtes
brauchen zu können. Der aus Büchern erworbene
thum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene
rung iſt Weisheit. Das kleinſte Kapital von dieſer
ehr werth, als Millionen von jener.“ — Der Frei-
in dem ſo benannten Stücke ſpielt zwar eine ſchlechte
und wird von einem frommen und rechtſchaffenen
ogen beſchämt; aber der Zweifel mochte doch damals
in Leſſing (der übrigens nie für einen Freigeiſt gelten
:) ſich regen; ein Weiberfeind konnte Leſſing, trotz
orliebe, womit er eine Sara, Minna von Barnhelm,
a und Recha poetiſch ausgeſteuert, in gewiſſem Sinne
i, ſofern in ſein unabhängiges, unſtetes Leben eine
eigentlich nicht recht hineinpaßte, und ſeine ſpäte
th faſt eine Inconſequenz war; und die Juden
n als ein Vorſpiel zu ſeinem Nathan dem Weiſen
, ſofern er ſchon damals Gerechtigkeit und Toleranz
dieſe Unterdrückte, und überhaupt gegen Jedermann
igte. Bei dem dramatiſchen Trieb, der ihn damals
päter zur Bearbeitung des Naheliegenden, deſſen was
er die Zeit beſchäftigte, hinleitete, hätte man vielleicht
eine dramatiſche Bearbeitung des Vorurtheils gegen
Schauſpiel ſelbſt von ihm erwarten können, die unter
Feder gewiß komiſch und witzig genug hätte werden
n. Neben dem Schauſpiel beſchäftigte er ſich auch
ſonſt mit ſchriftſtelleriſchen und poetiſchen Verſuchen, und
rechtfertigte ſeine Anakreontiſchen Nachahmungen, zum
Theil ſchon in Meißen entſtanden, mit dem Wunſch, ſich
in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, um zu erfahren,
welche Sphäre ihm eigentlich zukomme. In Berlin, wo
er mehrere Jahre blieb, „weil er an keinem andern großen
Orte leben konnte,“ mit Unterbrechung durch einen halb-
jährigen Aufenthalt in Wittenberg, an welcher Univerſität
er promovirte, ſetzte er ſeine dramatiſchen Studien jeder
Art eifrig fort, legte ſich auf neue Sprachen, überſetzte und
edirte Mancherlei, und nahm an verſchiedenen Zeitſchriften
als Kritiker und Dichter Theil. Nach einander ließ er ſeine
Luſtſpiele, ſeine Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des
Theaters, ſeine Singgedichte, Fabeln und Erzählungen,
ſeine vermiſchten Schriften und die theatraliſche Bibliothek
erſcheinen. Gemeinſchaftlich mit Moſes Mendelsſohn ſchrieb
er: Pope ein Metaphyſiker, und meinte von ſeinem Freund:
derſelbe werde ein zweiter Spinoza werden, wozu ihm nichts
fehlen werde, als die Irrthümer dieſes Philoſophen. Des
Theaters wegen ging er im Jahr 1755 von Berlin, wo er
namentlich auch mit Nicolai bekannter geworden, nach
Leipzig, von wo er 1756 eine Reiſe nach England antreten
wollte. Durch den Ausbruch des Kriegs wurde er in Hol-
land zur Umkehr genöthigt, und lebte nun einige Zeit in
Leipzig „in Müßiggang und Langeweile,“ d. h. ohne eine
bedeutendere Arbeit. Miß Sara Sampſon war 1755 er-
ſchienen, Philotas 1759. In dieſem Jahre gab er auch
Logau's Singgedichte mit Vorrede und Wörterbuch, und
ſeine Abhandlungen über die Fabel heraus. Auch die thea-
traliſche Bibliothek ſetzte er fort. In Gemeinſchaft mit
ſeinen Berliner Freunden, Moſes, Nicolai u. A. ſchrieb er
von 1759 an die in der deutſchen Literatur Epoche machen-
den: Briefe die neueſte Literatur betreffend. Zu den erſten
Bänden trug Leſſing das Meiſte, zu den ſpäteren weniger,
vom ſiebenten Theil an nur noch drei Briefe bei. 1760 erſchien
ſeine Ueberſetzung Diderots. Von Berlin, wohin ſich
Leſſing 1758 wieder begeben hatte, wo er den Kopf voll
Schauſpielen hatte und ſeinen Doctor Fauſt ſpielen laſſen
wollte, entſchloß er ſich plötzlich, als Secretär des Generals
von Tauenzien mit dieſem nach Breslau zu gehen. Noch
im April ſchrieb er ſeinem Vater, ſo lange er noch von
ſeiner Arbeit leben, und ziemlich gemächlich leben könne,
habe er nicht die geringſte Luſt, der Sclave eines Amts zu
werden. Trage man ihm eines an, ſo wolle er es an-
nehmen; aber den geringſten Schritt nach einem zu thun,
dazu ſey er, wo nicht eben zu gewiſſenhaft, doch viel zu
commode und nachläſſig; und gegen Ende des Jahrs reiste
er ab, ohne ſeinen nächſten Freunden von ſeinem Vorhaben
etwas entdeckt, ohne ſeine Wohnung aufgeſagt zu haben.
Die Briefe, die er an ſeine Freunde nach Berlin ſchrieb,
übertreiben vielleicht ſeine eigene Reue und ſeinen Unmuth,
aus Artigkeit gegen die ſo unvermuthet verlaſſenen Freunde,
aber ſchwerlich iſt Alles Schein und Scherz, wenn er ſchreibt,

er wundre ſich ſelbſt über ſeinen Entſchluß und ſage zu ſich: „Narr! wann wirſt du anfangen, mit dir ſelbſt zufrieden zu ſeyn? Freilich iſt es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findeſt, die du dort verlaſſen; daß du wenig Zeit haben wirſt, zu ſtudiren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warſt du nicht Berlins ſatt? Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner ſatt ſeyn müßten? Daß es bald wieder einmal Zeit ſey, mehr unter Menſchen als unter Büchern zu leben? Daß man nicht bloß den Kopf, ſondern, nach dem dreißigſten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht ſeyn müſſe? Geduld! dieſer iſt geſchwinder gefüllt. Und alsdann; alsdann biſt du wieder in Berlin, biſt du wieder bei deinen Freunden und ſtudirſt wieder. O wenn dieſes alsdann ſchon morgen wäre!“ Und an Moſes: „Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmal in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnehin nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht.“ Er bittet Mendelsſohn, ihn doch an ſeinen Beſchäftigungen theilnehmen zu laſſen, weil dieß das einzige Mittel ſeyn werde, wenn er nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſolle, und ruft ſogar aus: „Ach beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr erkennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern.“ Mit der Zeit gewöhnte ſich Leſſing etwas beſſer an. Sein Einkommen muß ziemlich bedeutend geweſen ſeyn, denn er war jetzt im Stande, ſeine Brüder kräftig zu unterſtützen und ſchaffte ſich eine bedeutende Bibliothek an. Seltſam traf es ſich, daß er gerade jetzt, wo er im amtlichen und militäriſchen Gewühle und im Lager lebte, zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt wurde, 1760, eine Ehre, gegen die er ziemlich gleichgültig blieb. Ob er aus Luſt und Bedürfniß nach Zerſtreuung oder in der Hoffnung, vielleicht auf dieſem Wege ſeinen Beutel zu füllen, ſpielte und hoch ſpielte, muß dahingeſtellt bleiben. Im Scherz ſchreibt er einmal, die geſunden Leute, die Döbbelin und Leſſinge werden Spieler und Säufer, und: er habe eine Menge Sophiſtereien über das Spiel auszukramen, denn das Pharao für ſich ſey ſo gedankenlos, daß man ſich doch mit etwas dabei beſchäftigen müſſe. So ſetzte er auch ſpäter noch in die Lotterie und verſchmähte hier einen kleinen Anſtrich von Aberglauben nicht. Da er aber kein Wirth war und auch keiner ſeyn mochte, beſſerten ſich ſeine Vermögensumſtände nicht ſehr, und als ſeine Eltern ihn ſchon etablirt und in einer Carriere glaubten, beeilte er ſich, dieſen Wahn zu zerſtören, indem er ihnen ſchrieb, er *ſey* wohl ſeine längſte Zeit in Breslau geweſen; ſie würden ihm doch nicht zutrauen, er habe ſein Studiren an den Nagel gehängt und wolle ſich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. „Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drei Jahre verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem Wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will. Ob ich ſonſt einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich ſelbſt nicht.“ Wirklich legte er auch zu Anfang des Jahrs 1765 ſein Amt nieder und ging nach Berlin, mit dem Entſchluß, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach ſeinem Sinne ſey, zu abſtrahiren. Wer geſund ſey, und arbeiten wolle, habe in der Welt nichts zu fürchten. Die Frucht ſeiner halben Muße, bei der er dennoch „in einen Train zu arbeiten kam, wie noch ſelten,“ war die Minna von Barnhelm, und ſchon 1766 erſchien auch der von großen Studien zeugende Laokoon, den er bei der Ueberſendung an Gleim einen Miſchmaſch von Pedanterie und Grillen nennt. Im Jahr 1767 folgte er einer Aufforderung, nach Hamburg zu kommen; er verließ nicht ungern Berlin, — „was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen?“ — Den Antrag zwar, förmlicher Theaterdichter für die dortige Bühne zu werden, lehnte er ab, traf aber mit den Entrepreneurs eine Art Abkommen, das ihm, wie er meinte, auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſprach, wobei er ſich der Worte erinnert:

Quod non dant proceres, dabit histrio.

Er wollte ſeine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet (darunter nennt er ſpäter den Fauſt), daſelbſt vollenden und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bei ihm zu entzünden. — Zugleich faßte er den Plan, in Gemeinſchaft mit einem Herrn Bode in Hamburg eine Druckerei anzulegen. Dieß geſchah auch; er ſteckte all ſein Geld darein, verkaufte den größten Theil ſeiner Bibliothek und machte noch dazu Schulden, aber das Unternehmen täuſchte ſeine Hoffnungen gänzlich. Mit dem Theater ging es für ihn nicht viel beſſer; ſeine berühmte Dramaturgie hörte ſchon 1769 wieder auf. In Hamburg ſchrieb er auch die antiquariſchen Briefe gegen Klotz. Hoffnungen, die er auf Wien ſetzte, wurden nicht erfüllt und ſeine Lage war ſo bedrängt als nur je. Er faßte den Plan nach Rom zu gehen, verſchwieg aber noch, was es dort wolle; gewiß laſſe ſich's luſtiger und erbaulicher in Rom hungern und betteln, als in Deutſchland. — Sein Plan war, dort lateiniſch für alle Gelehrte zu ſchreiben. Dieſem Plan entſagte er jedoch, als ihm der Erbprinz von Braunſchweig die Stelle eines Bibliothekars an der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek anbot. Es

die höchste Zeit, schreibt er selbst, daß er, nachdem er
er tiefer in Schulden gerathen, durch diese Versorgung
er eine gewisse Einnahme erhielt. Die Stelle wurde
ıtlich für ihn leer gemacht und war einträglich genug,
ohne Schulden, gemächlich leben zu können, d. h. der
ılt war 600 Thaler, neben freier Wohnung und Holz!
Bibliothek selbst aber übertraf alle seine Erwartungen.
) machte er gleich Anfangs unter den dortigen Manu-
ten einen bedeutenden Fund: eine Schrift des als
:r verdammten Berengarius Turonensis, deren Exi-
von den Katholiken ganz geläugnet worden war. Von
m Funde gab Lessing vorläufig Nachricht durch eine
e Schrift. 1772 dichtete er seine Emilia Galotti.
den Schätzen der Bibliothek gab er 1773—81 die
räge zur Geschichte und Literatur heraus. 1775
)te er in Begleitung eines Prinzen von Braunschweig
Reise nach Italien, „ohne viel Vergnügen und
en." In einer Bücherkiste ging vermuthlich das Ma-
ript seines Faust mit verloren. Er reiste allein über
n zurück, wo er das „große Geschmeiß" vermied und
nds von allen Projecten auf diese Stadt abstrahirte.
Dresden wurden ihm Anträge oder doch Versprechun-
gemacht, auf die er wenigstens fußen konnte, um in
unschweig einige Zugeständnisse zu erhalten, ohne die
chlechterdings nicht länger in Wolfenbüttel bleiben
te, so sehr er sonst dort zu bleiben wünschte. Er hatte
lich schon in Hamburg eine Madame König, eine nicht
r ganz junge Wittwe, kennen lernen, an welche er
viele Briefe voll der innigsten Anhänglichkeit, der ver-
ensvollsten Freundschaft und Herzlichkeit und der mun-
:n Laune und Aufrichtigkeit geschrieben hat. Von der
)esserung und Sicherstellung seiner äußern Lage hing
b, ob und wann er sich mit ihr verbinden konnte. End-
:rhielt er die gewünschte Verbesserung und den nicht
ınschten Titel eines Hofraths obenein; zugleich kamen
Mannheim erfreuliche Zusagen, die jedoch später zu
ser wurden. 1776 führte er seine geliebte Madame
ig in sein neu eingerichtetes Haus. Gedichte von sei-
Bruder oder sonst Jemand auf diese Gelegenheit
at er sich, versicherte aber, daß er sie immer für die
ge Frau gehalten, mit der er sich getraut zu leben.
ıe Zufriedenheit und sein Glück sollten nur kurz dauern;
ı zu Anfang des Jahrs 1778 starb seine Frau, in
e ihrer Entbindung. Das Kind war schon nach vier-
wanzig Stunden gestorben. Lessing äußerte sich dar-
mit schmerzlicher Bitterkeit und tiefer Trauer: „Meine
ı ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch ge-
)t. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfah-
)en nicht mehr übrig seyn können zu machen; und bin
leicht." — Und an seinen Bruder schreibt er: „Wenn
ie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie
er so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden
so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!" —
Und am Tage nach ihrer Beerdigung: „Wenn ich noch mit
der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen
könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu ver-
leben, wie gerne wollt' ich es thun! Aber das geht nicht...
Ein guter Vorrath vom Laudanum literarischer und theo-
logischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem an-
dern schon ganz leidlich überstehen helfen." — Wirklich
faßte er sich mit so männlicher Kraft, daß man seinen
Schriften aus der nächsten Zeit nicht das Mindeste von
Niedergeschlagenheit anfühlt. Es war die Zeit des hef-
tigsten Streits mit dem Hauptpastor Götze in Hamburg
aus Veranlassung der Wolfenbüttler Fragmente (von Rei-
marus). Lessings Hauptschriften gegen Götze fallen in
das Jahr 1778. Er fuhr darin unermüdet, mit uner-
schöpflicher Laune und Schärfe fort; er hatte Materie zu
ganzen Folianten, und Neigung und Lust, solche bogen-
weise zu schreiben. Er freut sich, daß sein Bruder das
haut comique einer Polemik goutire, die ihm alle andern
theatralischen Arbeiten schal und wässerig mache. Als erstes
Treffen seiner Hauptarmee betrachtete er seine neue Hypo-
these über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschicht-
schreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres und Scharfsinni-
geres glaubte er in dieser Gattung nicht geschrieben zu
haben. Die Erziehung des Menschengeschlechts, schreibt er,
sey von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypo-
thesen und Systeme mache, um das Vergnügen zu haben,
sie wieder einzureißen. Aber er schreibt auch, man werde
es kaum glauben, daß er die muthwilligsten Stellen in
seinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben
habe. Das Ministerium in Braunschweig verbot endlich
das neueste Fragment und die Antigötzischen Schriften;
Lessing war aber fest entschlossen, die Sache aufs Aeußerste
zu treiben und im Nothfall seinen Abschied zu nehmen.
Vor dem Corpus Evangelicum und dem Reichshofrath
glaubte er sicher zu seyn, und der Herzog und der Erbprinz
kümmerten sich nicht um die Sache. Lessing ließ jetzt in
Berlin drucken. Auf einmal aber kam ihm ein „närrischer
Einfall." Er hatte vor Jahren ein Schauspiel entworfen,
dessen Inhalt einige Aehnlichkeit mit seinen jetzigen Strei-
tigkeiten hatte. Er erfand eine interessante Episode dazu,
und dachte damit den Theologen einen ärgern Possen zu
spielen als mit zehn Fragmenten. Er müsse versuchen, ob
man ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenig-
stens noch ungestört wolle predigen lassen. So entstand
der Nathan. Lessing meinte, er würde vielleicht erst in
hundert Jahren oder nie in Deutschland aufgeführt werden
können, war aber hierin kein Prophet. Dieser „Sohn
seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden
half," war Lessings letzte poetische Arbeit. Sonst erschien
von ihm noch: die Erziehung des Menschengeschlechts, und
Ernst und Falk. Er war viel leidend, besonders auch an
den Augen, und häufig verstimmt und zur Arbeit unfähig.
Doch raffte sich sein kräftiger Geist immer wieder von Zeit

zu Zeit auf, bis er 15. Februar 1781 in Braunschweig starb.

In dieser Skizze sind schon die wichtigsten Schriften und Arbeiten Lessings genannt und angedeutet, aber wir haben sie nun auch zu gruppiren, etwas näher zu charakterisiren, und von ihrem Einfluß und ihren Wirkungen einige Rechenschaft zu geben. Voran stellen wir Lessings Leistungen im Gebiete der Poesie, seine Dichtungen und seine Theorie. Als schaffender Dichter versuchte er sich hauptsächlich in der dramatischen Gattung, am frühesten und mit dem größten Drang im Lustspiel, später im bürgerlichen Trauerspiel und im Drama; außerdem in Liedern, in Oden, Epigrammen, in Erzählungen und Fabeln. Der vorwiegende und vorwaltende Verstand Lessings verläugnet sich in seinen dichterischen Schöpfungen nirgends. Das Lustspiel ist an sich schon weit mehr Sache des erfindenden Verstandes als der frei schaffenden Phantasie, und wie die Intrigue, so erheischt auch die Entwickelung und die Ausführung im Einzelnen vorzugsweise Feinheit, Schärfe, Witz und Dialektik im umfassendsten Sinne. Glückliche Erfindung und Verwickelung, gewandte Durchführung der Charaktere, scharfe Beobachtung und feine Psychologie, befriedigende Lösung, natürlicher und lebhafter Dialog, besonders aber eine kraftvolle Kürze, eine treffende Schärfe der Sprache zeichnen schon diese jugendlichen Productionen aus, wenn gleich die Vorwürfe wenig anziehend, die Charaktere nicht individuell genug, sondern mehr abstracte Typen sind, und die griechischen Namen, zum Theil gar nach französischer Art geschrieben, uns jetzt seltsam vorkommen. Wie gut er auch über die Mittel der Rührung zu gebieten wußte, zeigte Lessing in seiner Miß Sara Sampson, die, wie schon der Titel zeigt, sich mehr dem englischen Drama annähert, und neben den Vorzügen der früheren Stücke auch ein bedeutendes Talent fürs Pathetische beurkundet. Auch sind hier die Charaktere weit individueller gezeichnet — was ohnehin das Trauerspiel mehr als das Lustspiel erfordert. In der trefflichen Minna von Barnhelm wandte sich Lessing ganz dem deutschen Leben, der nächsten Wirklichkeit zu, und dieser kühnen Benützung der naheliegenden Elemente vielleicht eben so sehr wie seinen künstlerischen Vorzügen verdankte das „Soldatenglück" den ungemeinen Beifall, den es in Deutschland fand. In der Emilia Galotti machte Lessing einen kühnen und glücklichen Versuch, eine alte Fabel zu modernisiren; dieß Stück zeichnet sich aus durch die Mannigfaltigkeit und die scharfe Zeichnung der Charaktere, besonders aber durch die geniale Schilderung der Charaktere des schwachen Prinzen und des boshaft feinen Höflings Marinelli. Auch die Gräfin Orsina ist als ein bedeutender Fortschritt gegen die Marwood in Sara Sampson anzusehen. Im Nathan endlich, von dessen philosophischer Tendenz wir hier noch absehen, zeigte Lessing, der seine frühern Dramen in Prosa geschrieben, daß er auch den Vers zu behandeln verstehe, und wußte einen scheinbar unfruchtbaren und magern Stoff durch die gewandteste Benützung vieler Motive und durch Erfindung von neuen zu einer ungemeinen Fülle zu entwickeln und herauszuarbeiten. Allerdings aber erhebt sich auch im Nathan die Sprache nicht zum Hochpoetischen, wie denn Lessing überhaupt weit mehr Künstler als Dichter war. Unter seinen Fabeln und Epigrammen finden sich recht viele hübsche Sachen; gute, treffende, witzige Gedanken und Einfälle, in schlagender und einfacher Kürze, in reiner Sprache ausgedrückt und verkörpert; aber seinen Liedern, wenn schon correct, fließend, munter, fehlt Feuer, Tiefe und Phantasie, und in seinen Oden, freilich aus frühern Jahren, findet man gar manchen Schwulst; von Friedrich dem Großen singt er: der Himmel werde nach seiner Zierde geizen; er findet Apoll und Mars in ihm vereint. Er schildert seine poetische Stimmung mit den Worten: „Hier steh' ich, sinne nach, und glüh' und stampf' und tobe!" Welch ein Contrast gegen die ihm eigentlich gemäße, kühle Dichtungsweise! Lessing selbst erkannte seinen Beruf recht gut und beurtheilte sich als Dichter mit großer Bescheidenheit; er ordnet sich einem Ramler,[1] einem Uz,[2] willig unter, und ruft Gleim, dem Besinger des Königs von Preußen zu: „Singe ihn im Dampfe der Schlacht! ich will indeß mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren." In der That zog ihn zu verschiedenen Zeiten die Fabel besonders an; er versuchte sich schaffend darin und schrieb sehr lehrreich, erschöpfend und anziehend darüber; „es gefiel ihm auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und der Moral." Dieß ist ein wichtiges charakteristisches Wort; es bezeichnet den Gesichtspunct, unter welchem Lessing die Poesie überhaupt betrachtete. Während die neuere Aesthetik sich bemüht, philosophische, objective Gesetze des Schönen aufzustellen, und nach diesem Maaßstab die poetischen Erzeugnisse zu beurtheilen, hielt Lessing sich noch mehr an das Subjective; die Poesie wendet sich an die Empfindung, und ihre Stärke oder Schwäche bestimmt sich nach dem Maaß ihrer Fähigkeit, die Empfindung anzuregen; die durch eine poetische Schöpfung erregten Empfindungen müssen harmonisch seyn — dieß ist die innere Einheit einer Dichtung; und endlich, da die Erregung der Empfindungen, der Leidenschaften einen Einfluß auf den Menschen als moralisches Wesen üben muß, bestimmt sich das Urtheil über eine Poesie darnach, ob die dadurch erregten Empfindungen sittlich bildend und bessernd sind, oder nicht. Mit dieser Ansicht schloß sich Lessing an Aristoteles an, welcher das Wesen der Tragödie in die Reinigung der Leidenschaften durch Furcht und Mitleid setzte, und dessen Sätze Lessing für so unfehlbar hielt wie Euklids Elemente.

Da Lessings wichtigste Leistungen, diejenigen, durch

[1] „Was Ramler macht, hat doch den Stempel der Vollendung!"
[2] Uz ist ihm der deutsche Horaz, doch ohne dessen Schmutz. Von diesem „Schmutz" wird aber Horaz von Lessing selbst in seiner „Rettung des Horaz" zu reinigen gesucht.

er am meisten im Andenken der Nation lebt, sich
heater beziehen, seine Dramen und seine Dramatur-
erweilen wir hierbei etwas länger. Wie er über-
den Gelehrten und den Menschen, die Poesie und
ben, die Welt, nicht getrennt wissen wollte, so war
ine Neigung und sein Talent auf diejenige Gattung
esie gerichtet, welche den lebendigsten Eindruck macht,
, statt im einsamen Gemach genossen zu werden, die
on der Seite der Sinne gefaßten Zuschauer und
in eine lebhafte Handlung, in ein Bild der Welt
versetzt, — auf die dramatische. Weniger um das
r Aesthetiker, als um den Beifall, um die bildende
altung und Anregung des Volkes war es ihm zu
ein würdiges Nationaltheater galt ihm als Organ
nsprache und zur Hebung der Nation. Mißmuthig
etäuscht wandte sich zwar Lessing zu wiederholten-
vom Theater ab, und es mag dahingestellt bleiben,
Idee, ein deutsches Nationaltheater zu gründen,
den damaligen Zeitverhältnissen realisirt werden
, oder ob sie es jetzt kann; so viel ist gewiß, daß
; bei seinem Tode das deutsche Theater gegen die
, auf der er es als Jüngling gefunden, bedeutend,
uptsächlich durch sein Verdienst fortgeschritten, die
gen wie die Anforderungen um ein Großes gesteigert
berall bekam das Theaterwesen einen neuen Schwung,
tlich in Wien, Mannheim, Berlin, Weimar. Auch
gewiß einen tiefern Grund, daß die großen Dichter
hm, Goethe, Schiller, Tieck ihr Augenmerk so sehr
e Bühne richteten. Lessings Dramen sind und bleiben
rstücke, wenn es auch keine Ideale im höchsten Sinne
und eben so belehrend und eines tiefern Studiums
g für den dramatischen Dichter, wie für den denken-
iefer eindringenden Schauspieler dankbar, obwohl
rig. Um aber das Drama zu einer gewissen Höhe
Würde emporzuführen, mußte Lessing, als dramati-
Dichter, den bisherigen falschen Geschmack verdrängen,
lbst beim Einfachen anfangen. Den Stoff, oder die
zu mehreren seiner frühesten Lustspiele entnahm er
m, und auch der Zeit, naheliegenden Interessen;
reigeist schrieb er vielleicht aus Rücksicht auf seinen
; die glückliche Wahl des Stoffes der Minna von
elm, die Benützung der militärischen und politischen
essen, ist schon vielfach gerühmt worden; die Veran-
g zu Nathan wurde oben erzählt; er war nicht so
isch, daß er nicht auch durch den Stoff, sondern allein
die Form hätte wirken wollen; aber er war auch
so pedantisch in seiner Vorliebe für das Nationale,
e verschmäht hätte, seine Miß Sara Sampson nach
nd, seine Emilia Galotti nach Italien, seinen Nathan
Palästina zu verlegen, weil ihm fremde Localitäten
Nationalcharaktere gerade besser paßten. Um den
n Bombast und das kalte Pathos zu verdrängen,
auf den deutschen Bühnen herrschten, schrieb er alle
seine Dramen in Prosa, und lieh erst dem Nathan auch
den Schmuck der poetischen Form. In Lessings Art lag
es, mehr von seinem natürlich feinen und vielfach gebilde-
ten Geschmack und von den aus einer Fülle von Belesen-
heit und Beispielen durch Nachdenken und Vergleichen ab-
gezogenen Sätzen, als von allgemeinen Systemen auszu-
gehen und sich leiten zu lassen, und so entstand ihm auch
seine Theorie über Poesie und Drama, so weit man ihm
eine solche zuschreiben darf, erst allmählig, im Verlauf
seiner Production und Kritik. Und daher steht er gewisser-
maßen in der Mitte zwischen entgegengesetzten Ansichten,
scheint bald dieser, bald jener anzugehören, in der That
aber geht sein Bestreben dahin, sie zu versöhnen und zu
vermitteln. Er bekämpfte die französischen drei Einheiten,
und wies doch auf Aristoteles hin; er pries die Alten und
daneben Shakspeare. Die Erklärung hievon liegt darin,
daß er die in der Natur der Poesie und besonders des
Drama's und seiner verschiedenen Gattungen liegenden Ge-
setze und Regeln erkannt und befolgt, aber keine abstrakte
und mißverstandene Regeln aufgestellt wissen wollte; daß
er die Natur und die Wahrheit höher stellte als die Conve-
nienz, den Effect und das Vorurtheil („Nichts ist groß,
was nicht wahr ist;") aber dabei erkannte, daß das Genie
nicht gesetzlos ausschweifen dürfe, daß der Schönheit und
der Kunst das Maaß nothwendig und wesentlich sey.
„Vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir
es für möglich erkennen sollen," und: „dem Genie ist es
erlaubt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schul-
knabe weiß."

Der Gesichtspunct, unter welchem Lessing die drama-
tische Poesie auffaßte, ist einerseits noch bestimmt durch
den Geist seiner Zeit, der, nüchtern und rigoristisch, gegen
die Poesie überhaupt und gegen das Drama und Theater
insbesondere mißtrauisch war, und Verderbniß der Sitten
und Grundsätze von dieser Seite fürchtete; andrerseits aber
ahnte er auch und behauptete die Selbstständigkeit und
Autonomie der dramatischen Poesie. Bei richtiger Auf-
fassung aber müssen beide Betrachtungsweisen dieselben
Resultate geben, d. h. wenn die psychologisch-moralische
Beurtheilung nicht engherzigen Vorurtheilen huldigt und
sich an der Darstellung des Unsittlichen als an einer Un-
sittlichkeit stößt, und die reinästhetische Beurtheilung nicht
an extravaganten Genialitäten als solchen, ohne Rücksicht
auf Natur und Wahrheit, sich ergötzt. Aber wenn Lessing
sich vielfach an den herkömmlichen, gewohnten Gesichts-
punct, jedoch mit Freiheit und Einsicht, anschloß, so
wußte er doch immer, wo durch denselben die Kunst und
Poesie beeinträchtigt und gehemmt werden sollten, die un-
gebührlichen Schranken zurückzuweisen. Er spricht von
dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten, von
dem Werth des Theaters für jeden rechtschaffenen Mann;
er denkt, man werde das Theater doch wenigstens als die
nützlichste Zeitverkürzung gelten lassen; er freut sich, daß

moralische Maximen bei dem Hamburger Publicum Beifall fänden, aber zugleich rügt er, daß gerade die beifällig aufgenommenen Sentenzen schielend und anstößig gewesen, die Sätze:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht,"

und:

„Wer schlimm von Andern denkt, ist selbst ein Bösewicht."

und fügt bei: „Es ist nur Ein Athen gewesen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch beim Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Dichter und Schauspieler Gefahr liefen, von dem Theater herabgestürmt zu werden. Zwar müssen die Gesinnungen dem Charakter der Personen entsprechen, aber auch die poetische Wahrheit muß sich der absoluten wieder nähern. Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" Er findet die Bestimmung der Comödie darin, durch Lachen zu bessern, aber er verwahrt sich gegen Beschränkungen, die man daraus ableiten könnte. Man hatte von Seiten der Moralität Einwendungen dagegen erhoben, einen Zerstreuten zum Vorwurf der Comödie zu machen. Zerstreut seyn, sagte man, sey eine Krankheit, und kein Laster. Die Comödie aber dürfe sich nur mit Fehlern abgeben, die sich verbessern lassen. Lessing bestreitet beiläufig die erste, ernsthafter aber die zweite Behauptung. Nirgends stehe geschrieben, daß man nur über moralische und verbesserliche Fehler lachen solle. Jede Ungereimtheit, jeder Contrast von Mangel und Realität sey lächerlich. Aber lachen und verlachen sey sehr weit auseinander. Der wahre allgemeine Nutzen der Comödie liege im Lachen selbst; in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntlungen leicht und geschwind zu bemerken. Es ist ihr genug, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen, ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei, und die ganze Moral habe kein kräftigeres, wirksameres, als das Lächerliche. Und öfters sieht Lessing von einem zunächst moralischen Zwecke des Drama's ganz ab: das Drama macht auf eine einzelne bestimmte, aus einer Fabel fließende Lehre keinen Anspruch; es geht entweder auf die Leidenschaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen seiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend sind, oder auf das Vergnügen, welches eben so neu gedachte als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Mitleiden und Rührung ist die einzige Absicht der tragischen Bühne. Am zusammenhängendsten hat er seine Theorie in einem Briefe an Mendelssohn entwickelt. Dem Grundsatz: *das Trauerspiel soll bessern*, setzt er den andern entgegen: *die Tragödie soll Leidenschaften erregen*. Durch Erzeugung der Leidenschaften könne das Trauerspiel bessern. Er nimmt an, daß das Trauerspiel im Zuschauer keine andere Leidenschaft errege als das Mitleiden. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopöe, der bedauerte des Trauerspiels. Aber bei dem Bedauern bleibt es nicht, weil der Held selbst sich über sein Unglück erhebt. *Schrecken* in der Tragödie ist nur die plötzliche Ueberraschung des Mitleids; *Bewunderung* nur das entbehrlich gewordene Mitleiden. Die Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid. Die Bestimmung der Tragödie ist: sie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes thut, thut auch dieses. Das Mitleiden bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beitragen dürfen, bessert den Mann von Verstand sowohl als den Dummkopf. Bei dem aristotelischen Satze: daß die Tragödie durch die Erregung von Furcht und Mitleiden die Reinigung dieser Leidenschaften in den Zuschauern bewirken solle, indem sie die Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten verwandle und die beiden Extreme des Mitleids und der Furcht vermeiden lehre, bleibt Lessing so streng, daß er diejenigen Tragödien, welche nicht auf diese Leidenschaften (jetzt würde man eher sagen Affecte) wirken, wenn sie auch sonst rühren und erschüttern mögen, wegen des unnützen Aufwands von Kräften zu Wirkungen, die auch durch eine andere Gattung von Poesie zu erreichen wären, verwirft; — und hievon ausgehend beweist er, daß namentlich auch die Franzosen in Wahrheit kein tragisches Theater haben.

In ähnlicher Weise betrachtet er die Comödie. Sie soll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen, und eben dadurch der wohlgezogenste und gesittetste Mensch werden. So ist die Nützlichkeit der Comödie gerettet. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern. Beider (der Tragödie und Comödie) Nutzen ist von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen, und es ist großer Vortheil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere seyn kann. Lessing ist, wie er dieß schreibt, so von seinen Grillen eingenommen, daß er, wenn er eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranschicken würde. Er würde sogar beides mit einander vergleichen, würde zeigen, daß das Weinen eben so aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Mischung der Lust und Unlust entstehe; er würde weisen, wie man das Lachen in Weinen

verwandeln kann, wie man auf der einen Seite Lust zur Freude, auf der andern Unlust zur Traurigkeit in beständiger Vermischung anwachsen läßt, u. s. w. Welche bedeutende Rolle er in der Aesthetik der Empfindung anweist, spricht er sehr naiv und kräftig in einem Brief an Nicolai aus: „Wer, Geyer, heißt Ihrem Verstand sich ein System nach seiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Diese hat, Ihnen unbewußt, das richtigste System, das man nur haben kann, denn sie hat meines.“ Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn weiß Lessing die verschiedenen Empfindungen zu erklären, zu vergleichen, auf einander zurückzuführen, die auf den ersten Anschein ihm widersprechenden Phänomene zu seinen Gunsten zu benützen, seine Behauptungen durch Beispiele aus der Fülle seiner großen Belesenheit und seines gigantischen Gedächtnisses zu belegen. Dabei vernachlässigte er natürlich die objectiv bestimmbaren Regeln und Gesetze keineswegs; er schlug die sinnliche und technische Vollkommenheit überaus hoch an, wenn schon er die herkömmlichen, von den Franzosen sklavisch verehrten drei Einheiten praktisch und theoretisch als unnütze Fesseln verwarf.

Ein unsterbliches Verdienst hat er sich dadurch um Deutschland erworben, daß er, der überhaupt einen ausgebreiteten Horizont mit seiner Gelehrsamkeit und seinem überall auf Abstraction der Gesetze und auf heilsame Anwendung derselben ausgehenden Scharfsinn beherrschte, einer der ersten war, welche auf die Größe und das Genie Shakspeare's hinwiesen, obgleich er, seine eignen poetischen Kräfte sehr bescheiden beurtheilend, den brittischen Dichter nachzuahmen oder mit ihm zu wetteifern keineswegs versuchte. Möge hier ein schönes Wort aus der Dramaturgie seine Stelle finden, wo er aus Veranlassung von Weiße's „Richard der Dritte“ auf das gleichnamige Stück des Britten einen Blick wirft. Weiße verwahrte sich, daß er kein Plagium begangen, und setzt hinzu: „aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakspeare ein Plagium zu begehen.“ Darauf bemerkt Lessing: „Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen *kann*. Aber was man von Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakspeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen! Shakspeare will studirt, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakspeare das seyn, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt, aber er borge nichts daraus. . . . Aus einzelnen Gedanken beim Shakspeare würden (in einer Tragödie französischen Geschmacks, wie die Weiße's) ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleid eines Riesen für einen Zwerg recht nützen will, so muß man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.“

Es kann nicht weiter ausgeführt werden, welcher Reichthum von Betrachtungen und Bemerkungen über dramatische Poesie und Mimik, welche treffende Urtheile über einzelne Stücke und das Spiel einzelner Schauspieler (unter diesen der berühmte Eckhof!) welche belehrende Vergleichungen, welche Menge fruchtbarer Gedanken und geschmackvoller Kenntnisse jeder Art in den beiden Jahrgängen der Dramaturgie niedergelegt sind; nur aus dem mißmuthigen Schluß stehe noch einiges hier. Er berichtet, wie einige gute Leute in Hamburg einen Versuch haben machen wollen, ob sich für das deutsche Theater nicht etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne; man sey darauf verfallen, ob er bei diesem Unternehmen nicht nützlich seyn könnte? Er habe dazu Lust gehabt; die Frage sey also nur noch gewesen: ob er es könne? und wie er es am besten könne? „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Die ältesten sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Die Kritik soll das Genie ersticken! und ich schmeichelte mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, was besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich so viel Zeit (von seiner Emilia Galotti schreibt er einmal: er mache alle sieben Tage sieben Zeilen, erweitere unaufhörlich seinen Plan und streiche immer wieder aus), ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter seyn kann als ich.“ So

sey man darauf verfallen, seine Kritik selbst nützen zu wollen, so sey die Idee zu diesem Blatt entsprungen und sie habe ihm gefallen. „Sie sollte jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers hier thun würde.“ Der letztern Hälfte sey er sehr bald überdrüssig geworden: „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren, sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden.“ . . . „Aber die erstere Hälfte meines Versprechens?.. Wenn das Publicum fragt, was ist denn geschehen? und mit einem höhnischen Nichts! sich selbst antwortet; so frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts; es hat dem Werk nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseits dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich;“ u. s. w. Er habe darum bei den Schritten verweilen müssen, welche die Kunst des dramatischen Dichters aus den Irrpfaden heraus rückwärts thun mußte, um dann erst auf ihr Ziel loszugehen. Er glaube die dramatische Dichtkunst so gründlich als Einer studirt zu haben, insbesondere den Aristoteles, und getraue sich zu beweisen, daß jene von der Richtschnur dieses Philosophen sich keinen Schritt entfernen könne, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Er habe dem Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die berühmtesten Muster der französischen Bühne jenen Regeln entsprächen. Das Gefühl der Deutschen sey durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer geweckt worden; aber nun sey der Wahn eingerissen, der Zweck der Tragödie lasse sich auch ohne jene Regeln erreichen, das Genie anerkenne und bedürfe gar keine Regeln. Diese Gährung des Geschmacks zu hemmen habe er sich zur Aufgabe gemacht. — Wir wollen von der Dramaturgie nur noch anmerken, daß sie in Deutschland das größte Aufsehen machte, und auch sogleich — nach löblicher Sitte! — nachgedruckt wurde. Gegen Lessings eignes Urtheil über sich als dramatischen Dichter müssen wir ihn jedoch einigermaßen in Schutz nehmen, weil es allzu streng ist; er schreibt dem freien, schaffenden Genius in sich zu wenig und der Kritik zu viel zu, oder er gebraucht letzteres Wort in einem sehr weiten, sonst nicht gewöhnlichen Sinn. Die Lust und die Leichtigkeit des Schaffens gesteht er sich selbst, in früheren Jahren wenigstens, zu, und auch später hatte sie ihn nicht verlassen, mochte sie sich auch vermindert haben; die sich ihm darbietenden und aufdrängenden Conceptionen waren freilich mehr Gebilde und Erfindungen eines lebhaften, beobachtenden, verbindenden und dialektischen Verstandes, als Schöpfungen einer schwelgenden und überströmenden Phantasie; sie konnten durch Kritik, durch Anwendung der Regeln eines gebildeten Geschmacks sehr viel gewinnen; ausgebreitetes Wissen, reiche Erfahrung und Beobachtung, ernstes Nachdenken ersetzten manchmal die Begeisterung, die prophetische Inspiration; aber das Leben in seinen Dramen und in den einzelnen Charakteren entsprang doch immer einer nicht kleinen Schöpferkraft; seine Personen wurden dem Dichter doch so weit lebendig, daß er ihre Worte so zu sagen aus ihrer Seele und nicht aus seinem Wissen und seinen Beobachtungen zusammen liest; und der krystallhelle anmuthige Bach seines so frisch und kräftig, so heiter abwechselnd und vielfach anregend hinfließenden Dialogs führt auch gar manche ächte poetische Goldkörner. Wenn das alles Erzeugniß des Verstandes (oder der Kritik) seyn soll, so muß mancher, der sich Phantasie zutraut, vor jenem Verstand sich beschämt zurückziehen. Und daß Lessing, wenn ihn ein angemessener Vorwurf anregte, wohl auch den Ton der höhern Poesie zu treffen vermochte, erkennt man aus der Scene, welche allein von seinem nach einer Nachricht großentheils oder ganz ausgearbeiteten, aber leider verloren gegangenen Doctor Faust erhalten ist, und die auf einer bedeutenden philosophisch-poetischen Höhe steht. Lessing gab sie in den Literaturbriefen als die Arbeit eines Freundes, und fügt hinzu: „Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!“

Den Uebergang von Lessings Leistungen auf dem Gebiet der Poesie zu seinen gelehrten und antiquarischen Arbeiten macht sein Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Winckelmann hatte dem Studium der Kunst, der Antike, einen ganz neuen Schwung gegeben, und Lessing fühlte sich veranlaßt, aus dem Schatz seiner Gelehrsamkeit so wie seines scharfen und klaren Denkens auch einen Beitrag zur Festsetzung der Gesetze und Gränzen der verschiedenen Künste (die Malerei bedeutet überhaupt die bildenden Künste, und Poesie diejenigen, deren Nachahmung fortschreitend ist) und zu Berichtigung mancher Vorurtheile zu geben. Nicolai berichtet, der erste Keim von Lessings Idee hierüber zu philosophiren liege in Briefen, die er mit Mendelssohn gewechselt. Nicht durch Kunstwerke, sondern durch scharfsinnige Philosophie sey sein Laokoon veranlaßt worden; er habe damals noch nicht viel Malereien und andere Kunstwerke gesehen, habe sich wenig um das bekümmert, was die Maler wirklich gethan, sondern mehr auf dasjenige gesehen, was sie nach seinem Begriff von der Malerei thun sollten. Mag nun aber auch der Laokoon den bloß praktischen Künstler wenig befriedigen und fördern, wie Nicolai behauptet, so sind doch darin

eine Menge treffender und feiner Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit und die in der Natur der Sache liegenden Gesetze der bildenden und der successiven Künste, aus einem tiefen Nachdenken geschöpft und begründet durch eine Fülle treffend gewählter Beispiele, niedergelegt; das Buch hat so viele Kritiker und theilweise oder ganze Gegner hervorgerufen, es hat durch seinen hinreißenden Styl ein so großes Publicum gefunden; und die aufgestellten Behauptungen sind, weil sie nicht auf das System und die Formeln einer Schulphilosophie sich gründen, sondern die ungesuchten Ergebnisse eines eben so unbefangenen als tiefen und scharfsinnigen Denkers und ausgezeichneten Gelehrten sind, so wenig dem Schicksal des Veraltens ausgesetzt, daß man den Laokoon zu den Schriften zählen muß, welche den größten und nachhaltigsten Einfluß auf Aesthetik und Geschmack in Deutschland ausgeübt.[1] Wirklich ist auch vieles davon ins allgemeine Bewußtseyn übergegangen. Lessing ging von der blendenden Antithese des Simonides aus: daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sey. Aus diesem Satz, dessen nothwendige Einschränkung die Alten nicht verkannt, haben nun die neuern Kunstrichter die crudesten Dinge geschlossen. Sie zwingen bald die Poesie in die engern Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Ja diese Afterkritik habe zum Theil die Virtuosen selbst angesteckt. Sie habe in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt. Diesem falschen Geschmack und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten sey die vornehmste Absicht des Laokoon, der zufälligerweise mehr nach der Folge seiner Lectüre als durch methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen, mehr unordentliche Collectanea zu einem Buch enthalte, als ein Buch sey. Ein ungemein fruchtbar behandelter, mit eben so viel überzeugendem Scharfsinn als imponirender Gelehrsamkeit bewiesener Hauptsatz des Laokoon ist: Die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, wie der Raum das Gebiet des Malers, oder was dasselbe sagt: Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie. Dieser aus den besten und größten Mustern eben so wie aus der Natur der Sache abgeleitete Satz wird dann zur Correction des falschen, entarteten Geschmacks angewendet. Ein anderer wichtiger Satz ist der: Schönheit ist der höchste Endzweck der bildenden Kunst, mithin nicht bloße Nachahmung der Natur, sondern schöne, idealisirende Nachahmung der Natur; der Dichter hat einen weitern und freiern Spielraum, theils weil das bloß Erzählte die Sinne nicht so afficirt, wie das Angeschaute (dieß gilt zunächst für das Epos, welches Lessing, als die reinere Gattung, über das Drama „die lebendige Malerei des Schauspielers" stellte), theils weil er, eine Reihe von Zeitmomenten durchlaufend, durch den endlichen Gesammteindruck die einzelnen unschönen und häßlichen Züge auslöschen, ja durch den Contrast zur Hervorhebung des Schönen benützen kann. Der Laokoon blieb unvollendet — aber freilich welch ein Fragment! — und der Verfasser sagt in einem der letzten Abschnitte, er wage nun, nachdem Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums erschienen, keinen Schritt weiter, ohne dieß Werk gelesen zu haben, und bemerkt: bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln könne zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt finde. Lessing selbst kann man diesen Vorwurf nicht machen, denn so philosophisch er zu Werke geht, stützt er sich doch beinahe durchgehends auf Beispiele und thut sich etwas darauf zu Gute, daß diese „nach der Quelle schmecken." An den Laokoon, sofern er sich mit alter Kunst beschäftigt, schließen sich an die antiquarischen Briefe, zu welchen er zunächst durch eine Kritik von Klotz über den Laokoon veranlaßt wurde; zuerst ward nur eine Rechtfertigung und eine Zurückweisung des Gegners beabsichtigt, aber „die Folge schien den Inhalt selbst wichtiger zu machen, als es bloße Zänkereien über mißverstandene Meinungen dem Publicum zu seyn pflegen." In denselben ist freilich von vielem die Rede, was nur den Archäologen vom Fach interessiren kann; von geschnittenen Steinen, von alten längst verlorenen Gemälden, von der richtigen Deutung technischer Ausdrücke u. s. w.; aber daneben enthalten die Briefe auch eine Fülle von allgemein interessanten historischen Notizen, von ästhetischen Bemerkungen und geistvollen kleinen Abhandlungen, so daß auch Laien diese gelehrten Briefe mit Begierde lasen und noch mit Genuß und Nutzen lesen können. Der Styl Lessings, über den noch unten zu reden ist, zeigte sich hier besonders in seiner Trefflichkeit. Die köstliche kleine Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet (nämlich nicht als ein Skelett, sondern als einen Zwillingsbruder des Schlafes, als einen schönen Knaben oder Jüngling), wird jeder Gebildetere von ernstem Sinn mit stets gespanntem Interesse und hoher Befriedigung lesen. Man findet darin eine kurze, aber sehr schöne Apologie der mit Geist betriebenen Archäologie, gegenüber dem geistlosen gelehrten Wühlen. Nachdem er, scheinbar zum Vortheil seines Gegners, mehrere alte Abbildungen von Skeletten aufgezählt, fährt er fort: „Welch elendes Studium ist das Studium des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse anömmt, wenn der der gelehrteste darin ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten auf den Fingern herzuzählen weiß! Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat dieses Studium. Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige; jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken.

[1] Goethe datirt davon gleichsam eine neue Epoche seines ästhetischen Bewußtseyns. Taschen-Ausgabe XXV. 162.

Ehe jener noch sagt: „So war das," weiß dieser schon, ob es so hat seyn können. „Wie Lessing es verstand, einer anscheinend ganz gelehrten Frage Anwendung auf das Leben und das Praktische zu geben, zeigt der schöne Schluß der genannten Abhandlung: „Da unsere Religion uns auch versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne, so sehe ich nicht ein, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes, und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt." Wie ausgezeichnet günstig dieß Gebiet für Lessings Eigenthümlichkeit war, leuchtet ein; seine Gelehrsamkeit führte seinem Scharfsinne eine Fülle von Stoff zu, und sein Scharfsinn befruchtete hinwieder seine Gelehrsamkeit; Lessing war nicht nur der Gelehrteste unter den schönen oder „witzigen" Geistern und der Geschmackvollste unter den Gelehrten, sondern er nahm in der Gelehrsamkeit und Geschmacksbildung an sich eine der ersten Stellen ein. So wußte er das Studium des Alterthums zu beleben, zu würzen, zu adeln; und wenn er sich auch vorzugsweise nur auf die Kunst und Poesie der Alten richtete, hat er doch mittelbar und unmittelbar mächtig den verdienstvollen Männern vorgearbeitet, welche nach ihm das politische und geschichtliche Leben der Alten, ihre Religion und Mythologie und Philosophie in lebendiger Gesammtanschauung dem Bewußtseyn zu vergegenwärtigen mit Erfolg bemüht gewesen sind. Es ist bedeutsam, daß Lessing, einer der wichtigsten Begründer unserer neuern Literatur, dichtete:

Betritt der Alten sichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab;
Er suchet blumenreichre Stege
Und findet seines Ruhmes Grab!

Das Gebiet der Philosophie, der Speculation im strengern Sinn, der Metaphysik hat Lessing nicht cultivirt, so sehr er historisch damit bekannt war [1] und so scharfsinnig er die psychologischen und ästhetischen Begriffe zu analysiren und zu deduciren wußte. Das reine speculative Denken aus vorausgesetzten Begriffen war seine Sache nicht; als Uebung des reinen Denkens galt ihm die Mathematik — in seinen reifern Jahren aber beschäftigte er sich lieber mit einem Denken, dessen Inhalt und Gegenstand gegeben war — gab es doch auf den positiveren Gebieten so viel zu streiten und zu forschen! Was Lessing von der Speculation ferner hielt, war nicht Trägheit, nicht Mangel an Trieb, die Wahrheit zu erforschen, sondern, möchten wir sagen, der horror vacui. Denn er schreibt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Gemeinschaftlich mit Mendelssohn hatte er zwar den Aufsatz verfaßt: Pope ein Metaphysiker! worin, der Berliner Akademie zum Spott, welche eine Vergleichung von Pope's System mit dem des Leibnitz verlangt hatte, gezeigt wird, daß Pope ein Dichter und kein Philosoph sey, daß er kein strenges consequentes System habe; aber der philosophische Inhalt mochte wohl mehr von „Herrn Moses" herrühren, an welchen Lessing nachher schrieb: „Es ist mir recht sehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphysiker, sich in einen Belesprit ausdehnt; wenn sein Freund, der Belesprit, sich nur ein wenig in einen Metaphysiker concentriren könnte oder wollte!" Und später finden sich von Lessing nur wenige, wohl meist durch Disputiren und durch Briefwechsel mit Freunden hervorgerufene kurze Erörterungen metaphysischer Materien, wo sich aber die Schärfe seines Geistes nie verläugnet, wie z. B.: Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott; und: über das Verhältniß des Leibnitz zu Spinoza. Bekannt ist, welches Aufsehen, welche Bewegung in der philosophischen Welt die Enthüllung von Lessings Spinozismus durch F. H. Jacobi hervorgebracht hat, wie namentlich Mendelssohn, Lessings alter Freund, der ihn doch gut zu kennen glaubte, durch diese Nachricht überrascht, ja betrübt wurde; wie man Rath pflog, ob man die Thatsache dem Publicum kund thun oder unterdrücken müsse. Jacobi erzählt, er habe Lessing 1780, im Jahr vor seinem Tode, in Wolfenbüttel besucht, im Glauben, an ihm einen vollkommenen Theisten zu finden, sey aber beim ersten Gespräch bald durch dessen unumwundenes Geständniß überrascht worden, daß er, wenn er sich nach einem Philosophen nennen solle, er sich zu Spinoza bekennen müsse. Es gebe keine andere Philosophie als die Spinoza's. Ἓν καὶ πᾶν sey sein Wahlspruch; er begehre keinen freien Willen. Hierbei sey Lessing in mehreren Unterredungen geblieben. Mendelssohn sträubte sich auf jede Weise gegen die Annahme von Lessings Spinozismus; und in der That, so gut sich begreift, daß der kühne und consequente Sinn des Mannes sich zu allen Folgerungen eines unerschrockenen Systems verstehen mochte, so gewiß es ist, daß er den Spinoza gründlich kannte, so darf man doch behaupten, daß des beschaulichen Spinoza's Fatalismus dem energisch handelnden Lessing, der das Wort aussprach: „der Mensch muß nie müssen!" nicht gemäß war, und so gewiß ist es, daß er in seinen Schriften durchaus auf theistischem Standpunct steht. Möglich allerdings, daß er in den letzten Zeiten seines Lebens diesen verlassen, daß er mit den Theologen, denen er in so Vielem entgegen-

[1] Besonders beschäftigte er sich mit Leibnitz, und wollte dessen Leben beschreiben.

getreten, auch nicht mehr diesen Boden gemeinsam haben mochte; aber denkbar ist auch, daß er bei seiner bekannten dialektischen Streitlust ein System, das sich ihm von gewissen Seiten empfahl, gerade gegen einen tüchtigen Gegner mit einer Entschiedenheit verfocht, die nicht seine beständige Ueberzeugung war. Dafür könnten die Scherze sprechen, deren Jacobi erwähnt. Wie dem sey, — ohne jene posthumen durch Jacobi verbreiteten Aufschlüsse, würde Lessing, nach seinen Schriften, als Theist gelten müssen. Hauptsächlich kann man sich hiefür auf sein Christenthum der Vernunft berufen, wo er die Hauptdogmen des Christenthums, freilich in etwas anderem Sinn, philosophisch zu deduciren sucht, und selbst mit der Trinität einen scharfsinnigen und geistreichen Versuch macht; hier sagt er: „das würde kein Gott seyn, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte;“ und wieder: „Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheiten bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann; beide sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten.“ Freilich hat man auch schon in seinem Versuch einer Deduction der Dreieinigkeit den Beweis gefunden, daß er sich die Gottheit unpersönlich gedacht habe. Eben so setzt er in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ einen nach moralischen Zwecken handelnden Gott voraus. Nun argumentirt Lessing allerdings häufig im theologischen und religiösen Gebiet auf den Grund von Hypothesen, die er selbst nicht zugiebt, und leiht seine scharfsinnigen Gründe und Beweise Systemen, die nicht die seinigen sind — aber die obigen Sätze sind oder waren doch zu einer gewissen Zeit zuverlässig seine eigene philosophische Ansicht. Mit Spinoza, welcher alle Individualitäten zu Modificationen, zu vorübergehenden theilweisen Offenbarungen der einen Substanz macht, tritt Lessing (mehr an Leibnitz sich anschließend) sogar in einen merkwürdigen Contrast durch sein Festhalten an der Individualität, worin er so weit geht, daß er halb und halb der Idee der Metempsychose das Wort redet: „Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?.... Weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Wirklich wird Lessing noch jetzt wegen seiner tiefsinnigen Auffassung christlicher Dogmen selbst von strengeren Theologen gerühmt, gegenüber der flachen Aufklärung, während andere den Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente als einen Ungläubigen betrachten, und noch andere ihn eben darum als Vorläufer der freien Wissenschaft feiern. Diese Verschiedenheit des Urtheils herrschte schon zu Lessings Lebzeiten; Nicolai schrieb ihm: „Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden.“ War Lessing sich selbst unklar? veränderte sich seine Ueberzeugung? oder war er doppelzüngig? Wir suchen dieß in der Kürze zu erklären. Die Erkenntniß der Wahrheit, das Forschen nach ihr, galt Lessing alles; der brennendste Wahrheitsdurst, die reinste Wahrheitsliebe ist ein Grundzug seines Charakters, und das stolze Bewußtseyn hievon tritt überall hervor. Ein so tiefer und rastloser Geist mußte sich auch mit den Problemen der Religion, des Christenthums vielfach beschäftigen, und wenn er auch von frühen Jahren an sich über das Aeußerliche der Religion wegsetzte, sprach er sich doch immer mit Achtung, Ernst und Würde über jene Gegenstände aus; er tadelte früher scharf einen Wieland, der „die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wissen wolle,“ und warnt vor dessen Anpreisung des Shaftesbury: „Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte, Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange.“ So wenig nun der strenge Lehrbegriff der Kirche Lessings kühnem und freiem Geiste genügte, so wenig befriedigte ihn auch die damalige Weise, das Christenthum dem gemeinen Verstande annehmlich und mundrecht zu machen; er spottet über seine Zeit: „wo man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, daß man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden könne.“ Er hatte darüber gelächelt, daß die Theologen nach seiner Ankündigung des Berengar ihn so belobten und große Stücke auf ihn hielten, und sich selbst einen baldigen Wechsel dieser Gesinnungen prophezeit. 1773 schrieb er seine Schrift: Leibnitz von den ewigen Strafen, wo er sich für die Ewigkeit entscheidet; freilich muß man hier wie sonst oft seiner Aeußerung eingedenk seyn, daß er manches γυμναστικῶς nicht δογματικῶς behaupte. Sein Bruder meinte, er habe damit den Orthodoxen die Cour machen wollen, werde aber seinen Zweck verfehlen. Lessing schrieb ihm darüber: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr als du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan.“ Und etwas später an denselben: „Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen.... Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen. Mit der Orthodoxie war man, Gott sey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt

diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, sieh etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sey. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen, das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen." Seine eigene Ansicht vom Christenthum schloß sich nicht ab; bei seinem lebhaften Scharfsinn ließ er sich nicht von einseitigen Darstellungen und Demonstrationen gewinnen; „er liebte," schreibt Nicolai, „das Disputiren und haßte den Parteigeist, weil er selbst keiner Partei anhing. Manche haben ihn mißverstanden, weil sie Sätze, die er des Gedankenwechsels wegen aufwarf, für seine Meinung hielten. Im siebenjährigen Krieg vertheidigte er in Leipzig immer die Preußen, und in Berlin die Sachsen." Aber diese Liebe zum Disputiren ließ ihn auch mit sich selbst nicht recht einig werden; merkwürdig ist sein Geständniß: „Je bündiger mir der eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten."

Durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente (eines Ungenannten; erst später wurde Reimarus als Verfasser bekannt,) wurde Lessing in den letzten Jahren seines Lebens erst in heftige theologische Fehden verwickelt. Seine Freunde hatten ihm die Veröffentlichung abgerathen, aber er ließ sich nicht zurückhalten. Nach Nicolai's Behauptung hätten die Orthodoxen Lessing ganz mißverstanden, daß sie ihn als Gegner betrachteten, und Lessing selbst berichtet, daß ihm viele rechtgläubige Theologen von Anfang an für die Herausgabe Dank gewußt. Indessen der Hauptpastor Götze in Hamburg, früher ein Freund Lessings, aber aus andern, geringfügigen Gründen erbittert gegen ihn, griff die Fragmente, oder vielmehr den Herausgeber, aufs heftigste, ungezogenste und unbesonnenste an, und gab Lessing dadurch Veranlassung zu jenen meisterhaften Streitschriften, worin er die Gewandtheit seines Geistes und die Schärfe seiner Feder glänzender als je bewährte und den Liebhabern literarischer Polemik so wie den Lachern ein seltenes Schauspiel und einen hohen Genuß verschaffte. So kühn, so freudig, so siegesgewiß jedoch der Ton Lessings in diesen dialektischen Meisterstücken ist, eine so verdrießliche und trübe Seite hatte denn doch diese Fehde für ihn; nicht nur daß man ihm das weitere Schreiben in dieser Sache verwehren wollte — auch sein Gemüth wurde durch die erfahrenen Anfeindungen angegriffen, und obgleich er versicherte, daß es ihn keinen Augenblick gereut, die Fragmente herausgegeben zu haben, beklagte er sich doch schmerzlich, daß man ihn, „einen Laien, bei den Haaren in diesen Streit hineingezogen," und daß er „durch die Verdrehungen eines hämischen und unwissenden Zeloten um alle Ansprüche auf den Namen eines Christen habe gebracht werden sollen." Die wichtigsten jener Fragmente handelten von der: „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können;" davon, „daß die Bücher des alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren," und von der „Auferstehungsgeschichte," worin Widersprüche gefunden werden. Lessing bemerkte, jeder aufgeklärte Christ, jeder, der seiner Religion fest vertraue, müsse die Veröffentlichung willkommen heißen, weil sie Gelegenheit zu gründlicher Beantwortung von scharfsinnigen Einwürfen darbiete. Er lobt die Gründlichkeit, die Gelehrsamkeit, die Wahrheitsliebe und Mäßigung des Verfassers, will aber seine Behauptungen keineswegs vertreten. Sollte aber auch der Verfasser Recht behalten, so sey nicht das Christenthum gefährdet, sondern nur die Bibel: „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihm keine innere Wahrheit geben, wenn es keine hat." Dieß wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil der Fragmente — im schlimmsten Fall, wenn die Theologen nicht befriedigend darauf zu antworten wüßten. Ernste Prüfung thue noth; man habe dort jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gotteslängner herabgewürdigt. Noch sey auf keiner Seite der Mann erschienen, der die Religion so bestreite, und der sie so vertheidige, wie es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordere. Jedem einzelnen Fragment setzte er einige Gedanken bei, um dem ersten panischen Schrecken zu steuern, das kleinmüthige Leser befallen könnte, und weil er den Ton der Verhöhnung verabscheue, den man ihm sonst zuschreiben könnte.

Im weitern Verlaufe des Streites macht Lessing den Theologen den Vorwurf, daß sie nicht bei der Strenge des mindestens consequenten orthodoxen Systems stehen geblieben, und behauptet, daß dasselbe sich wohl hätte hartnäckiger vertheidigen lassen, was er mit Scharfsinn darthut; unter dem orthodoxen System aber versteht er die Symbole der vier ersten Jahrhunderte. Daß es nicht sein System sey, giebt er freilich deutlich genug zu verstehen. Ernster gemeint, als die Beschuldigung, zum Katholicismus sich hinzuneigen, sofern er, den obenangeführten Sätzen gemäß, gegen die Bibliolatrie (Vergötterung der

Bibel) kämpfe, war die Anklage „mittelbarer und unmittelbarer feindseliger Angriffe auf die christliche Religion," von Götze erhoben.

Indem nun Lessing die persönlichen, gehässigen Verdächtigungen, die Mißverständnisse, die Verdrehungen und falschen Consequenzen seines Gegners mit glänzendem Witz und unerbittlichem Spott zurückwies, erörterte er ausführlicher die schon angegebenen Sätze; er stellte eine Hypothese auf über die Entstehung der Evangelien, und suchte zu zeigen, wie Widersprüche und Irrthümer selbst mit dem Begriff der Inspiration verträglich seyen; er verlangt statt des Buchstabens den Geist, statt des von Jedem wieder anders festgesetzten und geforderten Glaubens die Liebe; er unterscheidet die Religion Christi und die christliche Religion. Vermöge seiner Besonnenheit, seiner Dialektik und Gelehrsamkeit war er allen seinen heftigen, polternden, schimpfenden und verdächtigenden Gegnern überlegen; nur das, was er wirklich gesagt und geschrieben, vertrat er; ihm angedichtete Suppositionen und Folgerungen schleuderte er mit scharfer Klinge zurück; inquisitorischen Fragen entzog er sich und blieb und hielt seine Gegner streng bei der von ihm bezeichneten Linie; seine Ansichten von Religion und Christenthum waren früher ernst und gemäßigt; er schrieb mit Eckel von Berlin im Jahr 1769: „Man habe dort nur die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man wolle; und dieser Freiheit sich zu bedienen müsse der rechtliche Mann sich nun bald schämen;" er wurde von seinem Bruder wegen der Emilia Galotti getadelt, weil sie zu fromm sey, „ihre Frömmigkeit mache sie ihm etwas verächtlich — ihre Aeußerungen verrathen einen gar zu kleinen Verstand, zu wenig Selbstdenken!" Kurz Lessing war nicht der Gegner des Christenthums, zu dem ihn Freunde und Feinde machen wollten. Aber wohl mochte sich des vielfach und unbillig Angegriffenen hin und wieder eine gewisse Gereiztheit bemächtigen, welche die Personen der Gegner nicht ganz von ihrer Sache und von der Sache und dem Gegenstand des Streites schied, und Lessings anfängliches, unter damaligen Umständen wohl entschuldbares Zurückhalten mit seiner eigenen Ueberzeugung, deren Aussprechen von ihm zu fordern freilich Niemand das Recht hatte, mochte ihn Manchen als unaufrichtiger oder feindlicher erscheinen lassen, als er wirklich war. Denn ganz aufrichtig kann man es kaum finden, wenn er im Anti-Götze schrieb: „Ich habe bis auf den Zeitpunct, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welcher ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe. Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten ... nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er?"[1] und wenn er über seinen Nathan später schrieb: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen. Aber hier ist nicht der Ort sie zu rechtfertigen." Selbst eine Lessing'sche Dialektik würde schwerlich hinreichen, diese beiden Aeußerungen ganz in Einklang zu bringen, denn wenn er von jeher Nathans Gesinnungen gegen jede positive Religion hegte, wie konnte er früher die christliche Religion mit besonderer Gunst vertheidigen? Das Eigentliche von Lessings Ansichten über natürliche und positive Religion und Christenthum findet man wohl in dem Testament Johannis, und in den kleinen Aufsätzen, die sein Nachlaß enthielt. In jenem stellt Lessing den Satz auf, daß die von Johannes in seinem hohen Alter immer wiederholte Ermahnung: Kinder liebt Euch! der Inbegriff der christlichen Religion, und die Erfüllung dieser Aufgabe das wahre Christenthum sey, im Gegensatz gegen die weit mühelosere Annahme der christlichen Glaubenslehren. Aus den zwei Fragmenten: die Religion Christi, und: Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion heben wir folgende Sätze aus: die Religion Christi, diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte, — und die christliche Religion, die Christum für mehr als einen Menschen hält, und ihn selbst zum Gegenstand ihrer Verehrung macht, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jene ist mit den klarsten und deutlichsten Worten in den Evangelisten enthalten; diese so ungewiß und vieldeutig, daß schwerlich je zwei Menschen mit einer Stelle den nämlichen Gedanken verbunden haben. .... Zur natürlichen Religion, deren Inbegriff ist: einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, und auf diese bei allen Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist jeder Mensch aufgelegt und verbunden, nach dem Maaß seiner Kräfte. Da aber dieß Maaß verschieden, und daher eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden seyn würde, hat man den Nachtheilen dieser Verschiedenheit im socialen Zustand der Menschen vorbauen zu müssen geglaubt, und daher conventionellen Dingen und Begriffen diejenige Wichtigkeit und Autorität beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selber hatten; d. h. man machte aus der natürlichen Religion eine positive, und diese erhielt ihre Sanction durch das Ansehen ihres Stifters, der das Conventionelle derselben von Gott zu haben behauptet. Die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit

[1] Götze.

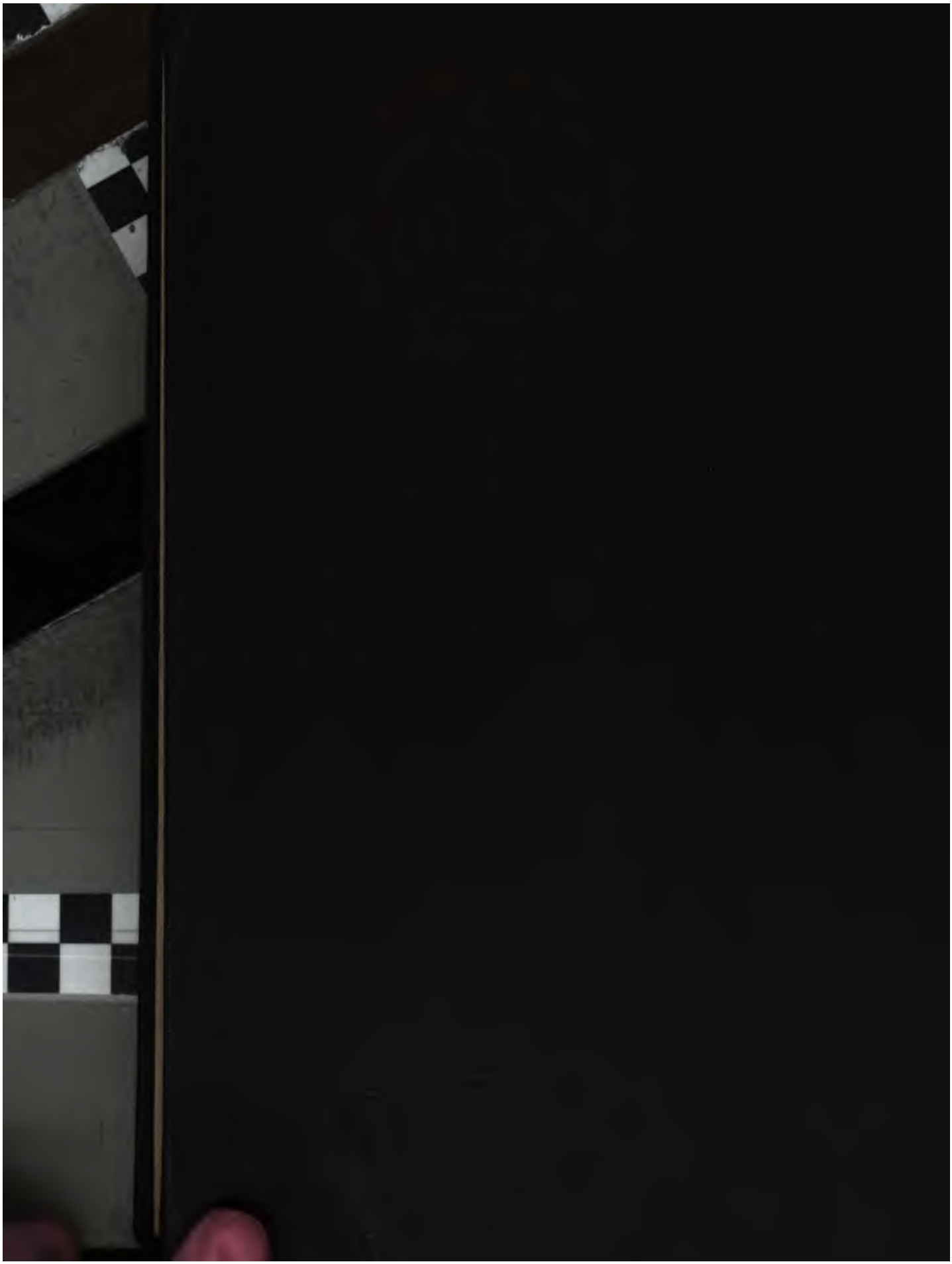
modificirt wird, ist ihre innere Wahrheit, und diese innere Wahrheit ist bei einer so groß als bei der andern. Alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Die beste positive Religion ist die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält. —

Besser hätte er wohl gethan, seine eigene ganze Ueberzeugung früher schon unumwunden auszusprechen, doch mag sich Manches zu seiner Entschuldigung sagen lassen, wenn man die Zeitumstände in Betracht zieht. Merkwürdig, und rühmlich für Lessing ist es, daß er nach diesem hitzigen Streit kräftig genug in jeder Hinsicht war, sich als Dichter so zu sagen über den Kampf zu stellen, oder, wenn man lieber will, den Streit poetisch fortzusetzen und zu schließen — in seinem Drama: Nathan der Weise. Die Heftigkeit des Polemikers ist hier von der Milde des Dichters gedämpft, und Lessing bedient sich mit anerkennungswerther Mäßigung des Vorrechts, den Streit auf ein Gebiet versetzen zu können, wohin ihm seine Gegner nicht folgen konnten. Die künstlerischen Vorzüge dieses Drama's wurden schon oben anerkannt; hier nur noch Weniges über seine Tendenz. Diese ist eine philosophische: zu zeigen, wie die Vorrede sich ausdrückt, daß es längst unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt, und doch gute Leute gewesen, und dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblicke. — Dagegen aber läßt sich einwenden: der Streit der Religionen dreht sich nicht um die Frage, ob die Bekenner jeder Religion moralisch gut handeln können, sondern eher um die Alternative paroeque oder quoique, welche durch den Nathan nicht gelöst wird. Die Hauptsache für Lessings Zweck sind also die speciell auf die Religion bezüglichen Reden, die Argumentation gegen die Wunder, das berühmte Mährchen von den drei Ringen — die aber mit dem Drama selbst ziemlich locker zusammenhängen. Das Wort: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermuthlich ging verloren," ist in einigem Widerspruch mit den Ideen der „Erziehung des Menschengeschlechts;" das Christenthum ist, während Judenthum und Mohammedanismus die ausgezeichnetsten Vertreter finden, durch den Patriarchen in historisch zwar nicht unwahrem, aber neben den andern beiden Religionen in nachtheiligem Lichte dargestellt, und endlich war Saladin, der sich allerdings häufig menschlich, gerecht, seinem Worte treu und aus Staatsklugheit und Humanität tolerant zeigte, doch keineswegs der vorurtheilsfreie Mann, zu dem ihn Lessing macht; dieser beruft sich auf „Winke der Geschichtschreiber," aber gründliche Geschichtsforscher haben gezeigt, daß Saladin zwar aus Klugheit und Humanität sich treu, gerecht und mild gegen Andersglaubende zeigte, aber mit Fanatismus an seiner Religion hing. Dieß beweist freilich nichts gegen Lessings Tendenz, wohl aber, daß sein Sultan eben so wie sein Nathan eine Fiction ist. Wenn indeß dieß berühmte Drama theoretisch auch nicht eben überzeugen kann, so hat es doch ohne Zweifel praktisch wohlthätig gewirkt, und was es zur Beförderung des religiösen Indifferentismus beigetragen haben mag, wurde gewiß überwogen durch seine heilsame Wirkung auf Beförderung der praktischen Toleranz.

Als eine weitere Frucht und Nachwirkung des theologischen Streits lassen sich die anziehenden „Gespräche für Freimaurer" betrachten, in welchen als der wahre und höchste, nicht von allen Freimaurern erkannte, und auch von Andern möglicherweise verfolgte Zweck dieses vielbesprochenen Ordens, der bezeichnet wird: die nothwendigen, und in ihrer Art auch wohlthätigen Unterschiede der Stände, der Berufe, der Nationalitäten, des Besitzes, der Religionen durch wahre Humanität einigermaßen auszugleichen, und das gemeinsame Bewußtseyn der Menschheit lebendig zu erhalten. Diese Gespräche sind in einem äußerst wohlthuenden Tone milder Beschaulichkeit, ohne alle Polemik und Bitterkeit, aber dabei mit großer Lebendigkeit und Schärfe geschrieben. In ihnen findet man auch einige politische Reflexionen, die bei Lessing sonst seltener sind. Dem vorherrschend philanthropischen Geist seiner Zeit (d. h. der Denker oder Philosophen!) gemäß, betrachtet Lessing den Staat als Mittel, nicht als Zweck, zur Beglückung der Menschen, „das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!" ... „Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland ꝛc. — als die Glückseligkeit jedes wirklichen, einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!" Wenn diese Ansicht einseitig und beschränkt ist, schließt sie doch den Mißbrauch eher aus, als die entgegengesetzte Einseitigkeit. Daß Lessing politische Mängel empfand, sieht man aus einem Brief, worin er sich über den Mangel an Freiheit in Berlin, verglichen mit Wien, beklagt: „Lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist." Obgleich Lessing in seiner Emilia Galotti das Schicksal der Virginia, ohne die politischen Elemente, zum Vorwurf einer bürgerlichen, modernen Tragödie machte, enthält dennoch das Stück so viele bittere und scharfe Züge, eine so feine Darstellung der Art, wie Höflinge den Leidenschaften ihrer Herren schmeicheln und ihnen die Bahn der Willkür und des Verbrechens mit Rosen bestreuen, daß man Lessings Intuition und seine Freimüthigkeit gleichermaßen bewundern muß.

Lessings kritische Thätigkeit war eben so furchtbar als

fruchtbar; wohin er ſeine kritiſchen Pfeile verſandte, da ſtreute er auch faſt immer duftende Blumen und guten Samen aus. Sie war ebenſo umfaſſend, als im einzelnen Falle tief eindringend; er beurtheilte philoſophiſche, theologiſche, geſchichtliche, philologiſche Werke eben ſo wie ſchöngeiſtige jeder Art, freilich nicht alles mit gleicher Gründlichkeit — bald faßte er mehr die Form, bald mehr den Inhalt ins Auge; manchmal berührte er nur eine einzelne Seite, deckte nur ein paar Blößen oder Plagiate auf, oder ſchleuderte einen treffenden Witz, einen vernichtenden Spott; aber immer waren ſeine Urtheile beſtimmt und treffend, nie vag und ſchielend, immer erkannte man darin den nach Gelehrſamkeit und Einſicht competenten Richter. Eben ſo ſicher und treffend ſpricht er von ganzen Fächern der Literatur, wie von den minutiöſeſten Details, als da ſind Conſtructionen, Leſearten u. dgl. So urtheilt er von der Geſchichte: daß es um dieſes Feld in dem ganzen Umfang der deutſchen Literatur noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet ſey es zwar genug, aber wie? Und die Urſache, warum wir ſo wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geſchichtſchreiber haben, iſt ihm die: Unſre ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſre Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoff eine Geſtalt zu ertheilen. Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht ſtören laſſen. Denn ſo haben jene am Ende doch nichts verdorben, und dieſe haben wenigſtens nützliche Magazine angelegt, und für unſre künftige Livios und Tacitos Kalk gelöſcht und Steine gebrochen. — Hier ſey die Bemerkung eingeſchaltet, daß Leſſing glaubte: der Name eines wahren Geſchichtſchreibers komme nur demjenigen zu, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibe. Mit unerſchrockener Rückſichtsloſigkeit zog er ebenſo die Berliner Academie, Gottſched und Klotz, Cramer, Wieland und Klopſtock, wie den obſcurſten Sudler vor ſein Tribunal. Da wir uns hierüber kurz faſſen müſſen, erinnern wir nur an Leſſings Urtheil über zwei große Zeitgenoſſen: über Rouſſeau und Goethe. Ueber den erſtern ſchrieb er 1755: „Er iſt überall der kühne Weltweiſe, welcher keine Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo allgemein gebilligt wären, anſieht, ſondern geraden Weges auf die Wahrheit zugeht, ohne ſich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen ſpeculativiſchen Betrachtungen Antheil genommen, und er ſpricht folglich aus einem ganz andern Ton, als ein feiler Sophiſt zu ſprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben.“ Offenbar erkannte Leſſing, der Gelehrte, in Rouſſeau, dem Feind der Gelehrſamkeit, dennoch die tiefere Geiſtesverwandtſchaft, die ſich auf die beiden gemeinſame feurige Liebe zur Wahrheit gründete, und auf das Streben beider nach Freiheit, obwohl Rouſſeau mehr Gluth beſaß, als der vorwiegend verſtändige Leſſing, und unmittelbarer, als dieſer, auf das Praktiſche losging. — Charakteriſtiſch iſt ſodann ſein (in einem Brief enthaltenes) Urtheil über Goethe's Werther. Der nüchterne Freund Leſſings, Nicolai, hatte dem Werke Goethe's ſeine „Freuden Werthers“ entgegengeſetzt, und ſchrieb darüber an Leſſing: „Sie ſind durch einige von einer ſchalen Philoſophie erzeugte Grundſätze veranlaßt worden, welche in den Leiden Werthers durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romanencharakter aufgeſtutzt ſind.“ Leſſing hat den Roman „mit Vergnügen“ geleſen, aber er ſteht im Ganzen auf demſelben Standpunct, wenn er einem Freund ſchreibt: „Wenn ein ſo warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſere Theilnehmung ſo ſtark beſchäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht! ... Alſo, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß; und je cyniſcher, je beſſer!“ Man wird auch dieß Urtheil, wie die Anſicht Leſſings vom Staat, einſeitig und beſchränkt nennen dürfen; aber man wird auch zugeben, daß es in vielen Hinſichten weniger bedenklich iſt, die Aeſthetik etwas ängſtlich an die Moral zu binden, als die Moral aus der Aeſthetik zu deduciren. Die Enthuſiaſten für Kunſt und Schönheit werden freilich über Leſſing ſpöttiſch lächeln, wenn dieſer gar keinen Zweifel darüber hatte, daß es etwas weit Größeres wäre: der Schöpfer des allerungeſtaltetſten Menſchen als der allervollkommenſten Statue zu ſeyn!

Noch einige Bemerkungen über Leſſings Sprache und Styl. Die anerkannte Trefflichkeit ſeiner Sprache war ebenſo Frucht des Fleißes und der Einſicht als glückliche Naturgabe. Er ſtudirte gründlich die deutſche Sprache in ihrem Weſen und ihren geſchichtlichen Denkmalen, er beſchäftigte ſich mit einem deutſchen Wörterbuch, er ſammelte treffende Ausdrücke und Wörter in ältern Schriftſtellern, er rückte es einem Wieland hart vor, daß er in der Schweiz die deutſche Sprache verlerne und eine Menge unnöthiger Fremdwörter in ſeinen Schriften einführe. Anziehend iſt, was er ſelbſt im Anti-Götze über ſeinen Styl ſagt — den ihm Götze getadelt hatte: „Vergeben Sie mir immer eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe. —

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? — Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Styl deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz. — Ich gebe meinen Styl aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl (das Verweilen bei Metaphern u. ſ. w.), dieſen Fehler mögen meine dramatiſchen Arbeiten mitverſtärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil ... die mehrſten Uebergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht ... Aber das iſt mein Styl und nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie, was Sie wollen; die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, auf was man will.“ Dieſe Worte bezeichnen kürzer und treffender, als wir es vermöchten, die Eigenthümlichkeit von Leſſings Sprache; neben ſeinem Gedankenreichthum und der Meiſterſchaft der Freiheit, womit er ſeinen Gegenſtand beherrſcht, beruht ſie hauptſächlich auf dem dialogiſchen oder dialektiſchen Element derſelben, auf dem lebendigen, ſcheinbar kunſtloſen Fortſchritt; alle Schriften Leſſings haben mehr oder minder ein ſpannendes, ein faſt dramatiſches Intereſſe, während bei uns Deutſchen ſonſt der Lehr- und Katheder-ton, eine Folge unſerer Erziehung und unſeres Lebens, ſo ſehr vorherrſcht. Mittelſt dieſer trefflichen, hinreißenden Proſa iſt Leſſing von der einen Seite der erweckende Genius der neuen deutſchen Literatur geworden, während von der andern Klopſtock den pathetiſchen Ton erhabener, ſchwungvoller Poeſie anſtimmte; ſolche Vorläufer mußten wohl den Weg bahnen, ehe die vollendete Pracht der Schiller'ſchen Poeſie, ehe die bezaubernde Milde und Reife von Goethe's Vers und Proſa die Nation entzückten.